Bei den eigentlichen Hirschen (Cervus) tragen blos die männlichen Glieder Geweihe, deren Aeste rund sind. Von den mehr oder weniger zahlreichen Sprossen sind mindestens drei nach vorwärts gerichtet; Augen- und Mittelsprossen sind immer vorhanden, weniger häufig die Eissprossen. An der Außenseite des Mittelfußes befinden sich Haarbüschel. Die Thränengruben sind deutlich. Bei alten Männchen (seltener auch bei sehr alten Weibchen) treten die Eckzähne im Oberkiefer über die anderen weit hervor.

Eine der stattlichsten und edelsten Gestalten dieser Gruppe, für uns die wichtigste aller Arten, ist der Edelhirsch (Cervus Elaphus). Ohngeachtet seiner großen Schlankheit ist er doch kräftig und



Der Edelhirsch (Cervus Elaphus).

schön gebaut, und dabei ist seine Haltung eine so edle und stolze, daß er seinen Namen mit vollstem Rechte führt. Seine Leibeslänge beträgt etwas über 7 Fuß, die des Schwanzes fast einen halben Fuß, die Höhe am Widerrist 4½ Fuß und die am Kreuz ein Paar Zoll weniger. Das Thier ist bedeutend kleiner und gewöhnlich auch anders gefärbt. Hinsichtlich der Größe bleibt unser Edelhirsch nur hinter dem Wapiti und dem persischen Hirsche zurück; die übrigen bekannten Arten übertrifft er. Er hat einen gestreckten, in den Weichen eingezogenen Leib mit breiter Brust und stark hervortretenden Schultern, einen geraden und flachen Rücken, welcher am Widerrist etwas erhaben und am Kreuz vor-

stehend gerundet ist, einen langen, schlanken, seitlich zusammengedrückten Hals, und einen langen, am Hinterhaupt hohen und breiten, nach vorn zu stark verschmälerten Kopf; die Stirne ist flach, zwischen den Augen ausgehöhlt, der Nasenrücken gerade; die Lippen sind nicht überhangend, die Augen mittelgroß und lebhaft, ihre Sterne länglichrund. Die Thränengruben stehen schräg abwärts gegen den Mundwinkel zu, sind ziemlich groß und bilden eine schmale, längliche Einbuchtung, an deren inneren Wänden eine fettige, breiartige Masse abgesondert wird, welche das Thier später durch Reiben an den Bäumen auspreßt. Das Geweih des Hirsches sitzt auf einem kurzen Rosenstocke auf und ist einfach verästelt, vielsprossig und aufrechtstehend. Von der Wurzel an beugt sich die Stange in einem ziemlich starken Bogen der Stirn gleichgerichtet nach rückwärts und auswärts; oben krümmt sie sich wieder in sanften Bogen nach einwärts und kehrt dann ihre Spitzen etwas gegen einander. Unmittelbar über der Nase entspringt auf der Vorderseite der Stange die Augensprosse, welche sich nach vor= und aufwärts richtet; dicht über derselben tritt die kaum minder lange und dicke Eissprosse hervor; in der Mitte der Stange wächst die Mittelsprosse heraus und am äußeren Ende bildet sich die Krone, welche ihre Zacken ebenfalls nach vorn ausdehnt, aber je nach dem Alter oder der Eigenthümlichkeit des Hirsches manchfaltigem Wechsel unterworfen ist. Die Stange ist überall rund und mit zahlreichen theils geraden, theils geschlängelten Längsfurchen durchzogen, zwischen denen sich in der Nähe der Wurzel längliche oder rundliche, unregelmäßige Knoten oder Perlen bilden. Die Spitzen der Enden sind glatt. Mittelhohe, schlanke, aber doch kräftige Beine tragen den Rumpf und gerade, spitze, schmale und schlanke Hufe umschließen die Zehen; die Afterklauen sind länglichrund, an der Spitze flach abgestutzt und gerade herabhängend; sie berühren aber den Boden nicht. Der Schwanz ist kegelförmig gebildet und nach der Spitze zu verschmälert. Ein feines Woll= und ein grobes Grannenhaar deckt den Leib und liegt ziemlich glatt und dicht an. Im Sommer wird es dünner und kürzer, im Winter stärker und länger; am Vorderhals verlängert es sich oft bedeutend. Die Oberlippe trägt drei Reihen dünner, langer Borsten; ähnliche Haargebilde stehen auch über den Augen. Nach Jahreszeit, Geschlecht und Alter ändert die Färbung des Rothwilds. Im Winter sind die Grannen mehr graubraun, im Sommer mehr röthlichbraun; das Wollhaar ist aschgrau mit bräunlicher Spitze. Am Maul fällt das Haar ins Schwärzliche, um den After herum ins Gelbliche. Nur die Kälber zeigen in den ersten Monaten weiße Flecken auf der rothbraunen Grundfarbe. Mancherlei Farbenänderungen kommen vor, indem die Grundfarben manchmal ins Schwarzbraune, manchmal ins Fahlgelbe übergehen. Hirsche, welche weiß auf farbigem Grunde gefleckt, oder vollkommen weiß sind, gelten als eine sehr seltene Erscheinung.

Da der Edelhirsch des Jägers liebstes Wild ist, wird es Niemand wunder nehmen, daß die Waidmannssprache nicht nur für ihn, sondern auch für alle seine Leibestheile und für jede seiner Bewegungen, ja für alle Verhältnisse zwischen ihm und dem Menschen eigene Worte erfunden hat. In früheren Zeiten wurde deren Nichtkenntniß oder Mißachtung mit einer sehr eigenthümlichen Strafe belegt, und heute noch zieht solche Nichtachtung jedem Unkundigen ein Lächeln des echten Jägers zu. Der männliche Hirsch heißt Hirsch, Edelhirsch oder Rothhirsch, der weibliche Thier, Roththier und Stück Wild, das Junge Kalb; mit Rücksicht des Geschlechtes aber Hirsch= oder Wildkalb. Das Hirschkalb wird, nachdem es das erste Jahr vollendet hat, Spießer genannt, mit dem zweiten Jahr erhält es den Titel Gabelhirsch oder Gabler, im dritten Jahr Sechsender u. s. f., je nach der Zahl der Enden oder Sprossen des Geweihes. Wenn dieses ganz regelmäßig gebildet erscheint, ist der Hirsch ein gerader Ender, wenn eine Stange nicht genau wie die andere ist, ein ungerader. Erst wenn der Hirsch 12 Enden hat und 300 Pfund wiegt, wird er ein jagdbarer oder guter Hirsch genannt; mit zehn Enden ist er noch ein schlecht jagdbarer. Ein sehr alter und starker, guter Hirsch heißt Kapitalhirsch; er trägt ein gutes, braves, prächtiges Gewicht oder Geweih. Ein starker und großer Hirsch sieht gut aus, ein magerer, schlecht aus am Leibe: — schöne, dicke, große oder kleine, magere, schmächtige Hirsche gibt es nicht für den Jäger. Einen irgendwie unvollkommenen Hirsch nennt man einen Kümmerer.

Der Hirsch hat auch kein Fleisch, sondern Wildpret, kein Blut, sondern Schweiß, kein Fett, sondern Feist; seine Beine heißen Läufe, die Schultern Blätter, die Schenkel Keulen, der Unterrücken Ziemer, die Dünnungen Flanken, die Luftröhre Drossel, der Kehlkopf Drosselknopf, der Schwanz Blume, die Augen Lichter, die Ohren Gehör, die Hörner Geweih, das Fell Haut, die Gedärme Gescheide, die inneren Theile Lunge, Geräusch oder Gelünge, der After Weideloch, die Hufe Schalen, die Afterklauen Oberrücken oder Geäfter, das Euter Gesäuge. Eine Gesellschaft Edelwild heißt ein Trupp oder ein Rudel, und auch hierbei unterscheidet man einen Trupp Hirsche von einem Trupp Wild.

Das Edelwild steht in einem Reviere, steckt in einem Theile desselben, wechselt auf einem bestimmten Weg hin und her, zieht auf die Aeßung oder zu Holz, tritt aus dem Holz auf die Felder oder Gehane; es geht vertraut, wenn es im Schritt läuft, trollt oder trabt, ist flüchtig, wenn es rennt, es fällt über Jagdzeuge oder ins Garn, es thut sich nieder, wenn es ruht, es löset sich, wenn es ein natürliches Bedürfniß befriedigt. Der Hirsch orgelt oder schreit, das Thier mahnt (beide klagen, wenn sie bei Verwundungen aufschreien), es verendet, wenn der Tod in Folge von Verwundung entsteht, oder fällt und geht ein, wenn es einer Krankheit unterliegt; es brunstet oder brunftet; das Thier geht hochbeschlagen und setzt ein Kalb. Bei guter Aeßung wird das Hochwild feist, bei magerer schlecht; der Hirsch setzt sein Geweih auf und vereckt es oder bildet es vollkommen aus; den Bast, welcher an ihm sitzt, fegt er ab; die abfallenden Stücke sind das Gefege. Das Urtheil eines Waidmanns über den Hirsch heißt der Anspruch ꝛc.

Noch gegenwärtig bewohnt das Edelwild fast ganz Europa, mit Ausnahme des höchsten Nordens, und einen großen Theil Asiens. In Europa reicht seine Nordgrenze etwa bis zum 65., in Asien bis zum 55. Grad nördlicher Breite; nach Süden hin bilden der Kaukasus und die Gebirge der Mandschurei die Grenzen. In allen bevölkerten Ländern hat es sehr abgenommen oder ist gänzlich ausgerottet worden, so in der Schweiz und einem großen Theile von Deutschland, wo es sich blos noch in den mittelhohen und waldreichen Gebirgen vorfindet. Am häufigsten ist es noch in Polen, Galizien, Böhmen, Mähren, Ungarn, Siebenbürgen, Kärnthen, Steiermark und Tyrol; viel häufiger aber, als an allen diesen Orten, findet es sich in Asien, namentlich im Kaukasus. Es liebt mehr gebirgige, als ebene Gegenden und vor allem große, zusammenhängende Waldstrecken, am liebsten Laubhölzer. Hier schlägt es sich zu größeren oder kleineren Trupps zusammen, welche nach dem Alter und Geschlecht gesondert sind: die alten Thiere, die Kälber, Spießer, Gabler und Schmalthiere bleiben gewöhnlich vereinigt; die älteren Hirsche bilden kleine Trupps für sich, und die starken oder Kapitalhirsche leben einzeln, bis zur Brunstzeit, wo sie sich mit den übrigen Trupps vereinigen. Im Winter ziehen sich die Trupps von den Bergen zur Tiefe zurück, im Sommer steigen sie bis zu den höchsten Spitzen der Mittelgebirge empor; im allgemeinen aber hält das Edelwild an seinem Stand treulich fest, so lang es ungestört leben kann, und nur in der Brunstzeit oder beim Aufsetzen der neuen Geweihe und endlich bei Mangel an Aeßung verändert es seinen alten Wohnort. Der Schnee treibt es im Winter aus den höheren Gebirgen in die Vorberge herab und das weiche Geweih nöthigt es in sehr niederem Gebüsch oder im Holze, wo es an den Zweigen nicht anstreicht, sich aufzuhalten. Wird der Wald sehr unruhig, so zieht es sich zuweilen in die Getreidefelder zurück.

Den Tag über liegt das Rothwild in seinem Bett verborgen; gegen Abend zieht es auf Aeßung aus, im Sommer früher, als im Winter. Nur in Gegenden, wo es sich völlig sicher weiß, äßt es sich zuweilen auch bei Tage. Beim Ausgehen nach Aeßung pflegt es in raschem Trabe sich zu bewegen oder zu trollen; der Rückzug am Morgen dagegen erfolgt langsam; deshalb nennen ihn die Jäger: den Kirchgang. Auch wenn die Sonne bereits aufgegangen ist, verweilt es noch in den Vorhölzern; denn der Morgenthau, welcher auf den Blättern liegt, ist ihm unangenehm; ihn will es erst abtrocknen lassen.

Alle Bewegungen des Edelwilds sind leicht, zierlich und anstandsvoll; namentlich der Hirsch zeichnet sich durch seine edle Haltung aus. Der gewöhnliche Gang fördert hinlänglich; im Trollen bewegt sich das Wild sehr schnell und im Lauf mit fast unglaublicher Geschwindigkeit. Beim Trollen streckt es den Hals weit nach vorn, im Galopp legt es ihn mehr nach rückwärts. Ungeheure Sätze werden mit spielender Leichtigkeit ausgeführt, Hindernisse aller Art ohne Bedenken überwunden, im Nothfall breite Ströme, ja selbst — in Norwegen oft genug — Meeresarme ohne Besinnen überschwommen. Den Jäger fesselt jede Bewegung des Thieres, jedes Zeichen, welches es bei der Spur zurückläßt, oder welches überhaupt von seinem Vorhandensein Kunde gibt. Schon seit alten Zeiten sind alle Merkmale, welche den Hirsch bekunden, genau beobachtet worden. Der geübte Jäger lernt nach kurzer Prüfung mit unfehlbarer Sicherheit aus der blosen Fährte, ob sie von einem Hirsch oder von einem Thier herrührt; er schätzt nach ihr ziemlich richtig das Alter des Hirsches. Die Anzeichen werden gerechte genannt, wenn sie untrüglich sind, und der Jäger spricht nach ihnen den Hirsch an. Die Alten kannten 72 solcher Zeichen; Dietrich aus dem Winckell glaubt, daß man diese auf 27 herabsetzen kann. Ich will nur einige von diesen anführen. Der Schrank oder das Schränken besteht darin, daß, wenn der Hirsch feist ist, die Tritte des rechten und linken Laufes nicht gerade hinter, sondern neben einander kommen; an der Weite des Schrittes erkennt man die Schwere des Hirsches. Der Schritt kennzeichnet den Hirsch, weil die Eindrücke der Füße weiter von einander stehen, als bei dem Thier; schreitet er weiter, als 2½ Fuß aus, so kann er schon ein Geweih von zehn Enden tragen. Der Burgstall oder das Grimmen ist eine kleine, gewölbte Erhebung in der Mitte des Trittes, der Beitritt, der Eindruck des Hinterlaufes neben dem Tritt des Vorderlaufes; er gehört dem feisten Hirsch an. Der Kreuztritt entsteht, wenn der Hirsch soweit ausschreitet, daß der Tritt des Hinterlaufes in den zu stehen kommt, welchen der Vorderlauf zurückließ: das Thier geht niemals in dieser Weise. Das Ballenzeichen bildet sich, wenn die Ballen an allen vier Tritten ausgedrückt sind, das Blenden, wenn der Hirsch mit der Hinterschale fast genau in die Vorderfährte tritt. Die Stümpfe deuten auf die stumpfere Form der Schale des Hirsches, während die eines alten Thieres spitzer sind. Das Fädlein ist ein kleiner, schmaler, erhabener Längsstrich zwischen den beiden Schalen, das Insigel, ein von der Schale abgeworfener Ballen Erde, welchen der Hirsch bei feuchtem Wetter aufgenommen hat, der Abtritt, ein Eindruck auf Rasen, welcher die Halme abgeschnitten hat (das Thier zerquetscht sie blos), der Einschlag, die Pflanzenblätter und Halme, welche der Hirsch zwischen den Schalen aufnahm und auf harten Boden fallen ließ, der Schloßtritt, der erste Eindruck, welchen der Hirsch macht, wenn er sich aus dem Bett erhebt ꝛc. Zu diesen gerechten Zeichen kommen nun noch die Himmelsspur, d. h. die Merkmale, welche der Hirsch beim Fegen an Bäumen zurückgelassen hat u. a. m. Man sieht aus diesen Angaben, wie genau die Jäger das Edelwild beobachten; denn man muß nur bedenken, welche lange Erfahrung dazu gehört, um mit Sicherheit sagen zu können, daß diese Zeichen nur vom Hirsch, nicht aber vom Thiere herrühren können. Für den Ungeübten dürfte es schwer sein, selbst wenn er die Schritte des Hirsches und des alten Thieres neben einander gesehen hat, sie ein paar Schritte davon wieder zu unterscheiden.

Unter den Sinnen des Edelwilds sind Gehör, Geruch und Gesicht vorzüglich ausgebildet, wie jeder Jäger oft genug zu seinem Aerger erfahren muß. Es wird allgemein behauptet, daß das Wild auch in Entfernungen von vier- bis sechshundert Schritt einen Menschen wittern kann, und nach Dem, was ich an dem Renthier beobachten konnte, wage ich nicht mehr, an jener Behauptung zu zweifeln. Auch das Gehör ist außerordentlich scharf; ihm entgeht nicht das geringste Geräusch, welches im Walde laut wird. Manche Töne scheinen einen höchst angenehmen Eindruck auf das Rothwild zu machen: so hat man beobachtet, daß es sich durch die Klänge des Waldhorns, der Schalmei und der Flöte oft herbeilocken oder wenigstens zum Stillstand bringen läßt.

Wahrscheinlich ist das Edelwild deshalb so furchtsam, weil es erfahrungsmäßig den Menschen als seinen schlimmsten Feind kennt und dessen Furchtbarkeit würdigen gelernt hat. An Orten, wo es

sich des Schutzes vollkommen bewußt ist, wird es sehr zutraulich. Im Prater bei Wien stehen beständig starke Trupps der herrlichen Geschöpfe; sie haben sich an das Heer der Lustwandelnden vollkommen gewöhnt und lassen, wie ich aus eigener Erfahrung versichern kann, ohne Scheu einen Mann bis auf dreißig Schritte an sie herankommen. Einer dieser Hirsche war nach und nach so kühn geworden, daß er dreist zu den Wirthschaften kam, zwischen den Tischen umherging und die schönen Hände der Damen beleckte, sie hierdurch bittend, ihm, wie es gewöhnlich geworden war, Zucker oder Kuchen zu verabreichen. Dieses prächtige Thier, welches Niemand etwas zu Leide that, der es gut mit ihm meinte, dagegen aber jedem Necklustigen oder Böswilligen sofort das Geweih zeigte, verendete auf eine klägliche Weise. Bei einer ungeschickten Bewegung verwickelte es sich mit den Sprossen seines Geweihes in eine durchlöcherte Stuhllehne, warf beim Aufrichten den darauf Sitzenden unsanft zu Boden, erschrak hierüber, bohrte die Sprossen noch fester in den Stuhl ein, wurde durch diese unfreiwillige Bürde aufs äußerste entsetzt, und raste nun mit höchster Wuth in den Parkanlagen umher, machte alle übrigen Hirsche scheu und stürzte wie unsinnig auf die Vorübergehenden los, so daß man endlich traurigen Herzens es erschießen mußte. Bei den Futterplätzen wird das Edelwild oft überraschend zahm. „In Dessau," sagt Dietrich aus dem Winckell, „stehen an jeder der beiden Fütterungen 70, 80 und mehrere Hirsche. Haben sie sich, um besondere Aeßung zu suchen, davon entfernt, so kann sie der Jäger mit dem Pferde gemächlich näher treiben. Hat er dann Heu auf die Raufen gesteckt und Hafer oder Eicheln in kleinen Häufchen auf dem Erdboden herumgestreut, so kommen sie, dem wiederholten Rufe: Komm Hirsch! zufolge, heran und sind so ruhig bei der Aeßung, daß der ihnen bekannte Jäger unter denselben herumreiten, auch zuweilen einige mit den Händen berühren kann. Dies Schauspiel, an welchem mehrere Zuschauer ganz in der Nähe Theil nehmen dürfen, gewährt gewiß jedem Jagdliebhaber ein hohes Vergnügen."

Anders verhält es sich, wenn der Hirsch in einen engen Raum gesperrt wird, oder wenn die Brunstzeit eingetreten ist, welche sein ganzes Wesen verändert. Dann wird er oft durch die geringste Kleinigkeit gereizt und nimmt auch den Menschen an. Die Neigung hierzu bemerkt man an einem gewissen Zusammenrümpfen des Obermaules und an der Sternrichtung der funkelnden Lichter; plötzlich biegt er den Kopf herab, richtet die Spitzen der Augensprossen gerade auf seinen Feind und fährt mit soviel Schnelligkeit auf denselben los, daß man nur schwer entkommen kann. Allerdings geschieht es verhältnißmäßig selten, daß ein Hirsch seinen Gegner angreift, indeß sind doch eine ziemliche Anzahl derartiger Fälle aufgemerkt worden. Aeltere Jagdbücher wissen von gar vielen Hirschen zu erzählen, welche Menschen, oft ohne Veranlassung, angriffen und verwundeten oder umbrachten. „Anno 1637," erzählt von Flemming in seinem „Teutschen Jäger", „wurden auf dem Schloß Hartenstein täglich ein junger Hirsch und eine arme Magd aus der Hof Küche gespeiset. Im Herbst trifft der Hirsch das arme Mensch im Walde an und stößt es todt. Er wurde aber, ehe sie begraben worden, erschossen und vor die Hunde geworfen." — In Thiergärten, wo die Hirsche ihre angeborne Scheu vor dem Menschen nach und nach verlieren, werden sie viel gefährlicher, als im freien Walde. Lenz sah einen Hirsch auf dem Kallenberg bei Koburg, welcher schon zwei Kinder getödtet hatte und selbst auf den Fütterer lebensgefährlich losstieß, wenn dieser ihm kein Futter mehr geben wollte. „Da der vierbeinige Wütherich," so erzählt unser Gewährsmann, „gerade kein Geweih, und statt dessen nur weiche Kolben hatte, also an sich schon weniger gefährlich war, so bat ich den Wärter, Futter zu holen, dies in kleinen Gaben meiner linken Hand zu überliefern, die rechte aber mit einem guten Knüppel zu bewaffnen. Ich fütterte nun den Hirsch. So oft eine Gabe alle war, trat er zurück, um Anlauf zu nehmen, zuckte boshaft mit der Nase, sah mich schief und wüthend an, wich aber jedes Mal, wenn ich die Waffe drohend schwang, und kam dann ganz getrost wieder, wenn die neue Futtergabe sich zeigte." — In Gotha stieß ein zahmer Hirsch seinen sonst sehr von ihm geliebten Wärter in einem Anfall von Bosheit durchs Auge ins Gehirn, daß der Arme augenblicklich todt zur Erde sank; in Potsdam mordete ein ganz zahmer weißer Hirsch seinen Versorger, mit welchem er im besten Einverständniß lebte, auf gräßliche Weise. Aehnliche Fälle ließen sich noch viele aufführen —

Das Thier kennt derartige Bosheiten gar nicht, sein offener und sanfter Blick ist der treue Spiegel seines Inneren. An Klugheit steht es aber durchaus nicht hinter dem Hirsch zurück, wie schon daraus hervorgeht, daß immer ein Thier das Rudel leitet. Von dem Benehmen dieses Thieres hängen alle Bewegungen der Gesammtheit ab, selbst in der Brunstzeit noch, solange das Rudel nicht vom Hirsch geleitet wird: — gerade die stärksten Hirsche erscheinen im Trupp immer zuletzt.

Ueber die Fortpflanzung des Edelwilds hat Dietrich aus dem Winckell so hübsch berichtet, daß ich es vorziehe, anstatt meiner eigenen Worte, die jenes alten, berühmten Jägers zu gebrauchen.

„Die Brunstzeit des Edelwilds," sagt er, „fängt mit Eintritt des Monats September an und dauert bis zur Mitte Oktobers."

„Schon gegen Ende des Augusts, wenn die Hirsche am feistesten sind, erwachen in den stärksten die Triebe zur Brunst. Sie äußern Dies durch ihr Schreien — ein Laut, der dem Jäger angenehm, dem musikalischen Ohr aber nichts weniger als schmeichelnd ist — welches macht, daß ihnen gleich anfangs der Hals anschwillt. Denselben Ort, wo der Hirsch einmal gebrunstet hat, wählt er, solange das Holz nicht abgetrieben wird, da, wo er Ruhe hat, in den folgenden Jahren immer wieder. Solche Stellen nennt man Brunstplätze. In der Nachbarschaft derselben zieht sich dann auch das Wild in kleine Trupps zu 6, 8, 10 bis 12 Stück zusammen, verbirgt sich aber, vielleicht aus Gefallsucht, vor dem Brunsthirsche. Dieser trollt unaufhörlich mit zu Boden gesenkter Nase umher, um zu wittern, wo es gezogen ist und steht. Findet er noch schwache Hirsche oder Spießer dabei, so vertreibt er sie und bringt sich in den Besitz der Alleinherrschaft, welche er von nun an mit der größten Strenge ausübt. Keine der erwählten Geliebten darf sich nur auf 30 Schritte weit entfernen; er treibt sie sämmtlich auf den gewählten Brunstplatz."

„Hier, von soviel Reizen umgeben, vermehrt sich der Begattungstrieb stündlich; aber noch immer weigern sich wenigstens die jüngeren Spröden, die Schmalthiere, welche er unausgesetzt herumjagt, so daß der Platz ganz kahl getreten wird."

„Abends und morgens ertönt der Wald vom Geschrei der Brunsthirsche, welche sich jetzt kaum den Genuß des nöthigen Geäßes und nur zuweilen Abkühlung in einer benachbarten Suhle oder Quelle, wohin die Thiere sie begleiten müssen, gestatten. Andere, weniger glückliche, Nebenbuhler beantworten neidisch das Geschrei. Mit dem Vorsatz, Alles zu wagen, um durch Tapferkeit oder List sich an die Stelle jener zu setzen, nahen sie sich. Kaum erblickt der beim Wilde stehende Hirsch einen anderen, so stellt er sich, glühend vor Eifersucht, ihm entgegen."

„Jetzt beginnt ein Kampf, welcher oft einem der Streitenden, nicht selten beiden, das Leben kostet. Wüthend gehen sie mit gesenktem Gehörn auf einander los, und suchen sich mit bewundernswürdiger Gewandtheit wechselsweise anzugreifen oder zu vertheidigen. Weit erschallt im Walde das Zusammenschlagen der Geweihe, und wehe dem Theile, welcher aus Altersschwäche oder sonst zufällig eine Blöße gibt! Sicher benutzt diese der Gegner, um ihm mit den scharfen Ecken der Augensprossen eine Wunde beizubringen. Man hat Beispiele, daß die Geweihe beim Kampfe sich so fest in einander verschlungen hatten, daß der Tod beider Hirsche die Folge dieses Zufalls war, und auch dann vermochte keine menschliche Kraft, sie ohne Verletzung der Enden zu trennen. Oft bleibt der Streit stundenlang unentschieden. Nur bei völliger Ermattung zieht sich der Besiegte zurück; der Sieger aber findet seinen Lohn im unersättlichen, immer wechselnden Genuß von Gunstbezeugungen der Thiere, welche — wer kann es bestimmen, ob nicht mit getheilter Theilnahme — dem Kampfe zusahen. Während desselben gelingt es zuweilen ganz jungen Hirschen, sich auf kurze Zeit in den Besitz der Rechte zu stellen, um welche jene sich mit so großer Hartnäckigkeit streiten, indem sie sich an das Wild heranschleichen und Das genießen, was ihnen sonst erst drei Wochen später, wenn die Starken, ganz entkräftet, die Brunstplätze verlassen, zu Theil wird. Zum Beschlag selbst bedient der Hirsch sich nur eines sehr kurzen Zeitraums."

„Das Thier gehört nicht zu den Geschöpfen, welche nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, wenn der Gatte sich steten Wechsel erlaubt! Es sucht sich so oft als möglich für den Zwang schadlos zu hal-

ten, welchen ihm die eifersüchtigen Grillen desselben auflegen. Sonst schrieb man ihm soviel Enthaltsamkeit zu, daß man behauptete, es trenne sich unvermerkt vom Hirsche, sobald es sich hochbeschlagen fühle; neuere Beobachtungen haben das Gegentheil bewiesen."

„Vierzig bis einundvierzig Wochen geht das Thier tragend. Es setzt, je nachdem es, während der Brunst, zeitig oder spät hochbeschlagen wurde, zu Ende des Mais oder im Monat Juni ein Kalb, selten zwei."

„Wenn die Setzzeit herannaht, sucht es Einsamkeit und Ruhe im dichtesten Holze. Die Kälber sind in den ersten drei Tagen ihres Lebens so unbeholfen, daß sie sich nicht von der Stelle bewegen. Man kann sie sogar mit der Hand aufnehmen."

„Nur selten und auf kurze Zeit verläßt sie in dieser Zeit die Mutter, und selbst wenn sie verscheucht wird, entfernt sie sich nur soweit, als nöthig ist, um durch vorgegebene Flucht die wirkliche oder eingebildete Gefahr abzuwenden. Und diesen Zweck sucht sie, vorzüglich wenn ein Hund oder Raubthier sich naht, mit vieler Schlauheit zu erreichen. Trotz ihrer sonstigen Furchtsamkeit, flieht sie nicht eher und nicht schneller, als sie muß, um zu entkommen, weil sie weiß, daß Dies das beste Mittel ist, die Aufmerksamkeit des Feindes vom Kalbe ab und auf sich zu ziehen, und ihn, indem er ihr mit Eifer folgt, irre zu führen. Kaum ist er gänzlich entfernt, so eilt sie an den Ort zurück, wo sie ihren Liebling verließ."

„Nachdem das Kalb nur eine Woche überlebt hat, würde die Mühe vergeblich sein, es ohne Netze fangen zu wollen. Ueberall folgt es nun der Mutter und drückt sich sogleich im hohen Grase, wenn diese sich meldet, d. h. einen Laut des Schreckens von sich gibt; oder mit dem Vorderlaufe schnell und stark auf den Boden stampft. Es besaugt das Thier bis zur nächsten Brunstzeit, und wird von diesem über die Wahl der ihm dienlichen Aeßung von Jugend auf belehrt."

Von nun an beginnt das wechselreiche Leben des Edelwilds. Das Wildkalb ist bereits im dritten Jahr erwachsen, das Hirschkalb braucht eine Reihe von Jahren, ehe es sich alle Rechte der Alleinherrschaft erobert hat. Im siebenten Monat seines Alters setzt es zum ersten Male auf, und von nun an wechselt es seinen Hauptschmuck in jedem Jahr. Ich halte es für sehr belehrend, einen kurzen Ueberblick der Veränderungen, welche das Hirschkalb durchmacht, hier zu geben, und will mich dabei an Blasius halten, welcher diesen Gegenstand im naturwissenschaftlichen Sinne behandelt hat. Es reicht beim Hirsch noch weniger aus, als beim Rehbock, die Zahl der Enden jagdmäßig zu bestimmen, um die Reihe der allmählichen Entwickelung zu bezeichnen. Wenn auch in der Zahl der Enden oft eine Unregelmäßigkeit des Fortschritts bemerkt wird und sogar die Hirsche nicht selten wieder zurücksetzen, findet doch eine strenge Gesetzmäßigkeit in der Reihenfolge der Entwickelung statt, und die Bestimmung einer solchen Entwickelungsreihe bringt die Zahl der Enden nicht so oft in Widerspruch mit der Stärke des Geweihes der Hirsche, als die jagdmäßige Zählung. Für eine naturgeschichtliche Betrachtung erscheint die Gestalt der Geweihe von viel größerer Wichtigkeit, als die Zahl der Enden. Bei der Zählung der Enden kommt ihre Stellung wieder vielmehr in Betracht, als die Zahl selber. Nur diejenigen Enden sind von Bedeutung, welche mit der Hauptstange in Berührung kommen, alle Verzweigungen, entfernt von der Hauptstange, können nur als zufällige, keine wesentlichen Veränderungen des Bildungsgesetzes bedingende Abweichungen angesehen werden...... Die Hauptstange hat anfangs nur eine einzige, gleichmäßige und schwache Krümmung; dann erhält sie eine plötzliche, knieförmige Biegung an der Stelle, wo die Mittelsprosse entsteht, nach rückwärts, während die Spitze immer nach innen gerichtet bleibt. Eine zweite knieförmige Biegung erhält sie in der Krone des Zwölfenders: sie biegt sich wieder rückwärts und macht am Fuße der Krone einen Winkel, eine dritte tritt beim Vierzehnender, eine vierte beim Zwanzigender immer höher hinauf in der Krone ein, während die Spitze oder Außenseite sich nach innen kehrt. Jede dieser Biegungen bleibt für alle folgenden Entwickelungsstufen als Grundlage. Ebenso auffallend ist die Veränderung der Augensprosse im Verlauf der Entwickelung. Zuerst steht sie ziemlich hoch, später tritt sie der Rose immer näher. Anfangs macht sie mit der Hauptstange einen spitzen Winkel, später vergrößert

sich dieser immermehr. Aehnliche Veränderungen gehen die Mittelsprosse, die Eissprosse und die Krone ein. Der Spießhirsch trägt schlanke und zertheilte Hauptstangen mit gleichmäßiger Krümmung nach außen, ohne alle knieförmige Biegung; die Spitzen sind wieder nach innen gerichtet. Der Gabelhirsch hat an einer entsprechenden Hauptstange schwache, aufwärts strebende, von der Rose sehr entfernte Augensprossen. Beim Sechsender hat die im Ganzen noch ähnlich gebogene Hauptstange, gegen die Mitte eine plötzliche, knieförmige Biegung; ihre beiden Hälften verlaufen in untergeordneten, nach hinten gekrümmten Bogen; an dem nach vorn gekehrten Knie steht die aufstrebende, schwache Mittelsprosse; die Augensprosse hat sich mehr gesenkt. Sowie an einer Stange, kann auch an beiden die Mittelsprosse fehlen, dann hätte man der Form nach einen Sechsender, der jagdmäßig als Gabelhirsch zählen würde; fehlt auch die Augensprosse, so hätte man einen Spießer, den man der Form nach als Sechsender ansprechen müßte. Beim Achtender tritt eine Endgabel zur Augen- und Mittelsprosse, welche stärker und mehr senkrecht gestellt sind. Auch hier sind die Nebensprossen oft nur durch die Winkelbildung der Hauptstange angedeutet: man kann der Form nach Achtender haben, welche nur jagdmäßig als Sechsender angesprochen werden dürften. Beim Zehnender tritt zum ersten Male die Eissprosse oder zweite Augensprosse auf; sie kann aber auch durch eine blose scharfe Kante an der Hauptstange angedeutet sein: dann hat man Achtender, die als Zehnender angesprochen werden müssen. Nun kann auch die äußere Gabelsprosse verkümmer'n: dann hat man Sechsender, anstatt der Zehnender; ja es kann vorkommen, daß auch die Mittelsprosse verkümmert und man hat Gabelhirsche, welche thierkundlich als Zehnender angesprochen werden müssen. Beim Zwölfender zeigt sich zum ersten Male die Krone. Die Hauptstange tritt rückwärts knieförmig heraus, mit der Spitze nach innen gekehrt. Hier liegen zuerst nicht mehr alle Enden in einer und derselben gleichmäßig gekrümmten Fläche; das Ende der Hauptstange macht durch die zweite knieförmige Biegung eine Ausnahme. Es tritt mit den beiden Enden der Gabel des Horns von der unzertheilten Oberhälfte der Hauptstange in einem und demselben Punkt hervor, und Dies bedingt das Gepräge der Krone. Hier treten oft Verkümmerungen auf. Am häufigsten fehlen die Eissprossen: dadurch entstehen die sogenannten Kronzehnender, welche mit vollem Rechte thierkundlich als Zwölfender angesprochen werden; es fehlt auch die äußere Nebensprosse der Gabel, der Gipfel des Geweihes ist dann wieder eine Gabel: allein die Enden liegen noch in einer und derselben gleichmäßig gekrümmten Fläche: auch solche Zehnender müssen als Zwölfender gelten. Die Verkümmerung kann so weit gehen, daß Hirsche jagdmäßig als Sechsender angesprochen werden, welche, thierkundlich betrachtet, Zwölfender sind; solche Geweihe sind aber selten. Am Vierzehnender bildet die nach hinten gerichtete Spitze des Zwölfenders wieder eine regelmäßige Gabel, d. h. es tritt nach außen eine Nebensprosse an ihr hervor; hierdurch bildet sich eine zweite Gabel hinter der ersten, deren Theilung etwas höher, als die der vorderen Gabel stattfindet. Diese Doppelgabel kennzeichnet die Krone des Vierzehnenders; fehlt solchem Geweih die Eissprosse, so wird der Hirsch jagdmäßig als Zwölfender angesprochen u. s. f. In der Krone des Sechszehnenders biegt sich die Hauptstange hinter der Doppelgabel des Vierzehnenders aufs neue zurück, wendet aber die Spitze wieder nach innen; die fünffache Krone des Achtzehnenders entwickelt die Spitze der Hauptstange des Sechszehnenders und wieder eine Nebensprosse nach außen: hierdurch entsteht eine dreifache Gabel über und hinter einander, von vorn nach hinten allmählich höher ansteigend; sie, mit der doppelten Biegung der Hauptstange kennzeichnet den Achtzehnender. Beim Zwanzigender biegt sich hinter der dreifachen Kronengabel des Achtzehnenders die Hauptstange aufs neue knieförmig nach rückwärts, die Krone zählt also sieben Enden und drei knieförmige Biegungen. Die Krone des Zweiundzwanzigenders würde vier Kronengabeln hinter einander und eine dreifache knieförmige Biegung in der Hauptstange einer Krone haben &c. In diesen Zügen liegt die regelrechte Entwickelungsreihe angedeutet, und der Zusammenhang der Gestalt und Zahl ist unverkennbar; die Form der Geweihe erscheint als Hauptsache, als das Bedingende, die Zahl der Enden schließt sich der Form als das Unwesentliche, Bedingte an. Alle Abweichungen sind für den Thierkundigen nebensächlich; auch solche, wo die Nebensprossen sich ungewöhnlich zertheilen;

denn solche Zertheilung kann jede Verzweigung der Hauptstange treffen und ins Unbegrenzte fortgehen. Sie zeigen sich nicht selten in den Enden der Kronen von sehr alten Hirschen und kommen auch häufig an der Mittelsprosse vor. So kommt es, daß in den Augen des Naturforschers die hohe Endenzahl vieler berühmten Geweihe, z. B. des Sechsundsechszigenders auf der Moritzburg, der vom Kurfürsten Friedrich III. 1696 bei Fürstenwalde geschossen wurde, sehr gewaltig zusammenbricht. Mehr als 20 regelrechte Enden sind wohl sehr selten vorgekommen; Achtzehnender sieht man schon in jeder mäßig großen Sammlung, und unter den lebenden Hirschen kommen Sechszehnender noch immer nicht selten vor. Bei reichlicher Aeßung geschieht es, daß die Hirsche bei neuen Aufsätzen Geweihe von sechs und zehn Enden überspringen; noch häufiger aber kommt das Wiederholen der Endenzahl und ebenso oft das Zurücksetzen auf eine geringere Endenzahl vor. In dieser Beziehung bildet der Zehnender eine auffallende Grenze. Ein Hirsch, der einmal eine Krone getragen hat, setzt nie weiter, als auf einen regelmäßigen Zehnender zurück. —

In gewisser Hinsicht ist es auffallend, daß jeder gesunde Hirsch sein Geweih in eben der Form und Stellung wieder aufsetzt, wie er es im vorigen Jahre hatte. Wenn es weit oder eng, vorwärts oder rückwärts stand, bekommt es auch in der Folge wieder eben dieselbe Gestalt, und wenn die Augensprosse oder Eissprosse, oder andere Enden eine besondere Biegung machen, erscheint diese in gleicher Weise beim nächsten Aufsetzen. Einige Jäger, welche Gelegenheit zu vielen Beobachtungen hatten, behaupten sogar, daß gewisse Eigenthümlichkeiten der Geweihe sich der Nachkommenschaft durch viele Geschlechter hindurch vererben. Sie versichern, daß sie gewisse Familien sofort am Geweih zu erkennen vermöchten. — Daß auch die Oertlichkeit auf Bildung des Geweihes Einfluß hat, dürfte kaum zu bezweifeln sein. Die Hirsche der Donauinseln z. B. tragen, so schwach von Wildpret sie auch sind auffallend vielendige Geweihe: — Vierundzwanzigender unter ihnen gehören nicht zu besonderen Seltenheiten, obschon die Geweihe nicht so schwer als bei Berghirschen sind.

Das Gewicht, welches das Geweih erreichen kann, ist sehr verschieden; bei schwachen Hirschen wiegt es 14 bis 18, bei sehr starken 32 bis 36 Pfund.

Die Feinde des Edelwilds sind der Wolf, der Luchs und der Vielfraß, seltener der Bär. Wolf und Luchs dürften wohl die schlimmsten genannt werden. Der erstere verfolgt bei tiefem Schnee das Wild in Meuten und hetzt und mattet es ab; der letztere springt ihm von oben herab auf den Hals, wenn es, Nichts ahnend, vorüberzieht. Der schlimmste Feind aber ist und bleibt unter allen Umständen der Mensch, obgleich er das Edelwild gegenwärtig nicht mehr in der greulichen Weise verfolgt und tödtet, als früher. Ich glaube hier von der Jagd absehen zu dürfen, weil eine genaue Beschreibung derselben uns zu weit führen dürfte und man darüber, wenn man sonst will, in anderen Büchern nachschlagen kann. Gegenwärtig ist dieses edle Vergnügen schon außerordentlich geschmälert worden, und die meisten der jetzt lebenden Jäger von Beruf haben keinen Hirsch geschossen: solches Wild bleibt für vornehmere Herren aufgespart. Es gilt jetzt schon in vielen Gegenden als große Seltenheit, wenn einmal ein Hirsch erlegt wird; sogar die Zeitungen erwähnen einen derartigen Vorfall! Es mag wohl eine recht lustige Zeit gewesen sein, in welcher die Grünröcke noch die liebe deutsche Büchse fast ausschließlich handhabten und in den glatten Schrotgewehren nur ein nothwendiges Uebel erblickten! Mit großartigem Schaugepränge zog man zu den Jagden hinaus, und gar fröhlich und lustig ging es zu, zumal dann, wenn Einer oder der Andere von den Sonntagsschützen oder noch nicht ganz waidgerechten Jägern, sich irgend ein Versehen zu Schulden hatte kommen lassen und nun dafür die üblichen drei Pfunde aufgebürdet erhielt; wenn der eines Anstoßes Ueberführte seinen Hirschfänger abgeben und sich selbst quer über den geschossenen Hirsch legen mußte und von einem der Waidmannen höheren Ranges mit dem Blatte des Hirschfängers die berühmten drei Streiche unter folgenden Worten erhielt:

„Das ist für meinen Fürsten und Herrn,
Das für Ritter, Reiter und Knecht,
Und das ist das edle Jägerrecht.“ —

wenn die umstehenden Jäger lustig auf den Waldhörnern bliesen und unter allgemeinem Jubelgeschrei der Betreffende dann auch noch sich bedanken mußte! Die Zeit ist vorüber, für immer. Es hat nur ein Mal eine deutsche Jägerei gegeben. Und wenn auch in den außerdeutschen Ländern, wo es gegenwärtig noch Hirsche gibt, die reichen Grundbesitzer sich vielfach bemüht haben, solch ein frisch-fröhliches, männliches Treiben bei sich einzuführen: sie haben nicht auch gleich die deutsche Heiterkeit und Gemüthlichkeit, den deutschen derben Witz ihren Gehilfen anlernen können, und so ist all ihr Thun nur Stückwerk geblieben. Daß die großartigen „Parforcejagden“ und andere ähnliche Anstalten zur Erlegung des Edelwilds ursprünglich fremde Einrichtungen waren, erkennt Jeder leicht an ihrem, dem deutschen Wesen so widersprechenden Gepräge. Unsere Vorfahren gebrauchten nur die Büchse zur Erlegung des Hirsches. —

Auch das Edelwild wird von einigen Bremsenarten arg geplagt. Diese widerlichen Kerfe legen ihre Zuchten ganz in der Weise, wie bei dem Renthier, auf dem Wilde an, und die Schmeißbrut durchlöchert den armen Geschöpfen fast das ganze Fell. Auch eine Laus, welche sich in den Haaren einnistet, die Fliegen und die Mücken quälen das Wild in hohem Grade. Um diesen, ihm äußerst verhaßten Geschöpfen zu entgehen, suhlt es sich oft stundenlang im Wasser. Außerdem ist das Wild manchen Krankheiten unterworfen. Der Milzbrand tritt oft seuchenartig auf, die Leberfäule, die Ruhr, der Zahnkrebs und die Auszehrung richten zuweilen große Verheerungen an, und in schlechten Jahren gehen auch viele Hirsche aus noch unerklärten Ursachen ein.

Jung eingefangenes Hochwild läßt sich sehr leicht zähmen. Die Thiere beweisen sich immer außerordentlich liebenswürdig und folgsam; die Hirsche aber werden, wie bereits mitgetheilt, mit zunehmendem Alter wild und bösartig, manche in so hohem Grade, daß alle Menschen gefährdet sind, welche sich ihnen zu nähern versuchen. Man hat mehrmals Versuche gemacht, die zahmen Hirsche auch zu benutzen. August II. von Polen fuhr noch im Jahre 1739 mit einem Gespann von acht zahmen Hirschen umher; die Herzöge von Zweibrücken und Meiningen hatten Gespanne, welche aus reinen, weißen Hirschen bestanden. Zum Reiten hat man den Hirsch seines schwachen Kreuzes halber niemals benutzt; wohl aber ist er oft zu allerlei Kunststücken abgerichtet und dann von Seiltänzern und Bereitern zur Schau gestellt worden.

Leider ist der Schaden, welchen das Rothwild anrichtet, viel größer, als der Nutzen, den es bringt. Nur aus diesem Grunde ist es in den meisten Gegenden unseres Vaterlandes ausgerottet worden. Wenn auch Wildpret, Decke und Geweih hoch bezahlt werden, und wenn man auch die Jagdfreude sehr hoch anschlagen darf: der vom Wild verursachte Schaden wird hierdurch nicht aufgehoben. Ein Hochwildstand verträgt sich mit unseren staatswirthschaftlichen Grundsätzen nicht mehr.

In früheren Zeiten beschäftigte sich der Aberglaube lebhaft mit allen Theilen des Hirsches. Die sogenannten Haarbeine, die Thränendrüsen, die Eingeweide, das Blut, die Geschlechtstheile, die im Magen nicht selten vorkommenden Bezoare, ja selbst die Losung wurde als viel versprechendes, aber nichtsnutziges Heilmittel in großen Ehren gehalten. Aus den Hirschklauen verfertigte man sich Ringe als Schutzmittel gegen den Krampf; die Hirschzähne wurden in Gold und Silber gefaßt und von den Jägern als Amulete getragen. Von dem Leben des Thieres erzählt man sich eine Menge Fabeln, und selbst die Jäger hielten lange daran fest, bis erst die genauere Beobachtung den Hirsch uns kennen lehrte.

Das Edelwild hat wenige, ihm wirklich nahstehende Verwandte. In Nordwestafrika lebt eine Hirschart, welche man unter dem Namen Cervus barbarus getrennt, aber keineswegs allseitig als besondere Art anerkannt hat, sondern eher als Abart betrachten will; sie scheint dem Edelwild in jeder Hinsicht am ähnlichsten zu sein. Sodann kennt man einen stattlichen Hirsch aus Persien, welcher mit dem unserigen viel Uebereinstimmendes zeigt, durch bedeutendere Größe und viel stärkere Nackenmähne aber sich hinlänglich unterscheidet (Cervus Wallichii), und endlich ist der größte aller

eigentlichen Hirsche, der Wapiti Nordamerikas (Cervus canadensis), hierher zu rechnen. Alle übrigen Hirsche stimmen wenig mit dem unserigen überein, welcher auch ihnen gegenüber immerhin den Namen Edelhirsch verdient. Doch gibt es einzelne Arten, welche sich durch Schönheit des Baues wesentlich auszeichnen.

Unter ihnen steht meiner Ansicht nach der Barasinga (Rucervus Duvaucelii) oben an. Er wird gegenwärtig mit Recht als Vertreter einer besonderen Sippe betrachtet; denn er zeigt in der That sehr viel Eigenthümliches. Er ist schlank gebaut und hoch gestellt; der Kopf ist verhältnißmäßig kurz, nach der Muffel zu piramidenförmig zugespitzt. Das Gehör ist groß, namentlich auffallend breit, das Auge sehr groß und schön; die Läufe sind hoch, aber kräftig; der Wedel ist kurz, beträchtlich länger, als bei unserem Edelwild, aber nur etwa halb solang, als bei dem Damwild. Höchst eigenthümlich ist das Geweih. Es zeichnet sich durch Breite und wiederholte Verästelungen aus. Im ganzen betrachtet, hat es mit dem Schaufelgeweih des Elch einige Aehnlichkeit, obwohl selbstverständlich von Schaufeln nicht gesprochen werden kann. Die einzelnen Stangen biegen sich gleich von der Rose an zur Seite und oben, aber nur wenig nach hinten. Hart über der Rose senden sie den sehr langen, kräftigen, nach vorn, oben und außen gerichteten Augensproß ab. Im letzten Dritttheil ihrer Länge zertheilen sie sich in zwei fast gleichwerthige Aeste, welche sich wiederum zersprossen. Der hintere dieser Aeste, welcher als das Ende der Stange betrachtet werden darf, wird zur Krone; er zerfällt in den starken Endzacken, welcher fast gerade nach oben und hinten gerichtet ist, und in zwei unverhältnißmäßig kurze Nebensprossen, welche nach rückwärts gekehrt sind. Der vordere Ast wendet sich nach außen, oben und vorn und zertheilt sich ebenfalls in ein einfach und doppelt getheiltes, d. h. wiederum sprossiges Ende, welches sich nach vorn, unten und innen kehrt. Der im vierten Jahre stehende Hirsch, nach welchem ich vorstehende Beschreibung entworfen, ist, waidmännisch bezeichnet, ein Vierzehnender. Die Behaarung ist reich und dicht, das einzelne Haar lang und ziemlich fein; die Decke erscheint aber struppig, weil die Haare nicht gleich lang sind. Das Gehör ist außen kurz und gleichmäßig, innen sehr lang und ungleichmäßig, fast zottig behaart. An der Wurzel ist das einzelne Leibeshaar dunkelgraubraun, hierauf goldigbraun, an der Spitze endlich eine Linie lang wieder dunkler. Die Gesammtfärbung erscheint im Sommer goldigrothbraun, geht aber nach unten hin durch Grau in Lichtgelb über, weil die Spitzen der Haare hier grau und bezüglich lichtgelb gefärbt sind. Ueber den Rücken verläuft ein breiter Streifen von dunkelbrauner Färbung, welcher auch den größten Theil des lichtgelb gespitzten Wedels einnimmt und jederseits durch eine Reihe von kleinen goldgelben Flecken besonders gehoben wird. Der Kopf ist auf Stirn und Schnauzenrücken rothbraun, goldig gesprenkelt; Kopf und Schnauzenseiten sind grau, die Unterseite der Schnauze, Kehle und Kinn grauweiß. Hinter der nackten Muffel verläuft ein ziemlich breites, dunkelbraunes Band, welches auf der fast weißen Unterlippe noch angedeutet ist. Ein zweites, wenig bemerkbares Band, gewissermaßen die Fortsetzung der dunklen Brau, verläuft, nach der Muffel zu ausgeschweift, von einem Auge zum anderen. Eigenthümlich sind lange borstenartige Haare, welche, einzeln stehend, die Muffel und das Auge umgeben. Das Gehör ist bräunlich, auf der Außenseite dunkel gerandet, an der Wurzel hingegen gelblichweiß; dieselbe Färbung zeigen die Haare der Innenmuschel. Bauch und Innenschenkel sind gelblich, die Schienbeine der Vorderläufe braungrau, die Fußwurzeln lichtfahlgrau; an den Hinterläufen sind die Fesseln dunkler, als die Schenkel. Die Schalen an den Hufen sind groß und können sehr breit gestellt werden.

Soviel bisjetzt bekannt, bewohnt dieses zierliche Thier ganz Hinterindien. Ob es vorzugsweise im Gebirge oder aber in der Ebene gefunden wird, ist mir nicht bekannt. Cuvier, der Entdecker, bestimmte es nach den Geweihstangen, welche ihm eingesandt wurden; viel später bekam man den Hirsch selbst im Balge und erst in der Neuzeit lebend zu Gesicht. Der Earl von Derby, welcher einen der am reichsten besetzten Thiergärten hielt, scheint zuerst lebende Barasingas besessen zu haben; später kamen solche Hirsche nach London, und gegenwärtig sieht man sie in mehreren Thiergärten, obgleich überall noch selten. Der Barasinga des hamburger Thiergartens stammt aus

Siam, von wo aus er uns unmittelbar zugeführt wurde. Er kam als Schmalspießer an, trug aber bereits ein Geweih, welches dem eines Edelgablers entsprach, da die Spieße schon einen Ansatz zur Theilung zeigten. Anfangs Februar warf er ab und setzte hierauf ein Geweih von 14 Enden, jede Stange mit Augensprosse und zwei ziemlich gleichmäßig entwickelten Gabeln an der Spitze. Das nächstfolgende Geweih unterschied sich nur durch größere Stärke, nicht durch die Endenzahl.

Ueber die Zeit der Brunst und die Geburt des Jungen ist mir bisjetzt noch Nichts bekannt geworden, doch läßt sich nach dem Aufsetzen des Geweihes schließen, daß gerade dieser Hirsch mit unserem Edelwild so ziemlich die gleiche Zeit halten mag. Nach meinen Beobachtungen an unserem Gefangenen glaube ich, daß der Barasinga sich vortrefflich zur Einbürgerung bei uns eignen würde. Er scheint unser Klima vortrefflich zu vertragen und ist ein so anmuthiges Geschöpf, daß er jedem Park oder Wald zur größten Zierde gereichen würde. Seine Haltung ist stolz und etwas herausfordernd, sein Gang zierlich, jedoch gemessen, sein Betragen anscheinend lebendiger, ich möchte sagen muthwilliger, als das anderer Hirsche. Unser Gefangener ist ein übermüthiger Gesell, welcher sich mit allem Möglichen versucht. Er steht mit seinem Wärter auf dem besten Fuße, hört auf seinen Namen und kommt gern herbei, wenn er gerufen wird, nimmt aber jede Gelegenheit wahr, dem Manne, mehr aus Spiellust, als im Ernste, einen Stoß beizubringen. Den neben ihm stehenden Hirschen tritt er oft herausfordernd entgegen und beginnt dann durch das Gitter hindurch einen Zweikampf, selbst mit den stärksten. Ein weißer Edelhirsch, ihm gegenüber ein Riese, wurde ohne Unterlaß von ihm geneckt, gefoppt und zum Kampfe herausgefordert, so daß wir ihn schließlich versetzen mußten, um den Barasinga nicht zu gefährden. Die Stimme des letzteren ist ein ziemlich hoher, kurzer, blöckender Ton, welcher dem Schrei einer geängstigten jungen Ziege sehr ähnelt, jedoch viel kürzer hervorgestoßen wird. Abweichend von anderen Hirschen schreit der Barasinga zu jeder Jahreszeit, gewissermaßen zu seiner Unterhaltung; er pflegt auch einen Anruf mit Regelmäßigkeit zu beantworten.

Unter den anderen indischen Hirschen verdient zunächst der Axis unsere Beachtung. Man hat auch ihn in der Neuzeit zum Vertreter einer besonderen Sippe (Axis) erhoben, wohl wegen seines unter den Hirschen allerdings vereinzelt dastehenden Fleckenkleides; doch zeigt auch er im allgemeinen das Gepräge der anderen Hirsche, welche das gleiche Vaterland mit ihm bewohnen. Dabei ist allerdings zu bemerken, daß sein Geweih mehr dem unseres sechsendigen Edelhirsches ähnelt, als dem der übrigen indischen Hirsche, mit denen wir uns bald beschäftigen werden.

Der Axis (Axis maculata) ist, soweit die Färbung in Betracht kommt, einer der schönsten, wo nicht der schönste aller Hirsche. Die Gestalt ist gestreckt, aber niedrig gestellt; sie erscheint deshalb gedrungener, als sie in Wirklichkeit ist. Der Hals ist verhältnißmäßig dick, der Kopf kurz, regelmäßig gebaut, nach der schmalen und kurzen Schnauze hin gleichmäßig sich verschmächtigend. Das Gehör ist mittellang, lanzettförmig, schmal, innen kaum, außen leicht behaart, der Wedel ziemlich lang, gerundet, kaum breiter als dick. Das Geweih ist schön leierförmig. Es biegt sich von der Wurzel ab nach hinten, außen und oben. Der Augensproß entspringt unmittelbar an der Rose und wendet sich von hier aus nach vorn, außen und oben, der Gabelsproß zweigt sich etwa in der Mitte der Stange ab und wendet sich nach oben und ein wenig nach hinten. Ein angenehmes Grauröthlichbraun ist die Grundfarbe; der Rückenstreifen ist sehr dunkel, auf dem Widerrist fast schwarz; Kehle, Gurgel, Bauch und Innenseite der Läufe sind gelblichweiß, die Außenseite der Läufe gelblichbraun. Sieben Reihen weißer Flecken auf jeder Seite, welche ziemlich unregelmäßig gestellt sind, bilden die Zeichnung. In der untersten Reihe stehen die Flecken so dicht zusammen, daß sie sich längs der Weichen und auf den Hinterschenkeln zu einem fast ununterbrochenen Bande vereinigen. Der Kopf und die Seiten des Unterhalses sind ungefleckt. Ueber den Stirntheil der Schnauze verläuft, hufförmig nach vorn sich biegend, eine dunkle Binde von einem Auge zum anderen; auch die Mitte des sonst lichten Scheitels

pflegt dunkler zu sein. Die braune Binde hinter der Muffel ist schmal und wird von dieser durch einen dreieckigen Flecken von gelblicher Farbe getrennt. Der Wedel ist auf der Außenseite lichtbraun, auf der unteren weiß, welche Färbung zum Vorschein kommt, sobald er erhoben wird. Die Innenseite der Keule ist ziemlich reinweiß. Das Gehör ist außen graubraun, an der Wurzel unbedeutend lichter, als in der Mitte.

Auf allen Ebenen Ostindiens und den benachbarten Inseln lebt der Axis in großer Anzahl, bei Tage wohl versteckt in den Rohrwaldungen und im Grase der steppenartigen Gegenden, nachts in starken Rudeln umherschweifend und sich äßend. Er bildet einen Gegenstand der eifrigsten Jagd der



Der Axis (Axis maculata).

Eingeborenen, und seinetwegen hauptsächlich werden von den indischen Fürsten oft Tausende aufgeboten. Außerdem wird er bei den Tigerjagden in großer Menge erlegt. Diese vielfachen Nachstellungen mögen die Ursache sein, daß das Thier mindestens ebenso scheu ist, als unser Hochwild da, wo es sich verfolgt weiß. Demungeachtet wird der gefangene Axis bald und vollständig zahm. Man hat ihn schon vor Jahren nach England eingeführt und dort bald bemerkt, daß er sich in dem milden Klima vortrefflich hält; von England aus sind dann die Axishirsche weiter versandt worden und unter Anderen auch nach Deutschland gekommen. Im Park bei Ludwigsburg sollen sie bereits seit 50 Jahren leben und eingebürgert sein. Nach den bisherigen Erfahrungen steht ihrer Weiter-

verbreitung auch nur ein Hinderniß im Wege: die Unregelmäßigkeit in der Zeit ihrer Fortpflanzung. Die meisten Hirsche dieser Art haben sich, wenn man so sagen darf, allerdings an unser Klima gewöhnt; sie werfen ihr Geweih rechtzeitig ab und treten zur günstigsten Jahreszeit auf die Brunst, die hochbeschlagenen Thiere setzen dann auch im Frühjahr und ihre Kälber gedeihen dann vortrefflich: aber einzelne Arishirsche setzen noch immer ihr Kalb mitten im Winter und machen ein erwünschtes Gedeihen des eingebürgerten Stammes sehr fraglich, wo nicht unmöglich; denn selbstverständlich gehen die meisten von den im Winter geborenen Kälbern in Folge der Witterungseinflüsse sowohl, als auch wegen Mangel an geeigneter Nahrung für die Mutter, erbärmlich zu Grunde. Wäre Dies nicht der Fall, so würden wir wahrscheinlich jetzt schon alle größeren Parks mit diesem schmucken Wild bevölkert sehen; denn im übrigen gibt es nur wenige Hirsche, welche so geeignet sind wie der Aris, ein umschlossenes Geheg zu beleben. Die Bewegungen des Thieres sind allerdings weder so zierlich noch so schnell und ausdauernd, wie die anderer Hirsche von der gleichen Größe; sie sind aber immerhin anmuthig genug, um ein Jägerauge zu erfreuen, und andere Menschen fesselt das schön gefärbte Wild ohnehin. Ueber das Betragen des Aris wüßte ich Nichts zu sagen, was als ihm eigenthümlich bezeichnet werden könnte; nach meinem Dafürhalten kommt er hierin am meisten mit dem Damwild überein.

Die meisten übrigen Hirsche Indiens werden gegenwärtig einer besonderen Sippe zugezählt, welcher man den malayischen Namen Rusa gegeben hat: — einfach deshalb, weil dieses Wort Hirsch bedeutet. Wenn man die betreffenden Thiere genauer kennen lernt und andere indische Hirsche dazu, wird man wahrscheinlich noch neue Sippen zu gründen haben; doch läßt sich nicht verkennen, daß alle indischen Hirsche ein gewisses, ihnen eigenthümliches Gepräge bekunden, welches sie sehr von ihren in Europa oder in Amerika lebenden Verwandten unterscheidet, sich jedoch besser herausfühlen als beschreiben läßt. Nur im allgemeinen kann man sagen, daß die betreffenden Thiere mehr oder weniger untersetzt gebaut, starkgliederig, kurzhälsig und kurzköpfig, aber verhältnißmäßig langschwänzig und mit groben, brüchigen, dünnstehenden Haaren bekleidet sind, und daß die Geweihe, welche nur die männlichen Hirsche zieren, immer blos sechs Enden zeigen. Der Kopf ist gewöhnlich hinten viel breiter, als vorn, gleichwohl am Geäße abgestutzt und immer noch breit; die Lichter sind groß, die Thränengruben oft außerordentlich entwickelt; das Gehör ist verhältnißmäßig klein; die Geweihstangen biegen sich wenig nach außen und hinten und senden außer der Augensprosse nur noch ein Gabelende ab. Bei manchen Arten kommen Mähnen am Halse vor, welche jedoch mit den Haarwucherungen unserer Hirsche an der gedachten Leibesstelle nicht verglichen werden können. Bezeichnend ist der Schwanz oder Wedel, weil er immer lang und stets reichlich mit grobem Haar bekleidet ist. Die verschiedenen Arten der Gruppe würden unsere Theilnahme jedenfalls gleichmäßig beanspruchen, wäre das Leben und Treiben der Thiere uns genauer bekannt.

Nach meinem Dafürhalten ist der Sambur (Rusa Aristoteles) als der am edelsten gestaltete Hirsch dieser Gruppe zu bezeichnen. Er wurde von dem großen Naturforscher der Vorzeit, dessen Namen ihm die heutige Wissenschaft verlieh, bereits sehr kenntlich beschrieben; noch heutigen Tages aber sind wir über seine Lebensweise im Unklaren. Das Gleiche gilt für den niederen, stämmig gebauten Roßhirsch (Rusa equina), ein ziemlich großes Thier von dunkelbrauner Färbung, — Dasselbe für die meisten übrigen Arten. Wir sind noch nicht im Stande, die Naturgeschichte einer einzelnen Art mit dem Bewußtsein abzufassen, auch wirklich von dem betreffenden Thiere zu reden, und erst die Neuzeit verhilft uns wenigstens zur Kunde eines Theiles dieser Geschichte, weil sie uns Gelegenheit bietet, auch die indischen Hirsche in der Gefangenschaft und zwar vom Tage ihrer Geburt an, beobachten zu können. Ungeachtet meiner kurzen Wirksamkeit am hamburger Thiergarten habe ich doch schon eingesehen, daß gerade über diese Thiere noch viele Beobachtungen gemacht werden müssen,

ehe wir uns rühmen können, etwas auch nur annähernd Genügendes zu bieten. Ich glaube entschuldigt zu sein, wenn ich unter diesen Umständen den am häufigsten in der Gefangenschaft vorkommenden Hirsch meiner Beschreibung zu Grunde lege, gestehe aber offen ein, daß ich für die Schilderung des Freilebens nur insoweit eine Bürgschaft übernehmen mag, als ich Das zusammenstelle, was mir von den indischen Hirschen, mit Ausnahme der einzeln beschriebenen Arten, überhaupt bekannt geworden ist.

Der Mähnenhirsch (Rusa Hippelaphus) ist eine der stattlichsten und ausgezeichnetsten Arten der Gruppe. Er steht dem Edelhirsch kaum an Größe nach und wird in seiner Heimat wohl nur von dem Samburhirsch oder von dem in den indischen Gebirgen vorkommenden Wallichshirsch übertroffen. Die Leibeslänge des erwachsenen Hirsches beträgt reichlich 6 Fuß, wovon ein Fuß auf den Schwanz zu rechnen ist, die Höhe am Widerrist 3¼ Fuß, die Länge der Geweihstangen 2 bis 3 Fuß. Das Thier ist beträchtlich kleiner. Im allgemeinen besitzt der Mähnenhirsch die angegebenen Kennzeichen der Gruppe. Sein Leib ist gedrungen, kräftig; die Läufe sind niederer, als bei dem Edelhirsch, und erscheinen deshalb stämmiger; der Hals ist kurz und der Kopf verhältnißmäßig sehr kurz, aber breit. Das Gehör ist klein, außen dicht, innen nur spärlich mit Haaren bekleidet, das Auge groß, die Thränengrube unter ihm auffallend entwickelt. Das Geweih zeichnet sich durch seine sehr starken und deshalb kurz erscheinenden Stangen aus; es sitzt dicht auf dem niederen Rosenstocke, biegt sich von der Wurzel an in einem sanften Bogen nach rückwärts und auswärts, steigt von der Mitte an gerade in die Höhe und wendet sich dann wieder etwas nach einwärts. Die Augensprosse, welche unmittelbar über dem Rosenstocke entspringt, ist stark und lang, vor, auf und mit der Spitze nach einwärts gekrümmt, die Gabelsprosse zweigt sich ungefähr einen Fuß über der Wurzel des Geweihes ab und richtet sich etwas nach vor-, auf- und auswärts. Stangen und Enden sind auf der Oberfläche gefurcht und geperlt. Die Behaarung ist verschieden, je nach der Jahreszeit. Bei ausgebildetem Geweih trägt der Hirsch ein Kleid aus groben, brüchigen und ziemlich dünn stehenden Haaren von einer schwer zu beschreibenden graulichbraunfahlen Färbung. Ueber den Rücken verläuft ein dunklerer, d. h. bräunlicherer Streifen, welcher bald deutlich, bald undeutlich begrenzt ist. Die Läufe sind an ihrer Vorderseite ungefähr von der Farbe des Rückens, seitlich und innen jedoch nicht unbedeutend lichter. Bezeichnend scheint mir nach meinen Beobachtungen ein schmales lichtgraues oder weißes Band zu sein, welches sich hart an der Muffel zu beiden Seiten des Obergeäßes herabzieht. Beide Geschlechter sind vollkommen gleich gefärbt und auch das Junge, welches geboren wird, während seine Eltern das beschriebene Kleid tragen, unterscheidet sich nicht durch die Färbung. Dies glaube ich umsomehr hervorheben zu müssen, als alle übrigen, d. h. nicht zu der in Rede stehenden Gruppe gehörigen Hirsche im Jugendkleide gefleckt sind, während die gedachten Indier in einem Kleide zur Welt kommen, welches dem ihrer Eltern genau entspricht. Sehr bezeichnend für den Hirsch ist die ziemlich starke Mähne, welche am Unterhalse und Kinn sich entwickelt; sie ist auch deshalb merkwürdig, weil die Haare, welche sie bilden, sich durch ihre Beschaffenheit kaum von den übrigen unterscheiden.

Bald nach Abwerfen des Geweihes färbt sich der Hirsch und zu gleicher Zeit das Thier. Beide erscheinen dann dunkelgrau mit einem mehr oder weniger hervortretenden Anflug ins Fahlbräunliche.

Soviel bisjetzt bekannt, findet sich der Mähnenhirsch vorzugsweise auf Java, Sumatra, Borneo und dem indischen Festlande. Diese Angabe soll jedoch keineswegs etwaige Irrthümer der Reisenden ausschließen, da es durchaus nicht unmöglich ist, daß der auf dem Festlande lebende Mähnenhirsch sich von dem die Inseln bewohnenden unterscheidet. Einige Forscher haben den Mähnenhirsch der Inseln, welcher kleiner, als der vom Festlande sein soll, unter dem Namen Rusa moluccensis getrennt. Die Beschreibungen sind so ungenügend, daß ich mit Bestimmtheit nicht zu sagen vermag, ob ich soeben die eine oder die andere Art beschrieb. Es wird gesagt, daß Borneo durch Vermittelung des Menschen mit dem Mähnenhirsch bevölkert worden sein soll: ein Sultan Soërianse habe ein Paar in der Steppe bei Buln Lampej freigelassen, und diese seien als Stammeltern aller jetzt vorkom-

menden anzusehen. Die Reisenden erwähnen, daß sich das Wild in sehr starken Trupps zusammenschlägt, welche mehr als Waldungen die offenen steppenartigen Ebenen bevorzugen. In allen günstigen Gegenden soll es sehr häufig auftreten.

Ueber Lebensweise und Betragen sind die Nachrichten überaus dürftig; sie enthalten nur ungefähr Folgendes: Die alten Hirsche trennen sich nach der Brunst von den Trupps der Thiere und schweifen bis zur nächsten Brunstzeit einsiedlerisch umher, halten jedoch gewisse Beziehungen zu den Trupps fest, wandern mit diesen bei Beginn der trockenen Jahreszeit den stehenden Gewässern zu und ziehen, wenn die Regenzeit oder der Frühling eintritt, mit ihnen wieder in höher gelegene Gegenden. Während der größten Hitze des Tages liegen die Thiere zwischen Schilf oder im Dickicht der Gebüsche verborgen, vor Sonnenuntergang ziehen sie zur Suhle, und mit Einbruch des Abends auf Aeßung aus. Das Wasser lieben sie ganz ungemein: — Dies kann man auch an den Gefangenen beobachten, welche nach einem Schlammbad wahrhaft begierig sind. Ueber die Aeßung fehlen bestimmte Angaben, wir dürfen aber von den Gefangenen schließen, daß die Nahrung im wesentlichen der Aeßung unseres Edelwildes entspricht.

Die Bewegungen des Mähnenhirsches verdienen eine kurze Besprechung. Ueber den flüchtigen Hirsch vermag ich leider nicht zu urtheilen, und muß also den Reisenden glauben, welche sagen, daß der Lauf sehr schnell und ausdauernd sei und daß der gestreckte Galopp, welchen der flüchtige Hirsch annimmt, häufig durch kurze Sätze unterbrochen werde; dagegen kann ich über den ruhigen Schritt des Mähnenhirsches aus eigener Erfahrung sprechen. Die Gefangenen des hamburger Thiergartens zeichnen sich durch ihre Bewegungen vor den sämmtlichen übrigen Hirschen aus. Kein mir bekannter Hirsch schreitet so würdevoll, so stolz dahin, wie der Mähnenhirsch. Sein Gang gleicht durchaus dem angelernten Schritt, dem sogenannten spanischen Tritt eines wohlunterrichteten Schulpferdes. Jede Bewegung des Hirsches ist dieselbe, welche ein Pferd unter gedachten Umständen ausführt. Man meint, als wäre der Hirsch durchdrungen von dem Gefühl des Stolzes, welches er an den Tag zu legen scheint. Er hebt den Lauf bedächtig und zierlich auf, streckt ihn ganz in der Weise des Schulpferdes vor und setzt ihn zierlich wieder auf den Boden; dabei begleitet er jeden Schritt mit einer entsprechenden Kopfbewegung. Demungeachtet bleibt man im Zweifel, ob dieses Gebahren Stolz oder Zorn ausdrücken soll; denn der würdevolle Gang wird regelmäßig mit einem verdächtigen Aufwerfen der Oberlippe begleitet, welches bei anderen Hirschen immer ein Zeichen ihrer Wuth oder mindestens großer Erregtheit ist. Bemerken will ich noch, daß man namentlich bei dieser Art des Gehens auch von unseren Hirschen ein starkes Knistern vernimmt, wie von dem Renthier. Der Hirsch bewegt sich viel in der beschriebenen Weise und trabt nur selten schneller in seinem Gehege umher, das Thier hingegen führt oft scherzende Sprünge aus und zeigt sich dabei äußerst behend und gewandt. Ihm eigenthümlich ist, daß es bei dem Ansatz zu schnellerem Lauf den Kopf tief nach unten biegt und den Hals lang vorstreckt, auch wohl sonderbar schlängelnde Bewegungen mit dem Kopfe ausführt, bevor es flüchtig wird.

Im übrigen stimmen meine Beobachtungen an den gefangenen Thieren mit den Angaben der Reisenden überein. Die Sinne des Mähnenhirsches sind sehr ausgebildet, namentlich Gehör und Witterung vorzüglich scharf und das Geäuge ebenfalls wohl entwickelt. Zudem ist dieses Wild klug, wachsam, vorsichtig; es lernt auch seinen Pfleger bald kennen, ohne sich jedoch eigentlich mit ihm zu befreunden. Möglich ist, daß Mähnenhirsche, welche sehr früh in die Gefangenschaft geriethen, ebenso zahm werden, als andere Hirsche; von den unsrigen kann ich Dies aber nicht sagen, obgleich wir uns viele Mühe mit ihrer Zähmung gegeben haben.

Wenn wir von den gefangenen auf die freilebenden Mähnenhirsche schließen dürfen, haben wir unsere Wintermonate als die Brunstzeit zu bezeichnen. Der Mähnenhirsch im hamburger Thiergarten warf im Mai sein Geweih ab und fegte im September. Am 20. November ließ er zum ersten Male seine Stimme vernehmen: ein sehr kurzes, dumpfes und leises Blöcken. Von dieser Zeit an zeigte er sich sehr erregt, kampf- und zerstörungslustig, wie die übrigen brünstigen Hirsche, namentlich aber

erzürnt gegen den Wärter, mit dem er sonst auf bestem Fuße stand. Während der ganzen Zeit verbreitete er einen unausstehlichen bockartigen Geruch, welcher zuweilen so heftig wurde, daß er den Stall förmlich verpestete. Ausgang Dezembers bekundete auch das Thier durch ein leises Mahnen Sehnsucht nach dem Hirsche, und am 7. Januar erfolgte der Beschlag. Dasselbe Thier hatte am 18. Oktober ein Kalb geboren, und somit darf die Zeit, welche es hoch beschlagen geht, zu 8½ Monaten angenommen werden. Die milde Herbstwitterung des Jahres 1863 kam dem, in so ungünstiger Zeit zur Welt gekommenen Kalb vortrefflich zustatten. Es war vom ersten Tage an sehr munter und gedieh zu meiner besonderen Freude zusehends. Seine Mutter bewachte und beschützte es mit ebensoviel Sorgfalt, als Muth: sie bedrohte selbst den ihr wohlbekannten Wärter, dem sie sonst scheu aus dem Wege ging. Den Kopf gesenkt, den Wedel erhoben und mit weit aus einander klaffenden Thränengruben, ging sie jedem Eindringlinge kühn zu Leibe und versuchte, ihn durch kräftige Schläge mit den Vorderbeinen abzutreiben, wobei sie sich bemühte, das Kalb durch ihren eigenen Leib zu decken. Dieses hatte nach etwa vier Monaten ungefähr die Hälfte der Größe seiner Mutter erreicht, besäugte sie aber bis in den sechsten Monat seines Lebens. An das Futter, welches dem Thiere gereicht wurde, ging es bereits in der dritten Woche.

Mit dieser Satzzeit stimmt die Geburt eines Kalbes vom Samburhirsch, welchen wir ebenfalls im hamburger Thiergarten pflegen, ziemlich überein. Dasselbe wurde in der strengsten Winterkälte am 7. Januar gesetzt und gedieh, ungeachtet der höchst ungünstigen Witterung, deren Unbill es trotz des Stalles mehr oder weniger ausgesetzt war, ganz vortrefflich.

Außer den Menschen stellen in Indien die großen Katzenarten dem Mähnenhirsche eifrig nach: namentlich der Tiger nährt sich zeitweilig ausschließlich von ihm und seinen Verwandten. Die indischen Fürsten halten auch seinetwegen zuweilen große Treibjagden ab. Das Wildpret wird gerühmt und gilt selbst auf der Tafel der Europäer als eine vorzügliche Speise. Decke und Haut werden nicht benutzt.

Der Schweinshirsch (Hyelaphus porcinus), eine der gemeinsten indischen Arten, reiht sich der vorigen Gruppe an. Er gehört zu den plumpesten Gestalten der ganzen Familie, ist fast schwerfällig gebaut, dickleibig, kurzläufig, kurzhälsig und kurzköpfig und zeichnet sich namentlich auch noch durch sein Geweih aus. Die Stangen sind dünn, höchstens fußlang und dreiendig, stehen aber auf ziemlich hohen Rosenstöcken, welche weit von einander entfernt sind. Hierdurch erscheint das Geweih größer, als es in Wahrheit ist. Die Verzweigung desselben ist so einfach, wie bei dem vorhergehenden, nur daß alle Theile weit zierlicher und kleiner sind, als bei ihm. Der Augensproß wendet sich anfangs nach vorn und außen, mit der Spitze aber wieder nach innen, das obere kurze Ende bildet einen nach innen und hinten gekrümmten Haken. Das Haar ist noch immer grob, rauh und brüchig, jedoch weit feiner, auch weniger gewellt, als bei dem Mähnenhirsch und seinen nächsten Verwandten. Die Färbung scheint mancherlei Schwankungen unterworfen zu sein, und darauf gründet sich der Mangel an Uebereinstimmung, welcher sich in den verschiedenen Beschreibungen des Schweinshirsches kundgibt. Gewöhnlich ist die allgemeine Färbung ein schönes Kaffeebraun, welches beim Hirsch bis zum Schwarzbraun dunkeln, beim Thier bis zum Lederbraun sich lichten kann. Das einzelne Haar erscheint an der Wurzel aschgrau, in der Mitte schwarzbraun, vor der dunkeln Spitze aber hellzimmtbraun geringelt. Die lichten Ringe kommen jedoch in der allgemeinen Färbung verhältnißmäßig wenig zur Geltung, wie es scheint bei dem Thiere mehr, als bei dem Hirsch. Dunkler gefärbt, fast schwarz, sind ein Rückenstreif, eine Binde hinter der Muffel, welche sich ringsum zieht, eine zweite, nach der Muffel zu hufeisenförmig eingebogene Binde zwischen den Augen und ein Längsstreifen auf der Stirnmitte, graulicher, dunkelaschfarben etwa, die Unterseite des Leibes und die Läufe, lichter, nämlich hellfahlgrau, der Kopf und die Halsseiten, die Kehle, das Gehör und unregelmäßig gestellte Flecken auf beiden Seiten des Leibes, weiß endlich die Spitze des

Unterkiefers, der Wedel auf seiner Unterseite und an der Spitze, sowie der schmale, vom Wedel bedeckte Spiegel. Die lichteren Flecken habe ich bei allen Schweinshirschen bemerkt, welche ich bisjetzt lebend sah; allerdings aber treten sie bei den lichter gefärbten Thieren immer mehr hervor, als bei den dunkelfarbigen, bei welchen sie zuweilen fast zu verschwinden scheinen; sie zeigen sich dann nur, wenn der Hirsch das Haar sträubt. Das Jugendkleid unterscheidet sich blos dadurch von dem des alten Thieres, daß die Flecken anscheinend größer und heller sind.

Wie weit das Vaterland des Schweinshirsches sich erstreckt, ist zur Zeit noch nicht ermittelt; soviel aber wissen wir, daß er weit verbreitet und wo er vorkommt, häufig ist. Sehr gemein scheint er in Bengalen zu sein; vonhieraus erhalten wir die meisten, welche unsere Thiergärten bevölkern. Man sagt, daß er in Indien als halbes Hausthier gehalten werde. Unser Klima erträgt er ohne große Beschwerden, verlangt aber bei strenger Witterung einen geschützten Ort zum Rückzug.

In seinem Betragen hat er manches Eigenthümliche. Er gehört nicht zu den Begabten unter seinen Verwandten, sondern ist eher als geistesarmes Geschöpf zu betrachten. Das Thier ist furchtsam, scheu und unklug, der Hirsch muthig, auch gegen den Menschen, rauflustig, herrschsüchtig und zu Gewaltthätigkeiten geneigt. So vortrefflich er sich zeitweilig mit seinen Thieren verträgt, so sehr quält er sie zu anderen Zeiten. Ohne alle Veranlassung stürmt er auf sie los und mißhandelt sie oft in gefährlicher Weise. Nach der Brunstzeit muß man ihn stets von jenen entfernen. Vor der Brunst übt er seine Kraft an allem Möglichen: er rennt gegen die Bäume und Gitter, wühlt mit dem kurzen Geweih den Rasen auf und wirft die losgerissenen Stücke hin und her, bedroht Jeden, der sich nähert, indem er den Kopf zur Seite biegt und mit boshafter Miene in schiefer Richtung heranschreitet, geht auch ohne Bedenken auf den Mann und macht dann von seiner Kraft in empfindlicher Weise Gebrauch. Der Geweihwechsel beginnt mit den ersten Monaten des Jahres. Ein Schweinshirsch des hamburger Thiergartens warf am 20. Januar ab und fegte am 2. April.

Im Monat Juli trat er auf die Brunst, der Beschlag der Thiere erfolgte am 16. August, der Satz des Kalbes am 1. April; somit ergibt sich eine Trächtigkeitszeit von 228 Tagen. Die Kälber sind sehr niedliche, auf lichtbraunem Grunde gelblich gefleckte Thiere, welche vom ersten Tage ihres Lebens an die untersetzte Gestalt ihrer Eltern zeigen.

Soweit bekannt, hat das Thier in seiner Heimat dieselben Feinde, wie seine Verwandten. In Bengalen wird es oft zu Pferde gejagt und vom Sattel aus mit einem Schwertstreiche erlegt. Einzelne Jäger sind Meister in der Kunst, dem flüchtigen Wilde auf allen Wegen zu folgen und in kurzer Frist mit ihrer so ungeeignet scheinenden Waffe beizukommen. Das Wildpret gilt als wohlschmeckend.

In Nordamerika wohnen die Mazamahirsche (Reduncina oder Mazama), zierlich gebaute, anmuthige Thiere, welche sich ebenso durch ihren Bau, sowie durch die Geweihe der Hirsche auszeichnen. Ihre Gestalt ist sehr schlank, Hals und Kopf sind lang, die Läufe mittelhoch, aber schwach, der Wedel ist ziemlich lang. Dichte, weiche Haare von lebhafter Färbung bilden die Decke; sie verlängern sich mähnenartig bei dem Hirsch und außerdem zu einer Quaste am Wedel beider Geschlechter. Die Geweihe krümmen sich bogenförmig von rückwärts nach außen und vorwärts und sind in drei bis sieben Sprossen verästelt, welche sämmtlich nach einwärts gehen; die Augensprosse ist vorhanden, Eis- und Mittelsprosse fehlen. Die Lichter sind groß und ausdrucksvoll, das Gehör ist ziemlich groß, lanzettförmig gestaltet, auf der Außenseite mit sehr kurzen Haaren bekleidet, so daß es fast nackt erscheint, innen dagegen, namentlich an den Seiten, reichlicher bedeckt.

Man kennt gegenwärtig ungefähr sechs Arten von hierher zu zählenden Hirschen, hat dieselben jedoch noch keineswegs mit hinreichender Schärfe unterschieden. Ihre Aehnlichkeit ist sehr groß, und deshalb wollen viele Naturforscher nicht an die Artverschiedenheiten glauben, während Alle, welche die Thiere lebend vor sich sahen, hieran nicht zu zweifeln wagen. In der Neuzeit sind mehrere

Arten wiederholt nach Europa gekommen, und hier gedeihen sie bei geeigneter Pflege auch vortrefflich, obwohl sie größere Schonung verlangen, als unser einheimisches Wild.

Es genügt, wenn wir die bekannteste Art der Gruppe, den virginischen Hirsch (Reduncina virginiana) einer Beschreibung zu Grunde legen. In mancher Hinsicht hat das Thier einige Aehnlichkeit mit unserem Damhirsch, welchem er auch in der Größe ungefähr gleich kommt; er unterscheidet sich aber sofort durch den zierlichen Bau und namentlich durch den langgestreckten, feinen Kopf, welcher vielleicht der schönste aller Hirsche genannt werden darf. Nach der Versicherung des



Der virginische Hirsch (Reduncina virginiana).

Prinzen von Wied wird der virginische Hirsch oft bedeutend größer, als unser Damhirsch und gibt dem Edelhirsch nicht viel nach; so große Thiere dieser Art sind mir in den europäischen Thiergärten freilich noch nicht zu Gesicht gekommen. Die Färbung ist nach den Jahreszeiten verschieden. Im Sommerkleid ist ein schönes, gleichmäßiges Gelbroth die vorherrschende Farbe; es dunkelt auf dem Rücken und geht nach den Seiten hin in Gelbroth über. Der Bauch und die Innenseite der Glieder sind blässer, der Wedel ist oben dunkelbraun, unten und auf den Seiten blendend weiß. Bezeichnend ist die Färbung des Kopfes, welcher immer dunkler, als der übrige Körper, und zwar bräunlichgrau gefärbt ist. Der Nasenrücken pflegt gewöhnlich sehr dunkel zu sein; zu beiden Seiten der Unterlippe aber und an der Spitze des Oberkiefers ziehen sich weiße Flecken herab, welche sich fast zu einem Ringe vereinigen; ein ähnlich gefärbter Ring umgibt auch das Auge. Im Winter ist die Oberseite graubraun, etwa der Winterfärbung unseres Rehes entsprechend, die Unterseite röthlich, die der Läufe gelbröthlichbraun, das Gehör an der Außenseite dunkelgraubraun, an Rand und Spitze schwärzlich, inwendig weiß. Ein Fleck außen am unteren Ohrwinkel, die Unterseite des Kopfes, die Hinterseite des Vorderschenkels, der Bauch, die innere und die Vorderseite des Hinterschenkels, die untere Fläche des dünnen, sehr lang und dicht behaarten Schwanzes sind ebenfalls reinweiß; die Zeichnung am Geäße bleibt in beiden Kleidern dieselbe. Nach den vom Prinzen von Wied gegebenen Maßen beträgt die Länge eines Hirsches von mittlerer Stärke 5⅔ Fuß, die Länge des Wedels 1 Fuß, die Länge des Kopfes 12½ Zoll, die Höhe des Ohres 6 Zoll, die Höhe des Geweihes 1 Fuß und die Länge jeder Stange, der Krümmung nach gemessen, etwas über 1½ Fuß. Am Widerrist war dieser Hirsch 3⅙ Fuß hoch. Das Thier ist beträchtlich kleiner, nur 4½ Fuß lang und nicht über 2½ Fuß hoch. Das Kalb ist auf dunkelbraunem Grunde sehr zierlich weiß oder gelblichweiß gefleckt, im übrigen seinen Alten ähnlich.

Nach den Angaben Audubon's und des Prinzen von Wied verbreitet sich dieser schöne Hirsch über alle Waldungen von Nordamerika, mit Ausnahme der nördlichst gelegenen. In den Pelzgegenden soll er sich nicht finden; wohl aber kommt er in Kanada vor. Von der Ostküste Nordamerikas reicht er bis zu den Felsgebirgen und südlich bis nach Mejiko. Früher soll er aller Orten in zahlreicher Menge gefunden worden sein; gegenwärtig ist er aus den stark bevölkerten Theilen schon fast ganz verdrängt oder hat sich wenigstens in die größeren Gebirgswaldungen zurückziehen müssen. Am Missouri soll er heutigen Tages noch sehr häufig vorkommen.

Dank den genannten Forschern kennen wir gegenwärtig Lebensweise und Betragen des virginischen Hirsches sehr genau, ganz abgesehen von den Beobachtungen, welche außerdem an den nach Europa übergeführten Hirschen gemacht wurden. Im allgemeinen ähnelt das Leben dem unseres Edelwildes. Der virginische Hirsch bildet, wie dieses, Trupps und Rudel, zu denen sich die starken Hirsche während der Brunstzeit einfinden, tritt ungefähr zu derselben Zeit wie unser Hirsch auf die Brunst und setzt auch das Kalb oder die beiden Kälber ungefähr in den gleichen Monaten, in welchen unser Edelwild geboren wird. Der Hirsch wirft im März ab und fegt zu Ende Juli oder im August, verfärbt sich dann im Oktober und tritt um diese Zeit auf die Brunst.

Diesen übersichtlichen Worten, welche dem Prinzen von Wied nachgesprochen sind, wollen wir Einiges aus der vortrefflichen Schilderung unseres verehrten Audubon hinzufügen. „Das Wild,“ sagt er, „hängt fest an dem einmal gewählten Platze, und kehrt nach Verfolgung immer wieder zu ihm zurück. Allerdings thut es sich während der verschiedenen Tage gewöhnlich nicht in demselben Bette nieder, wird aber doch in derselben Gegend gefunden, oft keine funfzig Ellen von dem Platze, von dem es früher aufgestört worden war. Seine Lieblingsplätze sind alte Felder, welche theilweise von Buschwald wieder in Besitz genommen worden sind und deswegen ihm Schutz gewähren. In den südlichen Staaten sucht es sich, und zwar namentlich im Sommer, wenn es weniger verfolgt wird, oft die äußeren Hage der Pflanzungen auf, steht hier während des Tages in einem düsteren Dickicht zwischen Rohr, wildem Wein und Dornengestrüpp, jedenfalls in möglichster Nähe seines Weidegrundes. Doch ist diese Vorliebe für derartige Oertlichkeiten nicht allgemein: oft findet man

auch zahlreiche Spuren des Wildes in Feldern, welche nur von fern her besucht werden. In den Gebirgsgegenden bemerkt man zuweilen ein Stück auf einem hervorragenden Felspunkte niedergethan, dem Steinbock oder der Alpengemse vergleichbar; gewöhnlich aber verbirgt sich das Wild zwischen Mirten- und Lorbergebüsch, neben umgefallenen Bäumen und an ähnlichen Orten. In der kalten Jahreszeit bevorzugt es die geschützten und trockenen Plätze, steht dann gern unter dem Winde und läßt sich von den Sonnenstrahlen wärmen; im Sommer zieht es sich während des Tages in die schattigen Theile des Waldes zurück und hält sich in der Nähe kleiner Flüsse oder kühler Ströme auf. Um der Verfolgung der Mücken und Stechfliegen zu entgehen, flüchtet es sich oft in einen Fluß oder Teich und liegt hier bis zur Nase im Wasser."

„Die Aeßung des Wildes ist nach der Jahreszeit verschieden. Im Winter geht es die Zweige und Blätter des Gebüsches an, im Frühling und Sommer wählt es sich, und zwar mit größter Leckerhaftigkeit, das zarteste Gras aus, und kommt oft, dem jungen Mais und anderen Getreide nachgehend, in die Felder herein. Beeren verschiedener Art, Nüsse und ähnliche Früchte, namentlich auch Bücheln liebt es ganz ungemein. Bei so reichlicher Auswahl an Aeßung sollte man meinen, daß das Wild beständig gut von Wildpret sei: Dies ist jedoch nicht der Fall; denn mit Ausnahme gewisser Jahreszeiten ist dieser Hirsch sehr schlecht vom Leibe. Die Hirsche sind vom August bis zum November feist. Wir selbst haben solche erlegt, welche 175 Pfund wogen, und sind berichtet worden, daß Einzelne ein Gewicht von mehr als 200 Pfund erreichen. Die Brunst beginnt, in Karolina wenigstens, im November, manchmal auch etwas eher. Der Hirsch ist jetzt fortwährend auf den Beinen, fast beständig im Rennen, um seine Gegner aufzusuchen. Wenn er mit anderen Hirschen zusammentrifft, beginnt ein heftiger Zweikampf, in welchem nicht selten Einer getödtet wird, obgleich der Schwächere gewöhnlich die Flucht ergreift und dem Stärkeren höchstens achtungsvoll in einiger Entfernung folgt, immer bereit, dem siegreichen Nebenbuhler das Feld zu räumen. Nicht selten verfangen sich zwei gleich starke Hirsche so vollständig mit den Geweihen, daß sie nicht wieder von einander loskommen können und in kläglicher Weise zu Grunde gehen. Wir haben uns bemüht, derartig verschlungene Geweihe zu trennen, aber gefunden, daß weder unsere Geschicklichkeit, noch unsere Kraft Dies auszuführen vermochte. Verschiedene Mal haben wir zwei und ein Mal drei Paare von Geweihen so verfangen gesehen. Die Brunstzeit währt ungefähr zwei Monate und beginnt bei den älteren Hirschen eher, als bei den jüngeren. Gegen den Monat Januar werfen die Hirsche ab, und von dieser Zeit an leben sie friedlich mit einander vereinigt."

„Die Thiere sind am feistesten vom November bis zum Januar, fallen hierauf ab, umsomehr, je näher die Satzzeit heranrückt, und nehmen wieder zu, während ihre Kälber sie besäugen. Diese werden in Karolina im April geboren; Schmalthiere hingegen setzen gewöhnlich erst im Mai oder Juni. In den nördlichen Staaten tritt die Satzzeit etwas später ein, als in Florida und Tejas. Auffallend, aber vollkommen begründet ist, daß in Alabama und Florida die Mehrzahl der Kälber im November geboren werden. Das Thier verbirgt sein frisch gesetztes Kalb unter einem dichten Busch oder im dicken Gras und besucht es mehrmals des Tages, namentlich morgens, abends und während der Nacht. Erst später nimmt es das Junge mit sich fort. Wenn die Kälber erst einige Tage alt sind, liegen sie manchmal so tief im Schlafe, daß sie gefangen werden können, ehe sie die Ankunft eines Menschen wahrnehmen. Sie lassen sich sehr schnell zähmen und schließen sich ihren Fängern schon nach wenigen Stunden innig an. Ein Freund von uns besaß ein Thierkalb, welches nach seiner Gefangennahme zu einer Ziege gebracht und von dieser angenommen wurde, und wir haben andere gesehen, welche von Kühen groß gesäugt worden waren. Sie halten sich gut in der Gefangenschaft, aber wir haben gefunden, daß sie lästige Schoßthierchen sind. Ein Paar, welches wir verschiedene Jahre hielten, hatte sich gewöhnt, unser Studirzimmer durch das offene Fenster zu besuchen, und führte Dies auch aus, wenn die Fenster geschlossen waren, unbekümmert um das Glas in denselben. Sie schienen überhaupt einen zerstörungslustigen Sinn zu besitzen: sie leckten und nagten an unseren Buchdeckeln und verursachten uns oft große Verwirrung unter unseren Pa-

pieren. Kein Busch in dem Garten, so werthvoll er uns auch sein mochte, war ihnen heilig; sie benagten unser Kutschengeschirr und machten sich schließlich über unsere jungen Enten und Hühner her, bissen ihnen den Kopf und die Füße ab und ließen dann den verstümmelten Leib liegen."

„Das Thier setzt erst, wenn es wenigstens zwei Jahre alt ist, und dann regelmäßig ein Kalb, während es später deren zwei zur Welt bringt. Ein starkes und gesundes Thier gebiert oft drei Kälber, und in dem Leibe eines von uns erlegten Thieres fanden wir sogar vier wohlausgebildete Junge. Die regelmäßige Zahl der Kälber ist zwei. Das Thier liebt sein Kalb ungemein und kommt auf seinen Ruf augenblicklich herbei. Die Indianer brauchen die List, auf einem Rohrstücke das Mahnen des Kalbes nachzuahmen, um die Mutter herbeizulocken, welche dann regelmäßig ihrem Pfeil zum Opfer fällt. Wir selbst haben zwei Mal Thiere durch Nachahmen der Stimme seines Kalbes herbeigerufen. Dem Menschen gegenüber wagt die Mutter ihr Kind nicht zu vertheidigen, sondern denkt nur an Flucht."

„Das Wild ist sehr gesellig und wird in den westlichen Prairien oft in ungemein zahlreichen Rudeln von vielen hundert Stück zusammen gesehen. Nach der Brunst schlagen sich, wie wir schon erwähnt haben, auch die Hirsche in Rudel zusammen oder vereinigen sich mit den Thieren, welche den größten Theil des Jahres hindurch zusammenleben."

„Unser Wild ist eins der schweigsamsten aller Geschöpfe. Es läßt selten einen Laut vernehmen. Das Kalb stößt ein leises Blöcken aus, welches von dem feinen Gehör seiner Mutter vielleicht auf eine Entfernung von hundert Ellen wahrgenommen wird; diese ruft ihr Kalb durch ein leises Murmeln herbei. Ein lautes Schreien haben wir nur gehört, wenn das Wild verwundet wurde. Der Bock stößt, wenn er aufgestöbert wird, ein kurzes Schnauben aus, wir haben aber auch nachts ein schrillendes Pfeifen, ähnlich dem der Gemse, von ihm gehört, und zwar bis auf eine Entfernung von ungefähr einer halben Meile. Die Witterung ist so ausgezeichnet, daß ein Stück dem anderen durch Spüren zu folgen im Stande ist. An einem Herbstmorgen sahen wir ein Thier an uns vorüberlaufen; zehn Minuten später beobachteten wir einen Hirsch, welcher es mit der Nase auf dem Boden verfolgte, und zwar auf allen Widergängen seines Laufes; eine halbe Stunde später erschien ein zweiter Hirsch und geraume Zeit nachher ein Spießer, als dritter, und Alle folgten derselben Fährte. Das Gesicht scheint wenig entwickelt zu sein; wenigstens haben wir beobachtet, daß das Wild, wenn wir still standen, oft wenige Ellen vor uns vorbeiging, ohne uns zu bemerken, während es augenblicklich flüchtig wurde, wenn wir uns bewegten oder wenn wir ihm in den Wind kamen. Das Gehör ist ebensofein, als der Geruch."

„Unser Wild kann ohne Wasser nicht bestehen und ist gezwungen, die Flüsse oder Quellen allnächtlich aufzusuchen. Im Jahre 1850 herrschte eine allgemeine Dürre in unseren südlichen Ländern, und die Folge davon war, daß das Wild massenweise seine Stände verließ und sich wasserreicheren Gegenden zuzog. Sehr begierig sind die Hirsche auf Salz, und Jäger, welche Dies wissen und Salzlecken kennen, machen in der Nähe derselben regelmäßig gute Jagd."

„Wenn man das Wild ein nächtliches Thier nennt, muß man hinzufügen, daß es in Prairien oder in Oertlichkeiten, wo es selten gestört wird, auch in den Morgen- und Nachmittagsstunden seiner Aeßung nachgeht. Unter solchen Umständen ruht es gewöhnlich nur in den Mittagsstunden. In den atlantischen Staaten freilich, wo es von den Jägern fortwährend belästigt wird, erhebt es sich selten vor Sonnenuntergang von seinem Bette. Uebrigens sieht man es während des Frühlings und Sommers öfter, als im Winter bei Tage sich äßen."

„In Gegenden, wo das Wild fortwährend beunruhigt wird, läßt es den Jäger weit näher an sein Bett herankommen, als in Gauen, wo es selten gestört wird. Es bleibt ruhig liegen, aber keineswegs weil es schläft oder nicht wachsam ist, sondern weil es fürchtet, sich laufend dem Blicke auszusetzen und hofft, im Liegen übersehen zu werden. Wir haben es liegen sehen, die Hinterläufe sprungfertig, das Gehör platt auf die Seiten des Nackens gepreßt, die Lichter scharf jede Bewegung des Störenfrieds bewachend. Unter solchen Umständen darf der Jäger nur dann auf Erfolg

hoffen, wenn er langsam rund um das Thier reitet und thut, als ob er es nicht bemerkt habe, dann aber plötzlich feuert, bevor es sich von seinem Bette erhebt. Ehe das Wild Nachstellungen erfahren hat, versucht es, sich bei Ankunft des Jägers in gedrückter Stellung davon zu schleichen."

„Der Gang des Wildes ist verschieden. Im Laufe trägt es sein Haupt niedrig und verfolgt seinen Lauf vorsichtig und still, gelegentlich das Gehör und den Wedel bewegend. Das größte Thier ist regelmäßig der Führer des Trupps, welcher in der sogenannten indischen Reihe fortzieht; selten gehen ihrer zwei neben einander dahin. Ein ruhiger Schritt ist die Bewegung des nicht in Furcht gesetzten Wildes. Wenn es aufgestört wird, ohne jedoch erschreckt zu sein, springt es zwei oder drei Mal in die Höhe und fällt mit scheinbarem Ungeschick auf drei Läufe nieder, kehrt sich einen Augenblick später der entgegengesetzten Seite zu, erhebt seinen weißen Wedel und dreht ihn von einer Seite zur anderen. Darauf folgen dann einige hohe Sprünge, worauf das Haupt nach jeder Richtung hin gedreht wird, um wo möglich die Ursache der Störung zu erspähen. Die Sprünge und Sätze sind so anmuthig, daß man sie nur mit Erstaunen und Bewunderung betrachten kann. Sieht dagegen das Wild den Gegenstand seines Schreckens, bevor es sich von seinem Bette erhebt, dann schießt es rasch niedrig auf dem Boden dahin, das Haupt und den Wedel in einer Linie mit dem Körper gehalten, und so läuft es mehrere hundert Schritte fort, als wolle es mit einem edlen Roß wetteifern. Diese Art der Bewegung kann es jedoch nicht lange fortsetzen; wir haben mehrmals gesehen, daß es durch einen gewandten Reiter überholt und zurückgetrieben wurde, und wissen, daß eine Meute guter Hunde Wild ungefähr nach stündiger Jagd einholt, falls es diesem nicht gelingt, einen Sumpf oder einen Strom zu erreichen, in welchen es sich unter solchen Umständen augenblicklich wirft. Es geht übrigens auch ungedrängt ins Wasser und schwimmt mit großer Schnelligkeit, den Leib tief eingesenkt und nur das Haupt über der Oberfläche erhoben. Nach unseren Erfahrungen kreuzt es zuweilen sehr breite Ströme und durchschwimmt Entfernungen von zwei (englischen) Meilen, und zwar so rasch, daß ein Bot es kaum überholen kann. An den südlichen Küsten wirft sich das von Hunden verfolgte und ermüdete Wild in die Brandung, schwimmt auf eine oder zwei Meilen in das Meer hinaus und kehrt gewöhnlich zu demselben Platze zurück, von welchem es ausging."

„Wenn wir nachts durch den Wald ritten und an Wild vorüberkamen, hörten wir oft, daß es mit dem Fuße aufstampfte oder vernahmen von den Hirschen ein lautes Schnaufen. Hierauf stürmte das Rudel eine kurze Strecke dahin und stampfte und schnaufte wieder. Dieses Betragen scheint übrigens nur bei Nacht stattzufinden."

„Das Wildpret ist das wohlschmeckendste von dem aller Thierarten, deren Fleisch wir versucht haben. Es ist feiner, als das Wildpret des Wapiti oder der europäischen Hirscharten; den höchsten Wohlgeschmack hat es jedoch nur während der Feistzeit in den Monaten August bis Dezember."

„Der Fang unseres Wildes forderte alle List und Geduld unserer Indianer heraus, bevor das Weißgesicht mit seiner Büchse, seinem Roß und seinen Hunden in die Jagdgründe eintrat. Der Wilde stritt mit dem Wolfe und dem Puma um solche Beute, und die verschiedensten Jagdarten wurden in Anwendung gebracht. Am häufigsten erlegte man das Wild, indem man das Mahnen des Kalbes oder das Schreien des Bockes nachahmte. Zuweilen auch kleidete sich der Wilde in die Decke des erlegten Hirsches, dessen Geweih er am Kopfe festgebunden hatte, und ahmte getreulich den Gang und alle übrigen Bewegungen des Hirsches nach, wodurch es ihm gelang, sich bis mitten in das Rudel zu schleichen und dann oft mehrere nach einander mit dem Bogen zu erlegen, ehe das Rudel flüchtig wurde. Nach unserem Dafürhalten haben die nordamerikanischen Indianer zur Erlegung ihrer Jagdbeute niemals vergiftete Pfeile gebraucht, wie die Indianer Südamerikas. Seit der Einführung der Feuerwaffen haben jedoch die meisten Stämme Bogen und Pfeil bei Seite gelegt und das Gewehr angenommen. Aber auch mit dieser Waffe schleichen sie sich gewöhnlich möglichst nahe an das sich äßende Rudel an und schießen selten auf weiter, als auf 25 bis 30 Schritte, — dann freilich mit dem größten Erfolg."

„Der weiße Mann jagt je nach des Landes Beschaffenheit. In Gebirgsgegenden bevorzugt er die Pirsche, in dicht bewachsenen Wäldern nimmt er die Hunde zu Hilfe und gebraucht dann anstatt der Büchse ein mit starken Posten geladenes Doppelgewehr. Bei tiefem Schneefall benutzt man in einigen Gegenden auch Schneeschuhe und verfolgt mit ihrer Hilfe das Wild, welches sich unter solchen Umständen nur langsam fortbewegen kann. Weniger waidmännisch jagt man in Virginien, indem man entweder starke Stahlfallen in die Nähe des Wassers stellt oder längs der Innenseite der Feldgehege spitze Pfähle einrammt, auf denen sich das überspringende Wild spießt. Hier und da betreibt man die Jagd vom Bote aus: man kennt die Stellen, an denen das Wild über die Ströme oder Seebusen zu setzen pflegt, jagt es mit Hunden auf, verfolgt es mit dem Bot und schießt es im Wasser zusammen. Ganz eigenthümlich ist die Feuerjagd. Zu ihr sind zwei Jäger erforderlich. Der Eine trägt eine Eisenpfanne, auf welcher er mit harzigem Holz ein kleines Feuer unterhält; der Andere, welcher dicht neben ihm geht, führt das Gewehr. Durch den Anblick des ungewohnten Lichtes mitten im Wald wird das Wild so überrascht, daß es ruhig stehen bleibt; seine Augen spielen dann den Schein der Flamme wieder und geben dem Jäger Gelegenheit zum Zielen. Oft kommt es vor, daß nach dem Schusse einige Glieder des Trupps sich von neuem nach der Flamme kehren. Das einzige Unangenehme bei dieser Jagd ist, daß der Jäger, welcher die beiden feurigen Augen wahrnimmt, nicht unterscheiden kann, ob er Wild oder ein Thier seiner Herde vor sich hat. Es kommt gar nicht selten vor, daß gelegentlich solcher Jagden die im Walde weidenden Hausthiere erlegt werden. Ein Herr erzählte uns, daß er nur einmal in seinem Leben die Feuerjagd betrieben habe. Auch er glaubte die Augen eines Hirsches zu sehen, feuerte und verwundete sein Wild tödtlich, erlegte sogar wenige Minuten darauf ein zweites Thier in derselben Weise. Als er am nächsten Morgen ausging, um nach seiner Beute zu suchen, fand er freilich, daß er anstatt der Hirsche zwei seiner besten Füllen erschossen hatte! Nach einer anderen Erzählung feuerte ein Jäger auf zwei glänzende Punkte und erlegte dabei einen Hund, verwundete zugleich aber auch einen Neger, zwischen dessen Beinen der Hund gestanden hatte.“

„Wir sind versichert worden, daß unser Wild von einem guten Windhunde regelmäßig gefangen wird. Ein Paar dieser trefflichen Thiere, welche in Karolina eingeführt wurden, fing gewöhnlich den Hirsch nach einem Laufe von wenigen hundert Ellen. Stöberhunde wurden benutzt, um die Hirsche aufzusuchen und aufzutreiben, dann übernahmen die Windhunde die Verfolgung.“

„Zu unserem Bedauern müssen wir die Befürchtung der Jäger bestätigen, daß unser Wild im schnellen Abnehmen begriffen ist und möglicherweise bald ausgerottet sein wird. Schon gegenwärtig gibt es in Karolina kaum den funfzigsten Theil des Wildes mehr, welches vor zwanzig Jahren dort lebte. In den nördlichen und mittleren Staaten ist es bereits ausgerottet, und nur in den südlichen Ländern, wo die ausgedehnten Wälder, Brüche und Sümpfe den Anbau des Bodens verwehren, treibt es sich noch in großer Anzahl umher, obgleich auch hier schon viele Pflanzer ihre Hunde verschenkt haben, weil für sie sich keine Arbeit mehr findet.“ —

Ich habe dieser Schilderung Audubon's, welche ich übrigens nicht streng übersetzt und nur im Auszug gegeben habe, nur das Eine noch hinzuzufügen, daß, nach meinen Erfahrungen, die gefangenen virginischen Hirsche, wenn sie entsprechend gehalten werden, zu den anmuthigsten Geschöpfen gehören, welche der Mensch an sich fesseln kann. In dem Einen mag Audubon Recht haben: für das Zimmer eignen sie sich wie alle Hirsche nicht, — einem Park oder überhaupt einem Raum aber, welcher ihretwegen umhegt worden ist, gereichen sie zur größten Zierde. Sie gewöhnen sich in kurzer Zeit an ihren Pfleger und beweisen ihm eine besondere Zärtlichkeit. Die Mazamahirsche des hamburger Thiergartens nähern sich augenblicklich ihren Bekannten und nehmen die ihnen dargereichten Leckerbissen nicht nur freundlich entgegen, sondern lecken dem Geber auch dankbar die Hand. Leider tritt ein Uebelstand der Hegung dieses Wildes in Parks und noch mehr in engeren Räumen hindernd entgegen: sie brechen sich nämlich oft ihre zarten Läufe, und gewöhnlich so unglücklich, daß die Heilung schwer oder unmöglich ist. Ein ungeschickter Sprung im Stalle kann solche Verluste bewirken,

und noch häufiger als im Stalle selbst verunglücken sie in der angegebenen Weise, wenn sie scherzend in der Nähe der Gitter sich vergnügen oder während der Brunst sich gegenseitig treiben, ohne auf jeden Schritt zu achten. So sieht sich also der Pfleger dieser liebenswürdigen Thiere nur zu oft genöthigt, einen derartigen verunglückten Mazamahirsch gewaltsam zu tödten, und Dies kommt dem wahren Thierfreunde, wie ich aus eigener Erfahrung versichern darf, so hart an, daß er bald schließlich lieber ganz auf solche Gefangene verzichtet.

Mit dem virginischen hat der weißschwänzige Hirsch (Reduncina leucura) täuschende Aehnlichkeit. Gestalt und Größe unterscheiden ihn kaum oder nicht von jenem. Auch die Art der Zeichnung, d. h. die Farbenvertheilung, ist fast genau dieselbe. Demungeachtet unterliegt es keinem Zweifel, daß beide Hirsche als verschiedene Arten betrachtet werden müssen. Besonders auffallend ist der Unterschied in der Färbung, obgleich die einzelnen Haare sehr ähnlich gezeichnet sind. Bei beiden Arten hat jedes einzelne Haar einen lichteren Ring vor der dunkleren Spitze; derselbe ist aber bei dem virginischen Hirsch über doppelt so breit, als beim weißschwänzigen, und rostroth gefärbt, während er bei letzterem fahlgelb erscheint. Dieser geringe Unterschied bedingt die Abweichung der Gesammtfärbung; denn im übrigen sind beider Haare gleichgefärbt: lichtgrau an der Wurzel, zunehmend dunkler gegen den Ring hin, schwarz an der Spitze. Weil aber die Ringe bei Bestimmung der Gesammtfärbung hauptsächlich zur Geltung kommen, erscheint der virginische Hirsch immer rostfarbener, als der weißschwänzige, welcher fast genau die Färbung unseres Rehes hat. Doch muß man beide Arten neben einander haben, wenn man in der Bestimmung sicher sein will. Die amerikanischen Forscher glauben auf die größere Länge des Wedels im Vergleich zu jener des virginischen Hirsches besonderes Gewicht legen zu müssen: ich kann versichern, daß man bei dem lebenden Thiere den bezüglichen Unterschied nicht wahrnimmt.

Nach Audubon und Bachmann lebt der weißschwänzige Hirsch östlich von den Felsgebirgen, hauptsächlich im Flußgebiete des Kolumbia, hier vorzugsweise in den fruchtbaren Steppen, welche die kleineren Flüsse umgeben; er scheint also den virginischen Hirsch im Nordwesten zu vertreten. Die französischen Kanadier und die schottischen Hochländer, welche im Dienste der Hudsonsbaigesellschaft stehen, nennen ihn einfach Reh, und erzählen, daß er im ganzen diesem Thiere durchaus ähnlich lebe. Seine Lieblingsplätze sind die dichten Gebüsche der Steppen. Hier verbirgt er sich während des Tages; gegen Abend geht er auf Aeßung aus. Sein Gang ist schleichend, wird aber oft durch hohe, zierliche Sprünge unterbrochen. Der flüchtige Hirsch hebt seinen Wedel hoch in die Höhe und bewegt ihn von einer Seite zur anderen. Vom November bis zum April und Mai sieht man dieses Wild in zahlreichen Trupps; dann zertheilen sich diese, weil die Thiere ihre Kälber setzen. Letztere sind bis in den ersten Winter mit weißlichen Tupfen gefleckt und erhalten dann das Kleid ihrer Eltern. Gegen den November hin tritt der Hirsch auf die Brunst und ruft mit dumpfem Schreien das Thier oder andere Nebenbuhler herbei. Die Indianer ahmen mit einem kurzen Rohrstücke dieses Schreien vortrefflich nach, um den Hirsch herbeizulocken. Das Thier ruft sein Kalb mit einem kurz ausgestoßenen „Mäh mäh". In allem übrigen scheint der weißschwänzige Hirsch nicht von dem virginischen abzuweichen; doch muß ich hervorheben, daß die Berichte über jenen sehr dürftig lauten, wahrscheinlich weil auch die meisten Reisenden beide Hirsche für gleichartig ansahen.

An unserem Gefangenen ist mir vom ersten Tage an das sonderbare Schleichen aufgefallen. Der Thiergarten zu Hamburg besitzt allerdings nur ein einziges Thier dieses Hirsches; dasselbe steht aber mit einem virginischen in ein und demselben Gehege und gibt somit Gelegenheit, beide zu vergleichen. Bei allen virginischen Hirschen, welche ich sah, habe ich niemals jenes Schleichen beobachtet, welches der weißschwänzige Hirsch annimmt, sobald er getrieben wird oder sich irgendwie verfolgt glaubt. Er kriecht dann förmlich auf dem Boden dahin, den Rücken tief nach unten eingebogen, Hals und Kopf gerade vorgestreckt und jeden Schritt überlegend. Wahrscheinlich ähnelt er im Freien ganz gewissen Antilopen, welche unter dem Namen Ducker bekannt sind.

Rühmenswerth ist die Gutmüthigkeit des erwähnten Thieres, sowie auch seine hingebende Zärtlichkeit dem ihm wohlwollenden Menschen gegenüber. Ich habe wenige Hirsche unter meiner Pflege gehabt, welche hierin den Mazamahirschen ähnelten, und keinen, welcher gedachtem Thiere gleichgekommen wäre. Dieses hat sich nicht blos meine Liebe erworben, sondern auch und in hohem Maße die Zuneigung aller regelmäßigen Besucher des Gartens.

Bei den Sprossen- oder Pampashirschen (Blastoceros), deren Heimat Südamerika ist, sind die aufrechtstehenden Geweihe in drei bis fünf Sprossen verästelt, von denen eine nach vorwärts sich richtet; die Eis- und Mittelsprossen fehlen. Die bekannteste Art, der Pampashirsch (Blastoceros campestris), ist ein für unsere Familie mittelgroßes Thier von 3½ Fuß Leibeslänge und 4 Zoll Schwanzlänge, am Widerrist 2⅙ Fuß, am Kreuz 2⅓ Fuß hoch. In seltenen Fällen werden recht alte Hirsche auch 4 Fuß lang. Das Weibchen ist, wie zu erwarten, kleiner. Der Pampashirsch oder „Guazu-y“ der Guaraner hat echte Hirschgestalt und Färbung. Sein Geweih erinnert an das unseres Rehes, ist aber schlanker, feiner und durch die längeren Sprossen unterschieden. Es krümmt sich nur wenig nach rückwärts, in der unteren Hälfte etwas nach außen, in der oberen wieder nach innen. Die Augensprosse entspringt gegen zwei Zoll über der Rose und ist etwa 4 Zoll lang; oben bildet sich aus der Stange eine zweizackige Gabel, deren Sprosse gerade nach aufwärts gerichtet ist, während sich das Ende der Gabel nach rückwärts kehrt. Zuweilen finden sich Geweihe, auf deren Stange an der Vorderseite noch eine zweite nach vorwärts gekehrte Sprosse entspringt. Die Länge des Geweihes beträgt selten mehr als 10 Zoll; Stangen von einem Fuß Länge gehören zu den Ausnahmen. Das Haar ist dick, glänzend, rauh und brüchig, auf der Ober- und Außenseite lichtröthlichbraun oder fahlgelbbraun; an den Seiten, am Vorderhals und auf der Innenseite der Gliedmaßen am lichtesten. Die einzelnen Haare sind an der Wurzel dunkelbraun geringelt. Die Unterseite, also Kinn, Kehle, die Brust und die Längsstreifen an der Innenseite der Schenkel sind schmuzig-, der Bauch, die Hinterseite der Schenkel, die Unterseite des Schwanzes und die Schwanzspitze reinweiß, die Ohren außen lichtröthlichbraun, innen weißfleckig. Ein weißer Ring umgibt das Auge und weiße Flecken stehen an der Spitze der Oberlippe.

Der größte Theil Südamerikas ist die Heimat dieses Hirsches. Er ist überall häufig. Nach Rengger kommt er hauptsächlich auf offenen und trockenen Feldern in den wenig bevölkerten Gegenden vor, während er die Nähe von Sümpfen und die Wälder meidet, selbst wenn er heftig verfolgt wird. Er lebt paarweise und in kleinen Rudeln; alte Böcke einsiedeln. Bei Tage ruht er im hohen Grase und hält sich so still in seinem Bett, daß man dicht neben ihm vorbeireiten kann, ohne daß er sich bewegt. Dies thut er, weil er sich dadurch zu verbergen sucht; denn seine Sinne sind schärfer und seine Bewegungen schneller und gewandter, als bei anderen Hirschen. Nur sehr gute Pferde können ihn einholen; wenn er aber einigen Vorsprung hat, vermag ihn auch der beste Renner nicht zu erreichen. Nach Sonnenuntergang zieht er auf Aeßung aus und streift dann die ganze Nacht umher. Das Thier setzt nur ein Kalb, entweder im Frühling oder im Herbst. Nach wenigen Tagen führt es dasselbe dem Hirsch zu, und beide Eltern zeigen große Sorgfalt und Liebe für das Kleine. Sobald Gefahr droht, verstecken sie es im hohen Grase, zeigen sich selbst dem Jäger, führen ihn von der Spur des Kalbes ab und kehren dann auf Umwegen wieder zu diesem zurück. Wird das Junge gefangen, so entfernen sie sich, weil sie nicht von den Hunden verfolgt werden, niemals weit von dem Jäger, sondern gehen unruhig in großen Kreisen um ihn herum und nähern sich, wenn sie die meckernde Stimme des Kalbes vernehmen, sogar auf Schußweite. Ein Paar dieser Hirsche verfolgte Rengger, welcher ein Junges mit sich wegführte, einmal eine halbe Stunde lang.

Jung eingefangen wird der Pampashirsch außerordentlich zahm. Er lernt alle Mitglieder des Hauses kennen, folgt ihnen überall hin, gehorcht ihrem Rufe, spielt mit ihnen und beleckt ihnen Hände und Gesicht; mit Haushunden und Pferden lebt er nicht nur friedlich, sondern neckt sie zuweilen mit Stößen; fremde Personen und fremde Hunde meidet er. Rohe und gekochte Pflanzen der verschiedensten Art ernähren ihn; auf Salz ist er, wie seine Verwandten, besonders erpicht. Bei schöner Witterung vergnügt er sich im Freien; in den Mittagstunden käut er wieder; bei Regenwetter begibt er sich unter Dach.

Der erwachsene Hirsch gibt einen sehr unangenehmen, den Ausdünstungen des Negers ähnelnden Geruch von sich, namentlich in der Brunstzeit. Dann ist er so stark, daß man ihn sogar an Stellen wahrnimmt, wo eine Viertelstunde vorher ein Männchen vorbeigekommen ist. „Ich warf einst mit Kugeln,“ sagt Rengger, „in die Geweihe des Gua=zu=y, und ließ dieselben nur solange daran, bis ich das Thier getödtet hatte: dennoch hatten sie schon einen so stinkenden Geruch angenommen, daß ich mich ihrer während vierzehn Tagen nicht mehr bedienen konnte. Auch besitze ich ein paar

Der Pampashirsch (Blastoceros campestris).

Geweihe, an denen die noch vorhandene Hautbedeckung des Rosenstockes, jetzt nach Verlauf von acht Jahren, noch jenen Negergeruch wahrnehmen lassen. Der Geruch stellt sich nicht vor dem ersten Altersjahre ein und soll, wie mir ein Jäger versichert, ganz wegbleiben, wenn man das Thier in der Jugend verschneidet.“

Um den Gua=zu=y zu erlegen, muß man Treibjagden anstellen. Einige Jäger zu Pferde bilden auf dem Felde einen Halbkreis und erwarten das Wild, welches ihnen andere Jäger mit den Hunden zutreiben. So wie sich Einer dem Hirsch genugsam genähert hat, sprengt er plötzlich auf ihn zu und wirft ihm die Kugeln in die Geweihe oder zwischen die Läufe. Eine Hauptregel ist, daß sich der Jäger nicht zu früh gegen das nahende Thier in Bewegung setzt, sonst wird er schon aus der Ferne von diesem bemerkt und ist dann nicht mehr im Stande, das flüchtige Geschöpf einzuholen. Wird der Hirsch lange gejagt, so macht er, wie unser Reh, häufig Seitensprünge, um die Hunde von der Spur abzubringen, und versetzt sich endlich an einer Stelle, wo er hohes Gras findet. Im Fall der Noth zeigt er auch Muth und vertheidigt sich gegen Hunde und Menschen entweder mit dem Geweih oder durch Schlagen mit den Vorderläufen. Zuweilen gelingt es auch, wenn man mit Vor=

sicht die Felder durchreitet, vom Pferde herab einen Gua-zu-y im Aufspringen zu schießen. — Außer dem Menschen hat dieses Wild blos den Cuguar zu fürchten.

Das Wildpret der jungen Thiere ist angenehm, das der alten Ricken etwas zäh, das der Hirsche, wegen der Ausdünstung, ganz ungenießbar. Die Haut benutzt man gegerbt zu Reitdecken und Bettunterlagen.

Unser anmuthiges und liebliches Reh (Capreolus vulgaris) ist der Vertreter einer Sippe von Hirschen mit kurzem Gabelgeweih und kaum bemerkbaren Thränengruben. Nur eine noch keineswegs hinlänglich bekannte asiatische Hirschart, vielleicht nur eine Abart des Rehes, wird mit zu dieser Gruppe gerechnet; andere hierher gehörige Thiere sind noch nicht bekannt worden.

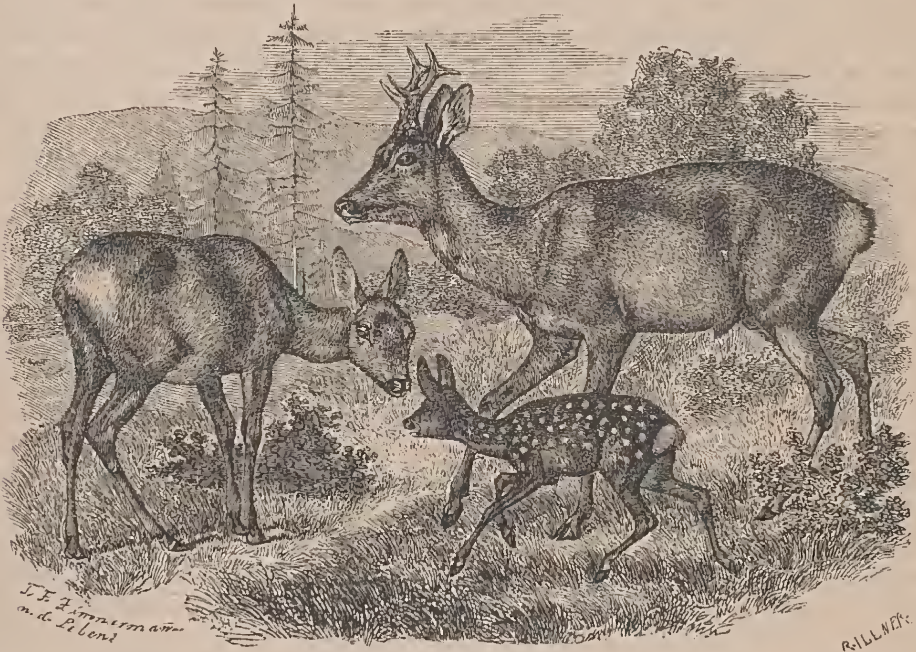
Das Reh wird etwa 3½ Fuß lang und am Kreuz 2¼ Fuß hoch; das Stumpfschwänzchen oder „die Blume", um mit den Jägern zu sprechen, ist höchstens acht Linien lang und wird nur beim Zerlegen des Thieres sichtbar. Besonders starke Böcke haben eine Länge von 4 und eine Höhe von 2½ Fuß erreicht; sie sind aber als eine sehr seltene Ausnahme zu betrachten. Das Reh ist ein sehr zierlich gebautes Geschöpf und könnte unsere Dichter zu ähnlichen Vergleichen begeistern, wie die Gazelle die morgenländischen Sänger. Von dem Edelhirsch unterscheidet es sich durch seine gedrungenere Gestalt, zumal durch den kurzen abgestumpften Kopf. Der Leib ist verhältnißmäßig wenig schlank, vorn etwas stärker als hinten, auf dem Rücken fast gerade, am Widerrist niederer, als am Kreuz; die Beine sind hoch und schlank, die Hufe klein, schmal und spitzig; der Hals ist mäßig lang. Das Gehör steht weit auseinander und ist mittellang, die Lichter sind groß und lebhaft, am oberen Lide lang gewimpert. Ihre Thränengruben sind sehr klein, eigentlich nur schwach angedeutet; denn sie bilden blos etwa drei Linien lange, seichte, kahle Vertiefungen von abgerundeter, dreieckiger Gestalt. Das Gehörn zeichnet sich durch breite Rosen und durch verhältnißmäßig starke mit weit hervortretenden Perlen besetzte Stangen aus. Gewöhnlich setzt die Hauptstange nur zwei Sprossen an; allein die Entwickelung, welche das Rehgehörn erreichen kann, ist damit noch nicht beendet.

„Die jagdmäßige Zählung der Rehbocksenden," sagt Blasius, „beabsichtigt nicht einen Ausdruck für das Naturgesetz der Gehörnbildung zu geben. Will man das thierkundliche Bildungsgesetz aussprechen, so kommt es weniger auf die Zahl der Enden, als auf die Gesammtform des Gehörns an, mit deren Verbindung die Endenzahl eine Bedeutung gewinnt. Im ersten Winter erhält der Schmalbock unzertheilte, schlanke Spieße mit schwacher Rose an der Wurzel der Stange; beim Gabelbock ist die Stange ungefähr in der Mitte getheilt. Die Hauptstange richtet sich von der Theilung an in einem Winkel nach hinten, die Nebensprosse nach vorn. Diese knieförmige Biegung der Hauptstange ist weit wichtiger, als die vordere Nebensprosse, und man kann den Bock dem Alter nach für einen Gabler ansprechen, wenn die Biegung vorhanden ist und die Nebensprosse fehlt. Beim Sechsender theilt sich die nach hinten gebogene Hauptstange zum zweiten Male und biegt sich nach der Theilung wieder nach vorn vor, während sich die zweite hohe Nebensprosse nach hinten wendet. Die zweite knieförmige Biegung kennzeichnet den Sechsender, und man kann den Bock dem Alter und Gehörn nach als Sechser ansprechen, wenn er beide knieförmige Biegungen der Hauptstange zeigt, auch wenn die Nebensprossen beliebig fehlen."

„Mit dem Sechsender schließt gewöhnlich die Gesammtentwickelung ab, indem der Rehbock bei ferneren Aufsätzen in der Regel dieselbe Zahl von Enden wieder erhält. Die regelrechte Entwickelung kann jedoch weiter fortschreiten. Beim Achter theilt sich die über der zweiten Gabel oder Kniebiegung und die nach oben oder nach hinten gerichtete Spitze aufs neue und setzt eine Nebensprosse ab. Der Zehnender ist die höchste regelmäßige Entwickelung des Rehgehörns, welche ich kenne. Er entsteht, wenn die beiden oberen Spitzen des Sechsenders sich gabelig zertheilen; das Gehörn besteht dann aus einer vorderen Mittelsprosse, einer oberen Endgabel und einer hinteren Nebengabel. Gehörne dieser Form kenne ich nur aus Syrmien und Kroatien."

„Häufig zeigen die Rehgehörne eine Neigung inwendig an der Hauptstange, unterhalb der nach vorn gerichteten Mittelsprosse und gleichmäßig an jeder Seite eine auffallende, lange Perle zu entwickeln. Diese Perle wird zuweilen bis zu einem Zoll lang und kann dann jagdmäßig als Ende gezählt werden."

Mißbildungen aller Art sind bei dem Rehgehörn außerordentlich häufig. In Sammlungen sieht man Stangen von der sonderbarsten Gestaltung: manche mit einer ganzen Reihe von jagdgerechten Enden, andere schaufelartig verbreitert und mit Randsprossen besetzt. Es kommen Rehböcke mit drei Stangen und drei Rosenstöcken, oder solche mit einer einzigen Rose und einem einfachen Stocke vor ꝛc. Auch sehr alte Ricken erhalten einen kurzen Stirnzapfen und setzen schwache Gehörne auf. Radde erhielt im Sajan ein solches Gehörn, welches die Ricke mitten auf der Stirn trug. Es zeigt vier längere, aus einem Grunde entspringende Sprossen, welche in abweichender Richtung zu einander ausgewachsen sind, deren eine 63 Millimeter lang ist. — Von einem anderen



Unser Reh (Capreolus vulgaris).

derartigen Gehörn theilt mir der Förster Herr Block mit, daß es aus zwei gegen zwei Zoll langen Stangen bestand, und selbst einen alten Waidmann täuschen konnte, welcher die Ricke als Bock ansprach und erlegte.

Die Behaarung des Rehes liegt glatt und dicht an; ändert sich aber nach den Jahreszeiten. Im Sommer ist das Haar kurz, straff, glatt, im Winter lang, namentlich auf der Unterseite. Zwischen den Vorder- und Hinterläufen und den Augen stehen 8 bis 10 lange Borstenhaare. Die Ober- und Außenseite des Körpers ist im Sommer dunkelrostroth, im Winter braungrau; die Unterseite und Innenseite der Gliedmaßen ist immer heller gefärbt. Auf der Stirn und dem Nasenrücken mischt sich Schwarzbraun, an den Seiten des Kopfes und rückwärts über den Augen Rothgelb ein; das Kinn, Unterkiefer und ein kleiner Fleck jederseits der Oberlippe sind weiß; hinter der Mitte der Unterlippe tritt ein kleiner brauner Fleck hervor. Das Gehör ist auf der Außenseite etwas dunkler, als der übrige Leib, innen mit gelblichweißen Haaren besetzt. Der Spiegel, d. h. Steiß und der Hintertheil der Keulen

sind scharf abgegrenzt lichtfarbig; im Sommer gelblich, im Winter weiß. Bei den Kälbern treten auf der röthlichen Grundfarbe kleine, rundliche, weiße oder gelbliche Flecken in Reihen hervor. Verschiedenartige Spielarten sind bekannt worden; manche von ihnen erhalten sich sogar durch mehrere Geschlechter hindurch. Dietrich aus dem Winckell führt eine ganze Reihe solcher Abweichungen an. In der Grafschaft Denneberg soll es tuschfarbenschwarze, in der Grafschaft Schaumburg rabenschwarze Rehe geben, welche gleichgefärbte Kälber erzielen; in dem Erbachschen hat man bleifarbige Böcke erlegt. Häufiger sind ganz weiße, seltener gefleckte, alte Rehe, höchst selten silberfarbene.

Mit Ausnahme der nördlichen Länder findet sich unser Reh in ganz Europa und in einem großen Theile Asiens. Der 58. Grad der Breite scheint bei uns die nördliche Grenze seines Verbreitungskreises zu bilden. Hier und da ist es bereits ausgerottet; im allgemeinen aber kann man sagen, daß es sich noch in allen größeren Waldungen findet, gleichviel, ob solche in Gebirgen oder ebenen Gegenden liegen, ob sie aus Schwarz- oder Laubholz bestehen. Gerade das letztere scheint dem Reh besonders zu behagen; während es andererseits wieder trockene Gegenden vorzieht. Waldungen mit viel Unterholz, junge Baumschläge, Vor- und Feldhölzer, welche viel Dunkel und Schatten bieten, sagen ihm zu. Im Winter zieht es sich von den Höhen zur Tiefe herab, im Sommer steigt es mehr empor, und in ebenen Gegenden tritt es dann oft auf die Felder heraus und thut sich im hohen Getreide nieder. Je nachdem der Standort dieses Wildes ruhig oder unruhig ist, hält es sich in lichteren, dünn bestandenen, oder in dunkelen, dichteren Wäldern auf, selbstverständlich hauptsächlich während des Tages, wo es sich durch Wegschlagen der Laubdecken und eines Theils des verrasten Bodens ein Bett bereitet.

In seiner Lebensweise erinnert das Reh vielfach an den Hirsch; sein Wesen ist aber doch sehr von dem des Edelwilds verschieden. Die Bewegungen sind sehr behend und anmuthig. Das Reh kann erstaunlich weite, bogenförmige Sätze ausführen und über breite Gräben, hohe Hecken und Sträuche ohne irgend welche bemerkbare Anstrengungen fallen; es schwimmt sehr gut und klettert recht leidlich. Dazu kommen seine höheren Fähigkeiten. Es vernimmt, wittert und äugt vortrefflich; es ist klug, listig, vorsichtig und sehr scheu. „Freundlichkeit, Zuthunlichkeit,“ sagt Dietrich aus dem Winckell, „spricht aus jedem seiner Blicke, und doch läßt es nur, von der zartesten Jugend von dem Menschen künstlich erzogen, sich zähmen; im entgegengesetzten Falle behält es selbst bei der besten Pflege die im wilden Zustande eigene Schüchternheit und Furcht vor Menschen und Thieren bei. Diese geht soweit, daß es, wenn es überrascht wird, nicht nur zuweilen einen kurzen Laut des Schreckens von sich gibt, sondern auch den Versuch, sich durch die Flucht zu retten, oft aufgeben muß, indem es leicht völlig aus dem Sprunge kommt und dann auf einem engen Raume sich ängstlich gleichsam herumtummelt, nicht selten ein Opfer gemeiner, gar nicht rascher Bauernhunde, vorzüglich aber der Raubthiere werdend. Nur in Gehegen, wo die Rehe sehr wenig beschossen werden und immer Ruhe haben, legen sie ihre Scheu vor dem Menschen insoweit ab, daß sie, wenn er in einer Entfernung von 25 bis 30 Schritt an ihnen vorübergeht, sich im Aeßen nicht stören lassen. Im Bette wird keine andere Wildart häufiger überrascht, als das Reh; wahrscheinlich muß es schlafen oder wenn es sich wachend niedergethan hat, um das Geschäft des Wiederkäuens zu verrichten, unter einem dicken Strauche oder in hohem Grase vor den spähenden Blicken seiner Verfolger sich hinlänglich gesichert glauben.“

Die Stimme des Rehs ist verschieden. Der Bock wird mit einem kurzen, abgestoßenen, tiefen Bö, Bö, Bö laut, zumal während der Brunstzeit, er „schmält“, wie der Jäger sagt. Die Ricke läßt etwas höhere, mehr schreiende Töne vernehmen; das Kalb piept in eigenthümlicher, nicht wohl zu beschreibender Weise. In der Angst klagt das Reh ähnlich wie sein Junges; bei Gefahr blöckt es rauh und kreischend auf.

Niemals bildet das Reh so starke Trupps wie das Edelwild. Während des größten Theiles des Jahres lebt es familienweise zusammen, ein Bock mit einem, seltener mit zwei bis drei Ricken und deren Jungen, nur da, wo es an Böcken fehlt, gewahrt man Trupps von 12 bis 15 Stücken. Der

Bock ist Leitthier, Beschützer und Vertheidiger der Familie. Er trennt sich auch nur höchst selten von ihr, wahrscheinlich blos dann, wenn jüngere, kräftigere seine Stelle vertreten und er es für gut befindet, sich grollend in die Einsamkeit zurückzuziehen. Dies geschieht hauptsächlich im Frühsommer, währt aber nie länger, als bis zur Blattzeit; dann trollt er sich unruhig herum, um Schmalrehe aufzusuchen. Nach der Blattzeit bleibt er meistens beim Schmalreh; wenn die nunmehrige Ricke aber hochbeschlagen ist, sucht er sich eine andere, und diese bleibt bis zum nächsten Frühling seine bevorzugte Gefährtin, obgleich er, wie wir weiter unten sehen werden, gegen die erstere, wenn sie gesetzt hat, sich keineswegs unzart und unhöflich beträgt. Im Winter vereinigen sich zuweilen mehr Familien und leben dann in Frieden längere Zeit mit einander. Das Reh ist ein höchst verträgliches Geschöpf, wie es sich überhaupt durch eine Menge guter Eigenschaften auszeichnet.

Die Aeßung ist fast dieselbe, welche das Edelwild genießt; nur ist das Reh leckerer und sucht sich mehr die zarteren Pflanzen aus. Blätter der verschiedensten Laubbäume, Nadelholzknospen, grünes Getreide, Kraut u. dgl. bilden wohl die Hauptbestandtheile der Aeßung. Salz leckt es sehr gern und reines Wasser ist ihm Bedürfniß; es begnügt sich aber bei Regen oder starkem Thaufall mit den Tropfen, welche auf den Blättern liegen. Nur wenn es sehr häufig ist und die Güter nahe am Walde liegen, wird es schädlich; dann kommt es zuweilen auch wohl in die Gärten herein, deren leckere Gemüse ihm behagen, und dabei setzt es kühn und geschickt über ziemlich hohe Zäune weg. Vom Hirsch unterscheidet es sich dadurch, daß es die Kartoffeln nicht ausscharrt und in den Feldern nicht soviel Getreide durch Niederthun umlegt; dagegen verbeißt es in Forsten und Gärten die jungen Bäume oft in recht schlimmer Weise.

Merkwürdiger Weise ist erst in der allerneuesten Zeit die Fortpflanzungsgeschichte des Rehes festgestellt worden. Lange Jahre hat man sich hin und her gestritten, wann eigentlich die Brunstzeit des Rehes eintrete. Man wollte eine wahre und eine falsche Brunst unterscheiden, erstere als in den August, letztere als in den November fallend. Dietrich aus dem Winckell hat den Beschlag der Rehe im August beobachtet und ist gleichwohl geneigt zu glauben, daß er sich im November wiederhole, ist geneigt, Dies anzunehmen, trotzdem er weiß, daß um diese Zeit die Rehböcke längst abgeworfen haben. „Alles Mögliche,“ sagt Blasius, „ist gegen die Novemberbrunst geltend gemacht worden: die wirklich bekannte Begattung im August, die Feistzeit vor dem regelmäßigen Zustande der Böcke, das Abwerfen der Geweihe im Oktober und die Neubildung derselben während der angeblichen Novemberbrunst, das Beschlagen im August und das später sich Vereinzeln der Ricke, wobei sie im Mai gesetzt: — aber Alles vergebens! Ein harmloses Necken und Jagen in diesen Wintermonaten sollte alle Gegengründe aufwiegen! Man muß wenig Sinn für die Deutung von Thatsachen verrathen, wenn man nach der Haltung der Rehe in der sogenannten Blattzeit noch an der wirklichen Brunst zweifeln will. Die Böcke führen zuweilen in dieser Zeit Kämpfe mit einander auf Tod und Leben und verflechten durch heftiges Schlagen hin und wieder ihre Gehörne unentwirrbar mit einander. In heftigem Kampfe stellen sie sich auf die Hinterbeine und rennen mit den Köpfen gegen einander, wie die Ziegen, oder nehmen Anlauf, um einander zu durchbohren, während sie zu jeder anderen Zeit sich friedlich unter einander vertragen.“ Kurz, die Rehe beweisen in jeder Hinsicht, daß die Brunstzeit in den August fällt. Die guten Beobachter haben wohl auch schwerlich daran gezweifelt und es ist wirklich unbegreiflich, daß Jäger so fest an einer märchenhaften Deutung dieses Lebenshergangs hängen konnten.

Die Sache verhält sich folgendermaßen: Von der Brunstzeit an bis zum November geht die Entwickelung des befruchteten Eichens außerordentlich langsam vorwärts und erst vom November an in einer, wenn man so sagen darf, regelmäßigeren, rascheren Weise. Die Jäger nun, welche die Sache ernst meinten, untersuchten hochbeschlagene Ricken zwischen den Monaten August und November und fanden keine Anzeichen von der Trächtigkeit, weil sie das kleine, noch in einem gebundenen Leben verharrende Ei übersahen. Nun haben aber der große Jägermeister von Veltheim, Dr. Pockels, Dr. Ziegler und der für die Entwickelungslehre unermüdlich thätige Bischoff die

Sache genau untersucht und das eben mitgetheilte Ergebniß gewonnen, hierdurch das ganze große Wunder auf die allerdings etwas ungewöhnliche Erscheinung zurückführend, daß ein verhältnißmäßig kleines Thier 40 Wochen lang hochbeschlagen geht. Wenn man einfach von Dem gefolgert hätte, was man beim Hirsch beobachtete, würde man nie in Verlegenheit gekommen sein, zu jenen kühnen Annahmen seine Zuflucht zu nehmen.

Etwa vier bis fünf Tage vor dem Setzen entfernt sich die hochbeschlagene Ricke vom Bock, ohne daß dieser es bemerkt, in den ersten Tagen nur auf wenige Stunden, später immer länger und länger, bis sie endlich nicht mehr wiederkehrt. Dann sucht sie in einer einsamen, möglichst verborgenen Gegend einen stillen Platz aus und bringt dort ihre Kinder zur Welt. Jüngere Ricken setzen gewöhnlich nur ein einziges Kalb, ältere deren zwei oder drei. Die Mutter verbirgt ihre Sprößlinge vor jedem sich nahenden Feind mit Sorgfalt und gibt ihnen bei der leisesten Ahnung einer Gefahr warnende Zeichen durch Aufstampfen mit dem einen Laufe oder durch einen kurzen zirpenden Laut. In der zartesten Jugend drücken sich die Kälber, sobald sie Dies vernehmen, auf der Stelle nieder; späterhin entfliehen sie mit der Mutter. Während der ersten Tage des Lebens, wo die Kälber noch zu unbehilflich sind, nimmt die Ricke zur Verstellungskunst ihre Zuflucht und lenkt den Feind von sich ab, wie die übrigen Hirsche. Wird ihr ein Junges geraubt, ohne daß sie es hindern kann, so folgt sie dem Räuber, auch dem Menschen, lange nach und gibt ihre Sorgen durch beständiges, ängstliches Hin- und Herlaufen und durch Rufen zu erkennen. „Mich hat diese Mutterzärtlichkeit," sagt Dietrich aus dem Winckell, „mehr als ein Mal dahin vermocht, das Kalb, welches ich schon mitgenommen hatte, wieder in Freiheit zu setzen, und die Mutter belohnte mich reichlich dafür durch die sorgsamen Untersuchungen, ob dem Kinde ein Unfall zugestoßen sei oder nicht. Freudig sprang sie um das unbeschädigt gefundene Kleine herum und schien es mit Liebkosungen zu überhäufen, indem sie ihm zugleich das Gesäuge zur Nahrung darbot." Etwa acht Tage nach der Geburt nimmt die Ricke ihre Kälber mit auf die Weide und nach zehn bis zwölf Tagen sind sie vollkommen stark genug, ihr nachzueilen. Nun kehrt sie mit ihnen auf den alten Stand zurück, gleichsam in der Absicht, dem Vater seine Sprößlinge jetzt vorzuführen. Mit schmeichelhaftem Rufen lockt sie den Bock herbei; die Kälber blöcken ihn liebreich an, während die Mutter die Freude des Wiedersehens durch zärtliche Liebkosungen dem strengen Eheherrn zu erkennen gibt. Von nun an übernimmt der Bock wieder die Leitung der Familie, und nur bei der Flucht trollt die Ricke voran. Die Kälber besaugen ihre Mutter bis zum August, auch wohl bis zum September; nehmen aber schon im zweiten Monat ihres Lebens feineres, grünes Geäße mit an; die Mutter lehrt sie die Auswahl treffen. Nach etwa zehn Monaten, nämlich dann, wenn sich die Ricke wieder hochbeschlagen fühlt, trennen sich die Kälber von ihren Eltern; mit dem Alter von 14 Monaten sind sie fortpflanzungsfähig geworden und bilden nunmehr eine Familie für sich.

Schon zu Ende des vierten Monats wölbt sich das Stirnbein des jungen Bockes, in den folgenden vier Wochen bilden sich kleine, immer höher werdende Kolben, und in den Wintermonaten brechen dann die ersten, drei bis vier Zoll langen Spieße hervor. Im März fegt der junge Bock „mit Wollust und wahrem Uebermuth," im nächsten Dezember wirft er die Spieße ab. Binnen drei Monaten hat sich das zweite Gehörn gebildet. Es wird seiner Zeit etwas früher als im vorigen Herbst abgeworfen und durch das dritte ersetzt. Alte Böcke werfen schon im November ab. Bei allen hirschartigen Thieren steht die geschlechtliche Erregung mit der Thätigkeit der Haut in einer Wechselfolge. Nach der Befruchtung geht der Wechsel des Haares und des Gehörns vor sich, das Winterkleid bildet sich aus, das Gehörn wird abgeworfen. Während der Wintermonate bildet sich das neue und wenn das Sommerhaar auftritt, hat es seine Ausbildung erreicht. Die Ricke hat ihr Sommerkleid angezogen, wenn sie setzt.

Auch das Reh ist dem Jäger ein sehr befreundetes Thier und wird deshalb durchaus waidmännisch betrachtet und waidmännisch benannt. Das erwachsene Männchen heißt Bock, das erwachsene Weibchen Ricke, Hille oder Geis; die Jungen sind Kälber, im zweiten Jahre Spießböcke

oder Schmalrehe, im dritten Jahre Gabelböcke und fertige Rehe. Eine Gesellschaft der Thiere wird Sprung genannt. Im übrigen gelten fast alle Ausdrücke, welche der Jäger vom Edelwild gebraucht, auch vom Reh.

Man jagt dieses fast in derselben Weise, als anderes Hochwild, obwohl man gegenwärtig mehr das glattläufige Schrotgewehr, als die Kugelbüchse zu seiner Erlegung anwendet. Zuweilen umstellt man ausgedehnte Waldstriche mit Tüchern und treibt dann das Wild dem Jäger zu. Auch werden Treibjagden angestellt 2c. Der einzelne Waidmann geht pirschen. Von geübten Jägern wird der Bock in der Brunstzeit durch Nachahmung des zirpenden Liebeslautes seines Weibchens herbeigelockt und dann erlegt. Nur in höchst seltenen Fällen vertheidigt sich das furchtsame Thier mit seinem Geweih, und niemals kommt es vor, daß es einen Menschen angreift. Dieser muß entschieden als der Hauptfeind des schmucken Geschöpfes betrachtet werden. Außerdem stellen Luchs und Wolf, Wildkatze und Fuchs den Rehen nach, erstere großen und kleinen ohne Unterschied, letztere namentlich den Rehkälbern, welche zuweilen auch dem zwerghaften blutgierigen Wiesel zum Opfer fallen sollen.

Der Nutzen, welchen das Reh durch Wildpret, Decke und Gehörn dem Menschen gewährt, ist beziehentlich derselbe, als der des übrigen Hochwilds; der Schaden, welchen es anrichtet, ist aber verhältnißmäßig viel geringer, und deshalb wird das Reh im ganzen überall gern gesehen. Thierfreunde, denen es nicht darauf ankommt, wenn einige Bäume des Waldes zu Grunde gehen, sind ihm leidenschaftlich zugethan, weil es da, wo es sich der Schonung gewiß fühlt, schon bei guter Zeit auf Waldwiesen und Felder heraustritt und so der Landschaft eine außerordentliche Zierde gewährt. In großen Parks und Thiergärten hält man dieses Wild eigentlich blos zu diesem Zwecke.

Jung eingefangene Kälber werden bald sehr zahm, gleichsam zu wirklichen Hausthieren, obwohl sie in der Gefangenschaft niemals die Größe erreichen, als im freien Walde. Nicht einmal größere Gehege sagen ihnen zu; es scheint, als ob sie keine Beschränkung vertragen könnten. Wie weit die Zähmung des Thieres gehen kann, mag folgende Angabe Winckells lehren.

„Einer meiner Brüder besaß eine gezähmte Ricke, welche sich in der menschlichen Gesellschaft fast am besten zu gefallen schien. Oft lag sie zu unsern Füßen, und gern machte sie sich die Erlaubniß, welche sie nur zuweilen erhielt, zu Nutze, auf dem Sofa an der Seite meiner Schwägerin zu ruhen. Hund und Katze waren ihre Gespielen. Fand sie sich von ihnen beleidigt, so wurden sie durch tüchtige Schläge mit den Läufen hart gestraft. Die liebe Ricke ging mit uns, oder auch für sich allein im Freien spazieren. Hier gesellte sich zuweilen ein Bock zu ihr, welchen sie dann oft bis an den Eingang des Ortes mitbrachte. Zur Brunstzeit blieb sie gewöhnlich, kurze Besuche abgerechnet, welche sie ihrem Wohlthäter abzustatten nicht vergaß, einige Tage und Nächte hindurch im Walde, kam dann, wenn sie sich hochbeschlagen fühlte, nach Hause und setzte zur gehörigen Zeit. Die Kälber aber, mit der Muttermilch dieses zahmen Rehes genährt, blieben wild und wurden deshalb im folgenden Oktober ausgesetzt. Sogar während der Brunstzeit verließ unsere Ricke, wenn sie von ihrem Herrn beim Namen gerufen war, den Bock und folgte dem Herrn bis ans Ende des Waldes; hier aber trennte sie sich von ihm und gab dem Gatten den gewöhnlichen Ruf, ein Zeichen zur Annäherung."

„Wird es der Leser wohl glauben, wenn ich ihm sage, daß dieses herrliche, durch ein helltönendes Schellenhalsband ausgezeichnete Geschöpf von einem, uns leider unbekannt gebliebenen, boshaften Menschen todtgeschossen worden ist? Wir fanden die Ricke von Schroten durchbohrt im Getreide, zu einer Zeit, wo, auf unserem Gebiet wenigstens, von Denen, welche dazu berechtigt waren, gewiß kein Schuß auf weibliche Rehe geschah."

Ein so trauriges Ende haben leider die meisten Rehe, welche, durch die Gefangenschaft an den Menschen gewöhnt, einem Sonntagsschützen oder boshaften, rohen Leuten in den Weg laufen. Ich könnte mehrere derartige Beispiele anführen, welche den Menschen so recht von seiner abscheuungswürdigen Seite zeigen. Einige mir bekannte Forstleute zähmen gar keine Rehe mehr, aus Furcht, später den Schmerz erleben zu müssen, das befreundete Thier meuchlings gemordet irgendwo aufzufinden.

Zur Zähmung muß man nur Ricken wählen, weil die Böcke, wenn sie älter werden, sich oft recht trotzig und unverschämt zeigen. Die ihnen angeborene Furchtsamkeit ist durch die Gewohnheit abgestumpft worden; sie kennen den Menschen und wissen, daß weder er, noch die Hunde ihnen Etwas thun dürfen, und da zeigen sie sich dann nicht blos anmaßend, sondern werden auch sogar Kindern gefährlich. Ein junger Rehbock, welchen der meinem Vater befreundete Oberförster Heerwart hielt, hatte sich in den Kopf gesetzt, daß die Hundehütte für ihn ein ganz bequemes Lager wäre und ging, so oft es ihm einfiel, da hinein. Wenn nun der bereits erwähnte Hund Basko gerade in der Hütte lag, schlug er mit seinen Vorderläufen kühn auf den gewaltigen Feind seines Geschlechtes los, bis dieser mit eingeklemmtem Schwanz die Hütte verließ und dem übermüthigen Gesellen Platz machte. Der vortreffliche Hund wußte recht wohl, daß er dem Liebling seines Herrn Nichts abschlagen durfte und ließ sich von ihm in wirklich lächerlicher Weise beherrschen. Aeltere Böcke gehen oft auf Kinder und noch mehr auf Frauenzimmer los und stoßen manchmal in gefährlicher Weise mit ihrem Gehörn; sie sind dann nicht mehr zu dulden.

In Südamerika leben, soviel bisjetzt bekannt, zwei kleine Hirsche, welche sich durch ihr Gehörn vor allen anderen auszeichnen. Das ganze stolze Geweih ist bei ihnen bis auf zwei einfache Stangen verkümmert. Dies sind die Spießhirsche (Subulo), zu deren fernerer Kennzeichnung die kleinen Thränengruben und die Haarbüschel an der Innenseite der Fußwurzel dienen mögen. Klauendrüsen und Eckzähne fehlen. Die beiden Arten sind der braune und der rothe Spießhirsch, beide Bewohner derselben Gegend, von den Guaranern Guazu-vira und Guazu-pyta genannt. Ersterer (Subulo simplicicornis) ist einer der kleinsten Hirsche überhaupt. Seine Leibeslänge beträgt blos 3 Fuß, die Schwanzlänge nur 3 Zoll, die Höhe am Widerrist 23 Zoll, die am Kreuz 25 Zoll. Der Leib ist gestreckt, der Hals kurz und schlank, der Kopf kurz, vorn sehr schmal; die Läufe sind hoch, schlank und äußerst zierlich gebaut, die Ohren ziemlich groß, aber nicht besonders lang, die Augen klein und lebhaft, die Thränengruben kaum bemerkbar. Nur das Männchen trägt das eigenthümliche Geweih, zwei kurze, einfache, pfriemenförmig gerundete Spieße, welche an der Wurzel ziemlich dick sind, allmählich sich verschmälern und in eine scharfe Spitze auslaufen; sie stehen schief nach oben und rückwärts, fast gleichlaufend neben einander; ihre Oberfläche ist mit runzelartigen Furchen durchzogen. Das Weibchen trägt an der Geweihstelle zwei kleine Erhabenheiten. Die glatt und dicht anliegende Behaarung erinnert hinsichtlich ihrer Beschaffenheit an die unseres Rehes. An dem Kopfe und an den Läufen ist sie sehr kurz, sonst ziemlich reichlich; längs der Mitte des Vorderkopfes erhebt sie sich mähnenartig. Ihre Gesammtfärbung ist ein aus Bräunlichgrau und Gelbroth zusammengesetztes Braungelb, welches auf der Unterseite und der Innenseite der Läufe in ein ziemlich reines Weißgelb übergeht. Die einzelnen sind am Grunde weiß, dann schwarz, hierauf falb geringelt und schließlich schwarz gespitzt. Junge Thiere sind oben bräunlichgrau, an den Halsseiten aschgrau, und längs der Mittellinie des Rückens dunkelbraun gefärbt und an den Rumpfseiten mit drei Reihen lichter Flecken gezeichnet.

Beide Spießhirsche bewohnen in ziemlicher Anzahl Guiana, Brasilien, Peru und Paraguay. Sie leben in Ebenen, wie im Gebirge; unsere Art steigt sogar bis zu 16,000 Fuß über den Meeresspiegel empor. Möglicher Weise findet sich dieser Hirsch auch in Mejiko. Wälder aller Art und niedere Gebüsche bilden seinen Aufenthalt. In niederen Gegenden bevorzugt er die schattigen, dichten Urwaldungen, in den Hochländern die einzeln stehenden Gebüsche; das Feld meidet er. Bei Tag liegt er ruhend im dichten Gebüsch; mit Sonnenuntergang begibt er sich an den Saum der Wälder, um dort sich zu äßen; Pflanzungen in der Nähe werden besucht und gebrandschatzt; sonst begnügt er sich mit der Aeßung, welche im Walde wächst. Auf den angebauten Stellen geht er hauptsächlich die jungen Schößlinge der Melonen, den aufkeimenden Mais, den jun-

gen Kohl und vor allem die Bohnen an. So zieht er hin und her bis zur Morgendämmerung; dann kehrt er wieder in seinen Wald zurück.

Man trifft ihn immer einzeln und paarweise, nie aber in Rudeln an. Beide Geschlechter halten treu zusammen und leiten und führen dann auch die Jungen gemeinschaftlich. Die Ricke wirft gewöhnlich nur ein Junges, meistens im Dezember oder Januar. Das Kalb folgt der Mutter schon in den ersten drei bis fünf Tagen seines Lebens auf allen ihren Wegen nach, anfangs neben ihr hertrollend, später aber ihr vorausgehend. Droht Gefahr, so versteckt es sich im Gebüsche, und die Mutter entflieht.

Beide Spießhirscharten sollen furchtsam sein. Wenn sie zur Aeßung ziehen, treten sie zuerst immer nur mit halbem Leibe aus dem Walde hervor, sehen sich nach allen Seiten um, thun einige Schritte vorwärts und bleiben wieder stehen, um die Gegend auszukundschaften. Sehen sie einen Feind in der Nähe, so fliehen sie in den Wald; ist der Gegenstand ihrer Furcht entfernter, so betrachten sie ihn erst neugierig eine Zeit lang, ehe sie die Flucht ergreifen. Ihre Bewegungen sind schnell, aber nicht ausdauernd; man kann sie daher leicht mit guten Pferden müde machen, einholen und vermittelst der Wurfkugeln in seine Gewalt bekommen. Gute Hunde holen auch den kräftigsten Hirsch in nicht zu dichtem Walde binnen einer halben Stunde sicher ein.



Der braune Spießhirsch (Subulo simplicicornis).

Die Landleute fangen nicht selten die Kälber, um sie zu zähmen. Man muß sie aber angebunden oder im Hofe eingeschlossen halten, weil sie selbst häufig Schaden in den Pflanzungen anrichten. Solange sie jung sind, betragen sie sich zutraulich und zahm, jedoch nicht so gutartig, wie unser Reh; denn nicht blos die Hirsche gehen auf den Mann, sondern auch die Thiere, welche das ihnen fehlende Geweih durch die Schalen der Vorderläufe zu ersetzen wissen: sie vermögen sehr empfindliche Schläge beizubringen. Jung eingefangene Spießhirsche halten sich anfänglich gern an ihr Haus; späterhin entfernen sie sich aber immer mehr von der Wohnung, und schließlich bleiben sie ganz weg, wenn sie auch ihren alten Aufenthaltsort nicht völlig vergessen. Rengger sah einen, welcher zehn Monate

früher entflohen war, in seiner heimatlichen Wohnung Schutz suchen, als er von einigen Hunden verfolgt wurde.

Im hamburger Thiergarten haben wir eine Zeit lang ein Thier des Spießhirsches verpflegt. Es war ein überaus anmuthiges, liebenswürdiges Geschöpf! Wahrscheinlich hatte es von Jugend auf in Gesellschaft des Menschen gelebt; es bewies diesem wenigstens sein Vertrauen und seine Anhänglichkeit bei jeder Gelegenheit. Wir durften es berühren, streicheln, vom Boden aufheben, wegtragen, ohne daß es auch nur einen Versuch zur Flucht, zum Widerstande machte. Ihm gespendete Liebkosungen erwiderte es durch Belecken der ihm schmeichelnden Hand oder des Gesichtes seiner Freunde. Mit anderen Hirschen vertrug es sich ausgezeichnet; wir haben es überhaupt nur als ein friedfertiges, sanftes, ja zärtliches Wesen kennen gelernt. Das rauhe Klima Norddeutschlands behagte ihm wenig; doch zeigte es sich minder frostig, als ich erwartet hatte. Regen fürchtete es nicht; es ließ sich vielmehr öfters tüchtig einnässen. Dagegen fuhlte es sich nie: schmuzige Feuchtigkeit schien ihm verhaßt zu sein. Scharfe Winde mied es ängstlich, und vor ihnen suchte es stets im Inneren seines Stalles Schutz. Von den in seinem Gehege wachsenden Gräsern nahm es nur selten ein Hälmchen an; es bevorzugte trockene Aeßung und, wohl in Folge der Angewöhnung, vor Allem Brod und Zwieback.

Leider konnte ich das prächtige Thier nur kurze Zeit pflegen und beobachten. Es war bestimmt, den Kindern des Kronprinzen von Preußen zum Spielzeuge zu dienen und konnte deshalb zu meinem aufrichtigen Bedauern von uns nicht erworben werden.

Die Jagd beider Spießhirsche ist sehr einfach. Man hetzt sie mit Hunden oder schießt sie auf dem Anstand, welcher dem Jäger den meisten Erfolg verspricht. Außer dem Menschen stellen die großen Katzenarten den erwachsenen und kleinen, sowie die wilden Hunde den jungen Spießhirschen eifrig nach. Das Fell wird höchstens zu Satteldecken benutzt, das Wildpret gern gegessen.

Zum Schluß werfen wir noch einen Blick auf die Gruppe der Muntjakhirsche (Prox), welche sich durch ihre geringe Größe, das sehr kurze, unvollkommene Geweih, die auffallend großen Eckzähne, die tieferen und breiten Thränengruben und den Mangel der Haarbürste an den Hinterfüßen kennzeichnen. Die hierher gehörigen Arten bewohnen Indien und die Sundainseln.

Der Muntjak oder Kidang (Prox Muntjac) ist wohl die bekannteste Art dieser Gruppe. Er erreicht etwa die Größe unseres Rehbocks; seine Länge beträgt vier Fuß, seine Höhe am Widerrist 26 und die am Kreuz 29 Zoll. Die Geweihstangen des Männchens sitzen auf sehr langen Rosenstöcken auf und sind schräg nach rückwärts gerichtet. Sie biegen sich anfangs etwas nach außen und vorwärts und krümmen sich dann plötzlich gegen die Spitze hackenförmig nach rück- und einwärts. Zuerst sind sie nur einfach, später erhalten sie eine kurze, starke, spitze, nach vor- und aufwärts gerichtete Augensprosse. Sehr eigenthümlich sind die Rosenstöcke, welche ziemlich nahe an einanderstehen, sich aber bald von einander entfernen, etwa drei Zoll hoch aufsteigen, bis zur Rose von einer dicht behaarten Haut, welche längs der Rosenkante einen büschelförmigen Haarwuchs trägt, überdeckt werden und mit einer sehr niederen, einfachen Reihe großer Perlen gebildeten Rose endigen. Mit zunehmendem Alter wird der Rosenstock stärker, wie sich auch die Zahl der Perlen an der Rose vermehrt. An den Stangen selbst sieht man wohl tiefe Längsfurchen, aber keine Perlen.

Im übrigen ist der Kidang ein ziemlich schlank gebauter, kräftiger Hirsch von gedrungenem Leib, mit mittellangem Hals, kurzem Kopf, hohen und schlanken Läufen und einem kurzen, flockig behaarten Wedel. Die Behaarung ist kurz, glatt und dicht; das Haar dünn, glänzend und spröde, die Färbung auf der Oberseite gesättigt gelbbraun, nach der Mitte des Rückens dunkler, bis ins Kastanienbraun, am Hinterhalse mehr zimmtbraun, an der Schnauze gelbbraun, längs der Vorderseite der Rosenstöcke dunkelbraun gestreift, auf der Außenseite der Ohren dunkelgelbbraun, auf der Innenseite

derselben, wie am Kinn, der Kehle, am Hinterbauch und den Innenseiten der Beine, den Hinterbacken und dem unteren Theil des Schwanzes weiß; Vorderbauch und Brust sind gelblicher, zu beiden Seiten weiß gefleckt, die Vorderbeine dunkelbraun, am Rande der Schienbeine weiß, hinten schwarz gestreift; über den schwarzen Hufen liegt ein kleiner weißer Fleck. Das Geweih ist weißlich, etwas ins Gelbliche ziehend. Häufige Abänderungen kommen vor.

Sumatra, Java, Borneo und Banka, sowie die malayische Halbinsel bilden die Heimat des Kidang. Wir verdanken die beste Beschreibung seines Lebens und Treibens dem Reisenden Horsfield; ihr will ich das Nachstehende entnehmen.

Der Kidang erwählt zu seinem Aufenthalt gewisse Gegenden, an welche er dann so große Anhänglichkeit zeigt, daß er sie freiwillig niemals verläßt. Mancher Ort ist als bevorzugter Stand unseres Hirsches seit Menschengedenken bekannt. Nicht allzuhoch gelegene Gegenden, in denen Hügel und



Der Muntjak oder Kidang (Prox Muntjac).

Thäler abwechseln und noch mehr solche, die sich an den Fuß der höheren Gebirge anlehnen oder größeren Wäldern nähern, scheinen alle Bedingungen in sich zu vereinigen, welche diesem Wilde zusagen. Auf Java sind so beschaffene Standorte sehr gewöhnlich; dort deckt sie ein langes Gras und Sträucher und Bäume von mittlerer Höhe, welche in Gruppen zusammentreten oder kleine Dickichte bilden und nur durch schmale Streifen angebauten Bodens unterbrochen werden oder in die tieferen Wälder übergehen. Hier trifft man den Kidang zu zweien, außer der Brunstzeit aber auch in kleinen Familien an. Das lange Gras, welches allen Javareisenden unter dem Namen „Allang-Allang“ wohl bekannt ist und eine Phyllantusart, welche die Haine und Dickichte zusammensetzt, können als seine hauptsächlichsten Nährpflanzen betrachtet werden. Außerdem gibt es an jenen Stellen noch viele malvenartige Gewächse, mit welchen der Hirsch auch gern sich äßt. Ungefähr um die Mitte der trockenen Zeit oder des javanesischen Winters, kurz bevor, ehe die Bäume von neuem ihren Blätterschmuck anlegen, wird das Gras und dürre Laub vermittelst des Feuers ver-

nichtet und dadurch das Wachsthum der Pflanzen im neuen Frühjahr außerordentlich begünstigt, so daß dann mit dem ersten Regen wie durch Zauberschlag ein frischer, saftig grüner Teppich sich über die Erde legt. An solchen Stellen, welche außerdem reich an Wasser, aber arm an Menschen sind, findet der Kidang alles ihm Nöthige im Ueberflusse vor und lebt hier in höchst angenehmer Weise, fast unbehelligt von seinem Erzfeinde.

Obwohl das Thier von den Eingeborenen leidenschaftlich gern gejagt wird, ist doch noch wenig über seine Lebensweise bekannt. Man weiß blos, daß seine Brunstzeit in die Monate März und April fällt, und daß dann die während des übrigen Jahres einzeln umherstreifenden Böcke die Ricken in den Dickichten aufsuchen, beschlagen, eine Zeit mit ihnen vereinigt leben und sie dann wieder verlassen. Ueber die Dauer der Tragzeit und die Zeit des Satzes ist noch Nichts bekannt; man kennt auch noch nicht die Zeit, in welcher der junge Bock zum ersten Male aufsetzt. Mehr haben wir über die Jagd erfahren, Dank den genauen Berichten des genannten gelehrten Reisenden.

Die Eingeborenen, welche die in jener Gegend zerstreuten Weiler und Dörfchen bewohnen, geben sich nicht viel mit der Jagd des Kidang ab, umsomehr aber finden die Vornehmen des Landes ein Vergnügen an derselben. Der Kidang hinterläßt eine sehr spürbare Fährte und wird deshalb von den Hunden leicht und sicher aufgenommen. Wenn er sich verfolgt sieht, geht er nicht, wie der Hirsch, in das Weite, sondern läuft anfangs so schnell als möglich, bald aber langsamer und vorsichtiger in einem großen Bogen fort, sobald als möglich wieder nach seinem ursprünglichen Standorte hin sich wendend. Die Eingeborenen, welche alle Sitten des Thieres gut kennen, behaupten, daß der Kidang ein kraftloses und sehr faules Geschöpf ist. Wenn man ihn einige Male im Kreis umhergetrieben hat und die Verfolgung fortführt, soll er seinen Kopf in einem dicken Busch verbergen und in dieser Stellung fest und bewegungslos verweilen, ohne der Annäherung des Jägers Beachtung zu schenken, gleichsam als fühle er sich hier in vollständiger Sicherheit. Gelingt es dem Jäger nicht, ihn am ersten Tage zu erbeuten, so braucht er nur am nächstfolgenden dahin zurückzukehren, wo er ihn zuerst auftrieb; er findet ihn dann sicher an derselben Stelle.

Die Jagd des Kidang mit Hilfe der Hunde ist eine wahre Leidenschaft aller vornehmen Javanesen. Viele der reichen Gewalthaber halten blos zum Zweck dieser Jagd starke Meuten von Hunden, welche regelrecht abgerichtet werden. Diese Hunde, gemeiniglich unter dem Namen Pariahs bekannt, stammen von der eingeborenen Art her, welche die Insel bewohnt, und leben eigentlich in einem Zustande unvollkommener Zähmung. Sie ähneln dem Hunde von Sumatra, welchen Hardwicke bekannt machte. Ihr Leib ist mager und ihre Ohren sind aufgerichtet; sie sind wild und heftig und selten ihrem Herrn besonders zugethan, werden auch von den Eingeborenen, wie von den übrigen Mahammedanern wenig geachtet und selten gut behandelt; sie sind meistens schlecht gezogen und ekeln die Europäer an: aber sie sind sehr feurig, muthig und zum Zweck der Jagd unübertrefflich. Sobald sie die Spur des Wildes gefunden haben, nehmen sie die Verfolgung mit großer Hitze auf, und der Jäger kann ihnen dann langsam folgen; denn gewöhnlich kommt er noch rechtzeitig zur Stelle, wo Hunde und Hirsch mit einander im Kampfe liegen. Der Muntjak ist ein sehr muthiger Gesell und versteht sein kleines Geweih mit großer Kraft und Geschicklichkeit zu gebrauchen. Viele Hunde werden verwundet, wenn sie ihn angreifen, und manche tragen auf Nacken und Brust oder am Unterleib Verletzungen davon, welche ihnen das Leben kosten, während andere wenigstens als Erinnerung der Kämpfe tüchtige Streifhiebe erhalten. Aber der Hirsch besitzt kein zähes Leben und unterliegt zuletzt den vereinigten Angriffen der Hunde und wenn nicht, doch sicher einem Schuß von deren Führern.

An anderen Orten, namentlich im Westen Javas, stellt man große Treibjagden auf den Kidang an und erlegt oft 40 bis 50 Stück an einem einzigen Tage. Viele der Jäger sind beritten und ihre Pferde zur Jagd eigens abgerichtet; sie nehmen sofort die Verfolgung eines einzelnen Kidang auf und bringen den Jäger so nahe an ihn heran, daß er sein Wild mit einem Schwertstreiche tödten kann. Immer reiten die eingeborenen Jäger auf dem nackten Rücken des Pferdes, und dabei geben sie



Girafen.

sich mit solchem Ungestüm der Jagd hin, daß sie fast jede Minute ein Mal ihr Leben oder wenigstens ihre Glieder aufs Spiel setzen.

In Banka hängt man zwischen zwei nahe stehende Bäume eine Menge von Schlingen und zäunt von den Bäumen aus in schiefer Richtung zwei Wände, welche mehr und mehr sich verbreitern. Da hinein treibt man den Kidang vermittelst der Hunde. Das arme Wild stürzt, blind vor Furcht, willenlos in diese tückisch gelegten Schlingen zwischen den Bäumen, welche ihm einen Ausweg und Rettung vor seinen Verfolgern verheißen. Außer dem Menschen stellen Tiger und Panther dem Kidang eifrig nach. Doch das milde Klima mit seinem Reichthum an Nahrung sagt diesem Thiere so außerordentlich zu, daß alle Verluste, welche Mensch und Raubthier dem Wildstande bringen, schnell gedeckt werden.

Für die Gefangenschaft eignet sich der Kidang seines ungeduldigen Wesens halber nicht besonders, obwohl er sie in seinem Vaterlande sehr gut und auch in Europa recht leidlich aushält. Man findet ihn oft im Besitze der Europäer und Eingeborenen; doch verlangt er, wenn er sich wohl befinden soll, einen großen Raum und ein ausgewähltes Futter. Bei guter Behandlung wird er bald sanft, zahm und zutraulich.

Das Wildpret des Kidang wird gern von den Europäern gegessen; die Eingeborenen aber genießen es nur dann, wenn es vom Bock herrührt, weil einige Eigenheiten in den Sitten der Weibchen ihnen Abscheu vor diesen beigebracht haben; auch glauben sie wohl, daß der Genuß ihnen Krankheiten erzeuge u. dgl. m. Das Fell findet keine Verwendung.

In der Neuzeit hat man noch vier andere, hierher gehörige Arten von Muntjakhirschen unterschieden; ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir dahingestellt.

* * *

Auch unter den Wiederkäuern gibt es Gestalten, welche mit der jetzt lebenden Schöpfung gleichsam nicht mehr in Einklang zu bringen sind und an die märchenhaften Gebilde längst vergangener Erdentage erinnern: das auffallendste Thier von allen aber ist die Girafe. Der alte Horaz hat so unrecht nicht, wenn er dieses sonderbare Geschöpf „ein Gemisch von Panther und Kamel“ nennt, und die viel später Lebenden waren sicherlich in ihrem Rechte, wenn sie die von den egyptischen Denkmälern herrührenden Abbildungen eines ihnen wieder entfremdeten Thieres als Traumgebilde einer übermüthigen Künstlerfantasie bezeichneten. Die Römer staunten gewiß auch nicht mehr über die Girafen, welche ihnen zu den Spielen des Julius Cäsar und später noch einige Male vorgeführt wurden, als wir gebildeten Europäer heute noch staunen, wenn wir das uns durch eine Menge von Abbildungen bekannte märchengestaltige Wesen zum ersten Male vor uns sehen.

Die Girafe ist der Vertreter einer eigenen Familie, welcher man den altlateinischen, durch die mitgetheilten Horazischen Worte erklärten Namen Camelopardalis gelassen hat. In dem Sivatherium, dessen versteinten Schädel man in Indien ausgrub, glaubt man ein zu derselben Familie zu rechnendes Geschöpf entdeckt zu haben; in der gegenwärtigen Schöpfung aber ist die afrikanische Girafe (Camelopardalis Girafa) der alleinige Vertreter der merkwürdigen Familie, welche durch den, alles gewohnte Maß überschreitenden, langen Hals, die hohen Beine, den dicken Rumpf mit abschüssigem Rücken, den zierlich gebauten, feinen Kopf, mit großen, schönen, klaren Augen und durch zwei sonderbare, mit Haut überkleidete Knochenzapfen gekennzeichnet ist. Die hohen Läufe und der lange Hals machen die Girafe zu dem höchsten und verhältnißmäßig kürzesten aller Säugethiere. Ihre Leibeslänge beträgt nämlich blos 7 Fuß, die Schulterhöhe dagegen bereits 10 Fuß und die Höhe des Kopfes 15 bis 19 Fuß. Der Schwanz wird mit der Haarquaste über 4 Fuß, ohne dieselbe nur 2½ Fuß lang. Das Kreuz ist fast 2 Fuß niedriger, als der Widerrist. Die Entfernung von der

Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel beträgt 13 Fuß, das Gewicht 10 Centner. Aus diesen Maßen allein schon geht hervor, daß die Girafe hinsichtlich ihrer Gestaltung von allen übrigen Säugethieren abweicht; der Leibesbau ist aber so merkwürdig, daß wir ihn noch besonders beschreiben müssen. Die Girafe ist nicht blos ein sonderbares Zwittergeschöpf von Panther und Kamel, wie der alte Horaz sagt, sondern gleichsam aus den Bestandtheilen verschiedener Thierleiber zusammengesetzt. Der Kopf und der Leib scheinen vom Pferd, der Hals und die Schultern vom Kamel, die Ohren vom Rind, der Schwanz vom Esel, die Beine von einer Antilope entlehnt zu sein, die Färbung und Zeichnung des glatten Felles endlich sind es, welche an den Panther erinnern. Eine solche Zusammensetzung kann nur Mißgestaltung des ganzen Thieres zur Folge haben, und wirklich wird Niemand die Girafe schön oder ebenmäßig nennen mögen. Der kurze Leib steht mit den hohen Beinen und dem langen Hals in keinem Verhältniß; der auffallend abschüssige Rücken muß nach allen kunstgerechten Begriffen häßlich genannt werden, und die ungeheure Höhe des Thieres trägt durchaus nicht zu seiner Zierde bei. Schön ist nur der Kopf, wundervoll das Auge, angenehm die Zeichnung: alles Uebrige ist auffallend und sonderbar.

Der Kopf der Girafe ist langgestreckt und erscheint, der ziemlich dünnen Schnauze wegen, noch länger. Er trägt sehr große, lebhaft glänzende und doch ungemein sanfte, wirklich geistige Augen, große, zierlich gebaute, äußerst bewegliche Ohren von beinahe einem halben Fuß Länge und die zwei beschriebenen, sonderbaren Stirnzapfen, welche entfernt an Hörner erinnern und etwas kürzer sind, als die Ohren. Zwischen beiden erhebt sich eine rundliche Knochenanschwellung, gleichsam als drittes Horn. Der Hals ist etwa ebensolang, als die Vorderbeine, dünn, seitlich zusammengedrückt und hinten mit einem hübschen Haarkamm geziert. Der Leib ist breit an der Brust, am Widerrist viel höher, als am Kreuz, und längs der Mittellinie etwas eingesunken, vorn durch die fast rechtwinkelig vorspringenden Schulterblätter sehr ausgezeichnet, hinten auffallend verschmälert, so daß man den Hinterleib, wenn man das Thier gerade von vorn ansieht, gar nicht bemerkt. Die Beine sind verhältnißmäßig zart und fast gleich lang; ihre Hufe sind zierlich gebaut. An den Beugegelenken der Läufe zeigt sich eine nackte Schwiele, wie das Kamel sie besitzt. Die Haut ist sehr dick und, mit Ausnahme des erwähnten Hornkegels, des Halskammes und der Schwanzquaste, überall gleichmäßig behaart. Ein fahles Sandgelb, welches auf dem Rücken etwas dunkler wird und auf der Unterseite ins Weißliche übergeht, bildet die Grundfarbe; auf ihr stehen ziemlich große, unregelmäßig gestaltete, meist eckige Flecken von dunklerer oder lichterer rostbrauner Färbung, und zwar so dicht, daß der helle Grund nur netzartig hervortritt. Am Hals und an den Beinen sind diese Flecken kleiner, als auf dem übrigen Leibe. Die Mähne ist fahl und braun gebändert; die Ohren sind vorn und an der Wurzel weiß, hinten bräunlich. Der Bauch und die Innenseite der Beine sind ungefleckt; die Haarquaste ist dunkelschwarz. Ungeborene, noch nicht völlig ausgetragene Girafen haben ein sehr weiches, mausgrau gefärbtes Fell ohne Flecken; bei der Geburt sind diese aber schon vorhanden.

Gegenwärtig bewohnt die Girafe das mittlere und südliche Afrika oder denjenigen Theil des Landes, welcher etwa zwischen dem 17. Grad nördlicher Breite und dem 24. Grad südlicher Breite liegt. Im Norden beginnt ihre Heimat an der südlichen Grenze der Sahara, im Süden verschwindet sie in der Nähe des Orangenflusses. Wie weit sie von Osten hin in das Innere und nach Westen geht, ist zur Zeit noch nicht ermittelt. Am Kongo und in Senegambien fehlt sie gänzlich, wahrscheinlich weil das Land dort gebirgig ist; denn sie hält sich nur in ebenen Steppengegenden, niemals in den Gebirgen oder in den dichteren Urwaldungen auf.

In den schönen südafrikanischen Wäldern nimmt sich die Girafe freilich ganz anders aus, als in dem engumzäunten Raum eines Thiergartens. Die merkwürdige Uebereinstimmung der Gestalt und allgemeinen Erscheinung eines Thieres mit der Oertlichkeit, in welcher es lebt, macht sich auch hier bemerklich. „Wenn man eine Herde Girafen,“ sagt Gordon Cumming, „in einem Hain der malerischen und sonnenschirmförmigen Mimosen zerstreut sieht, welche ihre heimischen Ebenen schmücken und an deren letzten Zweigen sie in Folge ihrer gewaltigen Höhe nagen können,

müßte man wirklich nicht viel Sinn für Naturschönheiten haben, wollte man den Anblick nicht überaus anziehend finden." Man begegnet der Girafe hauptsächlich da, wo unzählige, verwitterte Stämme vorkommen, welche, Dank den Flechten, die auf ihnen sich ausbreiten, oft dem langen Hals einer Girafe täuschend ähneln. „Oft bin ich," fährt der genannte Jäger fort, „über die Anwesenheit eines ganzen Trupps von Girafen in Zweifel gewesen, bis ich zu meinem Fernglase Zuflucht nahm; sogar meine halbwilden Begleiter mußten bekennen, daß ihre scharfen, geübten Augen zuweilen getäuscht wurden; denn sie sahen bald jene verwitterten Stämme für Girafen an und verwechselten wiederum wirkliche Girafen mit den hochbejahrten Bäumen."

Gewöhnlich trifft man die Girafe in kleinen Trupps von 6 bis 8 Stück; da, wo sich das edle Thier aber sicher weiß, kommt es häufig vor. Cumming spricht von Herden, welche aus 30 bis 40 Stück bestanden haben, meint aber, daß 16 als durchschnittliche Zahl betrachtet werden muß; ich habe das stolze Wild nur ein Mal, und zwar zu Dreien, gesehen, und in Kordofahn auch immer blos von schwachen Trupps reden hören.

Alle Bewegungen der Girafe haben etwas Sonderbares. Der Gang ist ein langsamer und gemessener Paßschritt, der Lauf wegen des auffallenden Mißverhältnisses der vorderen zur hinteren Höhe und der Höhe zur Länge ein merkwürdig schwerfälliger, lahmer und plumper Galopp, welcher aber, Dank der Weite jedes einzelnen Sprunges, außerordentlich fördert. Wegen der Größe und Schwere des Vordertheils ist das Thier nicht im Stande, sich durch die Kraft der Muskeln allein vorn zu heben; dazu muß eine Zurückbeugung des langen Halses behilflich sein: erst wenn es den Schwerpunkt mehr nach hinten gerückt hat, wird es ihm möglich, zur Sprungbewegung von der Erde loszukommen. Die Girafe springt, ohne die Vorderbeine zu biegen, und setzt sie mit einer gleichzeitigen Bewegung des Halses nach vorn steif auf; mit einer neuen Bewegung des Halses erfolgt dann der Nachsprung der Hinterfüße. So bewegt sich, wie Lichtenstein sagt, der Hals der springenden Girafe „im steten Hin- und Herschwung, wie der Mast eines auf den hohen Wellen tanzenden Schiffes". Während der Flucht schlägt sie sich mit dem langen Schwanze wie mit einer Reitgerte klatschend über den Rücken; auch dreht sie den Kopf mit den klugen, schönen Augen oft rückwärts, um nach ihren Verfolgern hinzusehen. Es gehört ein sehr gutes Pferd dazu, einer eilig laufenden Girafe nachzukommen, und besonders schwer ist es, sie auf die Dauer zu verfolgen, weil alle übrigen Thiere fast regelmäßig eher ermüden, als sie. Bei ruhigem Gange nimmt sich die Girafe entschieden am vortheilhaftesten aus: sie hat dann etwas sehr Würdiges und Anmuthiges.

Höchst eigenthümlich ist eine Stellung, welche das Thier annimmt, wenn es Etwas von dem Boden aufnehmen, oder wenn es trinken will. In vielen Beschreibungen wird behauptet, daß die Girafe zu diesem Ende auf die vorderen Fußwurzelgelenke (Knie) niederfalle. Dies ist aber falsch. Sie bewirkt die Erniedrigung ihres Vordertheils, indem sie beide Vorderläufe soweit aus einander stellt, daß sie bequem mit dem langen Halse auf den Boden herabreichen kann. Wer diese Stellung nicht selbst gesehen hat, hält sie geradezu für unmöglich, und ich habe deshalb unseren Zeichner, Herrn Kretschmer, gebeten, die Girafe des amsterdamer Thiergartens in der betreffenden Stellung aufzunehmen.

Gewöhnlich ruht die Girafe nur während der Nachtzeit. Zu diesem Ende senkt sie sich zuerst auf die Beuggelenke der Vorderbeine, knickt hierauf die Hinterbeine zusammen und legt sich endlich auf die Brust, wie das Kamel. Während des Schlafes liegt sie zum Theil auf der Seite und schlägt dabei beide oder nur eins ihrer Vorderbeine ein, den Hals wendet sie rückwärts, den Kopf läßt sie gern auf den Hinterschenkeln ruhen. Ihr Schlaf ist sehr leise und währt nur kurze Zeit. Sie kann auch viele Tage lang den Schlaf entbehren und scheint sich dann stehend auszuruhen.

Es versteht sich ganz von selbst, daß die Nahrung der Girafe im Einklange steht mit ihrer Gestalt und ihrem Wesen. Das Thier ist nicht geeignet, Gras vom Boden abzuweiden, umsomehr aber befähigt, das Laub von den Bäumen zu pflücken. Hierbei unterstützt es seine ungemein bewegliche Zunge ganz wesentlich. Wie bekannt, gebrauchen die meisten Wiederkäuer die Zunge zum Ab-

pflücken ihrer Nahrung; kein Einziger aber bedarf dieses Werkzeug so ausschließlich, wie die Girafe. Was dem Elefanten der Rüssel ist, ist ihr die Zunge. Sie ist im Stande, die kleinsten Gegenstände damit aufzunehmen; sie ist fähig, das zarteste Blatt zu pflücken und in den Mund zu ziehen. „In unserem Thiergarten," sagt Owen, „ist mehr als eine Dame beim Beschauen der Girafen von diesen der künstlichen Blumen beraubt worden, welche ihre Hüte schmücken. Es scheint, daß die Girafe weniger durch den Geruch, als durch das Auge in der Auswahl ihres Futters geleitet würde, und so kommt es oft vor, daß das Thier sich betrügt, wie in den erwähnten Fällen, wo es mit der gewandten Zunge die künstlichen Blumen ergriff und von den Hüten abriß." In der Freiheit sind es hauptsächlich die Zweige, Knospen und Blätter der Mimosen, welche dem Thiere zur Nahrung dienen. Die Kameldorn- und „Warteinbischenmimose" bilden im Süden Afrikas den Hauptbestandtheil ihres Futters; im Norden Afrikas frißt sie die gewöhnlichen oder die Karratmimosenblätter und entlaubt besonders gern die Schlingpflanzen, welche in so reicher Fülle die Bäume der



Die Girafe. (Zu Seite 491.)

Wälder in jenen Gegenden umhüllen. Bei frischer Nahrung kann sie, wie das Kamel, lange Zeit des Wassers entbehren; in der trockenen Jahreszeit aber, wo die Bäume größtentheils ihres Blätterschmucks beraubt sind und die hohen, verdorrten Gräser ihr dürftige Kost bieten, geht sie oft meilenweit nach den pfuhligen Wasserbecken oder zu den übrig gebliebenen Tümpeln der während der Regenzeit fließenden Ströme herab, um sich zu tränken. Solche Orte sind es, an denen Freiligraths schönes Gedicht zur Wahrheit werden kann. Das Wiederkäuen besorgt die Girafe stehend, hauptsächlich aber des Nachts. Es scheint ihr übrigens nicht soviel Zeit zu kosten, wie Anderen ihrer Ordnung.

Das geistige Wesen stellt die Girafe sehr hoch. Sie ist im Verhältniß zu ihrer Größe ein höchst gutmüthiges, friedliches und sanftes Thier, welches nicht blos verträglich mit seines Gleichen, sondern auch mit anderen Thieren lebt, solange diese ihr nicht beschwerlich oder gefährlich werden. Im Nothfall weiß sie sich recht gut zu vertheidigen, — nicht mit ihren Hörnern, welche überhaupt blos zum Staate zu dienen scheinen, sondern mit kräftigen Schlägen ihrer langen, sehnigen Füße. Im

dieser Weise kämpfen die verliebten Männchen unter sich um die Weibchen. Durch Ausschlagen beschützt die Girafenmutter ihr Junges vor der tückisch herbeischleichenden Katze, und die Kraft des Schlages ist so gewaltig, daß er selbst einen Löwen fällen kann. Wärter in den Thiergärten müssen sich manchmal sehr in Acht nehmen vor den Girafen, obgleich sie sonst recht gut mit ihren Schutzbefohlenen auskommen.

Ueber die Fortpflanzung der Girafe hat erst die Neuzeit uns belehrt. Die seltenen Thiere haben in den Thiergärten von London und Wien Junge geworfen. Aus den bisherigen Beobachtungen geht hervor, daß die Paarung im März oder Anfangs April, der Wurf im Mai oder Juni stattfindet, die Dauer der Tragzeit also 431 bis 444 Tage, oder 14¼ bis 14½ Monate beträgt. Während der Paarungszeit vernahm man von beiden Geschlechtern ein sanftes Blöcken. Die Männchen sprangen ohne besondere Heftigkeit auf einander los und rieben sich gegenseitig mit ihren Stirnzapfen den Rücken und die Seiten. Zu ernstlichen Kämpfen kam es nicht. Die Geburt ging schnell und leicht von statten. Das junge Thier kam zuerst mit den Vorderfüßen und Kopf zur Welt. Nach seiner Geburt lag es etwa eine Minute bewegungslos, dann begann die Athmung; nach einer halben Stunde versuchte es aufzustehen, zwanzig Minuten später wankte es nach der Mutter hin. Diese blickte nur ziemlich gleichgiltig auf ihren Sprößling herab, und man mußte am anderen Tage eine Kuh herbeibringen, an welcher die junge Girafe dann etwa einen Monat lang saugte. Zehn Stunden nach der Geburt lief das Junge herum; am dritten Lebenstage übte es sich bereits in Sätzen. Leider starb es aber nach Monatsfrist. Bei seiner Geburt war es 6 Fuß 10 Zoll lang, die Vorderglieder hatten eine Höhe von 5 Fuß, der Schwanz war bereits 1½ Fuß lang. — Etwa neun Monate nach der Geburt dieses Jungen nahm die Mutter das Männchen wieder an und warf nach 431 Tagen wiederum ein Junges, welches zwölf Stunden nach seiner Geburt kräftig an dem Euter der Alten saugte. Nach drei Wochen genoß es Pflanzen und mit dem Alter von vier Monaten begann es wiederzukäuen. In der ersten Woche seines Lebens war es 6, nach 9 Monaten bereits 9½ Fuß hoch. — Im kaiserlichen Thiergarten lebt gegenwärtig eine dort am 20. Juli 1858 geworfene Girafe im besten Wohlsein. Fitzinger, welcher über den Fall berichtete, bestätigt, daß von Anhänglichkeit der Mutter für ihr Junges nichts Besonderes zu bemerken war. Nachdem sie das Kalb einige Male am Kopfe beleckt, wandte sie sich von ihm hinweg, ohne sich ferner um ihr Kind zu bekümmern. Man war gezwungen, die Alte zu melken und das Junge mit Hilfe eines Saugglases zu erziehen. Das Melken ließ sich die Alte gefallen; allein ihr Euter war so milcharm, daß man schon nach wenigen Tagen eine Kuh als Amme verwenden mußte.

Jagd und Fang alter Girafen haben ihre großen Schwierigkeiten. Der Franzose Thibaut, ein mir wohlbekannter Bewohner Kordofahns, brachte im Jahre 1834 seit vielen Jahrhunderten wieder die ersten lebenden Girafen nach Europa. Er hatte die Thiere in den Steppen Kordofahns gejagt und gefangen. Die Jungen bekam er erst in seine Gewalt, nachdem er die Mütter getödtet hatte. Nach seinen Berichten verursacht der Fang unglaubliche Mühen und Beschwerden. Man muß wochenlang in den Steppen verweilen, vortreffliche Pferde, Kamele und Kühe mit sich nehmen und sich das Geleit eingeborener Araber zu verschaffen suchen, weil man sonst doch vergeblich ausziehen würde. Die jung gefangenen ergeben sich ohne Umstände in ihr Schicksal, verlangen aber anfänglich die sorgfältigste Behandlung, und deshalb eben nimmt man melkende Kühe mit auf die Jagd, um den jung gefangenen Girafen sogleich geeignete Nahrung bieten zu können. Vom inneren Afrika aus führt man dann die bald zahm gewordenen Girafen in kleinen Tagereisen nebst ihren Ammen, den Kühen, der Küste zu, wo eigene Kasten für die Ueberfahrt hergerichtet werden müssen. Die Jagd schildert Gordon Cumming in sehr lebendiger Weise. „Keine Feder und keine Worte,“ sagt er, „können dem Jagdfreund beschreiben, was es heißt, in der Mitte eines Trupps riesenhafter Girafen zu reiten; man muß Das selbst erfahren, um es zu verstehen. Gewöhnlich eilen die verfolgten Girafen durch die dornigen Gebüsche aller Art, und die Arme und Beine des verfolgenden Jägers sind lange bevor er den Girafen nachkommt, mit Blut bedeckt. Bei meiner ersten

Jagd eilten zehn gewaltige Girafen vor mir her. Sie galoppirten ganz gemächlich dahin, während mein Pferd genöthigt war, seine äußerste Schnelligkeit aufzubieten, um nicht hinter ihnen zurückzubleiben. Meine Empfindungen bei dieser Jagd waren verschieden von Allem, was ich während einer langen Jägerlaufbahn bisjetzt erfahren; ich war durch den wunderschönen Anblick vor mir so in Anspruch genommen, daß ich gleichsam wie bezaubert entlang ritt und fast nicht glauben konnte, daß ich wirklich lebende, dieser Welt angehörende Geschöpfe vor mir herjagte. Der Boden war fest und zum Reiten günstig. Mit jedem Satz meines Pferdes kam ich der Herde näher, schoß endlich mitten unter sie hinein und sonderte das schönste Weibchen von ihr ab. Als die eine Girafe sich von ihren Genossen getrennt und hitzig verfolgt sah, lief sie noch schneller und galoppirte in furchtbar weiten Sprüngen, während ihr Hals und ihre Brust mit den dürren, alten Zweigen der Bäume in Berührung kamen, sie abrissen und fortwährend meinen Weg damit bestreuten. Bald war ich etwa noch acht Schritt hinter ihr, feuerte im Galopp ihr eine Kugel in den Rücken, ritt dann noch schneller, so daß ich ihr zur Seite kam, hielt die Mündung meiner Büchse nur wenige Fuß von ihr entfernt und schoß ihr meine zweite Kugel hinter das Blatt, ohne daß diese jedoch große Wirkung zu äußern schien. Da stellte ich mich gerade vor sie, während sie begann im Schritt zu gehen, stieg ab und lud schnell beide Läufe meiner Büchse wieder. Im trockenen Bett eines Baches brachte ich sie nochmals zum Stehen und feuerte auf die Stelle, wo ich das Herz vermuthete. Sie lief sogleich weiter; ich lud nochmals, folgte und brachte sie wiederum zum Stehen. Jetzt stieg ich ab und schaute verwundert sie an. Ihre außerordentliche Schönheit bezauberte mich, ihr sanftes, dunkles Auge mit seinen seidenen Wimpern schienen bittend auf mich herabzuschauen. Ich fühlte in diesem Augenblick wirklich Reue über das Blut, welches ich vergoß. Aber der Jagdtrieb behielt die Oberhand. Nochmals richtete ich meine Büchse empor und schoß der Girafe eine Kugel in den Hals. Sie bäumte hoch auf den Hinterbeinen in die Höhe und stürzte dann wieder nach vorn zu Boden, daß die Erde erzitterte. Ein dicker Strom schwarzes Blut sprudelte aus der Wunde hervor, die riesigen Glieder zuckten — noch ein Augenblick und das Thier hatte verendet.“

Vielfach ist die Verwendung der erlegten Girafe. Man benutzt die Haut zu allerlei Lederwerk, die Schwanzquaste zu Fliegenwedeln, die Hufe zu Hornarbeiten und genießt das vortreffliche Fleisch. Noch lieber aber sieht man es, wenn man eine Girafe lebend bekommen kann. Ueberall hat man das auffallende Thier gern, überall freut man sich, es um sich zu haben. In den innerafrikanischen Städten sieht man oft ein paar Girafenhäupter über die hohen Umfangsmauern eines Gartens hervorragen, und nicht selten begegnet man in der Nähe von Ortschaften gezähmten Thieren, welche nach Belieben umhergehen. Bei unserer Ankunft in Karkodj, einer Ortschaft am blauen Flusse, kam zuerst eine Girafe an unsere Barke, gleichsam in der Absicht, uns zu begrüßen. Sie ging vertraulich auf uns zu, trat dicht an unser Bot heran, fraß uns Brod und Durrahkörner aus der Hand und behandelte uns so freundlich, als wären wir ihre alten Bekannten. Gar bald merkte sie, wie große Freude wir an ihr hatten; denn sie kam nun alle Tage, solange wir uns in der Nähe dieser Ortschaft aufhielten, mehrmals zu uns, um sich liebkosen zu lassen. Der arabische Name „Serahfe“ — die Liebliche — welchen unser Wort Girafe verstümmelt wiedergibt, wurde mir verständlich. Ich freute mich unaussprechlich, einmal ein so sonderbares Thier in allen seinen Bewegungen beobachten zu können; denn im freien Zustande hatte ich es nur ein Mal ganz von fern gesehen, obgleich ich mich wochenlang in Gegenden herumtrieb, welche reich an Girafen genannt werden müssen.

Es ist ewig schade, daß die Girafe nicht ebenso brauchbar ist, wie ein Rind oder Schaf: sie wäre ein Hausthier, so liebenswürdig, wie kaum ein anderes!

Leider ertragen die nach Europa gebrachten Girafen die Gefangenschaft nur bei bester Pflege längere Zeit. Die meisten gehen an einem eigenthümlichen Knochenleiden zu Grunde, welches man „Girafenkrankheit“ genannt hat. Ursachen dieser Krankheit dürften Mangel an Bewegung und ungeeignete Nahrung sein. Nach den Erfahrungen, welche ich am Elch gemacht habe, glaube ich, daß

namentlich Gerbsäure dem Girafenfutter zugesetzt werden muß, um ihr Wohlbefinden zu fördern; denn gerade die Mimosenblätter sind besonders reich an diesem Stoff. Ein großer Raum vor und ein warmer Fußboden in dem Stalle der Girafe sind außerdem unerläßliche Bedingungen für ein Gefangenleben des theilnahmswerthen Geschöpfes.

* * *

Wenn alle die Thiere, welche wir hier zur fünften Familie rechnen, so anmuthige Geschöpfe wären, wie die Gazellen es sind, müßte man dieser Abtheilung unbedingt den ersten Rang von der ganzen Ordnung anweisen oder ihr wenigstens den Preis der Schönheit zuerkennen. Allein gerade unter den Antilopen gibt es einzelne Gestalten, welche von den Laien nimmermehr als nahe Verwandten jenes lieblichen Wüstenthieres angesehen werden würden. Der Name Antilope ist ganz geeignet, nur an äußerst schöne Gestalten, zarte und feine Thiere denken zu lassen, und der Laie ist deshalb geneigt, die plumpen und schweren Mitglieder unserer Familie lieber zu den Rindern, als zu den Antilopen zu rechnen.

Im allgemeinen kann man die Antilopen als schlankgebaute, hirschähnliche Thiere mit kurzem, fast immer eng anliegenden Haarkleid und mehr oder minder gewundenem Gehörn bezeichnen, welches zumeist beiden Geschlechtern zukommt. Die verschiedenen Arten ähneln sich im ganzen außerordentlich, und nur die Bildung der Hörner, der Hufe und des Schwanzes, sowie einzelne Abänderungen im Haarkleid geben sichere Unterscheidungskennzeichen. Aber die Anzahl der Antilopen ist so groß, daß die Grenzglieder der Reihe kaum noch Aehnlichkeit mit einander zu haben scheinen; denn mit der großen Artenzahl geht natürlich die Verschiedenheit der Gestaltung Hand in Hand, und deshalb übertrifft die Familie an Manchfaltigkeit alle übrigen der Ordnung. Die verschiedensten Gestalten stehen hier neben einander. Es finden sich Anklänge an die plumpen Rinder, wie an die zierlichen Rehe; an die kleinen zarten Moschusthiere, wie an die Pferde. Der gewöhnlich kurze Schwanz verlängert sich, wie bei den Rindern oder ähnelt bei anderen dem mancher Hirsche. Am Hals bildet sich eine kleine Mähne, um den Mund herum verlängern sich eigenthümlich die Haare, so daß sie fast einen Bart bilden, wie bei den Ziegen. Die Hörner biegen sich gleichmäßig oder winden und drehen sich in dreifachen Bogen; ihre Spitze krümmt sich nach hinten oder nach vorn, nach innen und nach außen; das ganze Gehörn erscheint leierartig oder die einzelne Stange wie eine gewundene Schraube, oder auch wieder ganz gerade, wenigstens nur unbedeutend gekrümmt. Bald ist es rund, bald gekantet, bald gekielt, bald zusammengepreßt. Die Querrunzeln, welche das Wachsthum bezeichnen, sind im allgemeinen deutlich, aber auch wiederum nur angedeutet u. s. w. Bei einer Sippe besteht das Gehörn sogar aus vier Stangen, während solches Vorkommen sonst doch, wie bekannt, ganz unnatürlich erscheint. Ebenso auffallend ist es, daß bei einer anderen Sippe das Gehörn sich gabelt, wie bei den geweihtragenden Thieren.

Ueber den inneren Leibesbau der Antilopen sind noch wenig ausführliche Beobachtungen gemacht worden. Im allgemeinen kann man sagen, daß er so ziemlich dem der Wiederkäuer und namentlich der Hirsche entspricht. Die Weibchen haben regelmäßig zwei oder vier Zitzen am Euter, ausnahmsweise auch deren fünf. Sie werfen gewöhnlich nur ein Junges, selten zwei, und tragen dasselbe in durchschnittlich sechs Monaten aus. Das Kalb ist nach vierzehn bis achtzehn Monaten erwachsen, wenn auch nicht immer zeugungsfähig.

Ganz Afrika, Mittel- und Südasien, Mittel- und Südeuropa und Nordamerika sind die Heimat der zierlichen Thiere. Es ist bekannt, daß die meisten Arten die großen Steppen warmer Länder bewohnen; aber wir wissen auch, daß die Gemse, das gewandte Kind unseres Hochgebirges, zu den Antilopen gehört. Jede Art scheint ein bestimmtes Lieblingsfutter zu haben, und dieses bedingt dann ihren Aufenthalt, solange der Mensch nicht eingreift und die scheuen und flüchtigen

Thiere in andere Gegenden treibt. Die meisten lieben die Ebene, einige aber ziehen das Hochgebirge entschieden der Tiefe vor und steigen bis zur Grenze des ewigen Schnees empor; diese geben offenen, spärlich mit Pflanzen bewachsenen Wäldern entschieden den Vorzug vor dichteren, jene finden sich aber auch hier oder in dünn bewachsenen Buschwäldern; einige bewohnen sogar die Sumpfgegenden und halten sich ganz in Nähe der Gewässer auf. Die größeren Arten schlagen sich in Rudel, oft in solche von außerordentlicher Stärke zusammen; die kleineren leben mehr paarweise oder wenigstens in minder zahlreicheren Gesellschaften. Sie sind Tag- und Nachtthiere, unterscheiden sich also auch hierdurch von den Hirschen, welche sich, wie bekannt, zur Nachtzeit äßen und herumtummeln, bei Tage aber sich lagern und schlafen. Ihre Bewegungen sind lebhaft und behend, aber ungemein zierlich. Ein Rudel Antilopen erfreut immer das Auge. Die Schnelligkeit der Bewegungen mancher Arten wird von keinem anderen Säugethiere erreicht, und in der Anmuth derselben übertreffen sie unsere Hirsche bei weitem. Luft und Licht und ungemessene Freiheit lieben sie über Alles; deshalb bevölkern gerade sie die arme Wüste; deshalb beleben sie die todte Einöde. Nur wenige Arten bewegen sich plump und schwerfällig und ermüden schon nach kurzer Verfolgung; die übrigen vergeistigen sich gleichsam während ihrer Bewegungen. Sie besitzen sehr scharfe Sinne; namentlich äugen, vernehmen und wittern sie vortrefflich. Ihr Verstand ist nicht besonders groß, aber doch weit größer, als bei anderen Familien der Ordnung. Sie sind neugierig, wie die Ziegen, aber doch wachsamer, als diese, und überlassen sich niemals einer sorglosen Ruhe. Erfahrungen benutzen sie stets; wenn sie Verfolgungen erlitten haben, stellen sie Wachen auf und werden dann im hohen Grade scheu. Doch sind sie munter, heiter und neckisch, aber nicht launenhaft. Viele zeichnen sich durch große Friedfertigkeit aus, andere können recht bösartig sein. Ihre Stimme ist blöckend, stöhnend oder pfeifend; man hört sie aber selten, gewöhnlich blos zur Brunstzeit, wenn die Böcke und Ziegen sich mit einander streiten.

Die Nahrung besteht nur in Pflanzenstoffen, hauptsächlich in Gräsern und Kräutern, in Blättern, Knospen und jungen Trieben. Einige sind so genügsam, daß ihnen die dürftigste Nahrung hinreichend erscheint; selbst Baumflechten werden von manchen Arten gefressen. Bei frischer grüner Nahrung können die meisten lange dürsten, die in der dürren Wüste lebenden wenigstens mehrere Tage.

Man darf die Antilopen nützliche Thiere nennen und braucht keine Ausnahme zu machen. An den Orten, wo sie leben, bringen sie selten erheblichen Schaden; wohl aber nützen sie durch ihr Fleisch, durch ihr Gehörn und durch ihr vortreffliches Fell. Sie sind deshalb ein Gegenstand der eifrigsten Jagd bei allen Völkern, die mit ihnen die gleiche Heimat theilen. Noch größer aber dürfte der Nutzen sein, den ich einen geistigen oder sittlichen nennen möchte, derjenige nämlich, den sie dem Menschen gewähren durch die Freude an ihrer Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit und durch das außerordentliche Vergnügen, welches ihre Jagd bereitet. Manche Antilopen sind seit uralter Zeit hochberühmt, sie sind von Dichtern und Reisenden laut gepriesen worden, und nicht blos ihrer Schönheit halber; und wegen einer anderen setzt ja heute noch der Alpenjäger hundert Mal sein Leben ein: er betreibt die Jagd mit einer Leidenschaft, welche schwerlich ihres Gleichen finden würde. In derselben Weise fühlt sich der Mensch zu allen anderen Antilopen hingezogen. Dazu kommt noch, daß die meisten, wenigstens in ihrem Vaterlande, die Gefangenschaft leicht und dauernd aushalten, sich in derselben fortpflanzen und ihren Herrn durch ihre Zahmheit und Zutraulichkeit sehr erfreuen. Manche werden zu förmlichen Hausthieren; eine Art kann man sogar zum Ziehen verwenden.

Es ist sehr schwer, die große Zahl der Glieder unserer Familie in natürliche Gruppen zu ordnen. Gewöhnlich gründet man die Eintheilung auf ihre Aehnlichkeit mit Hirschen, Ziegen, Stieren &c.; doch genügt Das nicht, und so hat man bisjetzt immer noch das Gehörn als Maßstab zur Eintheilung und Einordnung beibehalten.

Wir heben blos die wichtigsten Gestalten hervor.

Eine Sippe, welche uns näher angeht, als die meisten anderen, ist die der Hirschziegenantilopen (Cervicapra). Man versteht darunter schlank gebaute Thiere mit runden, nach auf- und rückwärts gerichteten, schraubenförmig gedrehten und geringelten, fast geraden Hörnern, welche aber blos dem Männchen zukommen. Der Schwanz ist kurz und buschig behaart. Das Weibchen trägt zwei Zitzen. Große, bewegliche Thränengruben und Drüsensäcke zwischen den Zehen und in den Weichen, sowie Klauendrüsen dienen zur weiteren Kennzeichnung.

Die eigentliche Hirschziegenantilope (Cervicapra bezoartica) spielt in der indischen Götterlehre eine wichtige Rolle. Sie nimmt in dem Thierkreise der Hindus die Stelle des Steinbocks ein und ist nebst vielen anderen Arten der Göttin Tschandra oder dem Monde geheiligt. Im Sanskrit heißt sie Ena, die Gefleckte; gegenwärtig trägt sie den Namen Safin oder Safi. Unzählige



Die eigentliche Hirschziegenantilope (Cervicapra bezoartica).

Gedichte preisen und rühmen ihre Schönheit. Sie hat viel Aehnlichkeit mit unserem Damhirsch, ist aber etwas kleiner, schlanker und weit zierlicher, als dieser. Ihre Leibeslänge beträgt fast 4 Fuß; die Länge des Schwanzes 6 Zoll und mit dem Haarbüschel am Ende 9 Zoll, die Höhe am Widerrist 2½ Fuß. Der Leib ist schwach, gestreckt und untersetzt; der Rücken ziemlich gerade und hinten etwas höher, als am Widerrist. Der Hals ist schmächtig und seitlich zusammengedrückt, der Kopf ziemlich rund, hinten hoch, nach vorn zu verschmälert, an der Stirn breit, längs der Nase gerade und an der Schnauze gerundet. Die Beine sind hoch, schlank und dünn, die hinteren etwas länger, als die vorderen. Die Augen sind verhältnißmäßig groß und außerordentlich lebhaft. Ihre Thränengruben bilden eine Art von Tasche, welche willkürlich geöffnet und geschlossen werden kann. Die Ohren sind groß und lang, unten geschlossen, in der Mitte ausgebreitet, gegen das Ende verschmälert und zugespitzt. Das Gehörn wird bis sechzehn Zoll lang, ist nach vorn und rückwärts gerichtet,

fast gerade, jedoch drei Mal schwach ausgebeugt und schraubenförmig gedreht. An der Wurzel stehen beide Stangen nahe zusammen, an der Spitze ungefähr elf Zoll von einander entfernt. Je nach dem verschiedenen Alter sind die Hörner stärker oder schwächer und nahe der Wurzel mit mehr oder weniger ringförmigen Erhabenheiten versehen. Bei alten Thieren zählt man mehr als dreißig solcher Wachsthumsringe, bei dreijährigen ungefähr zehn, bei fünfjährigen bereits gegen fünfundzwanzig. Ihre Zahl steht aber nicht in einem geraden Verhältniß zu dem Wachsthum. Nach Alter und Geschlecht ist die Färbung verschieden. Alte Männchen sind fast schwarz, die Weibchen mehr grau; junge Thiere sind braun und rostroth. Im allgemeinen ist die Oberseite schwärzlichbraun, die untere und die Nase weiß. Ein breiter weißer Ring umgibt jedes Auge. Die Behaarung ist kurz, dicht und glatt, das einzelne Haar ziemlich steif und, wie bei den meisten hirschähnlichen Thieren, etwas gedreht. Auf der Brust, an der Schulter und zwischen den Schenkeln bildet es deutliche Nähte, in der Horn- und Nabelgegend Wirbel, auf der Innenseite der Ohren vertheilt es sich in drei Längsreihen. Am Handgelenk verlängert es sich zu kleinen Haarbüscheln; auf der Unterseite des Schwanzes fehlt es gänzlich. Die zierlichen, mittelgroßen, zusammengedrückten und spitzen Hufe und die abgeplatteten und abgestumpften, mittelgroßen Afterklauen sind schwarz; die Iris ist bräunlichgelb, der quergestellte Stern dunkelschwarz.

Der Sassi bewohnt Vorderindien, namentlich Bengalen, und lebt in Herden von fünfzig bis sechzig Stück, welche von einem alten dunkelfarbigen Bocke angeführt werden. Unter allen Umständen ziehen die Thiere offene Gegenden den bedeckten vor; denn sie sind stets im hohen Grade für ihre Sicherheit besorgt. Kapitän Williamson erzählt, daß immer einige junge Männchen und auch alte Weibchen zum Vorpostendienst beordert werden, wenn sich die Herde an einem Lieblingsplatze zum Weiden anschickt. Namentlich Büsche, hinter denen sich Jäger heranschleichen und verstecken können, werden von diesen Wachen aufs sorgfältigste beobachtet. Es würde Narrheit sein, versichert dieser Beobachter, Windhunde nach ihnen zu hetzen, denn nur, wenn man sie überrascht, ist einiger Erfolg zu erwarten; sonst ergreifen sie augenblicklich die Flucht und jagen in wahrhaft wundervollem Laufe dahin. „Die Höhe und Weite ihrer Sprünge versetzt Jedermann in Erstaunen; denn sie erheben sich mehr als 12(?) Fuß über den Boden und springen 20 bis 30(?) Fuß weit, gleichsam als ob sie den nachsetzenden Hund verspotten wollten.“ Deshalb denken die indischen Fürsten auch nicht daran, sie mit Hunden zu jagen; sie beizen sie mit Falken oder lassen sie vom schlauen Tschitta oder Jagdleoparden fangen, wie Dies in Persien gewöhnlich ist.

Die Nahrung der zierlichen Thiere besteht nur in Pflanzen, namentlich in Gräsern und saftigen Kräutern. Wasser können sie auf lange Zeit entbehren.

Ueber die Fortpflanzung fehlen noch sichere Nachrichten. Es scheint, daß die Paarung nicht an eine bestimmte Zeit gebunden ist, sondern je nach den Gegenden während des ganzes Jahres stattfindet. Neun Monate nach der Begattung wirft das Weibchen ein einziges, vollkommen ausgebildetes Junge, verbirgt es einige Tage lang im Gebüsch, säugt es mit Sorgfalt und bringt es dann zur Herde, bei welcher es verweilt, bis es die Eifersucht des Leitbockes vertreibt. Dann muß es in der Ferne sein Heil suchen und sehen, ob es sich anderen Rudeln anschließen kann. Die Weibchen sind bereits im zweiten Jahre, die Männchen wenigstens im dritten fortpflanzungsfähig. Es scheint, daß mit der Begattung ein eigenthümliches Erregtsein des Thränensackes in Verbindung steht. An Gefangenen hat man beobachtet, daß der ganze Hautbeutel unter dem Auge, die Thränengrube, welche sonst nur als ein schmaler Schlitz erscheint, wenn das Thier gereizt wird, weit hervortritt und sich förmlich nach außen umstülpt. Die glatten Innenwände des Sackes sondern einen starkriechenden Stoff ab, welcher dann durch Reiben an Bäumen oder Steinen entleert wird und wahrscheinlich dazu dient, das andere Geschlecht auf die Spur zu leiten. Während der Brunstzeit vernimmt man auch die Stimme des Männchens, welches sonst schweigt, eine Art von Meckern; das Weibchen gibt, so oft es erzürnt wird, tönende Laute von sich.

In Indien sind Tiger und Panther schlimme Feinde der Hirschziegenantilope, trotz ihrer Wachsamkeit; sie wissen sich durch listiges Schleichen einer oder der anderen zu bemächtigen. Die Indier stellen ihr ebenfalls eifrig nach und fangen sie auf sonderbare Weise lebendig. Hierzu bedient man sich eines zahmen Männchens, welches man, nachdem man ihm einen mit mehreren Schlingen versehenen Strick um die Hörner gebunden hat, unter die wilde Herde laufen läßt. Sobald der fremde Bock dort anlangt, entspinnt sich zwischen ihm und dem Leitbock des Rudels ein Kampf, an dem bald auch Ricken Theil nehmen, und hierbei verwickeln sich gewöhnlich mehrere Stücke in den Schlingen des Strickes, reißen und zerren nach allen Richtungen hin, stürzen zu Boden und werden nun vollständig wehrlos.

Jung eingefangene Sassis werden außerordentlich zahm. Sie halten die Gefangenschaft jahrelang aus, selbst in Europa, vertragen sich vortrefflich mit ihres Gleichen und anderen hirschähnlichen Thieren und erfreuen durch ihre Zuthunlichkeit und Anhänglichkeit. Doch muß man sich hüten, sie zu necken oder zu foppen. Sind sie z. B. gewöhnt, Brod aus der Hand zu fressen, so richten sie sich, wenn man ihnen diese Lieblingsspeise hoch hält, wie die zahmen Hirsche auf die Hinterbeine auf, um dieselbe zu erlangen; täuscht man sie auch dann noch, so werden sie böse, beginnen zu zittern und suchen ihren Unmuth durch Stoßen mit den Hörnern an den Tag zu legen. Am besten halten sie sich, wenn man ihnen freien Spielraum gibt. In größeren Parks gewähren sie wegen ihrer außerordentlichen Anmuth und Zierlichkeit ein prächtiges Schauspiel. Sie werden dort auch viel zahmer, als in den Käfigen, wo namentlich die Männchen manchmal ihren Wärter anfallen und nach ihm stoßen. In Indien wird der Sassi als ein heiliges Thier oft zahm gehalten. Frauen werden mit der Pflege des Halbgottes betraut. Sie tränken ihn mit Milch; Musiker spielen ihm Tonstücke vor. Nur die Braminen dürfen sein Fleisch genießen. Aus seinen Hörnern bereiten sich die Geistlichen und Heiligen der Hindus eigenthümliche Waffen. Sie befestigen dieselben unten durch eiserne oder silberne Querzapfen, so daß die Spitzen nach beiden Seiten von einander abstehen. Diese Waffe trägt man wie einen Stock und gebraucht sie wie einen Wurfspieß.

Bezoarkugeln, welche man im Magen dieser Antilope und in dem vieler anderen Wiederkäuer findet, gelten als besonders heilkräftige Arzneimittel und finden vielfache Anwendung.

Zu derselben Gruppe rechnet man die Steppenantilope (Cervicapra Saiga), eine der wenigen Arten, welche Europa bewohnen. Sie ist ein Thier von der Größe des Damhirsches mit weit über den Unterkiefer hinausragender und sehr beweglicher Nase, kurzen und breiten Ohren und kurzer Schnauze. Das dichte, gerade, weiche, an dem Nacken, Rücken und der Kehle etwas verlängerte Haar ist am Kopf und Hals aschgrau, auf Schulter, Rücken, Seite und Hüfte schmuzigweiß oder gelbgrau, am Bauche und an der Innenseite der Beine glänzendweiß, auf der Rückenmitte aber dunkelbraun.

Die Saiga findet sich in den Steppen Osteuropas von der polnischen Grenze an bis zum Altai, lebt gesellig, sammelt sich gegen den Herbst in Herden von mehreren tausend Stück, wandert nach wärmeren Steppen und kehrt von dort aus im Frühjahr rudelweise zurück. Im Oktober treten die Böcke auf die Brunst und kämpfen unter lautem Geschrei eifersüchtig um die Ricken. Im Mai setzt das alte Thier ein einziges Kalb, welches der Mutter nicht gleich folgen kann und deshalb oft von den Nomaden weggenommen wird. Schon im ersten Monate treiben bei den Böcken die Hörner hervor, im vierten haben sie, wie die Schmalthiere, bereits ihre halbe Größe.

Die Steppenantilopen sind, wie die meisten Wiederkäuer, außerordentlich begierig auf Salz und gehen demselben stundenweit nach. Beim Weiden pflegen sie rückwärts zu gehen, und beim Saufen ziehen sie, wie schon Strabo wußte, das Wasser nicht blos durch das Maul, sondern auch durch die Nase ein. An der Wolga, in der irtischen und tartarischen Steppe sind sie so häufig, daß man ihnen alle Tage begegnet. Manchmal kommen sie bis an die Wagen der Reisenden heran. Während sie sich äßen oder wenn sie ruhen, hält immer ein Leitthier sorgfältig Wacht, und wenn

dieses sich legt, erhebt sich ein anderes. Sie vernehmen und wittern vortrefflich, äugen aber schlecht, und sehen sich deshalb auch auf der Flucht beständig um. Sobald sie eine Gefahr wittern, laufen sie zusammen, sehen sich zagend um und fliehen dann lautlos in einer langen Reihe. Nur die Jungen blöcken wie Schafe, Alte sind immer still. Auf der Flucht geht der Bock voran, wie er überhaupt Derjenige ist, welcher für die Sicherheit zu sorgen hat.

Die Nomaden jagen die Saigas mit Leidenschaft. Man verfolgt sie zu Pferde und mit Hunden und holt sie in der Regel ein, wenn sie weit flüchten müssen, da sie bald ermüden und außer Athem kommen. Wie den meisten übrigen Antilopen werden ihnen auch ganz unbedeutende Wunden sehr gefährlich; sie sollen sogar an dem Biß eines Hundes sterben. Die Kirgisen hauen Pfade in das Steppengras und Schilf und schneiden dort die Halme fußhoch ab; dann treiben sie



Die Steppenantilope (Cervicapra Saiga).

zu Pferde Herden von Saigaantilopen da hinein, diese verletzen sich an den scharfen Spitzen des Rohres und erliegen den Verwundungen. Häufiger aber erlegt man sie mit dem Feuergewehr, und hier und da fängt man sie mit Baizvögeln. Zu diesen nimmt man auffallenderweise nicht Edelfalken, sondern Steinadler, welche vom Hause aus zu den erbittertsten Feinden der Antilopen gehören und willig und gern der ihnen angeborenen Jagdlust folgen. Auch Wölfe richten große Verwüstungen unter den schönen Thieren an. Sie reißen oft ganze Rudel nieder und fressen die Getödteten bis auf Schädel und Gehörn auf. Letzteres sammeln dann die Kirgisen oder die Kosacken und verkaufen es wohlfeil nach China. Und noch ist die Zahl der Feinde nicht erschöpft. Eine Dassel- oder Bisfliegenart legt ihnen die Eier in die Haut, oft in solcher Menge, daß die auskriechenden Maden den Brand des Felles verursachen und das Thier umbringen.

Jung aufgezogene Steppenantilopen werden sehr zahm und folgen ihrem Herrn wie Hunde, selbst schwimmend durch die Flüsse. Sie fliehen vor den wilden ihrer Art und kehren abends selbst in ihren Stall zurück.

Diese Angaben verdanken wir hauptsächlich Pallas und Gmelin. Die neueren Reisenden erzählen wenig oder gar nichts Neues, und in den Thiergärten kommen gerade europäische Antilopen weit seltener vor, als die afrikanischen oder indischen, welche gegenwärtig recht häufig zu uns gebracht werden.

Das südafrikanische Mitglied der Hirschziegenantilopen ist der Pallah (Cervicapra melampus), ein schönes, leicht gebautes, aber großes Thier von 6 Fuß Länge und 3 Fuß Höhe mit langem, schwarzen Gehörn, ziemlich langem Gehör und über fußlangem Wedel, von rostrother oder tieffalber



Der Pallah (Cervicapra melampus).

Hauptfärbung, welche auf Bauch, Brust und Innenseite der Schenkel und Ohren in Weiß übergeht. Dieselbe Färbung haben die Lippen, Brauen, ein Streif über dem Auge und die Unterseite des Schwanzes. Ein Fleck an der Stelle der Afterhufe ist schwarz, ein anderer zwischen den Hörnern dunkelbraun. Ueber den Rücken verläuft ein brauner Streifen, welcher sich an der Schwanzwurzel theilt und auf beiden Schenkeln herabzieht.

Auch der Pallah lebt in ziemlich starken Rudeln, zuweilen unter den Herden der Springböcke, gewöhnlich aber allein. Die Stärke der Rudel ist sehr verschieden; einzelne Jäger sprechen von Hunderten, welche sie zusammen gesehen haben wollen. Ueber das Leben der Thiere fehlen eingehende Berichte. Als auffallend wird hervorgehoben, daß die flüchtigen Trupps gewöhnlich eine lange, sogenannte indische Reihe einnehmen. Weiteres ist mir nicht bekannt.

Die Gazellen (Gazella) sind schlanke, höchst anmuthige Antilopen mit geringelten leierförmigen Hörnern, Thränengruben, Leistenbälgen, langen, spitzen Ohren, kleinen Afterklauen und zwei Zitzen. Ihr Schwanz ist kurz und an der Spitze bequastet; anderweitige Haarbüschel stehen nur an der Handwurzel. Beide Geschlechter sind gehörnt. Unglaubliche Anmuth, große Heiterkeit, eine wahrhaft wunderbare Beweglichkeit sind Vorzüge dieser Thiere anderen Antilopen gegenüber; denn nur noch wenige Gruppen der Familie besitzen dieselben Gaben in derselben glücklichen Vereinigung.

Eine Gazelle in der Wüste ist ein herrliches, dichterisches Bild. Deshalb ist es kein Wunder, daß schon seit alten Zeiten die morgenländischen Dichter mit aller Glut ihrer Seele das liebliche Wesen besungen haben. Selbst der Fremdling aus den Ländern des Abends, welcher die Gazelle in ihrer Freiheit sieht, muß es verstehen, warum sie gerade den Morgenländern als ein so hoch befreundetes Wesen erscheint; denn auch über ihn kommt ein Hauch jener Glut, welche zu den feurigsten Liedern dieses Thieres die Worte läuterte und die Reime flüssig werden ließ. Das Auge, dessen Tiefe das Herz des Wüstensohns erglühen und erblühen macht, vergleicht er mit jenem der Gazelle; den schlanken weißen Hals, um den sich seine Arme ketten in trauter Liebesstunde, weiß er nicht schmückender zu bezeichnen, als wenn er ihn dem Halse jenes Thieres gleichstellt: und selbst der Fromme findet nur in der zierlichen Tochter der Wüste ein sinnlich wahrnehmbares Bild, um des Herzens Sehnsucht nach dem Erhabenen verständlich zu machen. Die Gazelle bleibt auch dann noch im Herzen, wenn sie dem Auge entschwindet. Sie übt einen Zauber aus auf Jedermann und beweist so recht verständlich, wie groß die Gewalt der Schönheit ist. Dieser Schönheit und Anmuth halber weihten sie die alten Egypter ihrer erhabenen Gottheit Isis und opferten die Kälber der Götterkönigin. Ihre Schönheit ist es, welche dem Dichter des hohen Liedes zum Bilde dienen muß; denn sie ist „das Reh“ und „der junge Hirsch“, mit denen der Freund verglichen wird; sie ist das Reh oder die Hindin des Feldes, bei denen die Töchter Jerusalems beschworen werden. Für die schönsten Reize des Weibes nach morgenländischen Begriffen hat jener Dichter nur den einen Vergleich: sie sind ihm „wie zwei junge Rehzwillinge, die unter den Rosen weiden.“ Die arabischen Dichter aller Zeiten und die heutigen auch noch finden gar nicht Worte, die Gazelle gehörig zu schildern. Die ältesten Werke dieses Volkes preisen sie und die Minnesänger auf den Straßen rühmen noch heutigen Tages ihre Schönheit.

Die Gazelle (Gazella Dorcas) erreicht nicht ganz die Größe unseres Rehes, ist aber viel zarter und schlanker gebaut, als dieses und auch schöner gezeichnet. Alte Böcke messen 3½ Fuß, mit dem Schwanze vier Fuß in der Länge und sind am Widerrist über zwei Fuß hoch. Der Körper ist gedrungen, erscheint aber der hohen Läufe wegen schmächtig; der Rücken ist schwach gewölbt, am Kreuz höher gestellt als am Widerrist; der Schwanz ist kurz, an der Spitze stark behaart. Die Beine sind außerordentlich zart, schlank und höchst zierlich behuft. Auf dem gestreckten Halse sitzt der mittellange Kopf, welcher hinten breit und hoch, nach vorn verschmälert, und an der Schnauze schwach gerundet ist; die Ohren haben etwa dreiviertel der Kopfeslänge; die Augen sind groß, feurig und lebhaft, und haben einen fast runden Stern; die Thränengruben sind von mittler Größe. Das Gehörn ist nach dem Geschlecht ziemlich verschieden. Der Bock trägt immer stärkere Hörner als die Ricke, und die Wachsthumsringe sind dort stets mehr ausgeprägt als hier. Bei beiden sind die Hörner auf- und rückwärts gerichtet, wenden sich aber mit den Spitzen wieder nach vorn und etwas gegen einander, so daß sie von vorn betrachtet, an die Leier der Alten erinnern. Mit zunehmendem Alter rücken die sogenannten Wachsthumsringe immer weiter nach der Spitze zu; bei recht alten Böcken erreichen sie dieselbe, wahrscheinlich, weil sie durch Abnutzung kürzer wird, bis auf einen halben Zoll. Uebrigens stehen die Wachsthumsringe nur bedingt in einem geraden Verhältnisse mit dem Alter des Thieres: ein im Haus erzogener, fünfvierteljähriger Bock, welchen ich untersuchte, zeigte bereits fünf Ringe auf seinen noch sehr kurzen Hörnchen.

Aeußerst schmuck ist das Kleid der Gazelle. Die vorherrschende Färbung ist ein sandfarbiges, prächtiges Gelb, welches aber gegen den Rücken hin und auf den Läufen in ein mehr oder weniger



Gazellen.

dunkles Rothbraun übergeht. Ein noch dunklerer Streifen verläuft längs der beiden Leibesseiten und trennt die blendend weißgefärbte untere Seite von der dunkleren oberen. Der Kopf ist lichter als der Rücken; der Nasenrücken, die Kehle, die Lippen, ein Ring um die Augen und ein Streifen zu beiden Seiten des Nasenrückens sind gelblichweiß; dagegen zieht sich ein brauner Streifen von den Augenwinkeln an bis zur Oberlippe herab. Die Ohren sind gelblichgrau, schwarz gesäumt und mit drei Längsreihen ziemlich dicht aneinanderstehender Haare besetzt. Der Schwanz ist an seiner Wurzel dunkelbraun, wie der Rücken, in seiner letzten Hälfte aber schwarz. Bei manchen Abarten zieht die Färbung mehr ins Graue und ähnelt dann sehr dem Kleide der persischen Gazelle, welche von einigen Forschern auch als besondere Art betrachtet wird.

Nordostafrika ist die Heimat der Gazelle. Sie reicht von der Berberei an bis nach dem steinigten Arabien und von der Küste des Mittelmeeres bis an die Berge Abissiniens und in die Steppen des inneren Afrika. Der ganze Wüstenzug und das ihn begrenzende Steppengebiet kann als ihre Heimat betrachtet werden. Je pflanzenreicher die Einöde ist, um so häufiger findet man das Thier; jedoch ist bei dieser Angabe festzuhalten, daß eine pflanzenreiche Gegend nach afrikanischen Begriffen von einer gleichbezeichneten in unserem Klima sehr verschieden ist. Man würde sich sehr irren, wenn man die Gazelle in wirklich fruchtbaren Thalniederungen als ständigen Bewohner vermuthen wollte; solche Strecken berührt sie nur flüchtig, ungezwungen, wohl kaum. Sie zieht die Niederungen den durchglühten Hochebenen vor, aber nur die Niederungen der Wüste: in Flußthälern findet man sie ebenso selten, als auf dem Hochgebirge. Mimosenhaine und noch mehr jene sandigen Gegenden, in denen Hügelreihen mit Thälern abwechseln und die Mimosen überall sich finden, ohne eigentlich einen Hain oder Buschwald zu bilden, sind ihre Lieblingsplätze, weil die Mimose als ihre eigentliche Nährpflanze angesehen werden muß. In den Steppen kommt sie ebenfalls und zwar an manchen Orten sehr häufig vor; allein auch hier bevorzugt sie dünnbestandene Buschgegenden vor dem wogenden Halmenwalde. In den Steppen Kordofahns sieht man Rudel von vierzig bis funfzig Stücken, welche, und vielleicht nicht das ganze Jahr hindurch, ziemlich weit umherstreifen. An ihren Lieblingsplätzen gewahrt man sie nur in kleinen Trupps, von zwei, drei bis acht Stücken, sehr oft auch einzeln. Nahe der Mittelmeerküste ist sie selten. Je weiter man nach Nubien hin vordringt, um so häufiger wird sie, und am gemeinsten dürfte sie in den zwischen dem rothen Meer und dem Nil gelegenen Wüsten und Steppen zu finden sein. Die schwachen Rudel sind gewöhnlich Familien, bestehend aus einem Bock mit seinem Thier und dem jungen Nachkommen, welcher bis zur nächsten Brunstzeit bei den Eltern verweilen darf. Ebenso häufig aber findet man auch Trupps, welche nur aus Böcken und zwar wahrscheinlich aus solchen bestehen, welche von den stärkeren abgetrieben wurden. Diese Junggesellen halten bis gegen die Brunstzeit hin sehr treu zusammen.

Jeder Reisende, welcher auch nur auf einige Stunden hin die Wüste durchzieht, kann eine Gazelle zu sehen bekommen: und wer erst ihre Lebensweise kennt, findet sie mit Sicherheit in allen Theilen ihres Heimatskreises auf. Sie ist ein echtes Tagthier und zeigt sich also gerade zur günstigsten Zeit dem Auge. Nur während der größten Hitze des Tages, in den Mittagstunden bis etwa vier Uhr Abends, ruht sie gern wiederkäuend im Schatten einer Mimose; sonst ist sie fast immer in Bewegung. Aber sie ist nicht so leicht zu sehen, als man wohl glauben möchte: die Gleichförmigkeit ihres Kleides mit der herrschenden Bodenfärbung erschwert ihr Auffinden. Schon auf eine Viertelstunde hin entschwindet sie unserem schwächlichen Gesichte, während die Falkenaugen der Afrikaner sie oft in mehr als meilenweiter Entfernung noch wahrnehmen. Gewöhnlich steht der Trupp unmittelbar neben oder unter den niederen Mimosenbüschen, deren Kronen sich von unten aus schirmförmig nach oben ausbreiten und somit den Thieren unter ihnen ein schützendes Dach gewähren. Die wachhabende Gazelle äßt sich, die anderen liegen wiederkäuend oder sonst sich ausruhend unweit von ihr. Nur die stehende fällt ins Auge; die liegende gleicht einem Stein der Wüste so außerordentlich, daß selbst der Jäger sich oft täuschen kann. Solange nicht etwas Ungewöhnliches geschieht, bleibt das Rudel auf der einmal gewählten Stelle und wechselt höchstens von einem Ort zu dem anderen hin

und her; sowie es aber Verfolgungen erfährt, vertauscht es augenblicklich seinen Stand. Auch der Wind schon ist hinreichend, um die Gazelle zu solchem Wechsel zu bewegen. Sie steht stets unter dem Wind, am liebsten so, daß sie von dem Berghang aus die vor ihr liegende Ebene überschauen und durch den Wind von einer Gefahr im Rücken Kunde erhalten kann. Bei Gefahr flüchtet sie zunächst auf die Höhe des Hügels oder Berges, stellt sich auf dem Kamm auf und prüft nun sorgfältig die Gegend, um den geeignetsten Ort zu erspähen.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Gazelle ein in jeder Hinsicht hochbegabtes Thier ist. Sie ist so bewegungsfähig, wie irgend eine andere Antilope, dabei lebhaft, behend und überaus anmuthig. Ihr Lauf ist außerordentlich leicht; sie scheint kaum den Boden zu berühren. Ein flüchtiges Rudel gewährt einen wahrhaft prachtvollen Anblick: selbst wenn die Gefahr ihm nahe kommt, scheint es noch mit ihrer herrlichen Befähigung zu spielen. Oft springt mit zierlichen Sätzen von vier bis sechs Fuß Höhe eine Gazelle, gleichsam aus reinem Uebermuth, über die andere hinweg, und ebenso oft sieht man sie über Steine und Büsche setzen, welche ihr gerade im Wege liegen, aber sehr leicht umgangen werden könnten. Alle Sinne sind vortrefflich ausgebildet. Die Gazelle wittert ausgezeichnet; sie äugt scharf und vernimmt weit. Dabei ist sie klug, schlau und selbst listig; sie besitzt ein vortreffliches Gedächtniß und wird, wenn sie Erfahrung gemacht hat, immer verständiger. Ihr Betragen hat sehr viel Liebenswürdiges. Sie ist ein harmloses und etwas furchtsames Geschöpf, keineswegs aber so muthlos, als man gewöhnlich glaubt. Unter dem Rudel gibt es Streit und Kampf genug, wenn auch blos unter den gleichgeschlechtigen Gliedern desselben, zumal unter Böcken, welche gerne zu Ehren der Schönheit einen Kampf ausfechten; während sie dagegen die Ricken immer mit großer Liebenswürdigkeit, ja mit Zärtlichkeit behandeln und Gleiches von diesen empfangen. Mit allen übrigen Thieren lebt die Gazelle in Frieden; deshalb sieht man sie auch gar nicht selten in Gesellschaft mit anderen ihr nahestehenden Antilopen.

Man kann nicht eben sagen, daß die Gazelle scheu wäre; aber sie ist vorsichtig und meidet jeden ihr auffallenden Gegenstand oder jedes ihr gefährlich scheinende Thier mit großer Sorgfalt. In Kordofahn ritt ich einmal durch eine von der gewöhnlichen Straße abgelegene Gegend, welche nur wenig bevölkert ist und ausgedehnte Graswälder besitzt. Hier sah ich während des einen Tages wohl zwanzig verschiedene und zwar ausnahmslos sehr starke Rudel der Gazelle. Wahrscheinlich hatten diese Thiere das Feuergewehr noch nicht kennen gelernt. Sie ließen mich etwa bis auf vierzig Schritt herankommen, ungefähr soweit, als ein Sudahnese seine Lanze zu schleudern vermag. Dann zogen sie vertraut weiter, ohne mich groß zu beachten. Im Anfange fesselten mich die schönen Thiere so, daß ich nicht daran dachte, auf sie zu feuern. Aber der Jäger in mir beseitigte bald jedes Bedenken. Ich feuerte auf den ersten besten Bock, welcher sich mir zur Zielscheibe bot, und schoß ihn zusammen. Die anderen flüchteten, blieben aber schon nach hundert Schritten Entfernung stehen und trollten gemächlich weiter. Ich konnte mich von neuem bis auf achtzig Schritte nähern und erlegte den zweiten Bock, und schließlich schoß ich noch einen dritten aus demselben Rudel, bevor es eigentlich flüchtig wurde.

Die Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse Nordostafrikas bedingt auch eine sehr verschiedene Brunstzeit der Gazellen. Im Norden fällt sie etwa in die Monate August bis Oktober; in den Gleicherländern beginnt sie erst Ende Oktobers und währt dann bis Ende Dezembers. Die Böcke fordern einander mit lautem blöckenden Schrei zum Kampfe auf und streiten sich so heftig, daß sie sich gegenseitig die Hörner abstoßen: — ich habe viele Böcke geschossen, bei denen die eine Stange an der Wurzel abgebrochen worden war. Von dem Thiere vernimmt man nur ein sanftes, helles Mahnen. Der stärkste Bock wird natürlich von ihm bevorzugt; er duldet schon keinen Nebenbuhler. Traulich zieht das Thier mit ihm hin und her, und gern nimmt es verschiedene Liebkosungen von Seiten des Herrn Gemahls entgegen. Der Bock folgt seiner Schönen auf Schritt und Tritt nach, beriecht sie von allen Seiten, reibt den Kopf zart an ihrem Halse, beleckt ihr das Gesicht und sucht ihr überhaupt seine Liebe auf alle Weise zu erkennen zu geben. Beim Beschlage hebt er sich plötzlich auf die

Hinterläufe und geht auf diesen dem Thiere nach, welches vorwärts rückt und, spröde thuend, mit einer raschen Bewegung sich seitwärts wendet. Der so Geprellte läßt sich aber nicht sogleich abweisen, sondern folgt der Erkorenen immer wieder, treibt sie hin und her und kommt endlich doch zum Ziele. Im Norden setzt die Ricke Ende Februars oder Anfangs März, im Süden zwischen den Monaten März und Mai, also nach etwa fünf- oder sechsmonatlicher Tragzeit, ein einziges Kalb. Ende März und im Anfang des Aprils waren die meisten weiblichen Gazellen, welche ich erlegte, hochbeschlagen und manche trugen bereits ein sehr ausgebildetes Junge. Das zur Welt gekommene Kalb ist in den ersten Tagen seines Lebens ein höchst unbehilfliches Geschöpf, und daher kommt es auch, daß sehr viele junge Gazellen von den flinken Arabern und Abissiniern mit den Händen gefangen werden. Je unbehilflicher das Thierchen ist, umsomehr wird es von der Mutter geliebt. Nicht gar zu mächtigen Feinden geht die besorgte Alte muthig entgegen. So weiß sie einen etwa heranschleichenden Fuchs, welcher schlimme Absichten verrathen sollte, mit den scharfen Hufen abzutreiben, und der Bock hilft ihr dabei getreulich. Doch hat das junge Thier viel Gefahren auszustehen, ehe es so flüchtig wird, daß es mit den Eltern gleichen Schritt halten kann. Man dürfte schwerlich übertreiben, wenn man sagt, daß die Hälfte der Nachkommenschaft unserer Gazellen und anderer Schwächlinge ihrer Verwandtschaft den zahllosen Räubern, welche sie beständig umlauern, zum Opfer fällt. Freilich würden sich die Gazellen ohne diese, das Gleichgewicht herstellenden Glieder der Thierwelt, auch so vermehren, daß sie, wie im Süden Afrikas, die Springböcke und andere in Herden lebende Antilopen, die niedere Pflanzenwelt so gut als vernichten könnten.

Jung ins Haus gebrachte Gazellen werden nach wenig Tagen sehr zahm und ertragen leicht die Gefangenschaft, zumal in ihrer Heimat. In den europäischen Häusern der größeren Städte Nord- und Ostafrikas sieht man regelmäßig gezähmte Gazellen, und unter ihnen findet man viele, welche sich so an den Menschen gewöhnt haben, daß sie als echte Hausthiere angesehen werden können. Sie folgen ihrem Herrn wie Hunde nach, kommen in die Zimmer herein, betteln bei Tisch um Nahrung, machen Ausflüge in die benachbarten Felder oder in die Wüste und kehren gern und freudig wieder nach Hause zurück, wenn der Abend kommt, oder wenn sie die geliebte Stimme ihres Pflegers vernehmen. Auch bei uns zu Lande kann man die Gazelle Jahre lang am Leben erhalten, falls man ihr die nöthige Pflege angedeihen läßt. Wie zu erwarten ist, müssen die höchst empfindlichen Kinder des Südens vor allen Einflüssen der rauhen Witterung, besonders während des Winters, sorgfältig behütet werden. Ein warmer Stall für den Winter und eine größere Parkanlage für den Sommer sind deshalb zu ihrem Wohlbefinden unentbehrlich. Ein Rudel Gazellen verleiht jedem größeren Garten oder Park eine Zierde, welche schwerlich von einer anderen übertroffen werden kann. Das schmucke Reh erscheint der Gazelle gegenüber plump und schwerfällig; steht ihr ja doch fast jeder andere Wiederkäuer an Anmuth und Lieblichkeit nach! Zahme Gazellen zeigen sich auch gegen fremde Leute sanft und zutraulich; nur die Böcke gebrauchen bisweilen ihr Gehörn, doch immer mehr, um zu spielen, als in der Absicht, zu verletzen. Heu, Brod und Gerste, im Sommer Klee und anderes Grünzeug genügen zur Ernährung der Gefangenen vollkommen. Sehr gut bekommt ihnen auch ein Kleientrank, wie ihn die Ziegen erhalten. Wasser bedürfen sie nur sehr wenig: täglich ein mittelgroßes Glas voll befriedigt ihren Durst vollständig. Dagegen verlangen sie Salz, welches sie begierig auflecken.

Ueberall, wo man solche gefangene Gazellen gut hält, kann man sie zur Fortpflanzung bringen, im Süden natürlich leichter, als in unserem rauhen Norden. In Kairo hat eine Gazelle fünf Jahre nach einander je ein wohlgebildetes Junge zur Welt gebracht und auch glücklich aufgezogen; in unseren Thiergärten gehören derartige Vorkommnisse aber auch nicht zu den Seltenheiten.

Die Gazelle bildet in ihrer Heimat einen Gegenstand der eifrigsten, ja, der leidenschaftlichsten Jagd. Alle Völkerschaften, welche mit ihr denselben Wohnkreis theilen, wetteifern mit einander in Ausführung dieses herrlichen Vergnügens. Der edle Perser und der vornehme Türke jagen die Gazelle mit derselben Lust, wie der Beduinenhäuptling und der Sudahnese. Im Norden bildet das Feuer-

gewehr die Hauptwaffe; aber in Persien oder im Herzen der Wüste baizt man sie, die Flüchtige, mit dem noch schnelleren Falken, oder hetzt sie mit den Windhunden, welche der Gazelle an Zierlichkeit des Baues und an Schnelligkeit ebenbürtig genannt werden müssen, zu Tode. Ich habe in Egypten oft genug die hohen Herren, mit den Falken auf der Faust, zur Gazellenjagd hinausreiten sehen, aber zufällig niemals Gelegenheit gehabt, einer dieser Jagden beizuwohnen. Hasselquist beschreibt sie. Er ritt in Palästina mit einigen Arabern zur Baizjagd hinaus. Der eine Jäger, mit dem Falken auf der Hand, sprengte auf die Gazelle hin und ließ den königlichen Räuber steigen, so oft er ein Stück Wild bemerkte. Der Falk stieg erst in die Höhe und flog, nachdem er die Gazelle gesehen, wie ein Pfeil auf sein Opfer zu, zog einige Kreise um dessen Kopf, schoß dann plötzlich hernieder und schlug die Fänge der einen Hand in die Backen, die der anderen in die Kehle ein. Mehr als zwei Mann hoch sprang die Gazelle auf, und glücklich schüttelte sie ihren Feind ab. Dieser aber folgte ihr, verwundete sie noch einmal und schlug endlich seine Klauen so glücklich in ihren Hals, daß er sie festhalten, verwirren und betäuben konnte, hierdurch dem Jäger Zeit gebend, herbeizukommen, um dem gehetzten Wild die Gurgel abzuschneiden. Als Beuterecht wurde dem Falken das geronnene Blut zuerkannt. Gerade dieser Jagd wegen stehen die Falken bei den Beduinen in demselben hohen Ansehen, wie die Windhunde: ein gutgeschulter Stößer wird von den Großen der Wüste mit zwei oder drei Kamelen bezahlt.

Noch spannender vielleicht ist die Jagdweise der Araber Westafrikas; doch will ich mir deren Beschreibung bis zur Schilderung der Mendes aufbewahren. In einigen Gegenden Nordafrikas verfolgen die gut berittenen Jäger die Gazelle und suchen sie von ihren ausdauernden Pferden herab zu erlegen. Dies ist kein leichtes Stück; denn so schnellfüßig auch die Rosse der Wüste, so schwer wird es ihnen, welche doch einen Reiter tragen müssen, dem flüchtigen Wilde nachzukommen. Nach langer Hatze, welche abwechselnd von Mehreren geführt wird, nähern sich aber doch die Reiter und, wenn sie einmal bis zu einer gewissen Entfernung an das abgemattete Thier herangekommen sind, ist dieses verloren. Sie schleudern ihm mit der größten Sicherheit starke Knüppel zwischen die Läufe und brechen diesen fast regelmäßig einen der Knochen entzwei. Dann ist es kein Kunststück weiter, das arme, verwundete Geschöpf mit den Händen zu greifen.

Ich habe die Gazellenjagd nur mit der Büchse betrieben und mehr als ein Mal an einem Tage sechs Stück erlegt, auch wenn ich es mit schon Gewitzigten zu thun hatte. Der Pirschgang führt unbedingt am sichersten zum Ziele. Dies habe ich wieder deutlich genug auf meinem letzten Jagdausfluge in Nordabissinien gesehen. Auf meiner Besichtigungsreise des Landes, welche ich vor Ankunft des Herzogs von Koburg mit meinem lieben Freund und Jagdgenossen Baron van Arkel d'Ablaing unternahm, hatte ich Gelegenheit genug, Gazellen zu jagen, obgleich ich eigentlich niemals vom Wege abging. Wenn wir einen Trupp stehen sahen, ritten wir, höchstens mit einer geringen Abweichung, ruhig unseres Weges weiter und so nahe, als es uns passend erschien, an die Gazellen heran. Dann sprang Einer von uns hinter einem Busche vom Maulthier, übergab dieses dem begleitenden Diener und schlich nun, oft kriechend, mit sorgfältigster Beobachtung des Windes an das Wild heran. Der Andere zog immer seines Weges fort, weil wir sehr bald erfahren hatten, daß die Gazelle auf Reiter weit weniger achtet, als auf Fußgänger, und ebenso auch, daß sie augenblicklich davon geht, wenn ein Reiterzug plötzlich Halt macht. Gewöhnlich schaute das Leitthier des betreffenden Rudels neugierig den Dahinziehenden nach und vergaß dabei auch, die übrige Umgebung prüfend zu beobachten, freilich oft zu ihrem Verderben. Der Jagende benutzte natürlich seine Zeit so gut als möglich und konnte auch in den meisten Fällen von einem der dichteren Büsche aus einen glücklichen Schuß thun, in der Regel nicht weiter, als auf neunzig bis hundertfunfzig Schritte. Die Ueberlebenden eilten nach dem Schusse so schnell als möglich davon, am liebsten dem nächsten Hügel zu, an welchem sie auch bis zu dem Gipfel eilfertig hinaufkletterten. Dort aber blieben sie stehen, gerade als wollten sie sich genau von dem Vorgegangenen überzeugen, und mehr als ein Mal ist es uns gelungen, uns selbst bis an diese, dort wie Schildwachen aufgestellten, mit Erfolg heranzuschleichen.

Doch kam es auch vor, daß das Thier rührende Beweise seiner Anhänglichkeit an den Gefährten gab. Zwei Mal in den wenigen Jagdtagen habe ich zwei Gazellen von einem Busche aus erlegt. Auf den ersten Schuß blieb der Gefährte, gleichsam starr vor Schrecken, neben dem Verendenden stehen, ließ von Zeit zu Zeit ein ängstliches Blöcken vernehmen und ging höchstens im Kreise um den Gefallenen herum, ihn mit sichtlicher Angst betrachtend. Da wurde rasch die Büchse wieder geladen und noch eine zweite tödtliche Kugel entsandt. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich nur das eine Mal ein Paar auf diese Weise erlegte. Die zweiten, welche ich nach einander zusammenschoß, waren Böcke; aber sie zeigten nicht geringere Anhänglichkeit an einander, als jene, bei denen doch die Gattenliebe ins Spiel kam. An einigen Orten belebten sich nach und nach die höheren Hügel mit Gazellen, welche, durch unsere Schüsse erschreckt, von allen Seiten herbeikamen, um von ihrer Warte aus die Gegend zu überschauen. Ich darf wohl behaupten, daß die meist unbewachsenen Berge hierdurch einen wunderbaren Schmuck erhielten. Die schönen Gestalten zeichneten sich so klar gegen den tiefblauen Himmel ab, daß man auch auf große Entfernung hin jedes Glied deutlich wahrnehmen konnte. Oft kam es auch vor, daß die erschreckten Gazellen über einen der unzähligen niederen Hügel, an denen die Samhara so reich ist, weggingen und gleich hinter denselben, d. h. sobald sie den Jäger aus dem Auge verloren hatten, stehen blieben. Im Anfange foppten sie mich einige Male durch dieses sonderbare Betragen. Ich kletterte höchst behutsam an dem Hügel empor und suchte mein Wild in der Entfernung, während es doch dicht unter mir stand. Das Herabrollen eines Steines oder ein anderes Geräusch, welches ich verursachte, schreckte dann die Gazellen auf, und sie eilten jetzt in solch rasender Flucht dahin, daß die Fehlschüsse, welche ich mir zu Schulden kommen ließ, wohl verzeihlich erscheinen dürften. Niemals aber sah ich von Menschen verfolgte Gazellen in ihrer wahren Schnelligkeit, denn diese nehmen sie blos an, wenn ihnen ein Hund auf den Fersen ist. Ich vermag es nicht, das Schauspiel zu beschreiben, welches die beiden Thiere gewährten; mir mangeln die Worte hierzu. Höchstens könnte ich sagen, daß eine so dahineilende Gazelle nicht mehr zu laufen, sondern zu fliegen scheint: — aber damit hätte ich ihre Flüchtigkeit noch immer nicht geschildert!

In Kordofahn und anderen innerafrikanischen Ländern, wo das Feuergewehr nicht in Jedermanns Händen ist, sondern noch heutigen Tages als bevorzugte Waffe des Weißen betrachtet und mit einer gewissen Scheu angestaunt wird, legt man sich mehr auf den Fang, als auf die Jagd der Gazelle. Man stellt nämlich in geringen Abständen auf dem oft begangenen Wechsel sogenannte Teller auf und umgibt jeden einzelnen mit einer Schlinge, welche an einem starken Knüppel befestigt ist. Die Teller bestehen aus einem vielfach durchbohrten Reifen, durch welchen dicht neben einander Stäbchen gesteckt werden. Letztere laufen nach dem Mittelpunkte des Reifes zu, sind etwas nach unten gerichtet und da, wo sie inmitten des Reifes zusammenstoßen, scharf zugespitzt. Jeder Teller wird über eine kleine Grube gelegt, welche man im Sande ausgescharrt und durch ein reifenartig zusammengebogenes breites Rindenstück ausgekleidet hat, damit sich die Grube nicht wieder mit Sand ausfüllt. Die Gazelle, welche ruhig ihres Weges wandelt, tritt auf den Teller, der glatte Huf rutscht auf den biegsamen Stäbchen nach der tieferen Mitte herab, dringt dort durch, sinkt tief in die Grube hinein und hat nun einen höchst unangenehmen Kranz am Laufe, dessen Spitzen ein unerträgliches Jucken verursachen. Hierüber entrüstet, sucht sie durch Schnellen mit den Läufen von dem Anhängsel sich zu befreien und zieht gerade hierdurch die Schlinge zu, aus welcher sie sonst den Fuß ungefährdet entfernt haben würde. Geängstigt, wie sie ist, beginnt sie rascher zu laufen, aber der Knüppel, welcher hinten nachfolgt, flößt ihr bald das höchste Entsetzen ein; sie eilt so schnell als möglich davon, der Knüppel kommt in raschere Bewegung und schlägt ihr schließlich einen der Läufe entzwei. Die nun Fluchtunfähige gelangt leicht in die Gewalt des Menschen. Der Jäger, welcher seine Fallen untersucht, bemerkt sehr bald, daß eine ihren Zweck erfüllt hat und setzt jetzt seine leichten, schnellen Windhunde auf die Spur oder folgt dieser selbst, weil ja der nachschleifende Knüppel sie deutlich genug bezeichnet. So fängt man sehr viele Gazellen, jedoch nicht die meisten, welche erbeutet werden;

denn ergiebiger, als irgend eine andere Jagd, ist die mit den Windspielen der Steppe oder der Wüste. Sie fangen oft an einem einzigen Tag dreißig bis vierzig Stück des leckeren Wildes.

Auf die übrigen Fangarten, welche man hier oder da anwendet, einzugehen, würde ein vergebliches Unterfangen sein, weil jedes Volk seine eigenen Jagdweisen hat.

Außer dem Menschen stellen der erwachsenen Gazelle nur wenige Feinde nach: Jagdleopard, Steppen- und Wildhunde dürften die schlimmsten von ihnen sein.

Mit den Gazellen haben die Springböcke (Antidorcas) große Aehnlichkeit. Der Unterschied zwischen beiden besteht hauptsächlich darin, daß letzteren die Kniebüschel der ersteren fehlen. Das bekannteste Thier dieser Gruppe ist der eigentliche Springbock, Prunk- oder Zugbock, Pronkbock, Treckbock (Antidorcas Euchore), welcher den Süden Afrikas in ungeheuren Herden bevölkert. Er erreicht etwa 2½ Fuß Höhe, gegen 4½ Fuß Länge und trägt leierförmig gekrümmte, schwarze, 20 bis 40 Mal geringelte Hörner. Die Ohren sind lang und spitzig, die Augen groß und dunkelbraun, lang, schwarz, bewimpert; das Haarkleid ist fein, oben von lebhaft zimmtbrauner Färbung, am Kopfe weiß mit dunkelbraunen Streifen von den Hörnern bis zum Mundwinkel, an der Unterseite und dem Spiegel dagegen weiß; der sehr dünne Schwanz ist unten grau, oben weiß, an der Spitze schwarzgrau. Ein weißer Streifen verläuft über den Rücken. Er ist in sofern merkwürdig, als er bei schneller Bewegung des Thieres in eigenthümlicher Weise hervortritt. Die Haut scheint dort eine Falte zu bilden, welche bei schneller Bewegung geöffnet und geschlossen wird. So kommt bald der Streifen in größerer, bald in geringerer Breite hervor und ändert so die allgemeine Erscheinung des Thieres wesentlich.

Alle Reisenden, welche den Süden Afrikas besuchten, sind einstimmig in der Bewunderung der ungeheuren Zahl, in welcher die Springböcke zuweilen auftreten.

Im Norden des Kaplandes liegen, wie uns Steckensträfe berichtet, ausgedehnte, quellenlose Ebenen, in welchen der Mensch nur während der Regenzeit wohnen kann. Am Ende derselben bleiben noch Tümpel schlechten Wassers übrig, welche dem Wilde genügen. Auf diesen unabsehbaren Flächen sammeln sich die Springböcke, bis Alles im buchstäblichen Sinne davon wimmelt. Wenn nun, wie es etwa alle vier oder fünf Jahre geschieht, anhaltende Dürre eintritt und die Tümpel austrocknen, treibt der Mangel die Millionen von Thieren südwärts nach dem Kaplande, und dort brechen sie ein, Alles verheerend und vernichtend, was grün ist. Erst wenn es wieder regnet und das verbrannte Land sich von neuem mit Pflanzen bedeckt, ziehen sie in ihre friedlichen Ebenen zurück. Tausende und andere Tausende vereinigen sich zu diesen sonderbaren Pilgerschaften oder „Treckbocken", wie die holländischen Boers sie nennen, und die Schwärme wachsen an, wie die der Heuschrecken.

„Jeder Reisende," sagt Kapitän Gordon Cumming, „welcher die ungeheuren Massen, in denen der Springbock bei seinen Wanderungen erscheint, gesehen hat, wie ich, und von Dem, was er gesehen, eine wahrhaft getreue Beschreibung gibt, muß fürchten, Unglauben zu ernten: so wunderbar ist der Anblick der wandernden Herde. Treffend und richtig hat man sie mit den verheerenden Heuschreckenschwärmen verglichen, welche dem Wanderer in diesem Lande der Wunder so gut bekannt sind; ebenso wie diese verzehren sie alles Grün auf ihrem Wege in wenigen Stunden und vernichten in einer einzigen Nacht die Frucht des langjährigen Fleißes eines Landwirths."

„Am 28. Dezember hatte ich die Freude, zum ersten Male einen Treckbocken zu sehen. Es war dieses, glaube ich, in Bezug auf Jagdthiere, das großartigste, gewaltigste Schauspiel, welches ich jemals gehabt habe. Seit ungefähr zwei Stunden vor Tagesanbruch hatte ich wach in meinem Wagen gelegen, und auf das Grunzen der Böcke gehört, welches ich in einer Entfernung von ungefähr zweihundert Schritten wahrnahm. Ich glaubte, daß irgend eine große Herde von Springböcken neben meinem Lager grase; als es aber hell geworden und ich aufwachte, sah ich die ganze Ebene buchstäb-

lich mit einer ungeheuern Herde dieser Thiere bedeckt. Sie zogen langsam hin und her. Von einer Oeffnung in der langen Hügelreihe gegen Westen, durch welche sie wie das Wasser eines großen Flusses zu strömen schienen, erstreckten sie sich bis an eine Anhöhe, ungefähr eine Meile nordöstlich, hinter welcher sie verschwanden."

„Ich stand beinahe zwei Stunden auf dem Vorderkasten meines Wagens, verloren in Erstaunen über den wundervollen Anblick, und es kostete nur einige Mühe, mich zu überzeugen, daß es Wirklichkeit war, was ich hier sah und nicht etwa das abenteuerliche Traumbild eines Jägers."

„Während dieser Zeit strömten die unzählbaren Massen ohne Ende durch jene Hügelöffnung hindurch. Endlich sattelte ich mein Pferd, nahm meine Büchse, ritt mit den Nachreitern mitten unter die Thiere hinein und feuerte, bis 14 Stück gefallen waren. Dann rief ich: Halt! Genug! Wir kehrten nun um, um das Wildpret vor den stets vorhandenen gefräßigen Geiern zu sichern, und nachdem wir die geschossenen Springböcke in das Gebüsch getragen und mit Reisern zugedeckt hatten, wandten wir uns nach unserem Lager zurück."



Der eigentliche Springbock (Antidorcas Euchore).

„Wem daran gelegen hätte, viele Böcke zu erlegen, der würde an diesem Morgen Gelegenheit gehabt haben, 30 bis 40 zu erbeuten. Niemals während meines späteren Jägerlebens stieß ich auf eine so dichte Herde wie an diesem Tage; auch gestatteten sie mir nie wieder, so weit in sie hineinzureiten."

„Nachdem wir angespannt hatten, fuhren wir mit dem Wagen hinaus, um das geschossene Wild zu holen. So ungeheuer und überraschend die Herde von Springböcken war, die ich an diesem Morgen sah, so war sie doch noch bei weitem von Dem übertroffen, was ich abends erblicken sollte. Denn als wir über die niedere Hügelkette hinwegkamen, durch deren Paß die Springböcke geströmt waren, sah ich die Ebene und sogar die Hügelabhänge, welche sich ringsum hinzogen, dicht, nicht mit Herden, sondern mit einer einzigen Masse von Springböcken bedeckt. So weit das Auge reichte, wimmelte die Landschaft von ihnen, bis sie endlich in ein undeutliches rothes Wirrsal lebendiger Geschöpfe verschwammen."

„Es wäre eine vergebliche Mühe, sich einen richtigen Begriff von der Zahl der Antilopen zu machen, die ich an diesem Tage sah; doch nehme ich nichtsdestoweniger keinen Anstand zu behaupten, daß einige Hunderttausend sich innerhalb meines Gesichtskreises befanden."

Wir würden unzweifelhaft versucht sein, diese lebendige Schilderung des berühmten afrikanischen Jägers für eine echte Jagdgeschichte zu halten, wenn nicht alle Reisenden die Wahrheit jener Angaben bestätigten. Auch Le Vaillant spricht von Herden von 10 bis 50,000 Stück, welche von Löwen, Leoparden, Luchsen und Hiänen verfolgt werden, und Eduard Kretschmar erzählt von Massen, die er nach Millionen schätzt. Da mir das Werk dieses Reisenden nicht zur Hand ist, entnehme ich der gemeinnützigen Naturgeschichte von Lenz einen kurzen Auszug. Kretschmar ritt während einer Dürrung, welche schon über Jahresfrist angehalten hatte und zahlreiches Vieh tödtete, mit den holländischen Bewohnern vor Tagesanbruch nach einem Paß, durch welchen muthmaßlich Scharen von Springböcken ins Land hereinbrechen wollten. Bald kamen die Vorposten der Böcke, zu zwei und drei, zu zehn und zwanzig, dann zweihundert und vierhundert; endlich drängte sich der ganze Paß dicht voll, und über ihnen wirbelten Staubwolken und schwärmten Geier. Die Hunde wurden losgelassen und verschwanden unter der Masse; die Schüsse krachten. In kurzer Zeit waren mehr als zweihundert Böcke geschossen. Schnell wurden Anstalten gemacht, sie wegzuschaffen. Da drängte sich eine neue Herde von etwa 25,000 heran. Einer von den Leuten wurde über den Haufen gerissen, und so zusammengetreten, daß er nachher bewußtlos und ganz mit Erde bedeckt gefunden wurde; er erholte sich jedoch allmählich, da er glücklicherweise mit dem Gesicht auf der Erde gelegen hatte. Bei diesem zweiten Durchzug wurden wiederum hundert Stück geschossen. Man schnitt allen den Kopf ab; das übrige wurde auf Wagen und Pferden nach Hause geschafft. Während dem waren auch durch andere Pässe Massen von Springböcken durchgedrungen, und man sah auf der an sechs deutschen Meilen sich hinstreckenden Fläche Millionen von diesen Thieren weiden. Man brachte auch Nachricht, daß beim Uebergang über den Karre, in geringer Entfernung vom Krahl, mehrere Hundert vom Felsen gestürzt und leicht zu holen wären. So wurde denn auch dorthin ein neuer Zug veranstaltet und eine Anzahl von etwa zweihundert Stück auf Wagen geladen. Zu Hause war dann Alles damit beschäftigt, das Fleisch in dünne Streifen zu schneiden und überall im Hause und um das Haus herum auf dünne Stöcke, auf Bettpfosten, auf jeden brauchbaren Gegenstand zu legen, wo es bald von Millionen Fliegen umschwärmt wurde. Die Keulen wurden eingesalzen, die Felle auf dem Erdboden ausgebreitet und mit Pflöcken befestigt. Getrocknet dienen sie vorzüglich, um den Fußboden der Zimmer zu belegen. Das Fleisch, welches vortrefflich schmeckt, wird im getrockneten Zustande vielfach benutzt.

Die Richtung, welche die wandernden Antilopen einschlagen, ist nicht immer dieselbe. Gewöhnlich kehren sie auch auf einem anderen Wege zurück, als auf dem, wo sie gekommen waren. Ihre Weglinie bildet deshalb gewöhnlich eine ungeheure, langgezogene Ellipse oder ein großes Viereck, dessen Durchmesser vielleicht einige hundert Meilen beträgt. Diese Bahn wird von den Thieren in einer Zeit von sechs Monaten bis zu einem Jahre durchzogen. Wunderbar ist der Zusammenhalt einer so sich bewegenden Herde. Wood erzählt, daß eine Schafherde, welche einmal zufällig unter die wandernden Springböcke gekommen war, gezwungen wurde, mit diesen zu laufen, wohin sie gingen, ohne daß es dem Hirten möglich war, seine Schutzbefohlenen wieder zu befreien. Selbst der Löwe, welcher diesen Antilopen eifrig nachstellt, soll manchmal von den Herden geradezu gefangen werden. So groß auch der Schrecken sein mag, welchen das Raubthier den wehrlosen Wiederkäuern bereitet: Diejenigen, welche diesen Schrecken empfinden, sind nicht im Stande, dem Andrängen der anderen, welche von dem fürchterlichen Räuber Nichts wissen, zu widerstehen, und der Löwe seinerseits muß wohl oder übel mit der Masse fortwandern, weil er durch die lebenden Haufen, die jeden Augenblick wechseln und sich neu ersetzen, sich unmöglich einen Ausgang bahnen kann. Die Sache klingt sehr sonderbar, ist aber durchaus nicht unwahrscheinlich, zumal wenn man an die vorhin erwähnte Geschichte von Kretschmar denkt. Die Nachzügler des Heeres freilich können den zahllosen hungrigen Feinden, welche diesen Zügen folgen, nicht widerstehen; aber alle die Löwen, Leoparden, die Hunderte von Hiänen und Schakals, welche die Herde umschwärmen, die Tausende von Geiern, welche in den Lüften über ihr kreisen, brauchen sich auch nicht eben anzustrengen; denn von den Hun-

derttausenden der wandernden Antilopen gehen täglich soviel zu Grunde an Nahrungsmangel, daß alle die Räuber genug zu fressen haben.

Noch wird erwähnt, daß beständig der Vor- und Nachtrab wechselt. Die, welche den Haufen anführen, finden selbstverständlich mehr Nahrung als Die, welche da weiden wollen, wo schon Tausende vor ihnen sich gesättigt haben. Jene erwerben sich also ihr tägliches Brod mit leichter Mühe und werden feist und faul. Damit ist aber ihre gute Zeit vorbei; denn jetzt drängen sich die Hungrigeren mit Macht vor, und mehr und mehr bleiben die Gemästeten zurück, bis sie an das Ende des Zuges gelangen. Einige Tage der Reise und des Mangels spornen sie dann wieder an, sich ihre Stelle im Vortrab von neuem zu erobern, und so findet ein ewig Hin- und Herwogen in der Herde statt.

Der Springbock hat von den Ansiedlern seinen Namen mit Recht erhalten. Er kann außerordentliche Sprünge thun, wenn er verfolgt wird, zumal wenn Hunde ihn hetzen. Bei solchen Gelegenheiten flüchtet die ganze Herde und macht eine Reihe seltsamer, senkrechter Sprünge, indem sie sich mit gekrümmten Läufen hoch in die Lüfte erheben und gleichzeitig das schneeweiße und lange Haarkleid längs des Rückens flattern läßt, hierdurch ein wahrhaft feenhaftes Ansehen erlangend, welches sie von jedem anderen Thiere unterscheidet. Sie springen zuweilen 10 bis 12 Fuß hoch und mit jedem Sprunge über 12 bis 15 Fuß weit, ohne daß es ihnen die geringste Anstrengung zu kosten scheint. Bei Ausführung dieses Sprunges scheinen sie einen Augenblick lang gleichsam in der Luft zu schweben, kommen dann mit allen vier Füßen zugleich herunter, schlagen auf den Boden auf und steigen wieder in die Höhe, als ob sie davonfliegen wollten. Sie bewegen sich jedoch nur einige hundert Schritte weit; dann fallen sie in einen leichten, federnden Trab, und neigen ihren schön geformten Hals und die Nase auf den Boden. Wenn sie einen Feind erblicken, machen sie plötzlich Halt, drehen sich herum und fassen einen Gegenstand des Schreckens ins Auge. Kommen sie an einen Weg oder eine Fahrstraße, die vor Kurzem von Menschen betreten wurde, so setzen sie mit einem einzigen Satze darüber hinweg, und wenn eine Herde von vielleicht vielen Tausenden einen derartigen Weg verfolgt, gewährt sie einen überaus schönen Anblick, weil jeder einzelne Bock den kühnen Sprung thut: so mißtrauisch sind sie gegen den Boden, den ihr Feind, der Mensch, betreten hat. Auf ähnliche Weise springen sie, wenn sie auf der Windseite eines Löwen oder irgend eines anderen Thieres vorbeikommen, vor welchem sie eine angeborene Furcht hegen.

Die Baccalaharikaffern, denen diese wandernden Herden Nahrung in Hülle und Fülle bringen und eine Reihe von Festtagen gewähren, zünden der Springböcke wegen vor der Regenzeit immer große Strecken der Steppe an, damit hier um so leichter ein frischer grüner Teppich von saftigem Grase sich über die verbrannte Erde legen möge, den Böcken ein höchst willkommener Weideplatz. Selten gewahrt man die Thiere in dem hohen, schilfartigen Grase, welches so große Strecken ihrer Heimat überzieht. Sie sind entschiedene Liebhaber der zartesten Pflanzen und kommen zu solchen frischgrünen Orten von weit hergezogen, dem Menschen dann reiche Beute versprechend.

Jung aufgezogene Springböcke werden bald sehr zahm. Buffon erzählt von einem, welcher das Brod aus der Hand nahm. Diejenigen, welche ich sah und bezüglich pflegte, waren scheu und vorsichtig Fremden gegenüber, zeigten sich aber muthwillig und stoßlustig, wenn sie es mit Bekannten zu thun hatten. Mehrere zusammen in einem Raume vertragen sich nicht immer; zumal die Böcke sind zänkische Gesellen, welche selbst die Ricken quälen oder mindestens plagen. Abgesehen von dieser Unfriedfertigkeit, sind die gefangenen Springböcke reizende Erscheinungen. Ihr weiches, farbenprächtiges Kleid, ihre anmuthige Gestalt und die Zierlichkeit ihrer Bewegungen fesseln auch dann noch Jedermann, wenn die Thiere im engen Raum des Geheges eigentlich gar nicht zur Geltung kommen. Leider gelangen nur wenige lebende Springböcke zu uns. Die lange Seereise raubt mehr als die Hälfte von denen, welche am Kap eingeschifft werden; das Klima und noch mehr die so vielen Antilopen entsetzliche Enge des Aufenthaltsortes, welchen man ihnen

anweisen kann, wird den übrig gebliebenen oft verderblich. Bei weitem die meisten von allen, welche in Thiergärten zu Grunde gehen, verlieren ihr Leben durch eigene Schuld. Ohne erklärliche Ursache stürmen sie manchmal gegen die Gitter an und brechen sich die Läufe oder verletzen sich anderweitig, so daß sie plötzlich todt zusammenbrechen.

Ueber die Fortpflanzung finde ich sonderbarer Weise noch gar keine sichere Nachricht.

Auch die Riedantilopen (Eleotragus) ähneln noch den echten Gazellen. Es sind mittelgroße Thiere von mehr untersetzter Gestalt, mit geradem Rücken und ziemlich langem Schwanze, bei denen nur das Männchen gehörnt ist. Die Hörner sind rund, am Grunde geringelt und mit der Spitze nach vorwärts gebogen; das Weibchen hat vier Zitzen. Thränengruben und Haarbüschel an Hand- und Fußwurzel fehlen bei den meisten.

Zu dieser Gruppe rechnet man etwa ein Dutzend Antilopen, unter denen der Riedbock (Eleotragus arundinaceus) der bekannteste ist. Dieses schöne Thier wird mit dem Schwanze über 5 Fuß lang und am Widerrist 2¾, am Kreuze gegen 3 Fuß hoch. Die Hörner werden fußlang und sind unten über einen Zoll dick. Im allgemeinen ähnelt der Riedbock unserem Rehe; doch ist er etwas schlanker gebaut. Der Leib ist schwach gestreckt, am Hintertheil ein wenig stärker, als vorn, der Hals ist lang und dünn, seitlich zusammengedrückt und hirschähnlich gebogen, der Kopf verhältnißmäßig groß, nach vorn verschmälert mit breiter Stirn, geradem Nasenrücken und stumpf zugespitzter Schnauze. Die Ohren sind groß, lang, schmal und zugespitzt, an der Wurzel geschlossen, gegen das Ende geöffnet, an der Spitze verengt. Ziemlich dichtes Haar bedeckt sie auf beiden Seiten. Die Augen sind groß und lebhaft. Die Hufe sind mittelgroß, etwas gewölbt, die Afterklauen abgeplattet und quergestellt. Der Schwanz reicht mit dem zottigen Haar fast bis an die Knie und erscheint wegen seiner reichlichen Behaarung viel dicker und breiter, als er wirklich ist. Die Hörner sind verhältnißmäßig stark und kräftig. Sie stehen ziemlich entfernt von einander, steigen von der Wurzel rückwärts in die Höhe, krümmen sich dann in einem sanften Bogen nach vorwärts und weichen dabei ziemlich aus einander, nähern sich aber wieder mit den Spitzen um ein wenig. Ihre untere Hälfte ist von tiefen und regelmäßigen Längsfurchen durchzogen, die obere glatt, die Wurzel 10 bis 12 Mal quer gerunzelt. Die ziemlich kurze und dichte Behaarung liegt nicht so glatt an dem Leibe an, als bei den übrigen bisjetzt genannten Antilopen. Sie verliert sich am Unterleib und den Hinterseiten der Oberarme, sowie am Vorderhalse bis zur Brust. Auf der Mitte des Rückens, am unteren Ende des Vorderhalses und auf dem Scheitel finden sich Haarwirbel. Unterhalb der Ohren, in der Schläfegegend, liegt ein runder, kahler Flecken. Die Ober- und Außenseite des Leibes ist gewöhnlich rothgraubraun, die Unterseite und Innenseite der Vorderbeine weiß. An der Außenseite der Beine zieht die Färbung mehr ins Gelbliche, an Kopf und Hals, sowie der Außenseite der Ohren ist sie fahl. Die Augen werden von einem weißlichen Kreise umgeben. Die Hinterbeine sind blos rothgrau. Auf der Vorderseite der Füße verläuft ein undeutlicher, dunkelbrauner Streifen. Der Schwanz ist oben fahlbraun, unten weiß. Huf und Afterklauen sind schwarz. Zuweilen kommen einige unbedeutende Abweichungen vor, indem das Haar bald mehr ins Gelblichgraue, bald mehr ins Röthliche zieht. Das Weibchen unterscheidet sich durch den Mangel des Gehörns, auch durch geringere Größe vom Männchen.

Sumpfige, mit Schilf und Riedgras bedeckte Gegenden Südafrikas sind die Heimat des Riedbockes, welcher eben seinen Namen von seinem Aufenthaltsorte erhielt. In den Ansiedelungen des Vorgebirges der guten Hoffnung, im Lande der Namaquas und in der Kafferei ist er an manchen Orten sehr häufig, zumal da, wo es Quellen und Bäche gibt. Wasser ist ihm ein Bedürfniß, denn seine Nahrung besteht fast ausschließlich in Sumpfgräsern.

Ueber die Lebensweise berichtet Drayson: „Wie schon der Name andeutet, wird diese schöne und anmuthige Antilope vorzugsweise in den mit Riedgras bedeckten Ebenen gefunden. Wenig Thiere sind für den Jäger so vielversprechend, wie der Riedbock. Denn gewöhnlich liegt er versteckt in dem Riedgrase, bis man fast an ihn herangekommen ist, und wenn er dann aufgeschreckt wird, flieht er nur auf kurze Strecken hin, bleibt dann stehen und schaut nach seinen Verfolgern zurück. Dabei hört man ihn ein eigenthümliches Niesen ausstoßen, welches augenscheinlich der Warnungsruf ist. Das dadurch bewirkte Geräusch wird ihm aber öfters zum Verderben, denn es macht den Jäger erst aufmerksam auf ihn. Er ist ein großer Freund von jungem Getreide und deshalb den Kaffern tief verhaßt. Sie geben sich alle mögliche Mühe, ihn zu vertreiben, und betrachten schon die Vernichtung eines Riedbockes als ein höchst günstiges Ergebniß ihrer Jagden, denn es kommt ihnen hauptsächlich darauf an, die Brandschatzer ihrer Pflanzungen zu zerstören. Bei verschiedenen Gelegenheiten habe ich mir die ewige Freundschaft eines ganzen Dorfes dadurch gewonnen, daß ich einige „Umsekes" wegschoß, welche die Leute durch mehrere Wochen geärgert hatten."



Der Riedbock (Eleotragus arundinaceus).

„Wirklich wunderbar ist die Lebenszähigkeit des Riedbockes. Es kommt oft vor, daß er ganz lustig noch dahinläuft, nachdem eine Kugel ihm durch den ganzen Leib gegangen ist, und wenn auch in vielen Fällen seine Flucht ihm Nichts hilft, geht er doch dem Jäger verloren; denn wenn er sich auch in einer abgelegenen Waldesschlucht zu verbergen sucht, um seinen Verfolgern zu entgehen, finden ihn doch andere Feinde auf, und wenn es nur ein Haufen hungriger Hiänen wäre, welche seiner blutigen Fährte durch Meilen hin folgen, nachts in seinen Schlupfwinkel eindringen und ihn dann zerreißen."

Ueber die Fortpflanzung ist noch nicht das Geringste bekannt, und ebensowenig weiß man über das Leben dieser Antilopen in der Gefangenschaft; denn obgleich man sie schon seit ungefähr achtzig Jahren kennt, und ihre Bälge oft nach Europa gebracht hat, ist doch bisjetzt noch kein lebender Riedbock zu uns gelangt.

Der Verfasser eines volksthümlich gehaltenen Buches, wie das unsrige sein soll, muß sich kaum bei einer anderen Familie des ganzen Thierreichs so beschränken, als gerade bei den Antilopen. Jede

Art hat ihr Eigenthümliches, und sowenig wir auch noch von dem Leben dieser herrlichen Geschöpfe wissen, soviel gibt es doch gerade hier zu berichten; selbstverständlich aber möchte der Kenner der Thiere seinen Lesern Alles mittheilen, was er selbst weiß. Allein Dies ist bei den Antilopen unmöglich. Wir müssen viele, viele Arten der reichen Familie übergehen, deren Leben anziehend und merkwürdig ist, weil meine erste Pflicht es sein muß, die hauptsächlichsten Formen hervorzuheben. Somit lasse ich auf die vorhergehenden eine Sippe folgen, welche den Riedantilopen ziemlich entfernt steht. Es sind Dies die Schopf- oder Zwergantilopen (Cephalophus), welche eine scharf abgegrenzte Gruppe bilden. Wie der eine Name andeutet, finden wir unter ihnen die kleinsten und zierlichsten Mitglieder der ganzen Familie, obwohl auch Einige in der Größe einem Reh etwa gleichkommen.

Alle hierher gehörigen Arten kennzeichnen sehr kleine, dünne, aufrechtstehende, nur ein wenig vorgebogene Hörner mit einigen Ringen oder Halbringen an der Wurzel, Klauendrüsen und Weichengruben, der rundliche Kopf und der kurze Schwanz. Neuerdings hat man sie wieder in Schopf- und Zwergantilopen getrennt: der Unterschied zwischen beiden Gruppen besteht darin, daß jene zwischen den Hörnern einen nach hinten gerichteten Haarkamm tragen, welcher, jedoch nur theilweise, diesen fehlt.

Der Süden oder der Osten Afrikas, zumal das Kapland und Habesch, sind die Heimat der kleinen, schmucken Geschöpfe. Man findet sie nur im Walde, niemals in der offenen Ebene, und die verhältnißmäßige Kürze ihrer Läufe scheint hiermit im Einklang zu stehen. Freilich braucht der Wald nicht groß zu sein, um sie zu beherbergen. Einige dichte Büsche genügen ihrem beschaulichen Leben schon vollständig. Nicht ganz so flüchtig als andere Leichtfüße der Familie, gebrauchen die Schopfantilopen eigene Listen, um sich vor ihren Feinden zu retten, ganz in ähnlicher Weise, wie wir sie beim Zwergmoschusthier kennen lernten.

Der Ducker (Cephalophus mergens) ist eine der bekanntesten und größten Arten dieser Gruppe. Seine Leibeslänge beträgt 3½, die Schulterhöhe 2 Fuß, die Schwanzlänge 7½ Zoll. Gerade pfriemenförmige, vier bis sechs Mal flach geringelte Hörner von 3½ Zoll Länge, welche von dem Gehör verdeckt oder wenigstens weit überragt werden, verschwinden fast zwischen den Haaren des Schopfes. An der Stelle der Thränengruben liegt vor den Augen ein gebogener, nackter Streifen. Die Läufe sind sehr schlank, die Hufe und Afterklauen klein, der bequastete Schwanz ist kurz. Die Färbung ändert vielfach ab; sie ist auf der Oberseite meistens grau olivenfarbig, beim Männchen auch wohl dunkelgelbbraun und längs des Rückens und der Keulen schwarz punktirt. An den Knöcheln und der Vorderseite der Läufe geht sie ins Schwarzbraune, an der Unterseite ins Weiße über.

„Unter allen Antilopen,“ sagt Kapitän Drayson, „welche die Ränder der Buschwaldungen bewohnen, ist der Ducker eine der gemeinsten, obgleich er nur einzeln gefunden wird. Bei der Annäherung eines Menschen oder anderen Feindes bleibt er ruhig in seinem Lager; regungslos, starr wie eine Bildsäule schaut er auf den Ankommenden, bis er glaubt, er werde beobachtet: — dann springt er plötzlich auf und stürzt dahin, schlägt eine Reihe scharfer Haken, setzt über Büsche und schlüpft durch sie hindurch, duckt sich und kriecht, so wie er sicher ist, seinen Verfolgern aus den Augen gekommen zu sein, in dem langen Grase oder zwischen den Büschen so still dahin, daß man glaubt, er wäre förmlich verschwunden oder habe sich niedergelegt. Aber letzteres ist nie der Fall; denn er geht dann immer weiter unter den Blättern fort, bis er einen guten Vorsprung erlangt hat: dann eilt er auf und davon. Selbst der klügste Jäger und der beste Hund werden durch den Ducker oft genug gefoppt; wenn man aber seinen Weg überwachen und den Ort entdecken kann, wo er sich nach seinen Gängen niedergelegt hat, kommt man leicht unter dem Winde an ihn heran. Doch muß man ihm dann einen guten Schuß geben, wenn man sicher sein will, ihn auch zu erhalten; denn so klein er auch ist, eine so starke Ladung von Rehposten nimmt er auf sich. Die Büchse ist kaum zu gebrauchen, weil er bei seinem unregelmäßigen Hin- und Herspringen einen überaus geschickten

Schützen verlangt. Oft kommt es vor, daß er nach dem Schuß mit größter Schnelligkeit davon geht, als ob ihn kein Schrotkorn berührt habe; dann hält er plötzlich an und gibt unverkennbare Zeichen seiner Verwundung. Selbst tödtlich getroffene Böcke sprangen vor mir auf, als ob ihnen kein Leid geschehen wäre."

„Schon ein gewöhnlicher Hund kann den Ducker im Laufe einholen. Ein alter Vorsteher, welcher mir diente, fing mehr als ein Mal ganz gesunde Böcke und hielt sie, bis ich herankam."

„Aus dem Felle des Duckers flechtet man am Kap die langen Wagenpeitschen; das Wildpret gibt eine vortreffliche Suppe. Gewöhnlich ist das Fleisch der südafrikanischen Thiere sehr mittelmäßig, trocken und geschmacklos; allen Feinschmeckern aber kann ich die Leber der kleinen Antilope



Der Ducker (Cephalophus mergens).

als ein ungemein feines Gericht empfehlen. Die holländischen Bauern spicken das Wildpret des Duckers mit Elen- oder Nilpferdspeck und bereiten dann einen höchst schmackhaften Braten."

Als Zwerge der ganzen Familie sind mehrere sehr kleine, überaus niedliche Antilopen anzusehen; vor allen anderen ihrer vier: das Busch- und das Zwergböckchen der holländischen Ansiedler am Kap, der Beni Israel der Arabisch redenden oder der „Atro" der Amharisch sprechenden Bewohner von Habesch und eine in Guinea lebende, ganz ähnliche Art. In ihrem Leibesbau, in der Färbung und ihrem Wesen ähneln sich alle Zwergantilopen so, daß wir ein richtiges Bild von ihnen gewinnen, wenn wir das über sie Bekannte zusammenstellen. Auch hinsichtlich ihres Baues und ihrer Färbung geben sich alle als nahe Verwandte zu erkennen. Der Schopf zwischen den Hörnern ist mehr oder weniger entwickelt; die Färbung wechselt. Als hauptsächlichste Unterscheidungsmerkmale aber müssen die Hörner angesehen werden, obgleich auch sie ziemlich gleich sind.

Der Beni Israel oder Atro (Cephalophus Hemprichii) ist einer der zierlichsten Wiederkäuer, welche es gibt. Der Bock trägt ein kleines Hörnerpaar mit 10 bis 12 Halbringen an

der unteren Hälfte der Außenseite und mit nach vorn gebogenen Spitzen, welche von dem stark entwickelten Haarschopf fast verdeckt und durch die sehr langen Ohren gänzlich in den Schatten gestellt werden. Der Leib ist ziemlich gedrungen, die Läufe sind mittellang, aber außerordentlich schwach, die Hufe lang, schmal und zugespitzt, die Afterklauen kaum bemerklich; der Schwanz ist ein kurzbehaarter Stummel. Sehr feine und ziemlich lange Haare decken den Leib. Das Kleid erscheint fuchsig und graubläulich, weil die einzelnen Haare vor der dunklen, aber kaum bemerklichen Spitze licht oder röthlich umrandet sind. Am Grunde sehen sie graubräunlich aus. Auf dem Rücken geht die Färbung in das Rothbraune, auf dem Nasenrücken und der Stirn in das Fuchsrothe über; die Vorderschenkel sind oft gefleckt, die unteren Theile und die Innenseite der Läufe weiß. Ein breiter Streifen über und unter den Augen ist weiß, die Ohren sind schwärzlich gesäumt, die Hörner, Hufe und Thränengruben schwarz.

In Abissinien wird man vom Meeresstrande an bis zu 6 und 7000 Fuß unsere Beni Israel (zu Deutsch „Kinder Israel“) an geeigneten Orten selten vermissen. Fast alle Zwergantilopen sind Bewohner der Buschwälder, an welchen Afrika so reich ist. Dickichte, welche für andere, größere Antilopen sogut als undurchdringlich sein würden, gewähren diesen Liliputanern noch immer prächtige Wohnsitze. Für sie findet sich auch zwischen den engsten Verschlingungen noch ein Weg und in den ärgsten Dornen noch ein Pförtchen. Der Atro zieht das Thal entschieden der Höhe vor. Am liebsten sind ihm die grünen Waldsäume der Regenstrombetten. Hier gibt es ganz herrliche Versteckplätze. Die Mimosen, der Christusdornen, einige Wolfsmilchgesträuche und andere größere Pflanzen werden von einem wahren Netz von Schlingpflanzen umflochten und durchwebt. Es finden sich da köstliche Lauben und nach außen vollkommen abgeschlossene Gebüsche, deren Inneres recht wohnlich und gänzlich verborgen ist, oder aber schmale Dickichte, welche jedoch auf lange Strecken hin ununterbrochen verbunden sind. Weiter von der belebenden Wasserader weg stellen sich die Büsche einzelner, und ein grünes, saftiges Gras kann sich dort erheben. Hier begegnet man dem Atro mit aller Sicherheit. Er lebt, wie die meisten seiner Verwandten, über welche wir Kunde haben, streng paarweise, niemals in Trupps; es sei denn, daß ein Pärchen einen Sprößling erhalten habe, welcher der Mutterpflege noch bedarf. Dann trollt auch dieser hinter den Eltern her.

Im Anfang wird es dem Jäger schwer, das kleine Thierchen zu entdecken; ist man aber mit seinen Sitten und Gebräuchen vertrauter geworden, dann weiß man es schon aufzufinden, weil man folgerichtig zu Werke geht. Die Färbung des Felles, welche mit der Umgebung übereinstimmt und in dieser förmlich aufgeht, trägt wesentlich dazu bei, unsere Zwerge zu verbergen. „Das allergeübteste Auge,“ sagt Kapitän Drayson sehr richtig, „ist erforderlich, um ein Busch- oder Blauböckchen zu entdecken, weil ihre Felle der Dämmerung des Unterholzes so genau gleichen, daß man das kleine Ding nicht bemerken würde, wenn sich nicht die im Laufe berührten Zweige bewegten. Gewöhnlich ist das Böckchen lange vorher, ehe der Jäger sich überzeugen konnte, daß er es wirklich gesehen habe, schon auf und davon. Wenn ich so mit den Kaffern ging, deren Falkenaugen das Dickicht durchbohren, ist es mir oft vorgekommen, daß sie mit großer Bestimmtheit sagten: „„Dort geht ein Blauböckchen, sieh, dort ist es, dort, dort!““ Aber für mich waren solche Fingerzeige vergebens. Ich mochte mich auch anstrengen und nach dem bezeichneten Fleck hinsehen, wie ich wollte: — alles Andere sah ich, nur nicht das Böckchen.“ Genau so ging es mir im Anfang mit dem Beni Israel. Doch das Jägerauge findet sich. Wenn man recht sorgfältig das Gebüsch absucht und seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf dunkle, freie Stellen im Gelaube richtet, sieht man die zierlichen Waldeskinder sicherlich. Gerade auf diese Blößen stellen sie sich, wenn sie aufgescheucht werden. Ihre ungemein feinen Sinne und namentlich das mit den großen Ohren im Einklang stehende scharfe Gehör verrathen ihnen die Ankunft des Menschen lange vorher, ehe dieser eine Ahnung von ihrem Vorhandensein hat. Beim geringsten verdächtigen Geräusch springt der Bock auf und lauscht scharf nach der bezüglichen Seite hin; allein diese Untersuchung genügt ihm nicht: er muß auch sehen, und deshalb geht er langsam nach einem jener offenen Plätze, stellt sich dort starr wie eine Bildsäule auf und

schaut dem herankommenden Feind entgegen. Das Thier folgt in kurzer Entfernung seinem Gatten, überläßt aber diesem so lange als möglich die Sorge um Sicherheit. Aufrecht steht der Bock da, den Kopf hoch erhoben; kein Glied bewegt sich, außer dem Gehör. Nur der Haarkamm auf dem Kopfe wird so gesträubt, daß die zarten und kurzen Hörner vollkommen durch ihn gedeckt werden. So lauscht und äugt er scharf nach dem gefahrdrohenden Gegenstande hin. Eine neue Bewegung des Gefürchteten macht ihn erstarren; der Fuß, welcher erhoben ist, bleibt so, das Gehör rührt sich nicht; die Lichter richten sich auf den einen Punkt; kurz, nicht ein einziges Zeichen verräth das Leben des schlauen Geschöpfes. Sowie es ihm dünkt, daß Gefahr im Verzug sei, duckt er sich nieder und schleicht, jeden Lauf so leise und gleichmäßig hebend, als ginge er in menschlicher Weise auf den Zehen, ganz unhörbar in das Dickicht zurück, verläßt es auf der entgegengesetzten Seite, eilt in den dünner bestandenen Buschwald hinaus und kehrt, einen großen Bogen um den Feind beschreibend, wieder nach seinem grünen Versteck zurück. Am liebsten wendet er sich rückwärts, wenn er einmal Nachstellungen erfahren hat; getrieben aber, geht er in Bogen nach vorn hin, immer wieder den grünen Waldsaum berührend und von neuem in ihm sich verbergend. Das Thier folgt ihm in geringer Entfernung auf Schritt und Tritt getreulich nach. Solange nicht ein Schuß fiel oder ein Hund sich zeigte, trollt auch das aufgescheuchte Pärchen bald wieder gemächlich dahin. Unmittelbar vor dem Flüchtigwerden stößt der Bock einen scharfen Schneuzer aus, welcher sechs, ja acht Mal wiederholt wird, wenn man auf ihn schoß, ohne ihn zu treffen oder sogleich zu tödten. Selten flüchtet das Pärchen weit weg. Bereits nach wenigen Sätzen trollt es wieder; der Bock hält an, sichert, geht weiter, sichert wieder und unterbricht seinen Lauf schließlich alle zehn bis zwanzig Schritt weit. Wurde aber auf den Atro geschossen, gleichviel ob mit oder ohne Erfolg, so flüchtet er während der ersten vier= bis sechshundert Ellen, welche er zurücklegt, überaus eilfertig dahin. Dann erst zeigt sich seine ganze Beweglichkeit. In weiten Bogensätzen jagt er dahin, die Vorderläufe im Sprunge dicht an den Leib gelegt, die hinteren wie den Kopf lang vorgestreckt. Eine so in voller Flucht dahineilende Zwergantilope ist sehr schwer zu erkennen. Die Bewegung erfolgt so rasch, und die gewohnte Gestalt des Thieres hat sich so gänzlich verändert, daß das Auge ein durchaus fremdartiges Geschöpf zu erblicken vermeint. Nicht selten ist man geneigt, den zierlichen Wiederkäuer für einen Hasen zu halten, nach einiger Uebung aber lernt man ihn auch während seines vollsten Laufes richtig erkennen.

An dem einmal gewählten Standorte scheint jedes Paar der Zwergantilope treulich festzuhalten, solange es von dort nicht vertrieben oder ihm in der Nähe ein noch besserer Versteckplatz geboten wird. An einigen Regenstrombetten in der Samhara Abissiniens, welche ich während meines kurzen Aufenthaltes vier Mal berührte, fand ich den Beni Israel immer genau auf denselben Stellen, wo ich ihn früher gesehen oder bezüglich erlegt hatte. Die meinem Gewehr entgangenen Paare waren bis auf ihren Busch hin wieder auf den alten Stand gerückt; der Ueberlebende eines durch mich zersprengten hatte den Stand wahrscheinlich verlassen, und dieser war dann durch ein anderes Pärchen ersetzt worden. An jenen Regenstrombetten kann der Jäger schon von weitem den Busch oder den Theil der Dickung bestimmen, in welchem er Beni Israel finden wird: der dickste verschlungenste Busch und wenn er nicht mehr Raum bedeckt, als ein paar hundert Geviertfuß, ist sicherlich ihr eigentliches Haus. Fern ab von solchen besonders begünstigten Stellen trifft man das Zwergböckchen nur in Gebirgsthälern an, in deren Grunde Dickichte in ähnlicher Weise sich ausbreiten. Wohl nur gezwungen besteigt das Thier die Gehänge und Kämme der Berge. Im Gebirge begegnet man ihm allerdings noch in ziemlich bedeutender Höhe über dem Meere, nie aber auf Bergwänden und Bergrücken

Alle Zwergantilopen äßen sich vorzugsweise von dem Blätterwerk der Gebüsche, in welchen sie hausen. Dem Beni Israel gibt wahrscheinlich die Mimose den größten Theil seines Geäßes. Außer den zart gefiederten Blättern, denen man es gleich anzusehen meint, daß sie solch' kleinen Leckermäulern wohl genügen müssen, werden aber grüne Triebe und Knospen auch nicht verschmäht, und oft sieht man, wie südafrikanische Jäger versichern, die gewandten Geschöpfe sogar an schiefen Stämmen der

Buschwälder emporsteigen, um sich an höheren Aesten zu äßen. Mir hat diese Angabe durchaus nichts Auffallendes, weil ich das Baumklettern der Wiederkäuer wiederholt und zwar von den kleinen Ziegen des Inneren Afrikas gesehen habe.

Auch der Beni Israel schlägt sich, wie die Gazelle, seichte Kessel aus, in denen er seine Losung absetzt. Diese, in Gestalt, Größe und Farbe Hasenschroten gleich, gibt dem Jäger ebenfalls den sichersten Anhaltspunkt zu der nicht unwichtigen Bestimmung, ob das Pärchen, von welchem der Kessel herrührt, noch zu finden sein wird oder bereits getödtet, bezüglich vertrieben wurde. Gewöhnlich findet sich ein solcher Abort der reinlichen Thiere zwischen zwei dichteren Büschen, unweit der Laube, welche den Lieblingsaufenthalt bildet.

Ueber die Fortpflanzung der Zwergantilope sind bisher nur sehr dürftige Angaben gemacht worden. Auch ich erfuhr wenig. Wann das Zwergböckchen Abissiniens auf die Brunst tritt, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen, ebensowenig auch, wie lange das Thier hochbeschlagen geht. Ein abissinischer Jäger erzählte mir, daß zur Zeit der Brunst, welche zu Ende der großen Regenzeit fallen soll, die Böcke ihre Hörnchen, so klein diese auch sind, mit großer Wuth und viel Nachdruck zu gebrauchen wissen; doch muß ich hierbei wiederholen, daß die Abissinier nicht eben die zuverlässigsten Erzähler sind, weil sie den Leuten gar zu gern nach dem Munde reden, alle Fragen ohne weiteres bejahen und die Antwort auch noch mit hübschen Geschichtchen ausschmücken. Unter den Hunderten der Beni Israel, welche ich sah, habe ich auch nicht einen einzigen überzähligen Bock beobachtet. Ueberall und immer bemerkte ich nur Pärchen: — woher sollen also die Kämpfer kommen? Ehrenberg gibt den Monat Mai als Satzzeit des Beni Israel an; ich habe aber bereits im März und häufiger im April Junge bei den Pärchen gesehen. In der zweiten Hälfte des März waren fast alle Ricken, welche ich, zu meinem größten Bedauern, erlegte, hochbeschlagen; im April sah ich die Pärchen mit ihren Sprößlingen und erhielt selbst ein vor wenig Tagen gesetztes Kälbchen.

Es scheint, daß in Habesch nur die jungen, eben gesetzten und noch unbehilflichen Beni Israel gefangen werden; wenigstens konnte ich, ohngeachtet meiner Bemühungen, erwachsene Thiere nicht erhalten. Die Kaffern dagegen legen ihren Zwergböckchen Schlingen in den Weg, welche durch einen der Läufe der Antilopen zugezogen werden, oder stellen ihnen, wenn es ihnen nur um das Wildpret zu thun ist, solche, welche ein Schnellgalgen zuschnürt. Man biegt zu diesem Ende einen Baum um, bindet an ihn die Schlinge, stellt sie in einen der leicht erkenntlichen Gänge im dichten Gebüsch und richtet einen Pflock so, daß er von dem laufenden Wilde weggestoßen wird. Der Hals desselben steckt dann bereits in der Schlinge; der Baum richtet sich plötzlich auf, der arme Schelm baumelt und ist nach ein Paar Minuten eine Leiche.

Wenn man erst die Sitten des Beni Israel kennen gelernt hat, ist seine Jagd ebenso einfach als ergiebig. Zwei Jäger brauchen sich keine große Mühe zu geben. Der Eine folgt dem satzweise dahinflüchtenden Pärchen, der Andere bleibt dort stehen, von wo es anfing. Oft genug kommt der Verfolgende zum Schuß, sicher Der, welcher sich anstellt. Ist die Jagdgesellschaft größer, so bildet sie einen einfachen Halbmond und läßt durch Treiber oder durch Hunde den Buschrand an beiden Ufern des Regenstroms absuchen. Nach einigen Schüssen geht der Beni Israel dann regelmäßig rückwärts und muß die Schützenlinie kreuzen. An Orten, wo er noch keine Nachstellungen erfuhr, bleibt er häufig ruhig auf den Blößen in der Dickung stehen, vielleicht, weil er seine Gleichfärbigkeit mit der Umgebung zu hoch schätzt. Im Anfang meiner Jagden gebrauchte ich die Büchse, später das Schrotgewehr, und dieses ist auch die einzige geeignete Waffe zur Jagd unseres Thierchens. Ganz abgesehen, daß der Zwerg, wenn er selbst nur auf 70 oder 80 Schritte draußen steht, mit der Büchse schon auf das Korn genommen sein will, hat der Jäger selten Freude, wenn er seine Lieblingswaffe benutzte; denn die Kugel reißt fast regelmäßig ein so ungeheures Loch in den kleinen Körper, daß er das erlegte Wild nicht gern mehr ansehen mag. Das Schrotgewehr kommt übrigens auch zu seinem Rechte; denn eine in voller Flucht dahinjagende Zwergantilope ist vor jedem Sonntagsschützen sicher: sie verlangt ein sehr gutes Auge und eine geübte Hand. Zudem wimmeln dieselben

Büsche, in denen das Zwergböckchen lebt, von Frankolinen und Perlhühnern, welche man doch auch nicht gern unbehelligt wegfliegen läßt, aber selbstverständlich mit der Büchse nicht erlegen kann.

Wenn man bei der Jagd des Beni Israel festhält, daß der Bock sich immer höher und stolzer trägt, als das Thier, und daß er auf der Flucht regelmäßig voranseilt, erspart man sich bald den Kummer, ein Thier, zumal ein hochbeschlagenes, zu erlegen; an anderen Kennzeichen vermochte ich die Geschlechter nicht zu unterscheiden, selbst wenn ich auf 40 bis 50 Schritte zum Schuß kam.

Das Wildpret des Beni Israel ist ziemlich hart und zähe, obwohl noch immer eine recht leidliche Speise. Es eignet sich fast mehr zur Bereitung von Suppe, als zum Braten. Auf Draysons Rath habe ich mich hauptsächlich an die Leber der Zwergantilope gehalten und muß jenem Gewährsmann Recht geben, daß sie ein wahrer Leckerbissen ist.

Ueber alt gefangene Zwergantilopen habe ich selbst keine Beobachtungen machen können, und das erwähnte Kälbchen blieb, ungeachtet der sorgfältigsten Pflege, nur wenige Tage am Leben. Meine Frau, deren ganz besonderer Liebling das wirklich reizende Geschöpf war, hielt ihm eine melkende Ziege und überwachte seine Ernährung mit der größten Sorgfalt. Es besäugte auch seine Pflegemutter ohne besondere Umstände und schien in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft sich ganz wohl zu befinden. Bereits hatte es sich an seine Pflegerin so gewöhnt, daß es nicht die geringste Furcht mehr vor ihr zu erkennen gab und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Da bekam es plötzlich eine Geschwulst an der Kehle, und am anderen Tage war es eingegangen! — Von anderen Beobachtern erfahre ich, daß man Zwergantilopen schon mehrmals in der Gefangenschaft gehalten hat. Außerhalb ihres Vaterlandes erliegen sie freilich bald den Einflüssen des fremden Klimas, und deshalb ist es sehr schwer, sie lebend bis nach Europa zu bringen. Allein am Kap und in anderen Theilen Afrikas hat man sie längere Zeit im Zimmer oder im Gehöft gehalten. Man sagt, daß jung eingefangene bald große Anhänglichkeit an ihren Pfleger zeigen, seinem Rufe folgen, sich gern berühren, krauen, auf dem Arme herum tragen lassen und überhaupt dem Menschenwillen sich widerstandslos ergeben. Eine überaus große Gutmüthigkeit, Sanftmuth und Liebenswürdigkeit wird gerühmt. Brod, Möhren, Kartoffeln und Grünzeug genügen zur Ernährung der Gefangenen vollständig; Früchte und Blüthen verschmähen sie auch nicht; Salz lecken sie, wie die meisten anderen Wiederkäuer, mit Vergnügen auf; Wasser ist ihnen ein Bedürfniß. Sie halten sich so rein, daß man sie ohne Sorge zum Genossen der Wohnstube machen könnte; nur ihr Harn riecht unangenehm. Wenn sie sich nach ihrem Pfleger sehnen, stoßen sie ein leises Blöcken aus; die Furcht geben sie durch Schneuzen zu erkennen. Dies kann man namentlich bei Gewittern bemerken: sie schnaufen bei jedem heftigen Donnerschlag. Oft pressen sie eine kleberige, ölige Schmiere aus den Furchen, welche ihre Thränengruben vertreten. Diese Masse riecht wie Moschus, und die Thiere scheinen großen Wohlgefallen an ihrem Geruch zu haben. Im übrigen behalten sie auch in der Gefangenschaft ihre Sitten bei. So legen sie niemals ihre Schreckhaftigkeit ab; sie fliehen eiligst davon, wenn Jemand, zumal ein Fremder, eine rasche Bewegung macht; sie versuchen sich sogar zu ducken und zu verbergen: allein schon nach kurzer Zeit zeigen sie gegen Bekannte dieselbe Zutraulichkeit wieder, wie vorher.

Nach Europa herüber dürften nur sehr wenig lebende Zwergantilopen gekommen sein. Unser rauhes Klima tödtet die zarten Kinder des Sonnenlandes auch so bald, daß sich die auf ihre Einbringung verwandte Mühe kaum verlohnt.

Außer dem Menschen ist der schlimmste Feind der Zwergantilopen wohl überall der Leopard. In Abissinien zieht er gerade die Dickichte, wo sich Atros aufhalten, allen übrigen Jagdplätzen vor. Wenn auch die kleinen Antilopen den ganzen Tag über in Bewegung sind, zeigen sie doch in den Frühstunden und noch mehr gegen Abend eine besondere Regsamkeit. Um diese Zeit begegnet man der gewandten Katze häufig genug auf ihren Schleichwegen, und noch viel öfter mag sie vorhanden sein, ohne daß man eine Ahnung hat. Ein alter italienischer Jäger, der schon genannte Pater Filippini, versicherte mir, daß der Leopard nur dann in die Dörfer komme, wenn ihm seine Antilopenjagd mißglückte, und ich habe keinen Grund, an der Glaubwürdigkeit dieser Angabe zu zweifeln.

Im Süden mag der Serwal und im Sudahn die Falbkatze dem widerstandsunfähigen Zwerg ebenfalls nachstellen, und höchst wahrscheinlich nimmt auch der Raubadler hier und da wenigstens ein Kälbchen weg. Ob die in Afrika so häufigen Schakale und Füchse, sowie die wilden Hundearten ebenfalls zu den Feinden des Beni Israel und seiner Verwandten gezählt werden müssen, wage ich nicht zu behaupten; ich kann blos sagen, daß ich Schakale und Füchse in den von Beni Israel bewohnten Dickichten häufig gesehen habe.

Von den verwandten Antilopen will ich noch dem Bleichbock der Ansiedler (Scopophorus Urebi oder Antilope scoparia) einige Worte widmen. Das Thier ist kaum schwächer, als unser Reh: nämlich 3½ Fuß lang, auf den Schultern 2 Fuß und am Kreuze noch etwas darüber hoch, und durch seine zierlichen und regelmäßigen Formen besonders ausgezeichnet. Die Färbung ist ein lichtes Fuchsroth oder Gelbbraun auf der Oberseite und ein fast schneeiges Weiß auf der Unterseite, d. h. am Unterleibe, der Innen- und Hinterseite der Beine. Auch ein Fleck über den Augen, die Lippen, das Kinn und die Innenseite der Ohren sind weißlich, während die Ränder der letzteren schwarzbraun erscheinen. Das kleine, fast gerade aufsteigende, erst schwach nach hinten, dann etwas nach vorn geneigte, dünne Gehörn, welches, wie bei den Zwergantilopen, nur der Bock trägt, ist am Grunde etwa neun Mal deutlich geringelt. An den Vorderläufen hängen ziemlich lange Kniebüschel herab. Der Schwanz ist kurz, aber gequastet.

Das Leben des Bleichbocks schildert am besten Kapitän Drayson in seinen „Jagdbildern aus Südafrika“.

„Während die meisten Thiere, und zumal die Antilopen, dem Menschen ausweichen, so gut sie können, während die großen Antilopen am Kap sich gern bis hundert Meilen weit von den Wohnsitzen der Pflanzer aufhalten, gibt es einige, welche thun, als kennten sie gar keine Furcht vor dem Erzfeinde der Thiere, einige, welche ihren Wohnsitzen anhängen, solange sie es im Stande sind, oder solange sie nicht ihre Zutraulichkeit mit dem Leben bezahlen müssen. Vielleicht sind manche Gegenden diesen Thieren so einladend, daß unmittelbar, nachdem eine gewisse Oertlichkeit frei wurde, andere derselben Art von unbekannten Orten herkommen, um den Platz in Besitz zu nehmen. So ist es mit dem Bleichböckchen oder Urebi. Dieses schmucke, zierliche Geschöpf hält sich in der nächsten Nähe der Ortschaften auf, gerade da, wo es täglich gezwungen wird, vor seinem schlimmsten Feinde zu flüchten.“

„Wenn ein Jäger Tag für Tag sein Gebiet durchstreift und dabei alle Bleichböckchen, welche ihm vorkommen, niedergestreckt hat, braucht er wahrhaftig keine fünf Tage zu warten, ehe er wiederum ein Wild erbeuten kann; denn wenn er nach dieser Zeit von neuem zur Jagd hinausgeht, findet er sicherlich wiederum mehrere dieser kleinen Antilopen, welche sich rings um die Dörfer angesiedelt haben. Man trifft sie gewöhnlich paarweise in den Ebenen, und auch wenn sie verfolgt werden, suchen sie selten den Busch oder Wald zu erreichen. Ihr gewöhnlicher Stand ist das lange Gras, welches zurückbleibt, nachdem man die Steppe angezündet hat, oder die zerklüfteten Wände der Hügel, wo sie sich zwischen Felsen und Steinen verbergen.“

„Wirklich reizend ist die Art und Weise ihrer Flucht, wenn sie aufgeschreckt oder gestört werden. Sie fliehen mit der größten Schnelligkeit dahin, springen dann plötzlich mehrere Fuß hoch in die Luft, werden von neuem flüchtig und machen nochmals einen Luftsprung, wahrscheinlich in der Absicht, ihre nächste Umgebung besser zu überschauen; denn sie sind zu klein, als daß sie über das Gras wegsehen könnten. Manchmal, besonders, wenn irgend ein verdächtiger Gegenstand bei dem ersten Sprunge entdeckt wurde, schnellt der Bleichbock mehrere Male nach einander auf, und dann will es auch dem unbefangenen Auge erscheinen, als ob er ein mit Schwingen begabtes Geschöpf wäre und die Kraft habe, sich in der Luft schwebend zu erhalten. Wenn z. B. ein Hund auf seiner Fährte ist und ihm eifrig durch das lange Gras folgt, springt er wiederholt nach einander hoch auf,

beobachtet während des Schwebens genau die Gegend, aus welcher sein Verfolger herbeikommt, schlägt plötzlich einen Haken und kommt dem bösen Feinde oft genug aus dem Gesicht. Beim Herabspringen fällt das Thier immer zuerst mit den Hinterläufen auf den Boden."

„Der überraschte und zur Flucht aufgeschreckte Bleichbock eilt in den ersten Minuten seines Laufes in ähnlicher Weise auf dem Boden dahin, in welcher eine aufstehende Schnepfe durch die Luft fliegt. Im Zickzack wendet er sich von einer Seite zur anderen, durchkriecht oder überspringt er mit Blitzesschnelle die Gräser, und gewöhnlich ist er bereits hundert Ellen weit hinweg, ehe der Jäger nur sein Gewehr zurecht legen kann."

„Gute Schützen erlegen diese Antilopen mit Rehposten oder feuern, noch ehe sie sich von ihrem Lager erhoben. In den ersten Tagen verfuhr ich ebenso, zuletzt aber fand ich, daß es besser und jagdgerechter ist, die Kugel anstatt der Schrote zu verwenden. Dort, wo das Gras über sechs Fuß hoch



Der Bleichbock (Scopophorus Urebi oder Antilope scoparia).

war, mußte ich jedoch, um das Thierchen nur zu sehen, zu Pferde jagen; allein dieser Jagd gerade verdanke ich, daß ich mein Wild genau beobachten konnte."

„Hat man den Bleichbock mit der Kugel verwundet, so darf man seiner Beute sicher sein; denn das zarte Geschöpf verträgt bei weitem keinen so starken Schuß, wie der Ducker oder Riedbock. Freilich setze ich bei dieser Angabe voraus, daß der Jäger dem nach dem Schuß eiligst dahinstürzenden Wild mit Aufmerksamkeit folgt. Der Bleichbock versucht es gewöhnlich, wenn er sich schwer verwundet fühlt, in dem langen Gras so gut als möglich sich zu verstecken. Er kriecht hier leise weiter bis zu einem Busche, einem großen Stein, einem Ameisenhügel, duckt sich dort und sieht dem Verenden entgegen. Beim Nachgehen findet man ihn meistens an solchen Stellen liegen. Uebersieht man aber den noch nicht Verendeten, so springt er auf und flieht mit möglichster Schnelle weiter. Im Anfang entkamen mir viele; als ich aber mit meinem Wilde vertrauter geworden war, faßte ich es scharf ins Auge und ritt nun um das Lager herum, mehr und mehr mich nähernd, bis ich noch einen sicheren Schuß anbringen konnte."

„Das einzige Kalb, welches das Thier setzt, kann durch einen guten Hund leicht gefangen werden und gilt bei den Ansiedlern als eine große Leckerei, welche mit besonderer Kunstfertigkeit zubereitet wird.“

Ueber die Gefangenschaft finde ich nirgends eine Angabe; es scheint, als ob man hierüber noch wenig Beobachtungen gemacht hat.

Wenn wir im Kapland wie in Habesch von der Ebene, welche die vorhergehenden Antilopen beherbergte, zum Gebirge hinaufsteigen, finden wir eine andere Art der Familie, welche ebenfalls die Aufmerksamkeit im hohen Maße zu fesseln im Stande ist. Gerade bei den Antilopen zeigt es sich so recht deutlich, wie manche Familie jede Oertlichkeit auszunutzen versteht. Unsere Thiere vereinigen gewissermaßen die Gesammtordnung der Wiederkäuer in sich. Für sie gibt es überall eine passende Herberge, in der Ebene sowohl wie auf dem Berge, am Meeresstrande oder am Flußufer ebensogut wie in der Nähe der Gletscher. Gerade unter den Antilopen haben wir ausgezeichnete Bergsteiger.

Es versteht sich fast von selbst, daß die bergsteigenden Glieder der artenreichen Gesellschaft anders gebaute Geschöpfe sind, als die, welche die Ebenen bewohnen; denn Gestalt und Lebensweise stehen ja immer im innigsten Zusammenhange.

Alle Bergantilopen zeichnen sich vor den übrigen durch ihren gedrungenen, kräftigen Leibesbau aus. Die Schlankheit der Formen und namentlich die Höhe der Läufe, welche einzelne Arten uns so anmuthig erscheinen läßt, ist bei den Gebirgskindern ganz verschwunden. Sie sind im Gegentheil verhältnißmäßig dickleibig und kurzbeinig; ihre Hufe sind so gestellt, daß das ganze Gewicht des Thieres auf den Spitzen ruht. Der Fuß bekommt hierdurch etwas sehr Bezeichnendes. Der Huf verkürzt sich, die Schale läuft nach vorn hin nicht so spitz aus, sondern ist mehr gerundet; auch reichen die Afterklauen weiter herab, als bei denen, welche nur die Ebene beleben. Ein mehr oder weniger dichtes und straffes Haarkleid kennzeichnet die Bewohner der kühleren Höhe nicht minder. Solcher Leibesbau ist allen gemeinsam; hinsichtlich der Behornung aber finden sich Unterschiede, indem bald beide Geschlechter, bald nur die Männchen bewaffnet sind; auch ändern die Hörner vielfach ab.

Jene Antilope, auf welche ich oben hindeutete, und welche wohl verdient, neben der Gemse beschrieben zu werden, ist der Klippspringer der Ansiedler am Kap oder der Sassa der Abissinier (Oreotragus saltatrix). Er hat in seiner Gestalt große Aehnlichkeit mit der Gemse und noch größere fast mit manchen kleinen Ziegenarten. Seine Leibeslänge beträgt nur etwas über 3 Fuß, seine Höhe kaum 2 Fuß. Der Leib ist gedrungen, der Hals kurz, der Kopf stumpf und rundlich; die Läufe sind niedrig und etwas plump; der Schwanz ist zu einem kurzen Stummel verkümmert. Sehr lange und breite Ohren, große Augen, welche von einem kahlen Saume umrandet sind und vorn deutliche Thränengruben haben, hohe, an den Spitzen plattgedrückte, unten rund abgeschliffene, klaffende Hufe, sowie ein grobes, brüchiges und sehr dichtes Haar sind andere Kennzeichen des Thieres. Der Bock trägt kurze, gerade und schwarze Hörner, welche senkrecht auf dem Kopfe stehen und am Grunde geringelt sind. In der Gesammtfärbung ähnelt der Sassa unserem Reh. Er ist oben und außen olivengelb und schwarz gesprenkelt, unten blässer, aber immer noch gesprenkelt; nur die Kehle und die Innenseiten der Beine sind einförmig weiß. Die Lippen sind noch lichter, als die Kehle, die Ohren außen auf schwarzem Grunde mit kurzen, innen mit langen weißen, an den Rändern mit dunkelbraunen Haaren besetzt. Die einzelnen Haare sind an der Wurzel weißgrau, gegen die Spitze hin dunkler, etwa bräunlich oder schwarz und an der Spitze selbst gelblichweiß oder dunkel, etwa bräunlichgelb.

„Oft habe ich,“ sagt Gordon Cumming, „wenn ich in einen Abgrund hinunterschaute, zwei oder drei dieser anziehenden Geschöpfe neben einander liegen sehen, gewöhnlich auf einer großen,

flachen Felsenplatte, welche durch den freundlichen Schatten des Sandels oder anderer Gebirgsbäume vor der Gewalt der Mittagssonne geschützt war. Scheuchte ich die Flüchtigen auf, so sprangen sie in unglaublicher Weise mit der federnden Kraft eines Gummiballes von Klippe zu Klippe, über Klüfte und Abgründe hinweg, immer mit der größten Behendigkeit und Sicherheit."

Diese Worte des berühmten Jägers fielen mir ein, als ich im Mensathale zum ersten Male hoch oben auf haarscharfem Grate zwei Antilopen stehen sah, gemächlich sich hin und her wiegend, als



Der Klippspringer (Oreotragus saltatrix).

gäbe es keine Abgründe zu beiden Seiten. Das mußten Klippspringer sein; ich wußte es, ohne jemals vorher einen von ihnen oder auch nur eine Gemse im Freileben gesehen zu haben. Später fand ich Gelegenheit, die schmucken Geschöpfe noch etwas besser kennen zu lernen; ich bin aber weit entfernt, zu behaupten, daß ich von ihnen ausführlich erzählen könnte.

Rüppell ist meines Wissens der Erste, welcher mit aller Bestimmtheit behauptet, daß der Sassa und der Klippspringer ein und dasselbe sind. Bis zu seiner Beobachtungsreise in Habesch hatte man kaum Kunde von dem Vorkommen dieser Antilope in so nördlich gelegenen Gegenden;

wenigstens weisen alle Forscher vor ihm dem Klippspringer nur das Kapland zur Heimat an, und einige thun Dies heutigen Tages noch.

Der Klippspringer oder der Sassa findet sich auf nicht allzu niederen Gebirgen, in den Bogosländern etwa auf solchen zwischen 2 und 8000 Fuß Höhe. Am Kap soll er den Quadersandstein allen übrigen Felsarten vorziehen; in Habesch belebt er wohl jede Gesteinsart ohne Unterschied. Die Berge sind hier weit reicher und lebendiger, als im Süden des Erdtheils. Eine dichte Pflanzendecke überzieht ihre Gehänge, und namentlich die Euphorbien bilden oft auf große Strecken hin einen bunten Teppich an den Wänden, in welchen die Kronen der Mimosen und anderer höheren Bäume wie eingestickte grüne Punkte erscheinen. Hier haust unser Sassa, aber allerdings mehr in der baumarmen Höhe, als in der Niederung, obwohl er auch ziemlich tief in den Thälern gefunden werden kann.

Er lebt paarweise wie die Schopfantilope; dennoch sieht man von ihm häufig kleine Trupps aus drei und selbst aus vier Stücken bestehend, entweder eine Familie mit einem Jungen oder zwei Pärchen, welche sich zusammengefunden haben und eine Zeitlang mit einander dahinziehen. Bei gutem Wetter sucht jeder Trupp soviel als möglich die Höhe auf, bei anhaltendem Regen steigt er tiefer in das Thal hinab. In den Morgen- und Abendstunden erklettern die Paare große Felsblöcke, am liebsten selbst oben auf der Höhe des Gebirgs, und stellen sich hier mit ziemlich eng zusammengestellten Hufen wie Schildwachen auf, manchmal stundenlang ohne Bewegung verharrend. Solange das Gras thaunaß ist, treiben sie sich stets auf den Blöcken und Steinen umher; in der Mittagsglut aber suchen sie unter den Bäumen oder auch unter großen Felsplatten Schutz, am liebsten gelagert auf einen beschatteten Block, welcher nach unten hin freie Aussicht gewährt. Von Zeit zu Zeit erscheint wenigstens einer der Gatten auf der nächsten Höhe, um von dort aus Umschau zu halten.

Jedes Paar hält an dem einmal gewählten Gebiete mit großer Zähigkeit fest. Pater Filippini in Mensa konnte mir mit vollster Bestimmtheit sagen, auf welchem Berge ein paar Sassas ständen: er wußte die Aufenthaltsorte der Thiere bis auf wenige Minuten hin sicher zu bestimmen.

Das Geäße des Klippspringers besteht aus Mimosen und anderen Baumblättern, Gräsern und saftigen Alpenpflanzen und wird in den Vormittags- und späteren Nachmittagsstunden eingenommen. Um diese Zeit versteckt sich der Sassa förmlich zwischen den Euphorbiensträuchern oder dem hohen Gras um die Felsblöcke herum, und der Jäger bemüht sich vergeblich, eines der ohnehin schwer wahrnehmbaren Thiere zu entdecken, während er in den Früh- oder Abendstunden dieses Wild wegen der Eigenthümlichkeit der Stellung, welche es auf den höchsten Steinen annimmt, und Dank der reinen Luft jener Höhen, über eine halbe Meile weit sehen und unterscheiden kann.

Man darf nicht behaupten, daß der Sassa besonders scheu sei; jedoch ist Dies wahrscheinlich blos deshalb der Fall, weil die Abissinier wenig Jagd auf ihn machen. Mehrmals habe ich ihn von niederen Bergrücken ruhig und unbesorgt auf uns unten im Thale herabäugen sehen, obgleich wir in ganz gerechter Schußnähe dahinzogen. Er stand gewöhnlich starr wie eine Bildsäule, auf einer vorspringenden Felsplatte, die Lichter fest auf uns gerichtet, das große Gehör seitlich vom Kopfe abgehalten, ohne durch eine andere Bewegung, als durch Drehen und Wenden der Ohren, Leben zu verrathen. Augenscheinlich hatte er die Tücke des Menschen hier noch nicht in ihrem vollen Umfange erfahren; denn überall, wo er schon Verfolgungen erlitten hat, spottet er der List des Jägers und entflieht schon auf ein Paar hundert Ellen Entfernung vor ihm. Der Knall eines Schusses bringt bei dem Klippspringer eine merkwürdige Wirkung hervor. Wenn der Jäger fehlte, sieht er ihn blos noch eine Viertelminute lang; später ist er verschwunden. Mit Vogelschnelle springt das behende Geschöpf von einem Absatz zum anderen, an den steilsten Felswänden und neben den grausigen Abgründen dahin, mit derselben Leichtigkeit, wenn es aufwärts, als wenn es abwärts klettert. Die geringste Unebenheit ist ihm genug, festen Fuß zu fassen; seine Bewegungen sind unter allen Umständen ebenso sicher, als schnell. Am meisten bewundert man die Kraft der Läufe, wenn der Sassa berganfwärts flüchtet. Jede seiner Muskeln arbeitet. Der Leib erscheint noch einmal so kräftig als

sonst, die starken Läufe wie aus federndem Stahl geschmiedet. Jeder Sprung schnellt das Thier hoch in die Luft; bald zeigt es sich ganz frei den Blicken, bald ist es wieder zwischen den Steinen oder in den mehr als fußhohen Pflanzen verschwunden, welche die Gehänge bedecken. Mit unglaublicher Eile jagt es dahin; wenige Augenblicke genügen, um es außer Bereich der Büchse zu bringen. Zuweilen kommt es aber doch vor, daß man die Verfolgung noch ein Mal aufnehmen und ein zweites Mal zum Schuß gelangen kann. In Gegenden, wo das Feuergewehr nicht üblich ist, machen sich alle Thiere anfangs aus dem Knall sehr wenig, und die Klippspringer zumal scheinen an das Krachen und Lärmen der herabrollenden Steine im Gebirge so gewöhnt zu sein, daß sie ein Schuß kaum behelligt. Ich selbst habe aus einer Familie von drei Stücken noch den Bock erlegt, nachdem ich ihn das erste Mal gefehlt hatte. Der Trupp war nach dem Knall zwar einigermaßen verwundert, aber doch furchtlos auf nahestehende Felsblöcke gesprungen, um sich von dort aus Sicherheit über den Vorfall zu verschaffen, und weil ich mich ganz ruhig verhielt, zog die Gesellschaft später nur langsam weiter an den Bergwänden hin, so daß ich sie bald wieder einholen und nunmehr die Büchse besser richten konnte. Wenn man sich gleich von Anfang an vorbereitet hat, zwei Mal zu schießen, kann man beide Gatten des Pärchens erlegen; denn der eine Sassa bleibt regelmäßig noch einige Augenblicke neben seinem getödteten Gefährten stehen, betrachtet ihn mit großem Entsetzen und läßt dabei den so vielen Antilopen eigenthümlichen scharfen Schneuzer des Schrecks oder der Warnung vernehmen. Fürst Hohenlohe erlegte einmal beide Böcke eines Doppelpärchens mit zwei rasch auf einanderfolgenden Schüssen.

Wie es scheint, fällt in Habesch die Satzzeit des Sassa zu Anfang der großen Regenzeit. Im März traf ich Pärchen, in deren Geleit sich der etwa halbjährige Sprößling noch befand. Genaues wußten mir die Abissinier nicht anzugeben, obwohl ihnen allen der Klippspringer ein sehr bekanntes Thier ist.

Die Betschuanen sind, wie man erzählt, der sonderbaren Ansicht, daß der Klippspringer durch Geschrei den Regen beschwöre. Sie suchen sich deshalb, wenn sie von Trockenheit leiden, sobald als möglich lebende Klippspringer zu verschaffen und plagen die armen, kleinen Geschöpfe durch Schlagen, Kneipen und Zwicken, damit sie laut aufschreien und ihnen Regen bringen. In Habesch hält man den Sassa nirgends in der Gefangenschaft, wohl aber jagt man ihn seines Wildprets halber, vorausgesetzt nämlich, daß man ein Feuergewehr besitzt und dies zu handhaben weiß. Die Decke wird hier nicht benutzt, wie am Kap, wo man sie zu Polstern, Satteln und dergleichen verwendet.

Nach Europa ist bisjetzt, wie es scheint, noch kein Klippspringer lebend gekommen. Daß er sich in der Gefangenschaft halten würde, unterliegt wohl kaum einem Zweifel; denn die Höhen, welche er zu seinem Aufenthalte sich wählt, haben so ziemlich dasselbe Klima, wie unser heimatlicher Erdtheil. Es erscheint mir gar nicht unmöglich, daß das nette Wild bei uns eingebürgert werden könnte: — sicherlich zur größten Freude der Gemsenjäger, welche dann neben unserer heimischen noch an der afrikanischen Gebirgsantilope ihre Kunst bewähren würden. —

Die außerordentliche Fertigkeit im Bergsteigen, welche dem Klippspringer die Bewunderung des Menschen errungen hat, besitzt auch der indische Goral, ein Thier, welches zur Gruppe der Waldziegenantilopen (Nemorhoedus) gehört. Dieser Name deutet ebensowohl auf Gestalt, wie auf Lebensweise der betreffenden Wiederkäuer hin. Alle hierher gehörigen Antilopen haben große Aehnlichkeit mit den Ziegen. Beide Geschlechter sind ziegenähnlich behornt, nur daß ihre unten geringelten, erst gerade aufsteigenden, dann gegen die Spitze hin ein wenig nach hinten gekrümmten Hörner nicht gekantet sind, wie bei den Ziegen. Thränen- und Weichengruben fehlen. Bisjetzt kennt man blos wenige Arten jener Gruppe, und auch diese noch nicht genau.

Der Goral (Nemorhoedus Goral) hat die Größe einer Ziege. Seine Länge beträgt gegen 4 Fuß, die des Schwanzes 4, mit dem Haarpinsel 8 Zoll, die Höhe am Widerrist aber 2¼ Fuß. Das Gehörn des Bockes ist etwa 4 Zoll lang, kurz, dünn, gerundet; an der Wurzel stehen beide Stangen sehr nahe zusammen, gegen das Ende hin biegen sie sich von einander ab. Die Zahl der Wachsthumsringe schwankt zwischen 20 und 40. Als Artkennzeichen mögen gelten: Ein gedrungener Leib mit geradem, nicht abschüssigen Rücken, mittellange und schmächtige Beine, mittellanger Hals und kurzer, nach vorn zu verschmälerter Kopf mit eiförmigen, großen Augen und langen, schmalen Ohren, sowie ein kurzes, dichtes, etwas abstehendes, zumal an Leib und Hals lockeres Haarkleid von grauer oder röthlichbrauner Farbe, oben an den Seiten und auch unten, mit Ausnahme eines schmalen gelben Längsstreifens am Unterleibe, schwarz und röthlich gesprenkelt, an Kinn und Kehle sowie einem vonhieraus hinter den Wangen nach dem Ohr zu verlaufenden Streifen weiß, auf dem längs des Rückens verlaufenden Haarkamme aber schwarz.



Der Goral (Nemorhoedus Goral).

Nur ein ziemlich kleiner Theil Asiens, namentlich Nepal, scheint den Goral zu beherbergen Hier lebt er auf allen Gebirgen des noch so unbekannten Landes, mehr in der Höhe, als in der Tiefe. Auf wilden Gehängen, welche hier und da steil abfallen, soll er häufig sein. Er schlägt sich in starke Rudel und Herden, äßt sich von den verschiedenartigsten Gräsern und Kräutern des Gebirges und dem Gelaube der Bäume, zieht morgens von den Wäldern aus auf Klüfte und zu den Quellen, und steigt während des Tages mehr und mehr im Gebirge empor, auf demselben Wege abends wieder nach dem Walde zurückkehrend.

Alle Bewegungen des Goral stehen denen des Klippspringers kaum oder nicht nach: die Einwohner von Nepal sehen in ihm das schnellste aller Geschöpfe. Aeußerst furchtsam, scheu und flüchtig, mit vortrefflichen Sinnen begabt, klug und listig, läßt er sich schwer beschleichen und noch weniger verfolgen. Deshalb lebt er auch in größter Sicherheit und Ruhe, ja fast unbehelligt auf jenen Gebirgen.

Ueber die Fortpflanzung wissen wir noch Nichts; wohl aber ist es bekannt, daß jung eingefangene Thiere, welche man durch Ziegen groß ziehen läßt, sehr leicht zahm werden, während ältere Gefangene auch bei der sorgfältigsten Behandlung immer scheu und wild bleiben. Dabei sind sie schwer zu halten, weil sie, wie die Steinböcke, an den Wänden emporklettern und regelmäßig zu entfliehen wissen, wenn man nicht besondere Vorkehrungen trifft.

Ein Goral, welcher sich im Besitz eines englischen Statthalters befand und auf einem viereckigen Platze gehalten wurde, versuchte mehrmals, die etwa zehn Fuß hohe Umzäumung zu überspringen und erreichte auch bei jedem Satze fast die erwünschte Höhe. Nach Europa ist bisjetzt noch kein lebender Goral gekommen, und selbst die Bälge dieser Thiere gehören noch zu großen Seltenheiten in den Museen.

An diese fremden Antilopen können wir unsere deutsche anschließen, das liebliche, vielfach verfolgte Kind unserer Gebirge, die Gemse. Sie gilt als der Vertreter einer eigenen Sippe (Capella), deren Hauptkennzeichen in den gerade nach aufwärts gerichteten, gegen das Ende hakenförmig nach rückwärts gekrümmten Hörnern liegen. Weichengruben und Klauendrüsen fehlen.

Die Gemse (Capella rupicapra) ist der Ziege sehr ähnlich, unterscheidet sich aber durch den kurzen, gedrungenen Körperbau, die längeren und stärkeren Läufe, den gestreckten Hals, die spitzen, nach vorwärts gerichteten Lauscher und durch ihr Gehörn. Die Länge beträgt 3 Fuß 8 bis 10 Zoll, die Schwanzlänge 3 Zoll, die Höhe am Widerrist 2 Fuß 4 Zoll und die am Kreuze noch etwas mehr. Die Hörner sind 10 bis 11 Zoll lang. Sehr schwere Böcke wiegen 80 bis 100 Pfund; durchschnittlich aber erreichen sie nur selten ein Gewicht von 60 Pfund. Bei den Böcken stehen die Hörner weiter aus einander und sind auch größer, als bei der Geis; im übrigen sind beide Geschlechter fast gleich. Je nach der Jahreszeit tragen die Gemsen ein verschiedenes Kleid. Im Sommer ist die allgemeine Färbung ein schmuziges Rothbraun oder Rostroth, welches auf der Unterseite ins Hellrothgelbe übergeht. Längs der Mittellinie des Rückens verläuft ein schwarzbrauner Streifen; die Kehle ist fahlgelb, der Nacken weißgelblich. An den Schultern, auf den Schenkeln und der Brust und in den Weichen geht die allgemeine Färbung in das Dunkelbraungrau über; die Hinterseite der Schenkel ist weiß, der Schwanz auf der Oberseite und an der Wurzel rothgrau, auf der Unterseite und der Spitze schwarz. Von den Ohren an über die Augen hin läuft eine nach vorn getheilte, schmale, schwärzliche Längsbinde, welche scharf von der fahlen Färbung absticht. Ueber den vorderen Augenwinkel, zwischen den Nasenlöchern und der Oberlippe stehen rothgelbe Flecken. Während des Winters ist die Gemse oben dunkelbraun oder glänzend braunschwarz, am Bauche weiß; die Beine sind unten heller, als oben, und ziehen mehr ins Rothfarbene; die Füße und der Kopf sind gelblichweiß, auf dem Scheitel und der Schnauze etwas dunkler. Die Längsbinde von der Schnauzenspitze zu den Ohren ist dunkelschwarzbraun. Beide Kleider gehen so allmählich in einander über, daß das reine Sommer- und Winterkleid immer nur sehr kurze Zeit getragen werden. Junge Thiere sind rothbraun und heller um die Augen gefärbt. — Die Jäger unterscheiden hauptsächlich zwei verschiedene Abarten, die große dunkelbraune, welche sie „Waldthier“ nennen, und eine kleine rothbraune, die sie mit dem Namen „Gratthier“ bezeichnen; ein Forscher kann diese Unterscheidungen jedoch nicht gelten lassen.

Unsere Alpen sind die eigentliche Heimat der Gemse. Von Savoyen aus reicht sie westwärts bis nach dem Süden Frankreichs und nach Süden hin bis in die Abruzzen, nach Südost über die Gebirge Dalmatiens hinweg bis nach Griechenland, wo sie auf den Klippen des Veluzi getroffen wird, nordwärts begrenzen die Karpathen, namentlich die hohen Gipfel der Tatra, ihren Aufenthalt. Ob die Gemse, welche die Pyrenäen und einen Theil der von da aus in das eigentliche Spanien streifenden Gebirgszüge bewohnt, von der der Alpen verschieden ist oder nicht, steht dahin. In ihrer eigentlichen Heimat ist sie häufig, nur in Unterösterreich nicht, wo sie durch die fortwährende

Nachstellung vertrieben wurde. Außerdem kommen im Kaukasus, in Taurien, Georgien und Sibirien Gemsen vor: über sie wissen wir aber noch viel zu wenig, als daß wir sie genauer bezeichnen könnten.

Ueberall, wo die Gemse lebt, bewohnt sie das Hochgebirge, während des Sommers die höchsten Alpen bis zur Schneegrenze, und nur selten die obersten Wälder; während des Winters die etwas tiefer gelegenen Thäler im Waldgürtel. Mit Beginn des Tages wandert sie sich äßend an dem Bergrücken herab; gegen Mittag lagert sie sich am Rande schroffer Felsenwände, unter dem Schatten der Gesteine und des Laubes der niederen Gesträuche, ruht ein wenig und klettert dann weidend wieder zu den Höhen empor, dort nochmals einen Ruheort aufsuchend und wiederkäuend. Während der Nacht verbirgt sie sich zwischen Felsen und Blöcken, unter Grotten und Steinvorsprüngen, im



Die Gemse (Capella rupicapra).

hohen Sommer am liebsten auf den westlichen und nördlichen Bergseiten, in den übrigen Jahreszeiten auf den östlichen und südlichen. Auch in mondhellen Nächten äßt sie sich an Bergwänden; überhaupt ist sie keineswegs ein so vollendetes Tagthier, als man gewöhnlich annimmt.

Wie die meisten übrigen Antilopen lebt die Gemse einzeln, mit alleiniger Ausnahme der Zeit, wo sie auf die Brunst tritt. Dann schlägt sie sich zu größeren oder kleineren Rudeln zusammen. Zur Brunstzeit schließen sich die alten Geisen paarweise den alten Böcken an. Gegenwärtig sind die Trupps überall schwach; selbst da, wo die Thiere geschont werden. Nur in den Karpathen sollen noch sehr starke Rudel vorkommen. Trupps von 10 bis 20 Stück sieht man jetzt nur in den kaiserlichen Jagdgebieten, während alte Leute sich erinnern, in ihrer Kindheit noch 80 bis 100 Stück auf einem Rudel gesehen zu haben.

Hinsichtlich ihrer Bewegungen wetteifert die Gemse mit den uns bereits bekannten Bergsteigern ihrer Familie. Sie ist ein höchst geschickter Kletterer, ein sicherer Springer und ein kühner und rüstiger Bergsteiger, welcher auch auf den gefährlichsten Stellen, wo keine Alpenziege hinaufzuklettern wagt, rasch und sicher sich dahinbewegt, selbst ohne Noth, blos etwa dort wachsende Alpenkräuter aufzusuchen. Wenn sie langsam zieht, hat ihr Gang etwas Schwerfälliges, Plumpes, und die ganze Haltung etwas Unschönes: sowie aber ihre Aufmerksamkeit erregt wird und sie flüchten muß, ändert sich das ganze Thier gleichsam um. Es erscheint frischer, kühner, edler und kräftiger; und nun eilt es mit raschen Sätzen dahin, in jeder Bewegung ebensoviel Kraft als Anmuth verrathend. Ueber die außerordentliche Sprungfähigkeit sind noch wenig Beobachtungen gemacht worden. Von Wolten maß, wie Schinz berichtet, den Sprung einer Gemse und fand ihn 21 pariser Fuß weit. Der genannte Beobachter sah eine zahme Gemse auf eine 14 Fuß hohe Mauer hinauf- und auf der anderen Seite hinab-, einer Magd, welche eben dort graste, auf den Rücken springen. Wo nur immer auf der Mauer ein Steinchen los ist oder ein kleiner Vorsprung sich zeigt, kann die Gemse ansetzen, und sie erreicht in wenigen Sätzen die Höhe wie im Fluge; sie nimmt dabei einen Anlauf und sucht schief aufwärts zu kommen. Ueber die steilsten Klippen läuft sie mit derselben Sicherheit, wie ihre Geistes- und Leibesverwandten, und da, wo man glauben sollte, es sei unmöglich, daß ein Thier von solcher Größe Fuß fassen könnte, eilt sie mit Blitzesschnelle sicher davon. Sie springt leichter bergauf, als bergab, und setzt mit außerordentlicher Behutsamkeit die Vorderfüße, in denen sie eine große Gelenkigkeit besitzt, auf, damit sie keine Steine lostrete. Selbst schwer verwundet eilt sie noch flüchtig auf den furchtbarsten Pfaden dahin, ja auch dann, wenn ihr ein Bein weggeschossen wurde, zeigt sie kaum geringere Behendigkeit, als die, welche gesund ist. Höchst vorsichtig geht sie, wie Tschudi sagt, auf dem Firnschnee oder frischem Gletscherschnee, welcher die Schlünde verrätherisch verhüllt. Hier hat man sie oft an solchen Orten umkehren sehen, wo Menschen behutsam vorwärts gehen. Auch auf Felsengehängen geht sie äußerst besorglich und langsam dahin. Einige Glieder des Trupps richten ihre Aufmerksamkeit auf die Pfade; die übrigen spähen unablässig nach anderer Gefahr. „Wir haben gesehen," so berichtet der berühmte Forscher, „wie ein Gemsenrudel ein gefährliches, sehr steiles, mit Geröll bedecktes Felsenkamin überschreiten wollte, und uns über die Geduld und Klugheit der Thiere gefreut. Eins ging voran und stieg sacht hinauf, die übrigen warteten der Reihe nach, bis es die Höhe ganz erreicht hatte, und erst als kein Stein mehr rollte, folgte das zweite, dann das dritte und so fort. Die oben angekommenen zerstreuten sich keineswegs auf der Weide, sondern blieben am Felsenrande auf der Spähe, bis die letzten sich glücklich zu ihnen gesellt hatten."

Nach Schinz versteigen sich die Gemsen zuweilen so, daß sie weder vor- noch rückwärts mehr kommen können, keinen Fuß fassen und so in den Abgrund stürzen müssen. Tschudi widerspricht Dem und sagt, daß die Gemse unter solchen Umständen versucht, das Unmögliche möglich zu machen, in den Abgrund springt und zerschellt. „Nie verstellt sich eine Gemse, d. h. bleibt unbeholfen und rettungslos stehen, wie oft die Ziegen, welche dann meckernd abwarten, bis der Hirt sie mit eigener Lebensgefahr abholt. Die Gemse wird sich eher zu Tode springen. Doch mag dieses sehr selten geschehen, da ihre Beurtheilungskraft weit höher steht, als die der Ziege. Gelangt sie auf ein schmales Felsenband hinaus, so bleibt sie einen Augenblick am Abgrund stehen und kehrt dann, die Furcht vor den folgenden Menschen oft überwindend, pfeilschnell auf dem Herwege zurück. Hat das Thier, wenn es über eine fast senkrechte Felswand heruntergejagt wird, keine Gelegenheit, einen faustgroßen Vorsprung zu erreichen, um die Schärfe des Falles durch wenigstens augenblickliches Aufstehen zu mildern, so läßt es sich dennoch hinunter, und zwar mit zurückgedrängtem Kopf und Hals, die Last des Körpers auf die Hinterfüße stemmend, die dann scharf am Felsen hinunterschnurren und so die Schnelligkeit des Sturzes möglichst aufhalten. Ja, die Geistesgegenwart des Thieres ist so groß, daß es, wenn es im Sichhinunterlassen noch einen rettenden Vorsprung bemerkt, alsdann im

Fall mit Leib und Füßen noch rudert und arbeitet, um diesen zu erreichen, und so im Sturze eine krumme Linie beschreibt."

Eine ungewöhnliche Ortskenntniß kommt der Gemse bei ihren kühnen Wanderungen sehr zu statten. Sie merkt sich jeden Weg, den sie nur ein Mal gegangen, und kennt in ihrem Gebiet, so zu sagen, jeden Stein; deshalb eben zeigt sie sich so außerordentlich heimisch auf ihren Hochgebirgen, während sie im hohen Grade unbeholfen erscheint, wenn sie dasselbe verläßt. „Im Sommer 1815," erzählt Tschudi, „stellte sich zu nicht geringem Erstaunen der Augenzeugen plötzlich ein wahrscheinlich gehetzter Gemsenbock in die Wiesen bei Arbonn, setzte ohne unmittelbare Verfolgung über alle Hecken und stürzte sich in den See, wo er lange irrend umherschwamm, bis er, dem Verenden nahe, mit einem Kahne aufgefangen wurde. Einige Jahre vorher wurde im Rheinthale eine junge Gemse im Morast steckend lebend ergriffen."

Die Gemse ist das Sinnbild der Wachsamkeit. Ihre ungemein scharfen Sinne befähigen sie hierzu, wie wenig andere Thiere. Geruch, Gesicht und Gehör sind bei ihr gleich entwickelt. Niemals vergißt die Gemse ihre Sicherung; selbst im Schlafe noch thun ihre Sinneswerkzeuge ihre Schuldigkeit. Beim Ruhen streckt sie sich nur selten auf dem Boden aus: ihre gewöhnliche Haltung ist so, daß sie augenblicklich die Flucht ergreifen kann. Gern verbergen sich die ruhenden Gemsen im leichten Gebüsch, am liebsten aber auf einem Felsenvorsprunge, wo der Rücken gedeckt ist, die Seiten frei sind und nach vorn ein ungehinderter Ueberblick möglich ist. Dabei übernimmt jedes Mal das Leitthier, die „Vorgeis", wie die Jäger sagen, das Wächteramt; aber auch einige der älteren Thiere unterstützen sie hierin. Unbekümmert um das fröhliche Treiben der Herde weidet der Leitbock in einiger Entfernung allein, sieht sich alle Augenblicke um, hebt sich hoch auf, wittert und sichert beständig. Ein Jäger, welcher im Winde steht, wird von den Gemsen aus unglaublicher Entfernung wahrgenommen, zumal wenn er still steht. Gewöhnlich wird jeder Feind rechtzeitig erspäht, und ebendeshalb verursacht die Jagd so große Mühe. Sobald die Gemsen einen Jäger wittern, wird sofort alle Sinnesschärfe aufs äußerste gespannt, um den Ort der Gefahr ausfindig zu machen. „Das Ohr und das Auge," sagt Tschudi, „wetteifern mit der schnopperuden Nase. Der endliche Anblick des Jägers beruhigt sie; wittern sie nur, ohne ihn zu sehen, so geberden sie sich wie toll, da sie weder die Nähe des Verderbers, noch die genaue Richtung desselben und also auch die ihrer Flucht bestimmt ermessen können. Unruhig rennen sie umher oder stehen zusammen, recken die Hälse umher und suchen den Jäger ausfindig zu machen. So wie Dies geschehen ist, halten sie an und betrachten ihn einen Augenblick neugierig. Bewegt er sich nicht, so stehen sie auch still; sobald er aber jenes thut, ergreifen sie nach einer gewohnten Richtung und nach einem bekannten, nicht allzu fernen Schutzort die Flucht." Ahnt das Leitthier Gefahr, so pfeift es, wie das Murmelthier, hell auf, stampft mit einem der Vorderläufe auf den Boden und beginnt sofort die Flucht. Die anderen folgen ihm im Galopp nach. Das Pfeifen, oder wahrscheinlich richtiger das Schneuzen, ist ein heiserer, schneidender, etwas gezogener Laut, welcher weithin vernommen wird.

Aus Vorstehendem geht deutlich genug hervor, daß die Geistesfähigkeiten der Gemse zu einer hohen Entwickelung gelangt sind. Es spricht sich in jeder ihrer Bewegungen, in ihrem ganzen Wesen sehr viel berechnender Verstand aus. Die Gemse ist eigentlich nicht scheu, wohl aber im hohen Grade vorsichtig: sie prüft erst sorgfältig, ehe sie handelt; sie überlegt, sie berechnet, sie schätzt. Ihr Gedächtniß ist ganz vortrefflich. Sie merkt auf mehrere Jahre hin, wo sie verfolgt wurde, und weiß es genau, wo man sie schützt und hegt. Auf den sogenannten freien Bergen oder an Orten, wo keine Gemsen geschossen werden dürfen, wird sie fast kühn und zutraulich. Dort scheint sie sich mit dem Menschen und seinem Treiben vertraut machen zu wollen; auf den Jagdplätzen aber meidet sie diesen, ihren gefährlichsten Feind, wie die Pest. Sie weiß es genau, daß er ihr hier sehr schädlich wird, während er ihr dort nichts anhaben kann. Wie Schinz angibt, will man Beobachtungen gemacht haben, daß die Gemsen solche Wälder allen übrigen vorziehen, welche vor Lawinen sicher sind: Dies würde gewiß auf einen hohen Grad von Klugheit deuten.

Im Sommer besteht die Nahrung der Gemse aus den besten Alpenpflanzen, namentlich aus denen, welche nahe der Schneegrenze wachsen: aus jungen Trieben, dem Alpenröschen, selbst jungen Schößlingen von Nadelbäumen, z. B. Tannen und Fichten. Im Winter muß ihr das lange Gras, welches über den Schnee hervorragt, und allerlei Mos und Flechten genügen. Sie ist anspruchslos und kann lange hungern; Wasser aber ist für sie ein Bedürfniß, und Salz eine ganz besondere Leckerei.

Wenn die Weide gut ist, nimmt die Gemse beträchtlich an Umfang und Gewicht zu. Sie wird dann so feist, daß eine dicke Lage von Fett sie umhüllt. Nach der Brunstzeit magert sie wieder ab, und wenn tiefer Schnee den Boden deckt, hat sie große Noth, um ihr Leben zu fristen. Dann soll sie sich nach den Wäldern herabziehen und die langen, bartartigen, von den Zweigen hängenden Flechten abfressen. Unter solchen Umständen nimmt sie im Schutz der sogenannten Wetter- oder Schirmtannen ihren Winteraufenthalt und geht, sobald der Schnee es ihr erlaubt, mühselig von einem Baume zum anderen. In den Heuschobern, welche man in einigen Alpengegenden im Freien aufbewahrt, finden sie zuweilen eine höchst willkommene Nahrung; oft sammeln sich ganze Gesellschaften in der Nähe solcher Speicher und fressen so große Löcher hinein, daß sie sich in dem Heue gleich gegen die Stürme decken können. Sehr unwahrscheinlich ist es, daß Gemsen im Winter verhungern, obgleich Tschudi von einem Berner Jäger versichert wurde, daß der Mann einmal im Frühjahr unter einer großen Schirmtanne fünf eingeschneite und verhungerte Gemsen gefunden habe. „Sie hätten,“ sagte der Mann aus, „den Schnee unter den Bäumen überall eingetreten, außerhalb der Zweige sei er aber ihren Kräften zu mächtig gewesen.“ Dagegen soll es öfters vorkommen, daß sich eine oder die andere Gemse beim Abäßen der Flechten einer Tanne mit den Hörnern in den Aesten verwickelt, hängen bleibt und verhungert. Tschudi erinnert sich selbst, ein derartig emporgerichtetes Gemsengeripp gesehen zu haben.

Die Brunstzeit der Gemsen fällt in den Spätherbst. Um diese Zeit stellen sich die alten Böcke, welche bisjetzt einsiedlerisch gelebt haben, beim Rudel ein, und nun beginnt ein sehr lustiges und fröhliches Leben. Man sieht oft ganze Rudel stundenlang in muthwilligen Sprüngen sich ergötzen. Auf den schmalsten Felsenkämmen treiben sich die Thiere lustig umher, und die liebesbrünstigen Böcke bestehen jetzt ganz ernsthafte Kämpfe. Dabei geht es oft schlimm ab: bald wird Eine über die Felsen hinausgedrängt, bald von einem stärkeren, welcher beim Anstoßen mit den Hörnern kräftig von oben nach unten haut, tödtlich verwundet. Die Jungen führen blos Scheinkämpfe aus. Sie üben sich gleichsam für den Streit, welchen das Alter ihnen sicher bringt. „Auf den schmalsten Felsenkanten,“ sagt Tschudi, „treiben sie sich umher, suchen sich mit den Hörnchen herunter zu stoßen, spiegeln an einem Ort den Angriff vor, um sich an einem anderen bloßzustellen und necken sich auf die muthwilligste Art. Gewahren sie aber, wenn auch in noch so großer Entfernung, einen Menschen, so ändert sich die ganze Sache. Alle Thiere, vom ältesten Bock bis zum kleinsten Zicklein, sind zur Flucht bereit, rührt sich auch der Beobachter nicht, so kehrt doch die gute Laune nicht wieder. Langsam ziehen sie bergan und lassen keinen Augenblick die mögliche Gefahr aus dem Auge. Gewöhnlich gehen sie dann ganz in die Höhe. Am Rande der oberen Felsenkrone stellt sich das ganze Rudel neben einander auf, schaut unaufhörlich in die Tiefe und bewegt den weißen glänzenden Kopf fortwährend bedenklich in den Lüften umher. Im Sommer sieht man dann die Gemsen schwerlich wieder in demselben Gebiete; im Herbst, wo die Gebirge einsamer sind, jagen sie oft im Galopp die Alpengehänge herunter und beziehen die alten Spielplätze.“ So geht das fröhliche Spielen und Necken fort durch die ganze Brunstzeit, bis endlich die Stärkeren sich ihre Ziegen erstritten haben. Diese folgen willig dem Männchen und leben mit ihm bis zum Eintritt des hohen Winters allein; dann kehren beide zur Herde zurück.

Zwanzig Wochen nach der Paarung, gewöhnlich Ende Aprils bis Ende Mais, werfen die Ziegen ein, seltener zwei Junge unter einem trockenen, verborgenen Felsenvorsprunge. Wenige Stunden nach der Geburt folgt das Junge der Mutter nach, und nach ein paar Tagen ist es bereits

fast ebenso gewandt, wie diese. Die Gemsenziege behält ihren Sprößling sechs Monate lang bei sich. Sie ist äußerst besorgt um ihn und lehrt und unterrichtet ihn in allen Nothwendigkeiten des Lebens. Der Bock hingegen bekümmert sich nicht im geringsten um seine Nachkommenschaft. Schon vor der Geburt hat sich die hochbeschlagene Ziege vom Rudel abgesondert und eine passende Weide ausgesucht. Dort treibt sie sich später mit ihrem Jungen umher, immer auf den steilsten und einsamsten Stellen. Meckernd leitet sie ihr Kind, und mit Meckern gibt sie ihm Unterricht in allen Fertigkeiten, deren die Gemse so nothwendig bedarf, nämlich Klettern und Springen, und macht ihm manche Sprünge ausdrücklich so lange vor, bis das Junge geschickt genug ist, sie ohne weiteres auszuführen. Auch das Junge hängt mit unendlicher Liebe an seiner Mutter; es verläßt sie nicht einmal im Tode. Mehr als ein Mal haben die Jäger beobachtet, daß junge Gemsen zu ihren von ihnen erlegten Müttern kamen und klagend bei ihnen stehen blieben. Ja es sind Beispiele bekannt, daß sich solche Thiere, obgleich sie ihre Scheu vor dem Menschen durch einen dumpfen, blökenden Ton und das aufgesperrte Maul deutlich zu erkennen gaben, ruhig von der Leiche ihrer Mutter wegnehmen ließen. Uebrigens sollen, wie beim Steinwild, verwaiste Gemsen von anderen Müttern angenommen und treulich gepflegt werden. Die neugeborenen Thiere wachsen außerordentlich rasch. Schon im dritten Monat zeigen sich die Hörnchen, und im dritten Jahre können sowohl die Böcke, als die Ziegen als erwachsen gelten. — Das Alter, welches sie überhaupt erreichen, schätzt man auf 20 bis 30 Jahr.

Jung eingefangene Gemsen lassen sich leicht zähmen. Man ernährt sie mit Ziegenmilch, mit saftigem Grase und Kräutern, mit Kohl, Rüben und Brod. Wenn man gutartige Ziegen hat, kann man diesen das Pflegeelterngeschäft anvertrauen. Dabei gedeihen die kleinen, lustigen Gebirgskinder nur um so besser. Die jungen Gemsen haben in ihrem Benehmen viel Ziegenartiges, und die Jungen vielleicht noch mehr, als die Alten. Lustig spielen sie mit dem Zicklein, keck und munter mit dem Hunde; traulich folgen sie dem Pfleger, freundlich kommen sie herbei, um sich Nahrung zu erbitten. Ihr Sinn strebt immer nach dem Höchsten. Steinblöcke in ihrem Hofe, Mauerabsätze und andere Erhöhungen werden ein Lieblingsort für sie. Dort stehen sie oft stundenlang. Sie werden zwar nie so kräftig, als die freilebenden Gemsen, scheinen sich aber ganz wohl in der Gefangenschaft zu befinden. Bei manchen bricht im Alter auch eine gewisse Wildheit durch; dann gebrauchen sie ihre Hörnchen oft recht ausdrücklich. Ihre Genügsamkeit erleichtert ihnen und ihrem Pfleger die Gefangenhaltung. Im Alter sind sie noch weniger wählerisch hinsichtlich ihrer Nahrung, als in der Jugend. Abgehärtet sind sie von Mutterleibe an. Im Winter genügt ihnen ein wenig Streu unter einem offenen Dächlein. Sperrt man sie in einen Stall, so behagt es ihnen nicht einmal. Einen Raum zur Bewegung und frisches Wasser müssen sie haben: diese beiden Dinge sind ihnen unumgänglich nöthig. Alteingefangene bleiben immer furchtsam und scheu.

Bisjetzt ist es nur selten gelungen, die Gemse in der Gefangenschaft zur Fortpflanzung zu bringen. Der Fabrikant Laufer in Chambery bekam im Jahre 1855 von seinem zahmen Gemsenpaare, dessen Weibchen schon 1850 ein todtes geworfen hatte, zwei gesunde und muntere Kälbchen. Dasselbe ereignete sich im Thiergarten zu Dresden. Oft hat man, namentlich Gemsböcke, mit Hausziegen gepaart. Kasthofer war wohl der Erste, dem es gelang, Blendlinge zwischen Gemsen und Zibethziegen zu erziehen. Später hat man mehrere ähnliche Ergebnisse gewonnen. Das Junge hatte von der Mutter blos die Farbe, vom Vater den ausgezeichneten Gliederbau, die hohe Stirn, die große Kletter- und Springlust und die Wildheit und Scheu. Bei freilebenden Gemsen und Ziegen, d. h. bei solchen, welche während des ganzen Sommers auf den Alpen weiden, sind derartige Vermischungen noch nicht beobachtet worden.

Viele Feinde und viele Gefahren bedrohen die Gemsen. Der Mensch und die großen Raubthiere sind nicht ihre einzigen Verderber. Herabrollende Steine und Felsenstücke erschlagen eine und die andere, Schneelauinen begraben oft ganze Gesellschaften. Die Gemsen kennen zwar diese Gefahr und suchen Stellen auf, wo sie am sichersten sind; das Unglück ereilt sie aber doch. Unter

den Säugethieren stellen ihnen Luchs, Wolf und Bär nach. Im Engadin geschah es, daß ein Bär einer Gemse bis in das Dorf nachlief, wo sie sich dann in einen Holzschuppen rettete. Zur Winterszeit lauert in den einsamen Wäldern der heimtückische Luchs ihnen auf, und auch der rüstige Wolf weiß, wenn sie aus ihren Höhen herabgetrieben werden müssen, eine und die andere zu berücken. Viel schlimmere Feinde aber wohnen in den Lüften. Der Adler und Lämmergeier erspähen die ruhig weidenden Gemsen und stürzen wie ein Blitz aus heiterem Himmel hernieder auf die erschreckte Herde. Jene ergreifen, noch ehe die Mutter es abwehren kann, einige Zicklein; diese stürzen selbst alte Gemsen, wenn sie unbesorgt am Abgrunde weiden, in die furchtbare Tiefe. Allein immer noch ist der Mensch der Gemsen schlimmster Feind. Er folgt der flüchtigen Antilope bis in die höchsten Höhen und bis in die verborgensten Schluchten. Er geht ihr auf den gefährlichsten Pfaden nach und findet das größte Vergnügen darin, das tödtliche Blei der Armen durch das Herz zu jagen. Wenn man ältere Berichte liest, ergibt sich aus Allem, daß die Gemsen bei weitem häufiger waren. Die Berggeister hatten damals noch Macht über ihre Herden und konnten mit ihrer Götterhand die verfolgten Thiere schützen. Seit aber das Feuergewehr die Armbrust vertritt, hat ihre Gewalt geendet und die Herden haben sich mehr und mehr verringert.

Von jeher galt die Gemsenjagd als ein Vergnügen, würdig des besten Mannes. Maximilian, der große Kaiser Deutschlands, kletterte mit Lust den gewandten Alpenkindern nach, kletterte ihnen selbst nach in Höhen, wo es, wie die Sage so lieblich berichtet, eines Wunders bedurfte, um ihn wieder herab in die menschenfreundliche Tiefe zu führen. Nach ihm gab es nur wenige deutsche Fürsten, welche die Gemsenjagd mit gleicher Leidenschaft betrieben. Dann übten sie die Erzbischöfe aus und erließen Gesetze zur Hegung und Pflege des bereits seltener werdenden Wildes. Zur Zeit des Bezoaraberglaubens wurde ihm freilich unbarmherzig nachgestellt. Dann trat gewissermaßen ein Stillstand von fast hundert Jahren ein. Unter den Großen der Erde griff erst der Erzherzog Johann von Oesterreich wieder zur Büchse; ihm folgten die Könige Bayerns und einige der deutschen Herzöge. Gegenwärtig ist die Jagd ein fürstliches Vergnügen geworden. Der Kaiser von Oesterreich jagt hauptsächlich im Salzkammergute, einem überaus gemsenreichen Gebiete, in welchem die allerumfassendsten Vorkehrungen getroffen worden sind, um dem Wildfrevel nachdrücklich zu steuern und die Gemsen vertraut zu machen. Nur aus des Kaisers Büchse fällt dort auf den Alpenhöhen ein Schuß; allen übrigen Jägern, auch den zünftigen, ist die Jagd bei des Kaisers Ungnade verboten. Ja, die Hegung erstreckt sich nicht nur auf das Salzkammergut, sondern auch über alle angrenzenden Alpenketten, welche gleichsam als Vorrathsorte für die Jagdplätze betrachtet werden.

Die Gemsenjagd ist kein Sonntagsvergnügen, sondern erfordert zähe, genügsame, wetterfeste Leute, welche ebenso mit dem Gebirge, als mit der Lebensweise der Thiere vertraut sein müssen. „Der Jäger,“ sagt Tschudi, „bedarf eines scharfen Gesichts, eines schwindelfreien Kopfes, eines festen, abgehärteten Körpers, der die Rauhheit des Eisgürtels wohl zu ertragen vermag, eines kühnen und dabei doch äußerst kühlen Muthes, eines umsichtigen, schnell berechnenden Verstandes und zudem einer guten Lunge und ausdauernden Muskelkraft. Er muß nicht nur ein vortrefflicher Schütze, sondern ebensosehr ein vorzüglicher Kletterer sein, besser, als die verwegenste Ziege. Denn es gibt oft gar sonderbare Lagen für den Gemsenjäger, Stellungen, wo er jedes Glied seines Körpers außerordentlich anstrengen, wo er die Ellenbogen, die Zähne, den Rücken, das Knie, die Schultern, jede Muskel des Körpers als Hebel und Klammer benutzen muß, um sich zu schieben, zu wenden, zu halten, zu drängen.“

Die Jäger rüsten sich, wie genannter Forscher weiter berichtet, zumeist mit einer warmen, grauen Kleidung, einem stark beschlagenen Alpenstock mit Hacken, einer Jagdtasche mit Pulver, Blei, Brod, Butter und Käse und einer Flasche Kirschgeist, auch wohl mit etwas geröstetem und gesalzenem Mehl aus. Tüchtige Bergschuhe, welche überall festen Fuß fassen, selbst auf dem spiegelglatten Eise einschneiden, und eine vortreffliche Büchse sind Haupterfordernisse. Manche Jäger

klettern barfuß ins Gebirge und härzen sich von Zeit zu Zeit die Füße, um fester zu stehen; niemals aber verwunden sie sich, wie früher behauptet wurde, den Fuß

„Sich anzuleimen mit dem eignen Blut,
Um ein armselig Gratthier zu erlegen.“

Gewöhnlich bedienen sich die Jäger der sogenannten Thierbüchse mit gezogenem Laufe, leichtem Schafte und dünnem Kolben. In Wallis sieht man auch noch häufig die früher einläufige Flinte mit zwei hinter einander liegenden Schlössern auf derselben Seite, in welcher die erste Kugel der zweiten Ladung als Bodenstück dienen muß. Dieses Gewehr, welches zwei Schlösser besitzt, hat den Vortheil, daß es leichter als eine gezogene Doppelbüchse ist und doch zwei Schüsse zur Verfügung stellt. Unumgänglich nothwendig ist auch ein gutes Fernrohr; denn nur mit dessen Hilfe ist der Jäger im Stande, sein Gebiet zu überschauen. Bei der Gemsjagd handelt es sich nicht um kleine Flächen, sondern um Gebiete von vielen Geviertmeilen; es handelt sich hier um tagelange Wanderungen. Der Jäger spart oft jahrelang, um sich einen guten „Spiegel“ zu erwerben.

Abends oder am frühesten Morgen bei Sternenschein bricht der Jäger zur Jagd auf, um vor Sonnenaufgang die Gemsgründe zu gewinnen. Er muß alle Gänge und Züge, die Lieblingsweiden, Zufluchtsorte, Sulzen und Wechsel des Wildes genau kennen, mit dem Winde und seinen Tücken im Gebirge vertraut sein, alle Eigenheiten der Thiere, so zu sagen, auswendig gelernt haben. Die Waldgemsen sollen viel vorsichtiger sein, als die Gratthiere, weil jene eben häufiger in der Nähe der Menschen sind, und zwischen Verdächtigen und Unverdächtigen zu unterscheiden gelernt haben. Gewöhnlich hat der Jäger, noch ehe er zur Jagd ging, das Gebiet durchforscht und bei befreundeten Sennen angefragt; denn andere würden ihm keine Auskunft geben. Er hat vielleicht auch sein Gewehr schon nach oben geschickt, um ja nicht aufzufallen. Schon eine Stunde vorher, ehe er das eigentliche Gebiet betritt, meidet er alles laute Sprechen und Geräusch, und bei seinen Beobachtungszügen hält er sich so still, als möglich. Von einer der oberen Sennhütten aus beginnt die Jagd. Der Jäger bricht schon nach Mitternacht auf, schleicht sich, höchst sorgfältig den Wind beobachtend, bis zu dem von ihm erkundeten Platze der Gemsen heran und ermöglicht es, wenn er geschickt ist, bis auf 40, ja 20 Schritte an die ruhenden Gemsen heranzukriechen. Dort verweilt er hinter einem Stein oder Busch kauernd, bis es hell wird. Langsam erhebt sich das Vorthier und streckt sich, ebenso die übrige Herde. In diesem Augenblicke wählt der Jäger sich seine Beute, womöglich einen großen, starken Bock, der sich dem geübten Auge durch etwas dickere, oben weiter aus einander stehende Hörner kenntlich macht. Fällt das Thier, so stutzt einen Augenblick die ganze Herde, sieht sich mit der höchsten Unruhe nach dem aufsteigenden Pulverdampf um und flieht blitzschnell nach der entgegengesetzten Richtung.

Auch die Treibjagd ist, wenn gute Kundschaft waltet, ziemlich sicher. Dabei muß ein Jäger die Gemsen in den Morgenweiden aufstören und langsam bergaufwärts treiben. Er kennt alle Wechsel und Pfade der Thiere und stellt sich an günstigen Stellen auf, von wo aus er auf die vorübergehenden zu feuern gedenkt. Gute Jäger folgen ihrem Wilde meilenweit, ja tagelang nach und treiben es förmlich vor sich her. Sie müssen im Gebirge vertraut sein, wie die Gemsen selbst; denn ihr Beginnen ist ein beständiger Kampf zwischen Leben und Tod. Gelingt es, das Thier mit unsäglicher Mühe auf einen sogenannten Treibstock, eine Gemsenklemme, hinzutreiben, wo sie nicht zurück können, so ist gewöhnlich die Beute reichlich, selbst dann, wenn die geängstigten Thiere, alle Furcht vor dem Menschen vergessend, plötzlich umkehren und dicht an dem Jäger vorbei zurücksetzen. Zu diesen Beschwerden und Gefahren, die hier gar nicht alle anzugeben sind, kommt das Unangenehme, daß der Jäger oft tage-, ja wochenlang im Gebirge umherstreift, ohne auch nur eine Gemse zu sehen; hierzu muß gerechnet werden die erstaunliche Lebenszähigkeit der Gemsen, welche oft, trotz der schwersten Verwundung, so schnell dahinfliehen, daß der Jäger das blose Nachsehen hat oder der Spur wieder tagelang nachgehen muß, ehe er sein Wild findet, vielleicht schon halb gefressen von den

Geiern und Adlern. Kurz, die Gemsenjagd hat ihre unendlichen Mühseligkeiten und kann viel Aerger verursachen.

Aber sie hat auch Freuden ohne Zahl in ihrem Gefolge. Schon das frische, freie Streifen über Berg und Thal, das behagliche Gefühl, welches glücklich überstandene Beschwerden in dem Menschen erwecken, ist des Lohns genug. Und dann, welche Genüsse bietet die Beobachtung! Da wird jede Bewegung betrachtet, jede Eigenheit der Gemsen erkundet, und Der, welcher bereits Tausende gesehen, findet in denen, welche er später beobachtet, noch immer Etwas zu entdecken, zu bemerken, findet immer noch Etwas, worüber er sich freuen kann. „Und auch von glücklichen Fällen wollen wir sprechen,“ sagt Tschudi. „Der Jäger hat stundenlang sein Wild verfolgt. Als er die Gemsen zuerst gewahrte, äßten sie sich ruhig. Jetzt sieht er sie dort nicht mehr, bemerkt aber noch die Vorgeis durch sein Fernrohr, die weit hinter ihnen ruhig auf einer hervorragenden Felsenplatte liegt und wiederkäut. Er vermuthet, daß das Rudel hinter ihr in einer Felsenklinge im Schatten liegt und klettert von neuem über Stock und Stein, um von hinten anzukommen. Noch eine Stunde Schweiß und richtig: da liegen wohlgezählt sieben alte Thiere in der breiten Bergspalte zerstreut. Vorsichtig läßt sich der Jäger auf den Bauch nieder und kriecht, sein Doppelrohr ruckweise vorschiebend, langsam, lautlos hinter den Felsblock. Er zielt, schießt — hoch auf schnellt der Bock und stürzt zusammen. Die Thiere sind alle blitzschnell aufgesprungen, wissen aber, da sie keinen Feind sehen, nicht, woher das Verderben kam. Der Widerhall des Schusses tönt in allen Felsenwänden nach — wohin fliehen? Während die Thiere in der höchsten Furcht zusammenstehen und rathlos hin- und herspringen, naht eins dem lauernden Jäger und erhält den zweiten Schuß. Ja, oft ist dieser so glücklich, noch einen bis zwei Schüsse zu thun, wenn er gut gedeckt bleibt oder wenn gar ein anderes Rudel, durch die Schüsse erschreckt, ohne die Richtung der Gefahr zu erkennen, herbeijagt. Nie aber und unter keiner Bedingung darf der Jäger sich nach gefallenem Schusse blicken lassen, solange Gemsen in der Nähe sind, da Nichts geeigneter wäre, die Gemsen aus dem Gebiete zu treiben, als der Anblick des Verderbers unmittelbar nach dem Tode des Gefährten.“

„Wenn die Beute glücklich erlegt ist, weidet der Schütz sie aus, bindet ihr die Füße zusammen, hakt ihr die Hörner ein und schleppt sie, die Läufe über die Stirn zusammengelegt, nach Hause, und nicht nur eine, sondern zwei zugleich auf ein Mal, und zwar auf den gefährlichsten Wegen. Der eigentliche Jagdgewinn steht heutzutage in keinem Verhältnisse mehr zu den Gefahren, Mühen und zu der verlorenen Zeit. Die Gemse ist höchstens sechs Thaler werth, und doch sind die Jäger so leidenschaftlich erpicht, daß sie lieber das Leben lassen, als ihre Jagd. Diese Jagd gibt ihrem Wesen ein ganz eigenes Gepräge. Der unaufhörliche Kampf mit Gefahr und Noth, das lange dauernde Lauern und Aufpassen, das vorsichtige, stundenlange Vorbereiten des Hauptschlages, das entschlossene Ergreifen des günstigsten Augenblickes: dies Alles übt seinen Einfluß auf den Menschen aus. Er wird schweigsam und verschlossen, in Wort und Handlung ausdrucksvoll und entschieden, mäßig, genügsam, sparsam und geduldig.“

Viel ließe sich noch schreiben über diese Leute, wie Tschudi in so anziehender Weise gethan hat; viel ließe sich noch sagen von dem berühmten Jäger Colani, mit welchem unser Lenz mehrtägig die Alpen durchstreifte, von dem alten Gemsenfürsten, welcher allein 2700 Gemsen erlegte, jene ungerechnet, die er in früheren Jahren nicht gezählt hatte, der sich die Herrschaft angemaßt hatte über Leben und Tod, und nicht blos über das Leben der Gemsen: — doch wir können diesen Stoff nicht weiter verfolgen.

An unsere Gemse schließt sich innig eine der wenigen Antilopen an, welche den Norden Amerikas bewohnen. Der alte Hernandez führt dieses Thier in seiner Beschreibung Mejikos unter dem Namen Teuthlamacame an, die Pelzhändler nennen es nach dem spanischen Worte Cabra, zu deutsch Ziege, gewöhnlich Kabri; wir können es im Deutschen Gabelgemse benamsen. Der wissenschaftliche Name ist Antilocapra americana oder Antilope furcifer.

Die Gabelgemse ist ein in jeder Hinsicht ausgezeichnetes Thier, welches hinsichtlich seiner Gehörnbildung in seiner Familie, ja, sogar unter allen scheidenhörnigen Wiederkäuern, einzig dasteht. Die Hörner sind nämlich gabelförmig getheilt, wenigstens bei der Mehrzahl der Böcke. In der Größe kommt das Thier etwa unserem Rehe gleich. Seine Länge beträgt nach einer Messung des Prinzen von Wied 4 Fuß 10 Zoll 8 Linien, wovon 11⅓ Zoll auf den Kopf, 7¼ Zoll auf den Wedel gerechnet werden müssen. Die Schulterhöhe wird zu 2½ Fuß, die Kreuzhöhe zu 3 Fuß angegeben; die Hörner werden, in gerader Linie gemessen, gegen 9 Zoll, der Krümmung nach 11 Zoll lang. Die Gestalt ist schlank; der Leib ruht auf hohen Läufen und trägt einen langen Hals und einen schmächtigen, etwas zugespitzten Kopf. Das große, lang bewimperte Auge hat keine Thränengruben; das Gehör ist ziemlich lang, schmal zugespitzt; die Muffel ist behaart. Nur um die Nasen-



Die Gabelgemse (Antilocapra americana oder Antilope furcifer).

löcher zieht sich ein schmaler, nackter Streifen. Die Hörner entspringen einen Zoll hoch über den Augen; sie sind gerade aufgerichtet, ein wenig sanft auswärts gebogen, haben eine starke, oft abwärts gekrümmte Hakenspitze und an der Mitte ihrer Vorderseite ein gedrungenes, zusammengedrücktes, breites Ende von etwa 2½ Zoll Länge, welches jedoch den jungen Böcken und nicht selten auch den alten fehlt. Die Hufe sind zugespitzt, denen des Schafes ähnlich gebildet; sie tragen nur an der inneren Seite eine Afterklaue. Das Haar ist lang, hart und so spröde, daß es bei der geringsten Berührung abbricht, ja, daß es durch Drücken abgeplattet werden kann, ohne seine frühere Form wieder anzunehmen. Es steht sehr dicht, überdeckt aber keine Grundwolle. Auf dem Nasenrücken und an dem Gehör, in der Umgebung der Augen und um die Lippen ist es am kürzesten, auf den Hinterkeulen länger, als am übrigen Körper; ein Streifen zwischen den Hinterschenkeln vom Weideloch abwärts ist gänzlich unbehaart. Je nach der Jahreszeit ist es länger oder kürzer, dichter oder spärlicher stehend. Die Färbung ist ziemlich bunt. Vorherrschend ist ein röthliches Fahlgrau,

welches die ganze Oberseite deckt; die Unterseite und Innenseite der Schenkel dagegen sind weiß, und auch an der Vorderseite des Halses, unter der Kehle, steht ein weißlicher Fleck, welcher dann durch eine röthliche Querbinde von der weißen Vorderbrust geschieden wird. Sehr hübsch ist der Kopf gezeichnet. Die Stirn und die Umgebung der Augen, ein Streifen, welcher hinter den Hörnern beginnt und zwischen Augen und Ohren herabläuft, sind fahlgelbröthlich, wie Milchkaffee, die Seiten des Kopfes, ein etwa fingerbreiter Rand der Oberlippe, die Unterlippe und die Kehle pflegen lichter gelblichweiß zu sein: der Nasenrücken dagegen ist dunkel röthlichbraun, und ein ebenso gefärbter Streifen zieht sich zu beiden Seiten bis gegen die weiße Binde herab, welche die Oberlippe begrenzt; die Stirn ist wiederum weißlich und gelbbraun gemischt, die Gegend hinter dem Gehör und der ganze Hinterkopf sind ebenfalls sehr licht gefärbt. Das Gehör ist außen mit hellfahlrothem Haar bedeckt, welches nach der Spitze hin dunkelt. Die Behaarung der Innenseite ist weiß. Außerdem schmückt ein kleiner, schwärzlicher Flecken auf weißem Grunde, welcher über dem Auge steht, den ohnehin so bunt gezeichneten Kopf. Hörner und Hufe sind schwarz. Auch das kleinere und schwächere weibliche Thier ist gehörnt, die Hörner aber sind immer nur sehr klein, höchstens zwei bis drei Zoll lang, und fehlen nicht selten gänzlich. In der Färbung unterscheidet es sich nicht vom Bock.

Wir haben durch Richardson, Audubon, Spencer Baird und den Prinzen Max von Wied ausführliche Berichte über die Gabelgemse erhalten und dürfen uns deshalb einer ziemlich genauen Kenntniß des Thieres rühmen. Ich lege dem Nachfolgenden ausschließlich die Angaben des Prinzen von Wied und Audubon's zu Grunde.

Die Gabelgemse verbreitet sich weit über Nordamerika. Namentlich der Nordwesten ist ihre Heimat. Richardson fand sie noch unter dem 53. Grad der Breite, am nördlichen Arm des Seskatchewan auf, und alle Reisenden, welche Mejiko durchforschten, trafen sie dort in zahlreichen Scharen an. Neuerdings hat man sie als einen Bewohner Kaliforniens kennen gelernt. Ihre bevorzugten Wohnplätze sind die weiten Ebenen, welche uns unter dem Namen der Prairien bekannt geworden sind, und hier hauptsächlich die dürren, steinigten Strecken, obgleich sie auch in den spärlich bewaldeten Niederungen oder längs der reichen Flußufer nicht fehlt. Sie hält sich, nach anderer Antilopen Art, in Trupps und Rudeln auf. Die alten Böcke pflegen zu einsiedlern und vereinigen sich höchstens mit einigen wenigen ihres Geschlechts; die Thiere und die Jungen hingegen bilden oft förmliche Herden von dreißig, vierzig und selbst hundert Stücken, im Herbst und Winter stärkere, als im Frühling und Sommer. Diese Rudel pflegen dann die Ebenen, wo die kalten Winde sie belästigen oder der tiefe Schnee ihnen das Aufdecken ihrer Nahrung erschwert, zu verlassen und dafür die Hügelkette aufzusuchen, deren Schluchten ihnen geschützte Weideplätze bieten. Gegen den Winter hin durchwandern sie weite Strecken; im Frühjahre kehren sie in kleinen Trupps wieder zu den Sommerständen zurück. Einzelne Stücke nehmen gewöhnlich ihren Stand auf kleinen Hügeln, von denen sie eine weite Ausschau haben. Hier sieht man sie beim Durchreisen der Prairien von weitem stehen und noch häufiger liegen, vorausgesetzt natürlich, daß man mit den Sitten der Thiere vertraut ist und sie aufzufinden versteht; denn gewöhnlich sieht die Gabelgemse den Jäger früher, als dieser sie.

Alle Reisenden stimmen überein in der Bewunderung der Schnelligkeit und Gewandtheit dieser Antilopen. Es fehlen ihnen andere Mitglieder der leichtfüßigen Familie zur Vergleichung, und deshalb dürfen wir es ihnen nicht verdenken, wenn sie den Kabri als das schnellste aller Thiere bezeichnen. Dies ist nun wohl nicht der Fall; es werden sich den Gabelgemsen auch andere Antilopen als ebenbürtig erweisen: unter den Thieren der Prairie aber nehmen sie, was die Bewegungsfähigkeit anlangt, unzweifelhaft den ersten Rang ein. Sie jagen wie der Sturmwind über die Ebene und dabei mit einer Anmuth und Leichtigkeit, welche in Erstaunen setzt. Ihr Gang ist ein langsamer, etwas würdevoller Schritt; ihr Trott ist zierlich und anmuthig, ihr Galopp oder ihre Flucht leicht und unvergleichlich schnell. Sie bewegen sich längs der Hügel, bergauf oder bergab, mit derselben Gewandtheit und Sicherheit, wie auf der Ebene und schnellen ihre federnden Läufe so rasch nach einander

auf den Boden, daß man die einzelnen Glieder, wie die Speichen eines sich drehenden Rades nicht mehr unterscheiden kann. Wenn sie flüchtig werden, pflegen sie zunächst etwa dreißig bis vierzig Schritt weit zu trotten und zwar nach Art des Damwildes, indem sie mit allen vier Läufen zugleich aufspringen. Nach dieser Einleitung aber strecken sie ihren Leib und durchmessen in voller Flucht mehrere Meilen im Verlauf weniger Minuten. Auch schwimmen sie, wie Audubon und der Prinz versichern, über breite Ströme mit größter Leichtigkeit. Ein aufgescheuchtes Rudel, welches in der Nähe eines Stromes weidet und keinen anderen Ausweg zur Flucht sieht, pflegt sich ohne Bedenken in die Wogen zu stürzen. Das leitende Thier zieht voran, die übrigen bilden allgemach die indianische Reihe, und so setzt das ganze Rudel in schönster Ordnung über den Strom. Auch wenn es gilt, bessere Aeßung aufzusuchen, durchkreuzen sie die Gewässer, und die Indianer haben sogar hierauf eine besondere Jagdweise begründet.

Die Gabelgemsen sind scharfsinnige Thiere. Sie äugen in weite Ferne, vernehmen ausgezeichnet und wittern den unter dem Wind heranschleichenden Feind auf mehrere hundert Schritte. Dabei sind sie klug, immer vorsichtig und selbst scheu. Sie kennen den Menschen und fürchten ihn, sie kennen auch ihre übrigen Feinde und lassen sich nur höchst selten diese so nahe auf den Leib rücken, daß sie ihnen gefährlich werden können. Das leitende Thier faßt den sich nahenden Menschen scharf ins Auge, richtet das Gehör nach ihm hin, beobachtet ihn genau und stampft im geeigneten Augenblick mit einem der Vorderfüße auf den Boden oder läßt ein scharfes, pfeifendes Schnaufen vernehmen, wie andere Antilopen auch. Damit gibt es das Zeichen zur Flucht, welche augenblicklich beginnt und mit unermüdlicher Ausdauer fortgesetzt wird, so lange es nöthig. Nur manchmal verlockt unsere Thiere die auch ihnen eigene Neugier, einen sich nähernden Gegenstand ins Auge zu fassen, und darauf gründet der tückische Mensch und namentlich der listige Indianer seine verderblichen Pläne.

Die Brunstzeit beginnt im September. Ungefähr sechs Wochen lang zeigen sich die Böcke sehr erregt und fechten unter sich mit großem Muthe, ja, mit einer gewissen Wildheit. Wenn ein Bock den anderen herbeikommen sieht oder zufällig mit ihm zusammentrifft, schauen sich beide ärgerlich an, rennen dann mit niedergebeugten Köpfen wüthend gegen einander los, und der Kampf beginnt. Beide Gegner bringen sich mit großer Schnelligkeit und Heftigkeit Stöße bei, oft sehr gefährliche, bis der eine genug hat und dem anderen das Feld überläßt. Das Thier setzt ungefähr zu derselben Zeit, wie das Wild, frühestens im Mai, spätestens Mitte Junis. Gewöhnlich bringt es zwei, den Eltern gleichgefärbte, ungefleckte Kälber zur Welt; Schmalthiere haben selten mehr als ein einziges. Die Mutter verweilt bei ihrem Kalbe während der ersten Tage nach seiner Geburt und äßt sich unmittelbar in der Nähe desselben. Wenn das Kalb einmal vierzehn Tage alt ist, hat es hinlängliche Kraft und Schnelligkeit erlangt, um mit der schnellläufigen Mutter einer Verfolgung des Wolfes oder eines anderen vierfüßigen Feindes zu entgehen. Zuweilen geschieht es, daß Isegrimm ein noch hilfloses Kalb entdeckt. Dann entfaltet die Alte den bewunderungswürdigsten Muth dem furchtbaren Feinde gegenüber. Sie springt gegen ihn an, versucht, ihm mit dem kurzen Gehörn einen Stoß beizubringen, gebraucht auch wohl ihre Vorderläufe, mit welchen sie tüchtige Schläge zu geben weiß, und wenn der Wolf nicht gerade in voller Kraft oder vom Hunger arg gepeinigt ist, schlägt sie denselben wirklich in die Flucht und sucht sich für ihr Kalb eine sicherere Weide, gewöhnlich eine schwer zu erkletternde Felswand. Prinz von Wied fand zu Ende Aprils ein eben gesetztes Kälbchen in der Prairie. Es duckte sich beim Erscheinen der Reiter auf den Boden nieder und hätte leicht mitgenommen werden können, wäre man mit den nöthigen Einrichtungen hierzu versehen gewesen. Die Mutter dieses Thierchens war nicht in der Nähe; wahrscheinlich war sie gerade nach Aeßung ausgegangen und hatte an dem bestimmten Platze das Junge zurückgelassen, wie Dies unsere Hirscharten auch zu thun pflegen.

Das kurze saftige Gras der Prairien bildet die Hauptäßung der Gabelgemse; außerdem nimmt sie Mos, Zweige und ähnliche Stoffe an. Wie die meisten Wiederkäuer liebt sie salziges Wasser oder reines Salz ganz ungemein. In der Nähe salzhaltiger Stellen sieht man sie stundenlang liegen,

nachdem sie sich satt getrunken oder satt geleckt hat. Erst der Hunger, so scheint es, treibt sie wieder von dannen. Bei guter Weide wird sie im Herbst sehr feist; im Winter aber leidet sie oft große Noth. Der Schnee deckt dann fußhoch ihren Weidegrund, und die Arme muß sich mit der spärlichsten Nahrung begnügen. Dann kommt sie sehr vom Leibe, das Gehen im Schnee ermattet sie, und oft genug geht sie erbärmlich zu Grunde.

Um diese Zeit ist es nicht schwer, sich der Gabelgemse zu bemächtigen. Ein Jäger, welcher Schneeschuhe zu gebrauchen weiß, kann das entkräftete Thier ohne große Mühe lebendig fangen. Man hat wiederholt versucht, die Gefangenen zu zähmen, aber nur sehr wenige erhalten können. Die älteren Stücke, welche man im Winter bei tiefem Schnee einfangen konnte, zeigten sich, in einem umschlossenen Gehege frei gelassen, höchst liebenswürdig, ja fast zuthunlich, aber nur solange, als ihre Abspannung und Entkräftung währte. Sobald die Hungersnoth überstanden war, regte sich die Sehnsucht nach der unbegrenzten Freiheit in ihnen, und sie zeigten ihre ursprüngliche Wildheit wieder. Dann rannten und sprangen sie wie unsinnig gegen die Umzäunung ihres Geheges an und wütheten in diesem so lange, bis sie sich tödtlich geschädigt hatten. Auch die bald nach der Geburt aufgenommenen Kälber sterben gewöhnlich nach kurzer Gefangenschaft; freilich hat man bisher versäumt, ihnen eine Ziege zur Ernährerin zu geben, somit das sicherste Mittel zu ihrer Erhaltung noch nicht angewendet. Nur ein einziger Thierfreund war nach Audubon's Bericht so glücklich, eine Gabelgemse groß zu ziehen. Er hatte dieselbe jung in der Prairie aufgenommen und sorgsam gepflegt. Das Thier war äußerst liebenswürdig, es folgte seinem Gebieter, wie ein Hund, auf dem Fuße nach, stieg mit ihm die Treppen herauf oder herunter und wußte bald im ganzen Hause Bescheid. Durch einen Wapitihirsch, welchen derselbe Mann ebenfalls in der Gefangenschaft hielt, fand es leider ein unnatürliches Ende.

Man jagt die Gabelgemse nur im Nothfall, wenn man kein Bisonfleisch haben kann; denn das Wildpret wird nicht besonders geschätzt. Die Amerikaner verschmähen es, selbst wenn es geräuchert wurde, der Prinz aber rühmt es und versichert, daß es ihm oft zur Nahrung gedient habe. Audubon preist die Leber als einen Leckerbissen. Das leichte, weiche, aber wenig haltbare Leder wird hauptsächlich von den Indianern verwendet, gewöhnlich zur Anfertigung ihrer Hemden. Der Europäer fängt die Gabelgemse in Fallgruben oder durch Nachjagen auf einem sehr schnellen leichtfüßigen Pferde oder gebraucht endlich die Pirschbüchse. Der Indianer benutzt die Neugier des Wildes, nimmt die sonderbarsten Stellungen an, führt mit Armen und Beinen allerlei auffallende Bewegungen aus und nähert sich so mehr und mehr den überraschten Thieren, welche gar nicht selten wie Bildsäulen stehen bleiben und schließlich das Opfer des listigen Jägers werden. Audubon erprobte die Wahrheit dieser Angabe. „Während einer unserer Jagdausflüge,“ sagt er, „kamen wir in Sicht einer Antilope und beschlossen, sie in der angegebenen Weise in Erstaunen zu setzen. Wir legten uns also auf den Rücken in das Gras und erhoben erst eines unserer Beine und dann das andere in die Luft. Merkwürdig genug, die Antilope ging langsam gegen uns an, obwohl mit größter Vorsicht und mit entschiedenem Mißtrauen. Aber sie nahete sich uns doch mehr und mehr und kam wirklich in Schußnähe.“ Es wird versichert, daß die Indianer diese Jagd niemand anders abgelernt haben, als Freund Isegrimm, welcher durch ähnliche Kniffe zum Ziele kommt. Der Wolf ist überhaupt als der schlimmste Feind der Gabelgemse anzusehen; ihm fallen, namentlich bei tiefem Schnee, gar viele dieser schönen Geschöpfe zur Beute.

Von der antilopenarmen Westhälfte der Erde kehren wir wieder in das eigentliche Vaterland unserer Thiere zurück, um uns zunächst mit einer der eigenthümlichsten Gestalten der gesammten Familie vertraut zu machen. Ich meine eine Antilope, von welcher bereits die Alten eine ziemlich richtige Beschreibung gaben, obgleich sie dieselbe nur von Hörensagen kannten: den Kudu der Kapländer, den Tedal der Araber, den Agaseen der Abissinier (Strepsiceros capensis). Unsere

Kunde des Thieres reicht nicht über die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts zurück. Seine Hörner waren schon oft nach Europa gekommen, aber von ihrem Träger wußte man Nichts zu sagen. Später kam eine lebende Antilope dieser Art nach dem Thiergarten von Haag, wo sie bei aller anfangs gezeigten Scheu und Wildheit lange lebte, sich nach und nach mit ihrem Schicksal aussöhnte und endlich so sanft und gutmüthig wurde, daß man sich ihr ohne Furcht nähern und sie berühren und streicheln konnte. In unserem Jahrhundert ist der Kudu, wie wir das vielnamige Geschöpf vorzugsweise benennen wollen, durch die Forschungen Rüppell's und Anderson's, sowie durch die Be-



Der Kudu (Strepsiceros capensis).

richte der südafrikanischen Jäger bekannter geworden; jedoch gehört er keineswegs zu den Thieren, von welchen eine erschöpfliche Beschreibung geliefert werden könnte. Ich hatte die Freude, das schöne, stolze Wild in den Bogosländern anzutreffen und bin deshalb im Stande, auch mein Scherflein zu seiner Kunde beizutragen.

Der Kudu bildet mit wenigen anderen die Gruppe der Drehhörner, welche neuerdings wieder in Sippen zertheilt worden ist. Alle hieher gehörigen Antilopen kennzeichnen sich durch ihre mehr oder weniger bedeutende Größe, die schraubenförmig gewundenen, zusammengedrückten und gekielten

Hörner, den Mangel an Thränengruben und die vier Zitzen des Weibchens. Das Fell ist oft sehr eigenthümlich gezeichnet, wie ein Blick auf unsere Abbildung des Kudu zur Genüge darthut.

Einige Naturforscher glauben, daß der im Norden wohnende Agaseen oder Tedal eine andere Art als der eigentliche Kudu ist; sie sind aber nicht im Stande, ihre Ansicht durch schlagende Belege zu beweisen. Wir dürfen annehmen, daß der Kudu in dem größten Theile Afrikas vorkommt und zwar merkwürdiger Weise in den verschiedensten Oertlichkeiten, ganz nach Art unseres Rothwilds. In früheren Zeiten war er im Vorgebirge der guten Hoffnung häufig; jetzt ist er dort verdrängt. Noch immer aber kommt er von dem Orangflusse an bis nach Nordabissinien hinab, von hier durch Taka und Kordofahn bis nach dem fernen Westen gegen Guinea hin vor.

Der Kudu ist eine äußerst stattliche und sehr große Antilope. Unser Edelhirsch erscheint ihm gegenüber als ein wahrer Zwerg und selbst der Elch dürfte ihm in der Größe noch nicht gleichkommen. Erwachsene Männchen messen von der Nase bis zur Spitze des 1½ Fuß langen Schwanzes zehn volle Fuß. Das Weibchen ist immer bedeutend kleiner; doch maß ein von mir untersuchtes Altthier immer noch seine acht Fuß in der Länge und fast fünf Fuß Höhe am Widerrist. Aber nicht blos die Größe zeichnet diese Antilope aus, sondern auch die schöne Gestalt, das wirklich prachtvolle Gehörn und endlich die feine Zeichnung des Felles. Hinsichtlich des Leibesbaues erinnert der Kudu in vieler Hinsicht an den Hirsch. Der Leib ist untersetzt, der Hals mittellang, der Kopf ziemlich kurz, an der Stirn breit, vorn zugespitzt; die Oberlippe ist behaart bis auf die Furche; die Augen sind groß, die Ohren länger als der halbe Kopf. Ihm verleiht das Gehörn einen herrlichen Schmuck. Es gehört zu den größten, welche irgend eine Antilope trägt. Schon bei mittelalten Böcken messen die einzelnen Stangen in gerader Linie von der Spitze zur Wurzel über zwei Fuß, bei sehr alten aber erreichen sie beinahe das Doppelte dieser Länge. Man begreift wirklich kaum, wie das Thier im Stande ist, die Last des Kopfschmuckes zu schleppen, oder, wie es ihm möglich wird, mit solchen Hörnern durch das Dickicht eines Buschwaldes zu flüchten. Von der Wurzel aus richtet sich das Gehörn schief nach hinten und mehr oder weniger weit nach auswärts. Bei einigen Gehörnen stehen die Spitzen drei Fuß weit von einander. Unsere Abbildung zeigt die eigenthümlichen Schraubenwindungen der Stange: ich will nur bemerken, daß sie immer an derselben Stelle sich finden, die erste etwa im ersten, die zweite ungefähr im zweiten Drittel der Länge. Auch die Spitzen sind etwas schraubenartig nach Außen gewendet, bei alten Thieren mehr als bei jungen. An der Wurzel der Hörner beginnt ein scharfkantiger Kiel, welcher in seinem Verlauf dem Schraubengange folgt und erst gegen die vollkommen runde Spitze hin sich verliert. Die kurze, glatt anliegende, etwas rauhe Behaarung verlängert sich auf der Firste des Halses und Rückens, beim Bock auch an dem Kinn bis unter die Brust herab zur Mähne. Ein schwer zu beschreibendes röthliches Braungrau ist die Grundfärbung; die hinteren Theile des Bauches und die inneren Seiten der Läufe sind weißlichgrau; die Nackenmähne ist dunkelbraun oder schwarz, bei sehr alten Thieren aber wenigstens längs des ganzen Vorderhalses weißgrau. Der Schwanz ist oben dunkelbraun, unten weiß und an der Quaste schwarz. Röthliche Kreise umgeben die Augen. Von jener Grundfärbung heben sich scharf weiße Streifen ab, meist sieben oder neun an der Zahl, von denen einige sich gabeln. Sie verlaufen in gleichen Abständen längs der Seite von dem Rücken nach unten. Zwischen beiden Augen liegt ein nach der Schnauzspitze zugekehrter, ähnlich gefärbter Halbmond. Bei dem Weibchen sind alle Streifen schwächer und blässer; junge Thiere sollen eine größere Anzahl derselben zeigen als alte.

Wie es scheint, bewohnt der Kudu ausschließlich den Wald, am liebsten jene in Afrika so häufigen, dornigen Buschwälder. In Habesch zieht er die Gebirge entschieden der Ebene vor, während er in den Barkaländern, in Kordofahn und am Kap auch in dieser getroffen wird. Wir fanden ihn in den Bogosländern erst in einer Höhe von mindestens 2000 Fuß über dem Meere und bis zu 7000 Fuß hinauf, immer an den Bergwänden, wo er zwischen den grünen Mimosen majestätisch dahin schritt. Die starken Böcke leben einzeln; die Thiere dagegen vereinigen sich gern in schwache Trupps von vier bis sechs Stück. Südafrikanische Jäger wollen beobachtet haben, daß

jüngere Böcke, welche durch die alten von dem Trupp abgeschlagen wurden, sich zusammenrudeln und ein mürrisches Junggesellenleben mit einander führen.

Nach den Beobachtungen, welche wir machen und nach den Erkundigungen, welche wir einziehen konnten, ähnelt der Kudu in seiner Lebensweise und seinem Wesen unserem Hochwild. Er durchstreift ein ziemlich großes Gebiet und wechselt auf ihm regelmäßig hin und her. Haltung und Gang erinnern an den Hirsch. Erstere ist ebenso stolz, letzterer ebenso zierlich und dabei doch gemessen, wie bei dem Edelwild unserer Wälder. Solange der Kudu ungestört ist, schreitet er ziemlich langsam längs der Bergwände dahin, dem dornigen Gestrüpp vorsichtig ausweichend und an günstigen Stellen sich äßend. Knospen und Blätter verschiedener Sträuche bilden einen guten Theil seines Geäßes; doch verschmäht er auch nicht Gräser und tritt deshalb, zumal gegen Abend, auf grüne Blößen im Walde heraus. Aufgescheucht trollt er ziemlich schwerfällig dahin, und nur auf ebenen Stellen wird er flüchtig. Aber auch dann noch ist sein Lauf verhältnißmäßig langsam. In den Buschwäldern muß er, um nicht aufgehalten zu werden, sein Gehörn soweit nach hinten legen, daß die Spitzen desselben fast seinen Rücken berühren. Ehe er flüchtig wird, stößt er ein weites, hörbares Schnauben und zuweilen ein dumpfes Blöcken aus. Wie Pater Filippini mir sagte, rührt letzteres aber blos vom Thier her; der Bock schreit nur zur Brunstzeit, dann aber in derselben ausdrucksvollen Weise, wie unser Edelhirsch.

In Habesch soll der Bock Ende Januars auf die Brunst treten. Von der Höhe herab vernimmt man um diese Zeit gegen Abend sein Georgel, mit welchem er andere Nebenbuhler zum Kampfe einladet. Daß heftige Streite zwischen den verliebten Böcken ausgefochten werden, unterliegt wohl kaum einem Zweifel; denn der Kudu zeigt sich auch sonst als ein höchst muthiges und wehrhaftes Thier. Filippini hat zwar niemals einem solchen Kampfe beigewohnt, wohl aber die Abissinier davon oft erzählen hören. Der Satz fällt mit dem Anfange der großen Regenzeit zusammen, gewöhnlich Ende Augusts: das Thier würde also sieben bis acht Monate hoch beschlagen gehen. Nur höchst selten findet man noch Böcke bei den Thieren, nachdem sie gesetzt haben: die Mutter allein ernährt, bewacht und beschützt ihr Kalb.

In allen Ländern, wo der stolze, schön gezeichnete Kudu vorkommt, ist er der eifrigsten Verfolgung ausgesetzt. Sein Wildpret ist, wie ich mich selbst überzeugt habe, ganz vorzüglich; in Geschmack erinnert es an das unseres Edelhirsches. Das Mark der Knochen gilt manchen südafrikanischen Völkerschaften als ein unersetzlicher Leckerbissen. Zumal die Kaffern haben, wenn sie einen Kudu erlegten, nichts Eiligeres zu thun, als das Fleisch von den Knochen abzuschälen, diese zu zerbrechen und dann das Mark aus den Röhren zu saugen, roh, wie es ist. Auch das Fell wird im Süden Afrikas hochgeschätzt und gilt für manche Zwecke geradezu als unübertrefflich. Die holländischen Ansiedler kaufen es zu hohen Preisen, um Peitschen daraus zu machen, namentlich die sogenannten Schmitzen oder Vorschläge, welche als Haupterforderniß einer zum Knallen geeigneten Peitsche angesehen werden. Außerdem verwendet man das Leder zu Riemen, mit denen man Häute zusammennäht oder Päckte schnürt; es wird zu Geschirren, Satteldecken, Schuhen u. s. w. verwendet. In Habesch gerbt man das Fell und bereitet sich aus den Stangen des Gehörns, nachdem man sie mit Hilfe der Fäulniß von ihrem Knochenkern befreit hat, Füllhörner zur Aufbewahrung von Honig, Salz, Kaffee und dergleichen.

Die Jagd des Kudu wird in sehr verschiedener Weise ausgeführt. Filippini zog den Pirschgang jeder übrigen Jagdart vor. Er kannte die Lieblingsstellen des Wildes und suchte sich hier an die weit sichtbaren, hohen Gestalten vorsichtig anzuschleichen. Am liebsten jagte er des Nachmittags, weil um diese Zeit der Agaseen in die Thäler herab zur Tränke zieht. Die meisten Antilopen begnügen sich mit dem Nachtthau, welchen sie von den Blättern der Bäume ablecken: der Agaseen aber bedarf sehr viel Wasser und muß allabendlich von seinen Bergen herabsteigen, um sein Bedürfniß zu befriedigen. Hierzu sucht er sich nun gewisse, ihm besonders günstig erscheinende Stellen der kleinen Bäche oder der in Regenbetten gelegenen Tümpel abissinischer Gebirgsthäler aus, und wer solche

Stellen kennt, braucht, um sicher zu Schusse zu kommen, eben blos anzustehen. Auch der Anstand auf den Wechsel würde unzweifelhaft ein günstiges Ergebniß haben, weil der Agaseen sehr genau einhält. Ob sich das Thier treiben läßt, wie unser Hochwild, wage ich nicht zu entscheiden, glaube es aber bejahen zu dürfen. Vorsichtig muß man jedenfalls zu Wege gehen; denn der Kudu ist außerordentlich wachsam, und seine vorzüglich scharfen Sinne unterrichten ihn immer rechtzeitig von der Ankunft eines etwaigen Feindes. Näher als zweihundert Schritte kommt man selten an ihn heran, und solche Entfernung ist doch nur europäischen Schützen gerecht. Die Kaffern, deren schlechte Waffen bei der Vorsicht des Thieres sich gänzlich erfolglos zeigen, haben eine eigene Jagdweise erfunden: sie gehen in größeren Gesellschaften zur Jagd hinaus und verfolgen die von ihnen aufgescheuchten Antilopen, weil sie wissen, daß diese sehr bald ermüden. Das Wild hin- und hertreibend, führen sie es der einen oder der anderen Abtheilung ihrer Jagdgehilfen zu, lassen von diesen die Verfolgung fortsetzen und gönnen ihm so keinen Augenblick Ruhe, sondern zwingen es, stundenlang rasch zu laufen. Ihre Frauen sind mit einer Tracht wassergefüllter Straußeneier hier und da vertheilt, um die abgehetzten Männer zu erquicken, und diesen gelingt es, Dank ihrer nie ermattenden Ausdauer, endlich wirklich, die stattlichen Antilopen zu ermüden. Da nun geht Alles mit Geschrei der willkommenen Beute entgegen. Das Altthier ergibt sich widerstandlos seinen Verfolgern; die starken Böcke aber nehmen diese an, senken den Kopf nieder, so, daß ihr furchtbares Gehörn wagerecht zu stehen kommt und stürzen plötzlich pfeilschnell auf ihre Angreifer los. Letztere sind verloren, wenn sie nicht rechtzeitig geschickt auf die Seite springen. Gegen Hunde, welche den Kudu nach wenigen Minuten im Laufe einholen, vertheidigt er sich regelmäßig, und zwar auch mit den Läufen; seine starken Schalen sind immer noch scharf genug, um böse Wunden zu schlagen. Deshalb gebrauchen die Kaffern die treuesten aller Jagdgehilfen nicht bei ihrem Hetzen, sondern helfen sich lieber selbst und werfen auf das von ihnen umringte Wild nach und nach soviel Wurfspieße, daß es seinen Wunden schließlich erliegen muß.

Gleich nach der Tödtung des Kudu beginnt nun ein großes Fest. Es wird ein Feuer angezündet. Der Rauch zieht auch die fernestehenden Jagdgenossen herbei. Viele Hände beschäftigen sich mit dem Zerlegen des Wildprets, andere unterhalten das Feuer und werfen, wenn sich ein tüchtiger Kohlenhaufen gebildet hat, eine Menge Steine hinein, um sie glühend zu machen. Mittlerweile ist das Wildpret schon zerlegt und zerschnitten. Man ordnet die Steine einigermaßen zu einem Herd und bedeckt sie nun dicht mit den zerschnittenen Wildpretstücken. Während diese langsam braten, fällt die hungerige Bande über die Knochen her, und Jeder kauert, lüsternen Auges das Fleisch betrachtend, mit dem Knochen in der Hand und zwischen den Zähnen, vor dem Feuer. Der Braten wird noch halbroh von den Steinen genommen und gierig verschlungen. Genau in derselben Weise richten sich auch die Abissinier ihr Wildpret zu, nur mit dem Unterschied, daß sie nicht die rohen Knochen benagen und ihr Mark gleich auffessen, sondern vielmehr das letztere aus den zerschlagenen Röhren pressen und zur Fettung des Fleisches benutzen. Wir unsererseits brieten das Wildpret in europäischer Weise, und ich darf wohl versichern, daß ich selten schmackhafteres Fleisch genossen habe; zumal die aus den Lenden geschnittenen und saftig gebratenen Fleischstückchen waren ausgezeichnet. Außer dem Menschen dürfte der erwachsene Kudu nur wenige Feinde haben. Daß sich König Leu, welcher den wilden Büffel niederschlägt, vor dem scharfspitzigen Schraubengehörn des Kudu nicht fürchtet, unterliegt wohl kaum einem Zweifel; vor dem Leoparden, diesem Hauptjäger aber, ist der starke, wehrhafte Bock und selbst das Altthier wahrscheinlich gesichert, und die Wildhunde kommen ebenfalls schwerlich zum Ziele. Dagegen soll der Agaseen einen anderen Feind haben, welcher ihn sehr belästigt. Ein deutscher Kaufmann in Massaua überließ mir ein Kudugehörn, welches sich durch eigenthümliche lederartige Anhängsel auszeichnete, mit den Worten: „Schneiden Sie die Auswüchse nicht ab; denn diese sah ich schon an den Hörnern, als ich die Antilope erlegt hatte.“ Wie die genaue Untersuchung ergab, waren die sonderbaren Zotteln nichts Anderes, als Gespinnste einer Wespenlarve, welche den hornigen Theil der Stange bis auf den Knochenkern durchbohrt und das

durch sie verursachte Loch außen übersponnen hatte. Ich gebe Dies mit allem Vorbehalt, weil ich vielleicht getäuscht wurde, d. h. weil das Kerbthier sich erst nach dem Tode des Agaseen das Gehörn zum Wohnsitz erkoren haben könnte: so viel aber ist sicher, daß beide Stangen ihrer Wurzel ein Mal zahlreich von einem wespenartigen Thiere bevölkert gewesen sind. An anderen Gehörnen dieser und der übrigen Antilopen oder überhaupt der scheidenhörnigen Thiere habe ich Aehnliches nie gesehen, und deshalb scheint mir Obiges immerhin der Aufzeichnung werth.

Jung eingefangene Kudus werden sehr zahm. Anderson, welcher ein kleines Kalb fing, rühmt es als ein niedliches, spiellustiges und zutrauliches Geschöpf. Das kleine Ding war, als man es erlangte, noch so zart, daß man ihm die Milch aus einer Flasche reichen mußte, welche man mit einem leinenen Pfropfen leicht verkorkt hatte. Bald aber gewöhnte sich der Pflegling so an seinen Herrn, daß er zu einem vollständigen Hausthiere wurde. Am Kap würde man unzweifelhaft schon Versuche gemacht haben, Kudus zu zähmen und für die Haushaltung zu verwenden, hätte man nicht in Erfahrung gebracht, daß sie der furchtbaren „Pferdekrankheit“, welche soviele südafrikanische Thiere dahin rafft, unterworfen sind und ihr fast regelmäßig erliegen.

Nach Europa ist der Kudu bisjetzt nur einige Mal lebend gekommen, und noch heutigen Tages, wo für die Thiergärten soviel Wild oft auf unbegreifliche Weise gefangen wird, gehört er zu den größten Seltenheiten.

Schließlich verdient noch erwähnt zu werden, daß die Araber die männlichen und weiblichen Kudus als verschiedene Thiere ansehen und deshalb auch mit besonderen Namen bezeichnen. Der Bock wird in der Gegend von Massaua Garrea (zu Deutsch: der Kühne), das Altthier dagegen Nellet (zu Deutsch: die Gewandte oder Starke) genannt.

Einige sehr große Arten unserer Familie sind zu der Gruppe der Säbel- oder Pferdeantilopen (Aegocerus) vereinigt worden. Sie zeichnen sich durch ein bockartiges Gehörn aus, welches beide Geschlechter tragen. Der ziemlich lange Schwanz endigt in eine starke Quaste. Die Thränengruben werden durch einen Haarbüschel gewissermaßen ersetzt. Klauendrüsen und Weichengruben fehlen. Das Weibchen hat zwei Zitzen. Hiermit ist die Kennzeichnung der Gruppe gegeben; nicht so leicht aber ist es, die hierher gehörigen Arten zu bestimmen. Es herrscht über sie noch großer Streit unter den Naturforschern.

Unsere Abbildung zeigt uns den Blaubock der holländischen Ansiedler (Aegocerus leucophaeus), eins der stärksten und schönsten Mitglieder der ganzen Familie. Ihm sehr ähnlich sind noch einige andere Arten, welche gewöhnlich vereinigt werden, ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir dahingestellt. So nimmt man an, daß die schwarze Säbelantilope (Aegocerus niger) nur ein Blaubock in seiner Sommertracht und die sogenannte Pferdeantilope (Aegocerus equinus) blos eine Spielart des Blaubocks wäre. Der Grund der widersprechenden Ansicht mag hauptsächlich darin zu suchen sein, daß genaue Nachrichten über die betreffenden Thiere uns fast gänzlich fehlen und daß nur die reichhaltigsten Museen die betreffenden Antilopen wirklich besitzen. Am Kap der guten Hoffnung, von wo aus früher die meisten südafrikanischen Wiederkäuer nach Europa gelangten, ist durch die Ausbreitung der Ansiedelungen dem Wildstand soviel Abbruch gethan worden, daß viele Arten, und so auch der Blaubock, vollständig dort ausgerottet sind. Selbstverständlich häufen sich die Schwierigkeiten des beobachtenden Naturforschers, je seltener ein Thier wird und je entfernter es von den bewohnten Orten lebt. Die Pferdeantilopen scheint bisher gar kein Forscher in ihrem Freileben beobachtet zu haben, und so bleibt Nichts übrig, als sich auf die Berichte der besseren Jäger zu verlassen. Diese nun unterscheiden die betreffenden Thiere sehr genau, und verdienen deshalb unzweifelhaft mehr Glauben, als die Balgkundigen. Gerade bei den Antilopen ist die Färbung eine sehr beständige, nur

geringen Aenderungen unterworfene. Das milde Klima, in welchem die Thiere leben, beeinflußt den Haarwechsel außerordentlich wenig: es verlangt eigentlich keine besonderen, dem Wandel der Jahreszeiten entsprechenden Kleider. Ausartungen sind aber auch selten; denn es hat sich durchgängig gezeigt, daß zwei Antilopen, welche bis auf einen kleinen Farbenunterschied einander ähnlich sind, doch verschiedenen Arten angehören. Somit unterliegt es für mich keinem Zweifel, daß auch unsere Gruppe aus mehr Arten besteht, als Einige anzunehmen geneigt sind.

Uns genügt es übrigens vollständig, wenn wir eine Art etwas genauer betrachten; denn leider wissen wir bisjetzt über das Leben der schönen Geschöpfe soviel als Nichts. Der Blaubock ist eine Antilope von 6 Fuß Länge und 4 Fuß Höhe. Sie trägt säbelartig nach hinten und etwas nach außen gebogene Hörner, welche 20 bis 30 Mal geringelt und ihrer Krümmung nach gemessen



Der Blaubock (Aegocoerus leucophaeus).

20 bis 22 Zoll lang sind. Die Gestalt des Thieres ist sehr stämmig, aber doch verhältnißmäßig zierlich gebaut. Der Blaubock macht den Eindruck eines kräftigen, ausdauernden Geschöpfes, und hierin stimmen denn auch alle Berichte über seine Lebensweise überein. Am Halse verlängert sich das Haar zu einer Mähne und längs des Oberhalses und Rückens zu einem Kamme. Seine Färbung ist ein bläuliches Silbergrau, von welchem die blendend weiße Gesichtsgegend, der Unterleib und die Innenseite der Schenkel scharf abstechen. Die kahle Nasenspitze und ein Fleck über den Augen sind schwarz; die Schwanzquaste besteht aus grauen und schwärzlichen Haaren. Bei recht starken Böcken ist das Gehörn bis achtundzwanzig Mal geringelt und erreicht dann eine Länge von mehr als drei Fuß im Bogen.

Aus den uns bisher zugegangenen Nachrichten über die Lebensweise dieser Thiere können wir nur Folgendes entnehmen. Die Pferdeantilopen bewohnen ganz Südafrika mit Ausnahme des Kap=

landes, wo sie fast gänzlich ausgerottet sind. Wie weit sie nach Norden hin sich verbreiteten, ist nicht mit Bestimmtheit ermittelt worden. In alten Zeiten sollen sie im Kaplande häufig gewesen sein. Der letzte Blaubock im Gebiet der Ansiedelung wurde schon vor mehr als sechzig Jahren erlegt. Gesellig, wie die anderen Antilopen, leben auch unsere Thiere in kleinen, nur aus höchstens zehn bis zwölf Stück bestehenden Trupps zusammen. Alle Bewegungen verrathen Kraft und Ausdauer. An Sinnesschärfe und Verstand stehen die Pferdeantilopen durchaus nicht hinter den Verwandten zurück.

Zu ihren Eigenthümlichkeiten gehört, daß die Böcke immer die Leitung übernehmen, niemals die Altthiere. Der wachsame Anführer benachrichtigt bei Gefahr seine Herden durch ein Schneuzen, darauf hin sammelt sich augenblicklich Alles um ihn, und dahin geht's in wilder Flucht. Die Brunst beginnt gegen das Ende der Regenzeit. Sie würde den Jägern die beste Gelegenheit geben, gute Beute zu machen, falls er diese brauchen könnte: denn gerade zur Brunstzeit verbreiten die Männchen einen so durchdringenden Bockgeruch, daß nicht einmal eine Hottentottenzunge sich mit dem Fleische befreunden mag. Mit Beginn der nächstjährigen Regen, also zur Zeit des dortigen Frühjahres, setzt das alte Thier ein Junges, welches von beiden Eltern geführt und nöthigenfalls beschützt wird. Die Eingeborenen Westafrikas versichern ganz ernsthaft, daß diese Antilopen nur ein Mal während ihrer Lebenszeit der Mutterfreuden genießen könnten, weil sofort nach der Geburt die Säbelhörner des Weibchens unglaublich schnell wüchsen, schließlich hinten in den Rücken eindrängen und mehr und mehr sich verlängerten, bis sie endlich das arme Thier geradezu erdolchten.

Die Jagd der Säbelantilopen soll wegen ihrer Vorsicht und Schnelligkeit äußerst schwierig sein. Bei Gefahr gehen die Böcke, wie die Buschmänner behaupten, dreist auf ihren Gegner los und wissen ihre Hörner dann in gefährlicher Weise zu gebrauchen. Die Eingeborenen fangen die Pferdeantilopen wie alle anderen Wiederkäuer in Fallgruben. Gordon Cumming spricht von ihr, oder besser von der schwarzen Antilope, mit Begeisterung. „Während ich durch den Wald galoppirte,“ sagt er, „erblickte ich eins der schönsten Thiere, welches die Schöpfung hat: einen alten Bock der schwarzen Antilope. Es ist das stattlichste und schönste Thier in Afrika. Sie war die erste, welche ich erblickte, und nie werde ich die Empfindung vergessen, welche sich meiner bei diesem, für einen Jäger so ergreifenden Anblick bemächtigte. Der Bock stand mitten unter einer Herde Pallahs, uns gerade im Wege, hatte uns aber unglücklicherweise entdeckt, ehe wir ihn sahen. Ich rief meine Meute und lief ihm nach; der Tag war aber schwül und heiß, und die Hunde hatten keinen Muth mehr. Da mein Pferd keins von den besten war, blieb ich bald zurück, und das schöne Thier war schnell aus meinem Bereich hinaus und entschwand meinen Augen für immer. Vergebens versuchte ich die Nacht zu schlafen, denn das Bild dieser Antilope schwebte mir noch immer vor.“

A. Smith, einer der eifrigsten Forscher der südafrikanischen Thierwelt, vereinigt unter dem Namen der Wasserböcke mehrere große Antilopen, welche sich durch starke, in sanften Bogen erst rück- und auswärts, dann auf- und vorwärts gebogene, geringelte Hörner, Klauendrüsen und lange Schwanzquaste auszeichnen sollen.

Eine der hierher gehörigen Arten ist der eigentliche Wasserbock (Kobus ellipsiprymnus), ein hirschgroßes Thier von 6 bis 7 Fuß Leibes- und 1⅔ Fuß Schwanzlänge bei 4¼ Fuß Kreuzhöhe. Die Hörner, welche an der größten Krümmung einen Fuß, an der Spitze aber nur etwa acht Zoll von einander abstehen, sind über 2½ Fuß lang. Das Haarkleid ist grau gefärbt, nur die Spitzen der Haare sind braun und vor dieser Spitze ein oder mehre Mal geringelt. Am Kopf, Rumpf, Schwanz und Schenkel ist Gelbroth oder Rothbraun vorherrschend; die Augenbrauen, ein schmaler Streifen unter dem Augenlide, die Oberlippe, Muffel, die Halsseiten und eine schmale Binde an der Kehle sind weiß. Eine weißliche Binde verläuft auch über den hinteren Theil der Schenkel, vom

Kreuz an nach vorn und unten, elliptisch gebogen. Das Haar ist grob und drahtartig, nur auf der Kopffirst, den Lippen, der Außenfläche der Ohren und den Läufen kurz und dicht, sonst lang und zottig. Die Hörner sind walzig, an der unteren Hälfte 12 bis 20 Mal stark geringelt, an der Spitze glatt. Das Weibchen ist blässer und zarter gebaut.

Der Wasserbock ist eine der schweren Antilopen; seine Gestalt ist fast plump, jedoch nicht unzierlich. Die Ohren sind groß und breit, die Augen sehr lebhaft, ausdrucksvoll, Selbständigkeit des Wesens, ja fast Wildheit widerspiegelnd. Smith fand ihn nördlich des Kurunan in kleinen Herden von 8 bis 10 Stück, welche sich an den Ufern der Ströme hielten. Unter jedem Rudel sah man höchstens zwei oder drei Böcke, von denen nur ein einziger völlig erwachsen war. Die übrigen



Der eigentliche Wasserbock (Kobus ellipsiprymnus).

Böcke schienen von der Gesellschaft abgeschlagen worden zu sein; doch behaupten die Eingeborenen, daß es überhaupt mehr Geisen, als Böcke gäbe, weil weit mehr Thier- als Bockkälber gesetzt würden.

Die Wasserböcke sehen, wenn sie weiden, etwas unbehilflich aus; sobald sie aber aufgeregt werden, nimmt ihre Gestalt etwas sehr Stattliches und Zierliches an. Sie heben den Kopf dann hoch und gewinnen ein lebhaft geistvolles Ansehen. Wenn der Leitbock wirklich Gefahr wittert, eilt er in sausendem Galopp dahin, und das ganze Rudel jagt hinter ihm drein. Gewöhnlich geht die Flucht nach dem Wasser zu, und, wenn der Verfolger das Wild ängstlich gemacht hat, stürzt sich die ganze Herde mit einem Male plumpend in die Wellen, gleichviel, ob das Gewässer ein ruhig stehen-

des ist, oder ein reißender, tiefer Strom. Wahrscheinlich sind die Wasserböcke gewöhnt, vor ihrem Erzfeinde, dem Löwen, diese Art der Flucht zu ergreifen; im Wasser sind sie natürlich vor der grimmigen Katze ganz gesichert. Sie entfernen sich auch niemals von den Ufern der Flüsse und Seen. Ihre Aeßung besteht theils in Sumpf- und Wasserpflanzen, theils aber in dem saftigen Grase, welches in allen Niederungen Südafrikas sich findet.

Die Eingeborenen lassen die Wasserböcke gewöhnlich in Frieden. Das Fleisch ist zähe, faserig und hat einen höchst unangenehmen, bockartigen Geruch, welcher selbst dem hungrigen Kaffer widersteht. Kapitän Harris fand das von ihm erlegte Thier gänzlich ungenießbar und versichert, daß er durch den starken Gestank manchmal geradezu von seiner Beute verjagt worden und nicht im Stande gewesen wäre, das erlegte Wild abzuhäuten.

Bekannter als diese vor wenig Jahren erst entdeckte Antilope sind die schon seit uralten Zeiten berühmten Spießböcke (Oryx), deren eine Art auf den alten Denkmälern in Egypten und Nubien so häufig abgebildet wurde. Man sieht hier den Oryx in den manchfaltigsten Stellungen, oft auch in Farben ausgeführt, gewöhnlich mit einem Strick um den Hals, zum Zeichen, daß man ihn gejagt und gefangen hat. In den Gemächern der großen Piramide Cheops sieht man dasselbe Thier, zuweilen nur mit einem Horne dargestellt, und hierauf wollen einige Naturforscher die Behauptung gründen, daß der Oryx zur Sage von dem Einhorne Veranlassung gegeben habe, während unter dem Reem der Bibel oder dem Einhorn doch entschieden nur das Nashorn gemeint sein kann. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Alten die kapische Spießantilope gar nicht kannten, sondern nur die in Nubien lebende Steppenkuh (Oryx leucoryx) und die Beisa (Oryx Beisa), welche Rüppell auf seiner Reise nach Abissinien wieder auffand, mit dem Namen Oryx bezeichneten. Von diesem Oryx erzählen sich die Alten wunderbare Dinge. Sie behaupten, daß er ebenso wie die Ziegenherden den Aufgang des Sirius erkenne, sich diesem Gestirn entgegenstelle und es gleichsam anbete, daß er Wasser trübe und verunreinige und deshalb den egyptischen Priestern verhaßt wäre, daß er sein Gehörn beliebig wechseln könne und bald deren vier, bald nur zwei, bald gar nur eins trage und dergleichen mehr. Bemerkenswerth ist noch, daß die Leiern der griechischen Sänger aus Oryxhörnern verfertigt waren.

Die nubische Art (Oryx leucoryx) ist etwas zierlicher gebaut, als die kapische, immer noch aber ein im Vergleich zu anderen Antilopen ziemlich plumpes Geschöpf. Ihre gewaltigen Hörner zeichnen sie vor den übrigen zu dieser Gruppe gehörigen Antilopen so aus, daß sie höchstens mit einer Art, mit der im Westen Afrikas lebenden Vertreterin, verwechselt werden kann. Die Hörner sind ungewöhnlich lang, nämlich über halb so lang, als der Leib, bei stärkeren Böcken 3½ Fuß lang und 26 bis 40 Mal geringelt, an der Wurzel 1½ bis 2 Zoll dick, von da fast gleichförmig gegen die glatte Spitze hin abnehmend. Sie stehen an der Wurzel ziemlich nahe zusammen und biegen sich von da gleichmäßig nach außen und in einen sehr flachen Bogen nach unten. Das Haarkleid ist kurz, grob, dicht und glatt anliegend; nur längs des Rückgrats und der Nackenfirste verlängert es sich ein wenig. Die Farbe ist ein ziemlich gleichmäßiges Gelblichweiß, welches auf der Unter- und Innenseite der Beine heller, am Halse dagegen durch Rostfarben ersetzt wird. Sechs Flecken von mattbrauner Farbe stehen am Kopfe, und zwar einer zwischen den Hörnern, zwei zwischen den Ohren, zwei andere zwischen den Hörnern und Augen und der sechste endlich als Streifen auf dem Nasenrücken. Alte Böcke erreichen eine Länge von reichlich sechs Fuß und eine Schulterhöhe von vier Fuß. Sehr nahe steht dieser Antilope ein mehr dem Westen angehöriger Oryx, in welchem einige Forscher eine besondere Art (Oryx bezoarticus) erkennen wollen.

Der Passan oder der kapische Oryx (Oryx Gazella) ist noch größer und plumper. Seine Leibeslänge beträgt bis 7 Fuß, die Schwanzlänge 1½ Fuß, die Höhe am Widerrist etwa 4 Fuß, die Hörner sind fast 3 Fuß lang. Das Thier unterscheidet sich von dem nubischen Oryx durch seine schnurgeraden, schief nach hinten und außen aufsteigenden Hörner, welche im unteren Drittel bis zwanzig Mal stark geringelt, an der Spitze glatt und scharf sind. Die Hörner des Weibchens sind kleiner und schwächer, auch weniger zahlreich geringelt. Der Pelz liegt dicht und glatt an und besteht aus kurzen, straffen Haaren, welche, mit Ausnahme eines aufrecht stehenden, fast mähnenartigen Haarkammes am Oberhals und eines anderen Büschels langer, borstiger Haare am Unterhals, überall so ziemlich gleich lang sind. Nach den Jahreszeiten ist die Grund-



Die Steppenkuh (Oryx leucoryx).

färbung verschieden. Im Sommer sind Hals, Nacken, Rücken und die Seiten gelblichweiß, der Kopf, die Ohren, die unteren Glieder und der obere Theil der Hinterschenkel, die Brust und der Bauch reinweiß. Alle übrigen Theile des Leibes aber sind dunkelschwarzbraun gefärbt. Am Kopfe ist die Zeichnung fast halfterartig; schon aus einiger Entfernung betrachtet, sieht der Passan (oder auch die Beisa) aus, als wäre sie gezäunt. Die Nackenmähne ist schwarzbraun und geht in einen gleichgefärbten Streifen über, welcher sich nach dem Kreuze zu immer mehr ausbreitet und dort einen großen, rautenförmigen Fleck bildet. Ein anderer Streifen verläuft von der Kehle zur Brust hin. Im Winter ändert die Grundfärbung des Leibes sich ins Bläulichaschgraue, und nur der Hinterkopf, Hals und Rücken sind dann roth überflogen.

Dieser schönen, großen Antilope ganz gleich gebaut, aber anders gefärbt, ist die Beisa. Bei ihr ist Alles, was bei dem Passan röthlich oder bläulich ist, lichtgelb, und der Kopfzaum läuft nicht ganz über das Maul weg. Die Beisa ist es wahrscheinlich, welche auf den Tempeln in Kalabsche in Unternubien dargestellt ist, dieselbe, welche die Alten eigentlich mit dem Namen Oryx bezeichneten, denn die Beschreibung, welche Oppian hiervon gibt, paßt sehr wohl auf sie. Ihre Farbe ist „gleich der Milch des Frühlings; nur im Gesicht hat sie schwärzliche Backen".

Alle drei oder vier Oryxböcke bewohnen die dürrsten und wasserärmsten Stellen Afrikas. Der Passan oder der „Gemsbock" der Ansiedler am Kap lebt in Südafrika, die Beisa in Abissinien, der Oryx mehr im Norden und in der Mitte.

„Der Gemsbock," sagt Gordon Cumming, „scheint von der Natur dazu bestimmt, die trockenen Karoos des heißen Südafrikas zu bevölkern, für welche er sich seiner Natur nach vortrefflich eignet. Er gedeiht in unfruchtbaren Gegenden, wo man glauben sollte, daß darin kaum eine Heuschrecke Nahrung finde, und ist, trotz der Glut seiner Heimat, doch völlig unabhängig vom Wasser. Er kostet dies, wie ich nach meiner Beobachtung und der wiederholten Behauptung der Bauern überzeugt bin, niemals, auch wenn er es haben würde." Unter ganz ähnlichen Umständen leben die nördlichen Arten, obwohl sie durchaus nicht Wasserverächter sind, wie der Passan. Allerdings trifft man die stattlichen Thiere, welche sich schon von weitem durch ihre gewaltige Größe auszeichnen, oft auch in den heißen, wasserlosen Steppen Südnubiens und Kordofahns an, ohne daß man begreift, wo sie ihren Durst löschen könnten. Allein an denselben Orten leben auch noch eine Menge andere Thiere, welche Wasser trinken, und die Oryxböcke verschmähen das Wasser wenigstens in der Gefangenschaft nicht.

Man sieht die Oryxantilopen gewöhnlich paarweise oder in sehr kleinen Trupps, häufig auch nur eine Mutter mit ihren Jungen. Die Haltung der Thiere hat etwas sehr Anständiges, Stattliches, obwohl der Bau nicht gerade geeignet ist, einen angenehmen Eindruck zu machen. Höchst selten rudeln sich starke Gesellschaften zusammen, und solche von zweiundzwanzig Stücken, wie sie Gordon Cumming sah, mögen wohl nur ausnahmsweise sich vereinigen. In den unbevölkerten Gegenden sind die Oryxböcke nirgends selten, aber sie sind auch nirgends häufig und dabei immer so scheu und furchtsam, daß man die wenigsten von denen, welche da sind, überhaupt zu sehen bekommt. Sie fliehen, ehe der Reiter an sie herankommt. Nach meinen Beobachtungen meiden sie den Wald so viel als möglich; in Kordofahn halten sie sich nur in der Steppe auf. Dort gibt ihnen die so reichliche Pflanzenwelt hinlängliche Nahrung, und wenn dann die Zeit der Dürre und Armuth, der Winter kommt, haben sie sich so viel Feist zugelegt, daß sie schon eine Zeit lang auch mit magerer Kost, mit ausgedörrten Halmen und blätterlosen Zweigen vorlieb nehmen können. Nur einzelne Mimosenbüsche bieten ihnen dann noch frischere Aeßung. Beim Weiden recken sie ihren Hals hoch empor, stemmen sich auch wohl mit den Vorderhufen gegen den Stamm an, um höher hinauflangen zu können. Die südafrikanischen sollen, wie englische Jäger berichtet haben, zur Zeit der Dürre nach der sogenannten Wasserwurzel, einer in jenen Gegenden häufigen und werthvollen lilienähnlichen Pflanze, graben, welche die Feuchtigkeit unter ihrer festen Hülle lang erhält.

Die Oryxböcke sind schnell. Ihr Schritt ist leicht, ihr Trab hart, ihr Galopp sehr schwer, aber ausdauernd und gleichmäßig fördernd. Nur die besten Pferde sind im Stande, ihnen zuweilen nachzukommen und die Araber der Bahinda, welche ausgezeichnete Rosse besitzen, wie die Bakhara machen sich ein besonderes Vergnügen daraus, die Schnelligkeit ihrer Pferde in dem Laufe des Oryx zu erproben und stechen diesen dann, sowie er sich im letzten Augenblicke der Gefahr gegenüberstellt, die Lanzen an den Hörnern vorüber von oben in die Brust. Mit andern Antilopen scheint sich wenigstens die Oryxgemse des Kaplandes zu vertragen, da man sie oft mit der großen Kauna oder Kuhantilope in vollster Eintracht weiden sieht. Der eigentliche Bock ist, wie ich selbst beobachtet habe, ein im höchsten Grade unverträgliches Geschöpf, welches andere Thiere im Anfall schlechter Laune oft arg mißhandelt. Man muß diesen Thieren überhaupt nachrühmen, daß sie, so scheu sie

auch sein mögen, doch keineswegs die Furchtsamkeit anderer Antilopen zeigen, sondern eher etwas vom Wesen des Stiers haben. Gereizt gehen sie mit großer Wuth auf den Angreifer los und suchen ihn in boshafter Weise zu verletzen. Gegen den anlaufenden Hund wissen sie sich sehr geschickt zu vertheidigen; sie biegen den Kopf vor und schlagen in schnellen Wendungen nach rechts und links mit solcher Kraft aus, daß sie einem Hunde ihre Hörner durch den ganzen Leib rennen, wenn jener nicht geschickt ausweicht. Lichtenstein erzählt, daß einer seiner Begleiter in der großen Karu das Geripp eines Panthers und einer Oryxgemse neben einander liegen fand. Der Bock hatte seinen gefährlichen Feind mit einem Hornstoße getödtet, war aber selbst den Wunden erlegen. In Wood's Illustrated Natural-History wird sogar behauptet, daß unter Umständen dem Löwen ein gleiches Schicksal werde, und diese Angabe ist so unbegreiflich nicht, als sie wohl scheinen mag. Im Augenblick großer Gefahr stellt sich der Oryx nicht nur den Hunden, sondern auch dem Menschen gegenüber, und dann heißt es vorsichtig zu Werke gehen, wenn man nicht durch und durch gerannt sein will. Gordon Cumming entkam, wie er erzählt, nur dadurch dem Tode, daß der auf ihn anrennende Oryx wenige Schritte vor ihm, von Blutverlust erschöpft, zusammenbrach.

Ueber die Fortpflanzung im Freien fehlen noch ausführliche Berichte; an Gefangenen (Oryx leucoryx) hat Weinland beobachtet, daß die Tragzeit 248 Tage in Anspruch nimmt.

Die Jagd auf alle Oryxantilopen wird nur zu Pferde betrieben. Cumming beschreibt eine in sehr lebhafter Weise und erzählt dabei, daß er den ganzen Tag einer bereits verwundeten Antilope nachgeritten sei, bis endlich das Thier nicht mehr weiter konnte. Die Hottentotten wagen nicht, einzeln Gemsböcke anzugreifen oder zu verfolgen, weil diese sich augenblicklich gegen sie wenden. Auch Hunden gegenüber vertheidigt sich das Thier in kräftigster Weise und schlägt mit ebensoviel Geschick und Kraft rechts und links um sich, bis es sich von seinen Angreifern befreit hat. Ob diese Angabe der Wahrheit entspricht, lasse ich dahin gestellt sein. Für die Beisa gilt sie nicht weniger nur theilweise. Ich sah dieses schöne Thier zweimal im März 1862 und zwar in der schon mehrfach genannten Samhara, das erste Mal einen einzelnen Bock, das zweite Mal einen Trupp von sechs Stücken. Der eine Bock wie der Trupp entflohen schon aus großer Entfernung vor uns. An den Trupp versuchten wir uns anzuschleichen; allein eine Biegung des Wassergrabens, welcher uns vollständig barg, brachte uns in den Wind und augenblicklich setzten die Thiere sich in Bewegung. Die Beisa bewies mir dadurch, daß sie eben so scharf windet, als das Renthier: denn wir waren noch immer 500 Schritt von ihr entfernt gewesen. Durch Zufall kam derselbe Trupp mir eine halbe Stunde später auf 70 Schritt zum Schuß, und nur ein ganz besonderes Jagdunglück machte, daß ich den erwählten Prachtbock nicht zusammenschoß: — ich hatte vergessen, daß ich den Schrotlauf meines Wenders gerade oben hatte, feuerte dem stolzen Gewilde eine Ladung Schrot aufs Blatt, und wurde durch den Nichterfolg meines Schusses so verdutzt, daß ich gar nicht ans Wenden dachte. Obgleich der Bock verwundet war, wandte er sich doch nicht gegen mich, wie nach Rüppell zu vermuthen gewesen wäre, sondern trollte mit den anderen ziemlich langsam und stumm davon. Eigentlich flüchtig habe ich das Thier leider nicht gesehen und bedauere Dies aufrichtig, weil keine andere Antilope einen prachtvolleren Anblick gewähren soll, als der fliehende Oryxbock. Man trifft ihn nicht selten unter anderen Antilopenherden, wo er sich die Führerschaft erkämpft hat. Sobald er merkt, daß er verfolgt wird, stößt er, wie man erzählt, ein heftiges, durchdringendes Geschrei aus, hebt den Kopf vor, so daß die Hörner auf den Rücken zu liegen kommen, streckt den Schwanz gerade von sich und eilt nun in wilder Jagd über die Ebene dahin, Alles, was ihm in den Weg kommt, vor sich niederwerfend oder durchbohrend. Ueber Büsche, die ihn hindern wollen, schnellt er mit einem einzigen gewaltigen Satze hinweg; durch die Herden der Zebras bricht er hindurch, Straußenherden jagt er in die tollste Flucht. Erst nach vielstündiger Verfolgung ist es möglich, in schußgerechte Entfernung von ihm zu kommen; denn er hält auch dann noch die Verfolgung aus, wenn er vom Schweiße trieft und die Jäger bereits mehrmals ihre erschöpften Rosse gewechselt haben.

Die Nomaden der Steppe fangen ab und zu eine der bei ihnen lebenden Arten und bringen sie in die Stadt, um sie den Vornehmen des Landes oder den Europäern zum Kauf anzubieten. Auf diese Weise habe ich während meines Aufenthalts in Afrika mehrere erhalten. Ich kann die Gefangenen nicht besonders rühmen. Sie sind träge, langweilig und unverträglich. Die Gefangenschaft halten sie leicht aus; sie lernen auch ihren Pfleger kennen und gewöhnen sich an ihn; niemals aber darf er ihnen ganz trauen, weil sie ihre Hörner zuweilen, gleichsam des Spaßes wegen, in höchst gefährlicher Weise zu gebrauchen pflegen. Mit anderen Thieren darf man sie nicht zusammenhalten: sie bemächtigen sich in kurzer Zeit der Herrschaft über das andere Vieh und mißhandeln dasselbe in abscheulicher Weise. Auch unter sich fangen sie ab und zu einmal Streit an und stoßen sich dann recht tüchtig. Dabei sind sie störrig und lassen sich nur mit größter Mühe fortschaffen. Noch heute gedenke ich einiger Tage meines Reiselebens mit wahrem Unmuthe. Wir hatten ein Thier der nubischen Art (Oryx leucoryx) in Obëid erhalten und wollten dasselbe gern mit nach Chartum nehmen. Das Einfachste würde natürlich gewesen sein, es an den Hörnern zu binden und neben dem Kamele laufen zu lassen, allein das gute Thier wollte nicht mit uns spazieren, und die Araber versicherten einstimmig, daß das „junge Rind der Steppe“ noch gar nicht marschfähig wäre. Jetzt erhielt einer unserer Diener den Auftrag, das große unbehilfliche Geschöpf mit sich auf das Kamel zu nehmen. Ein Teppich wurde zu diesem Zwecke der Antilope um den Leib geschnürt und dann am Sattel befestigt. Der Oryx schien über diese Art der Fortschaffung äußerst entrüstet zu sein und stieß den Diener und das Kamel mit seinen spitzen Hörnern. Das Reitthier, welches anfänglich blos murrte, bekam endlich eine so ungewohnte Behandlung satt und ging durch. Nun versuchte ich, die Antilope weiter zu schaffen, und bekam anstatt unseres Ali die Hornstöße. Es wurde ein erneuter Versuch gemacht, das Steppenrind zum Gehen zu bringen; doch er scheiterte an dessen Störrigkeit. Nochmals wurde das Thier aufs Kamel gebracht, und schon glaubte ich, daß jetzt Alles gut gehen würde, als der Oryx plötzlich aus seiner Umhüllung heraussprang und mit raschen Schritten davon eilte. Wir setzten ihm nach, waren aber nicht im Stande, ihn wieder zu erlangen. Er fühlte seine Freiheit viel zu sehr, als daß er sich von neuem in unsere Gewalt begeben hätte.

In der Neuzeit ist die nubische Säbelantilope oft nach Europa gekommen und hat sich in den Thiergärten recht wohl erhalten, sich auch ohne besondere Schwierigkeiten hier fortgepflanzt. Weit seltener sieht man den Passan und noch viel weniger die Beisa, welche gegenwärtig noch den meisten Museen fehlt.

Man benutzt Fleisch und Fell der Oryxantilope in der gewöhnlichen Weise. Die geraden Hörner des Passan und der Beisa aber werden oft als Lanzenspitzen verwendet. Man wartet, bis die Hornschalen bei beginnender Fäulniß sich von dem starken Zapfen lösen, zieht sie dann ab, setzt sie auf gewöhnliche Lanzenstäbe, und die Waffe ist fertig. Die Europäer am Kap lassen die Hörner auch wohl poliren und mit silbernen Knöpfen versehen; dann gebrauchen sie dieselben als Spazierstöcke.

Die Mendesantilopen (Addax) schließen sich den Oryxböcken am nächsten an. Ihre leichten schraubenförmig oder leierförmig gewundenen, der Länge nach geringelten, schlanken und langen Hörner geben das einzige Unterscheidungsmerkmal, und viele Naturforscher reihen unser Thier deshalb ohne weiteres den vorigen an. Auf den egyptischen Denkmälern findet sich die nubische Mendesantilope (Addax nasomaculatus) mehrfach dargestellt. Die Mendeshörner, welche den Kopf der Götterbilder, der Priester und Könige des alten Egyptenlandes schmücken, sind dem Gehörn dieser Antilope nachgebildet. Von Egypten aus hat sich der Ruhm des Thieres weiter verbreitet. Schon die alten Griechen und Römer kannten es recht gut. Plinius erwähnt es unter dem griechischen Namen „Strepsiceros“ und unter dem lateinischen Addax, welcher letztere seit uralten Zeiten der Landesname dieser Antilope sein muß, weil sie heute noch von den Arabern Abu-Addas genannt wird.

Die Mendesantilope ist plumper und stärker, als die meisten anderen ihrer Familie. Ihr Leib ist untersetzt, am Widerrist merklich erhaben, am Kreuz sehr gerundet. Der Kopf ist gestreckt, aber sehr breit am Hinterhaupt. Die Beine sind stark und verhältnißmäßig kräftig. Die Hörner richten sich nach auf- und rückwärts und biegen sich in doppelter Windung allmählich nach der Spitze von einander abweichend; von der Wurzel an umgeben sie 31 bis 45 schiefe, nicht eben regelmäßig gestellte Ringe; im letzten Drittel sind sie gerade und vollkommen glatt. Die Behaarung ist dicht und mit Ausnahme einiger Körperstellen kurz und grob. Vor der Wurzel der Hörner steht ein Schopf, welcher über die Stirn herabhängt; vom Ohr nach dem Hinterhaupte zieht sich ein Streifen verlängerter Haare hinab; den Vorderhals schmückt eine fast drei Zoll lange Mähne. Von der gelblich weißen Grundfärbung sticht das Braun des Kopfes, des Halses und der Mähne ziemlich lebhaft ab. Unterhalb der Augen verläuft eine breite Binde, und hinter den Augen, sowie auf der Oberlippe stehen weiße



Die nubische Mendesantilope (Addax nasomaculatus).

Flecke. Die Quaste des ziemlich langen Schwanzes besteht aus weißen und braunen Haaren. Während der kühlen Jahreszeit geht die gelblich weiße Färbung allmählich ins Graue über. Beim Männchen ist das Haar dunkler und die Mähne größer als beim Weibchen. Junge Thiere sind rein weiß gefärbt.

Nur Ostafrika ist die Heimat der Mendesantilope. In den Ländern Südnubiens, zumal in der Bahiuda, sieht man sie zuweilen in zahlreichen Herden und häufig in kleinen Familien. Sie bewohnt auch die dürrsten Stellen, wo, nach der Versicherung der Nomaden, weit und breit kein Tropfen Wasser sich findet. Wenn man diesen Leuten Glauben schenken darf, ist sie im Stande, monatelang das Wasser gänzlich zu entbehren. Sie ist scheu und furchtsam, wie die übrigen Antilopen, behend und ausdauernd im Laufe, dennoch aber vieler Verfolgung ausgesetzt. Unter den Thieren stellt ihr wohl nur der Hiänenhund oder Simir und der Karakal nach: um so eifriger aber verfolgen sie die Edlen des Landes, in denen sie lebt. Die Aschiach oder Machthaber der Nomaden und Beduinen

sehen in ihr eines der edelsten Jagdthiere. Sie verfolgen sie theils um ihr Fleisch zu nützen, theils um die Schnelligkeit ihrer Pferde und Windhunde zu erproben, theils auch um Junge zu erbeuten, welche sie dann aufziehen.

An heißen Tagen rücken die Jäger mit Kamelen und Pferden auf die Jagd aus. Eine Anzahl von Kamelen trägt das der Jagdgesellschaft nöthige Brodgetreide, Wasser und Futter für die Pferde, die Zelte und Lagerbedürfnisse, die Frauen und die weniger bei der Jagd Betheiligten. Die Männer reiten auf stolzen Pferden. Sobald sich diese Antilopen zeigen, werden die Pferde zunächst getränkt; dann jagt man den schnellfüßigen Thieren nach, bis sie vor Mattigkeit nicht weiter können. Am eifrigsten üben die Beduinen die Jagd aus. Sie ist ihnen eine männliche Uebung, ein Spiel, eine Unterhaltung. Der Werth der Antilope kommt hier nicht in Betracht: es gilt vielmehr die Gewandtheit des Mannes und die Schnelligkeit des Pferdes oder Windhundes zu zeigen. Nur die Edlen des Landes, die eigentlichen Ritter üben diese Jagd zu Pferde aus. Ihrer Zwölf oder Fünfzehn vereinigen sich und nehmen ihre Diener, ihre Zelte, ihre vortrefflichen Windhunde und ihre abgerichteten Falken mit sich hinaus. Sobald man einen Haufen dieser Antilopen oder anderer Arten, welche dieselben Ländereien bewohnen, sieht, sucht man sich so weit als möglich ungesehen dem Trupp zu nähern. Wenn man in große Nähe gekommen ist, springen die Diener von den Kamelen oder Pferden und halten den Windhunden, die sie bisher an langen Stricken hielten, die Schnauzen zu, um sie am Bellen zu verhindern. Dann machen sie die klugen Thiere auf das noch fernstehende Wild aufmerksam und lassen sie endlich mit einem Male los. So wie Dies geschehen, fliegen die edlen Geschöpfe wie Pfeile über die Ebene dahin, und der ganze Reiterzug saust hinter ihnen drein, mit allerlei Liebkosungen und Befehlen die Hunde anfeuernd und aufstachelnd. „O! mein Bruder, mein Freund, mein Herr, eile, Du Schnellfüßiger, Du von einem Vogel Geborner, Du Falkengleicher, eile! Dort sind sie, eile, mein Liebling, laufe, Du Unübertrefflicher!“ So heißt es, und Schmeichelei folgt auf Drohung, Lob wechselt mit Tadel, je nachdem der Hund die Antilope oder diese ihn überbietet. Die besten Windhunde erreichen das Wild nach einer Jagd von 1½ bis 2 Meilen, die schlechteren müssen vier und zuweilen sechs Meilen weit den flüchtigen Antilopen nachjagen, ehe diese, erschöpft, sich ihnen entgegenstellen.

In dem Augenblick, wo der erste Hund das Rudel erreicht, wird die Jagd überaus spannend und anziehend. Der edle Windhund stürzt sich immer auf das stärkste Thier des Rudels, aber nicht blind, sondern mit größter Vorsicht, mit unübertrefflicher Gewandtheit und wahrhaft bewunderungswürdiger Leichtigkeit. Die Antilope versucht dem Feinde zu entfliehen, schlägt Haken nach der Rechten, nach der Linken, wirft sich über den Hund weg und springt rückwärts. Der Kluge schneidet ihr jeden Weg ab und kommt ihr immer näher. Endlich stellt sie sich und weist das spitze Gehörn: doch Alles hilft ihr Nichts. In demselben Augenblicke, in welchem sie den Kopf zur Erde beugt, um ihrem Angreifer einen gefährlichen Stoß zu versetzen, springt dieser auf ihren Nacken und reißt sie mit wenigen Bissen zur Erde, entweder das Genick oder die Schlagadern durchbeißend. Wenn das Wild gefallen ist, eilen die Araber mit Freudengeschrei herbei, springen von den Pferden herab und schneiden ihrer Beute unter dem Ausrufe: „Be ism lillahi el rachmahn, el rachihm, Allahu akbar!“ — im Namen Gottes des Allbarmherzigen, Gott ist größer! — die Kehle durch, damit sie sich verblute, wie das Gesetz des Propheten es befiehlt. Fürchten sie aber, nicht zur rechten Zeit auf dem Wahlplatze einzutreffen, so rufen sie von weitem dem Hunde die obigen Worte zu, in dem festen Glauben, daß nur er seinerseits das gesetzmäßige Schlachten besorgen werde. Das Gleiche thun sie auch, wenn sie ein Thier mit der Kugel erlegen. Sie sagen, daß ihr Geschoß durch jene Worte das Gesetz vollständig erfülle.

Gegen Abend endet die Jagd. Einer der Reiter sprengt zu den Kamelen zurück, oder gibt deren Führern den Sammelplatz an, auf welchem man übernachten will. Dann zieht Alles dorthin, und ein eigenthümliches, frisches, fröhliches Waidmannsleben erwacht in den Zelten.

Solche Jagden währen oft mehrere Wochen. Die Jäger nähren sich von ihrer Beute; aber gewöhnlich ist diese so reich, daß sie einen Tag um den anderen immer noch ein mit Wild befrachtetes Kamel nach den Zelten schicken können, um auch ihren Frauen und Kindern einen Antheil ihrer Beute zukommen zu lassen. Die Zeit der Regen ist die geeignetste zur Jagd aller Antilopen; denn wenn der Boden feucht ist, kann das Wild nicht so schnell laufen, als sonst, weil sich immer Klumpen von feuchter Erde oder Schlamm an ihre Hufen hängen.

Bei vielen Araberstämmen sieht man die Mendesantilope und die Gazelle im gefangenen Zustande. Die Schönheit der Augen dieser Thiere ist unter allen morgenländischen Völkern so vollständig anerkannt, daß schwangere Frauen Gazellen nur aus dem Grunde um sich zu halten pflegen, um ihrer Frucht die Schönheit des Thieres einzuprägen. Sie setzen sich oft lange Zeit vor das Thier hin und sehen ihm in die schönen Augen, streichen ihm mit den Fingern über die weißen Zähne und berühren dann die ihrigen und sagen dabei verschiedene Sprüche her, denen sie noch besondere Kraft zutrauen. Am liebsten halten sie die Gazelle. Doch sieht man auch die Mendesantilopen hier und da in ihren Zelten. In den neuesten Zeiten findet man die letzteren hier und da in den Thiergärten. Sie zeigen durch ihr Betragen, wie nahe sie mit den Oryxböcken verwandt sind; denn sie sind ebenso launisch und unverträglich, wie diese. Doch kennt man auch Ausnahmsfälle. Eine, welche der Großherzog von Toskana aus Egypten erhielt, scheute sich nicht im geringsten vor dem Menschen, ließ sich streicheln und liebkosen und leckte oft ihrem Wärter die Hand. Zuweilen wollte sie spielen und wurde dabei unangenehm; denn oft zeigte sie unversehens die Hörner und versuchte Den zu stoßen und zu schlagen, welcher sie eben geliebkost hatte. Beim geringsten Verdachte spitzte sie die Ohren und setzte sich in Vertheidigungszustand. Auf Hunde und andere Feinde lief sie mit zurückgeschlagenen Hörnern ziemlich schnell los, stemmte sich mit den Vorderfüßen auf den Boden, wendete das Horn nach vorn und stieß rasch von unten nach oben; auch mit den Füßen schlug sie sowohl vor- als rückwärts. Ihre Stimme war bald ein Grunzen, bald ein schwaches Plärren; damit drückte sie Verlangen nach Nahrung aus. Heu, Hafer, Gerste und Korn genügten ihr. Sie hielt sich gut und lange in der Gefangenschaft.

Soviel man bisjetzt weiß, hat sich das schöne Thier nur einige Male in der Gefangenschaft fortgepflanzt, bisher aber nur in England und Belgien.

In den **Eland-** oder **Elenantilopen** (Boselaphus) sehen wir wiederum eins jener Verbindungsglieder zweier Familien vor uns. Wenn man die plumpen, schwerfälligen Geschöpfe mit dem dicken und starken Leibe, dem Kuhschwanze und der vorn herabhängenden Wamme betrachtet, glaubt man eher ein Rind vor sich zu haben, als eine Antilope: aber dennoch ist in der ganzen Gestalt die nahe Verwandtschaft mit den leichten und zierlichen Antilopen nicht zu verkennen, zumal die Hörner unverkennbare Merkmale der Familienangehörigkeit sind.

Die **Kanna** (Boselaphus Oreas oder Canna) wird fast 9 Fuß lang und trägt dazu einen noch über 1½ Fuß langen Schwanz, am Widerrist erreicht sie eine Höhe von 6½ Fuß. Ihr Gewicht kann 7 bis 8 Centner betragen. Erfahrene Jäger behaupten, Männchen von 12 Fuß Leibeslänge und 10 Centner Gewicht erlegt zu haben. Somit kommt das Thier fast dem wirklichen Elch an Größe gleich. Nach dem Alter ändert sich die Färbung. Ausgewachsene Böcke sind auf der Oberseite hellbraun oder gelblichgrau, rostroth überlaufen, an den Seiten weißgelblich, unten und auf den Außenseiten der Unterschenkel gelblichweiß, am Kopf hellgelblichbraun, während die Nackenmähne und ein Haarbüschel am Unterhalse gelblichbraun oder dunkelbraunroth sind. Der Rückenstreifen hat etwa dieselbe Färbung. Ein brauner Fleck über dem Beuggelenke der Vorderbeine und ein schwarzrothbrauner Ring, welcher sich um die Fesseln zieht, mögen zur weiteren Kennzeichnung des Thieres dienen.

Noch heutigen Tages findet sich diese Riesenantilope in dem größten Theile Südafrikas, in dem Lande der Kaffern, der Hottentotten und Buschmänner, im Norden und Osten des Kaplandes selbst, und in einem großen Theile des übrigen Südafrikas. In dem bevölkerten Kaplande ist sie ausgerottet. Sie lebt gesellig, wie die übrigen Antilopen; ganz alte Böcke aber werden zuweilen von der Herde verbannt. Rudel von 8 bis 10 Stück sieht man seltener, als Herden von 20 bis 40 Stück, und in dem tiefsten Innern mögen auch noch größere Vereinigungen vorkommen.



Die Kanna (Boselaphus Oreas oder Canna).

Die Elandantilope hat auch in ihrem Betragen sehr viel mit dem Rind gemein. Sie trollt in geschlossenen Massen geraden Weges fort, und zuweilen ohne Furcht auf einen Menschen los, welcher dann eilen muß, ihr aus dem Wege zu kommen, wenn er nicht niedergeworfen und arg gemißhandelt werden will. Wo das Thier die Wirkung des Feuergewehrs kennen gelernt hat, ist es scheuer, und namentlich die Weibchen und Jungen flüchten beim Erscheinen eines Menschen so eilig sie können, selbst über ziemlich steile Berge hinweg. Alte Männchen sind zu feist, als daß sie es ihnen nachthun könnten: sie bleiben in den Ebenen, machen aber immer noch einem flinken Jagdpferde gehörig zu schaffen, bevor sie sich, ermüdet, dem Reiter stellen. Am Kap jagt man sie nur zu Pferde, am liebsten in den heißen Monaten; denn dann hetzt man einen feisten Elandbock schon in

wenig Stunden so ab, daß er sich stellt, um entweder den Kampf aufzunehmen, oder sich ruhig in sein Schicksal zu ergeben. In früherer Zeit fing man dieses Wild, welches den Pflanzungen oft großen Schaden that, in Schnellgalgen, welche in der Umzäunung der Felder und Gärten angebracht worden.

Man behauptet, daß die Zeit der Paarung bei den wildlebenden nicht an eine bestimmte Jahreszeit gebunden wäre; wenigstens will man in jedem Monat des Jahres trächtige Kühe und Junge gefunden haben. Die Dauer der Tragzeit beträgt 282 Tage; so beobachtete man an gefangenen. Der Paarung selbst gehen heftige Kämpfe der Männchen voraus.

In der Neuzeit sind die Elandantilopen in den Thiergärten Europas eine gewöhnliche Erscheinung geworden. Sie stammen, wie Weinland berichtet, sämmtlich von zwei Paaren ab, welche im Jahre 1840 und 1851 durch den Earl von Derby in England eingeführt wurden. Ein Nachkomme des ersten Paares, welcher im Jahre 1846 geboren wurde, lebt heute noch. Von London aus kamen die Thiere zunächst in die Gärten und Parks Großbritanniens, und von dort aus wieder nach den Thiergärten des übrigen Europas. Sie halten sich gut, werden sehr bald zahm, zeigen die Gutmüthigkeit und Dummheit des Rindes und pflanzen sich ohne Umstände fort. Man hat sie deshalb als sehr geeignet zur Einbürgerung in Europa erkannt und bereits mehrfach günstige Versuche gemacht. Die Engländer nahmen sich der Sache mit besonderem Ernste an. In dem Regentspark sind schon alle zu erwartenden Jungen im voraus von reichen Gutsbesitzern bestellt, und wahrscheinlich wird man nach geraumer Zeit diese Antilope auf allen größeren Gütern unter den Rindern weiden sehen.

Vor einigen Jahren wurde ein junger Bulle geschlachtet und sein Fleisch sowohl auf der königlichen Tafel zu Windsor, wie an einer Tafel in den Tuillerien zu Paris und auch an einer Tafel von Lords und Gemeinen gekostet und daran die richtige Mischung von Feistlagen zwischen den Muskelfasern als besonders vorzüglich gerühmt. Die Engländer, welche man hierin als gute Richter anerkennen muß, behaupten, daß es gar kein besseres Fleisch gäbe. Sie bestätigen hierdurch die Berichte früherer Reisenden in Südafrika, welche einstimmig im Lobe des Wildprets der Elandantilope sind. Am Kap bildet das Fleisch einen nicht unbedeutenden Handelsgegenstand. Es hält sich geräuchert vortrefflich und kann dann weit versandt werden. Das wohlschmeckende Feist benutzt man hauptsächlich zu Spicken des Bratens anderer Antilopen und Jagdthiere. Aus der dicken Haut gerbt man ein gutes, haltbares Leder; die Hörner und Knochen werden von den Hottentotten benutzt.

In der Neuzeit ist eine indische Antilope, welche die Reisenden unter dem Namen „blauer Ochse“ oft erwähnen, der Nilgau (Portax pictus), häufig zu uns gekommen, während dasselbe Thier in früheren Jahrhunderten selbst in Indien nur höchst selten in der Gefangenschaft gesehen wurde. Der Nilgau ist ebensowohl in der Gestalt, als in der Färbung eine der ausgezeichnetsten Arten der großen Antilopenfamilie; er erscheint gewissermaßen als ein Mittelding zwischen Hirsch und Rind. Der Kopf, Hals und die Beine sind kurz gebaut, die übrigen Leibestheile erinnern an die der Stiere. Der Leib ist schwach gestreckt, ziemlich dick, am Widerrist höher, an der Brust stärker und breiter, als am Hintertheil, auf den Schultern mit einem schwachen Höcker bedeckt. Der Hals ist mäßig lang, der Kopf schmal, schlank, schwach gewölbt an der Stirn, breit an der Schnauze, mit lang geschlitzten Nasenlöchern, behaarter Oberlippe, mittelgroßen, lebhaften Augen, kleinen, aber tiefen Thränengruben, großen und langen Ohren und aufrecht stehenden, kegelförmigen, sanft halbmondförmig gebogenen Hörnern, welche beiden Geschlechtern zukommen, beim Weibchen aber viel kürzer, als beim Männchen sind oder ihm auch gänzlich fehlen. Sie werden nur etwa 7 Zoll lang, sind dick an der Wurzel und vorn schwach gekielt. Die Läufe sind hoch und verhältnißmäßig stark; die Füße haben große, breite Hufe und abgeplattete und abgestumpfte Afterklauen. Der Wedel reicht bis zum Fesselgelenk herab und ist zu

beiden Seiten und an seiner Spitze mit langem, oben aber mit kurzem Haar bekleidet, so daß er einer gleichfahnigen Feder ähnelt. Das Weibchen hat zwei Paar Zitzen. Eine kurze, platt anliegende, steife Behaarung bedeckt den Körper. Auf dem Nacken verlängert sie sich zu einer aufrecht stehenden Mähne, am Vorderhals, unterhalb der Kehle, zu einem Büschel, welcher lang und tief herabhängt. Ein dunkelbraunes Aschgrau mit einem schwachen Anflug ins Bläuliche ist die allgemeine Färbung. Das einzelne Haar ist in seiner unteren Hälfte weiß oder fahl, in der oberen schwarzbraun oder blaugrau. Der Vordertheil des Bauches, die Vorderbeine, die Außenseite der Hinterschenkel sind schwärzlichgrau, die Hinterbeine schwarz, der mittlere und hintere Theil des Bauches und die Innenseite der Schenkel aber weiß. Zwei Querbinden von derselben Färbung verlaufen über die Fußwurzel, die Fesseln ringartig umgebend; ein großer, halbmondförmiger Flecken steht an



Der Nilgau (Portax pictus).

der Kehle. Der Scheitel, die Stirn, die Nackenmähne und der Halsbüschel sind schwärzlich. Alte Weibchen sehen mehr fahl aus, oft hirschartig graubraun. Erwachsene Böcke werden an der Schulter 4 Fuß hoch und über 6 Fuß lang.

Ostindien und Kaschmir, am häufigsten der Landstrich zwischen Delhi und Lahore, sind die Heimat unseres Thieres. In den Küstenländern ist es selten, im Inneren häufig.

Ueber die Lebensweise des Nilgaus ist bisjetzt wenig bekannt. Man weiß nur, daß er gewöhnlich in Paaren lebt, am liebsten an den Rändern der Dschungeln, in deren Mitte er, aus Furcht vor dem Tiger, nicht einzudringen wagt. Ueberzählige Böcke müssen einsiedeln, bestehen aber heftige Kämpfe mit ihres Gleichen um die Thiere. Der Nilgau ist viel entschlossener und bösartiger, als alle seine Verwandten. Verfolgt, soll er sich wüthend gegen den Jäger kehren, auf die Beugen

niederfallen, unter tiefem Brüllen einige Schritte vorwärts rutschen und dann blitzschnell gegen den Feind aufspringen und versuchen, ihm durch schnelles Emporschleudern des Hauptes und der Hörner gefährliche Verletzungen beizubringen. Ganz in derselben Weise kämpfen die Böcke in Sachen der Liebe mit einander, und mancher edle Kämpe unterliegt einem gut gezielten Hornstoße. Auch nach langer Gefangenschaft verliert der Nilgau seine Böswilligkeit nicht ganz, und seine Tücke wird von allen Wärtern gefürchtet. Er zeigt sich zwar bald zahm und sanft; doch ist ihm, zumal während der Brunstzeit, nie zu trauen. In England stürzte einmal ein Nilgau, als ein Mensch seiner Umzäunung sich näherte, mit solcher Gewalt gegen die Balken seines Geheges, daß er sich ein Horn abbrach und dadurch seinen Tod herbeiführte.

Die Bewegungen des Nilgau haben viel Eigenthümliches wegen der sonderbaren Stellungen, welche das Thier annimmt. Gewöhnlich ist der Schritt allerdings ganz so, wie bei anderen Antilopen auch; sobald der Nilgau aber erregt wird, krümmt er den Rücken, zieht den Hals ein und schleicht dann langsam dahin, finstere Blicke um sich werfend und schielend. Der Wedel wird dabei zwischen den Schenkeln eingekniffen. In voller Flucht dagegen trägt sich der Nilgau stolz, würdevoll, und gewährt namentlich dann, wenn er den Wedel senkrecht emporhebt, einen wundervollen Anblick.

Nach den Angaben der indischen Reisenden liegt der Nilgau während des Tages im Walde verborgen. Nach Sonnenuntergang und in den ersten Morgenstunden geht er auf Aeßung, und in den bebauten Gegenden wird er der Verwüstung wegen, die er anrichtet, bitter gehaßt. Er soll Alles, was er genießt, vorher beschnoppern, die Pflanzen sorgfältig sich auswählen und gerade deshalb sehr lästig werden.

Das Thier geht acht Monate hochbeschlagen und setzt das erste Mal ein Kalb, dann aber jedes Mal deren zwei. In Indien soll der Dezember die Satzzeit sein, und die Brunstzeit mit Ende März beginnen. In den Thiergärten Europas wurden die Kälber in den Sommermonaten geboren; das erste Junge des Paares im hamburger Thiergarten kam am 8. August zur Welt. In ihrer Färbung ähneln sowohl die Hirschkälber wie die Thierkälber der Mutter; denn erst gegen Ende des zweiten Lebensjahres färbt sich der Bock.

Die Jagd des Nilgau wird von den Indiern mit großer Leidenschaft betrieben, und die Herrscher des Landes bieten, wie es dort gewöhnlich ist, große Heere auf, welche ganze Länderstrecken durchstreifen müssen, damit die hohen Herren, just wie die unsrigen, mit möglichster Bequemlichkeit Heldenthaten verrichten können, welche dann Hofdichter und Schranzen besingen und rühmen dürfen. Schon seit alten Zeiten machen sich die Untergebenen indischer Fürsten ein Vergnügen daraus, ihren Herren und Gebietern gerade diese Antilope gefangen zuzuführen, und man sieht sie hier bei den Großen des Reichs hier und da in Parks. Erst im Jahre 1767 kam ein Paar nach England, schon am Ende des Jahrhunderts gelangten andere nach Frankreich, Holland und Deutschland. Jetzt sieht man den Nilgau in allen Thiergärten und hat ihn schon oft zur Fortpflanzung gebracht. Die Erziehung der Jungen ist so leicht, daß wir in kurzer Zeit wahrscheinlich gar keine Nilgaus mehr von Indien einzuführen brauchen, sondern sie aus den Thiergärten erhalten können. Man hat auch daran gedacht, dieses Thier bei uns vollkommen einzubürgern, d. h. es im Walde frei zu lassen; solange jedoch die Land- und Forstwirthe deshalb noch befragt werden müssen, dürfte dieser fromme Wunsch der Thierkundigen, abgesehen von anderen Hindernissen, wohl kaum zur Erfüllung kommen.

Ehe wir von Indien wieder nach dem eigentlichen Vaterlande der Antilopen zurückkehren, gedenken wir noch einer der merkwürdigsten Arten der ganzen Familie, ja aller Wiederkäuer, der Antilope mit vier Hörnern (Tetracerus quadricornis). Unter den gezähmten Wiederkäuern kommen einzelne vor, welche vier, ja sogar acht Hörner tragen; sie begründen aber niemals eine eigene

Art, sondern sind als sonderbare Ausnahmen zu betrachten. Kein einzig wildlebendes Thier zeigt eine ähnliche Wucherung der Hörner, außer der genannten Antilope. Sie steht deshalb, nach den bisherigen Erfahrungen wenigstens, ganz vereinzelt für sich da. Ein Reisender will zwar noch eine ihr verwandte Art gefunden haben, allein bei unserer so geringen Kenntniß der einen Art sind wir noch nicht im Stande zu entscheiden, ob die betreffende Abweichung eine nur auf Alters- oder Geschlechtsverschiedenheit beruhende ist, oder nicht. Die vierhörnige Antilope oder Schikara ist ein kleines, zierliches Thier. Ihre Länge beträgt 2¾ Fuß, die des Schwanzes 5 Zoll, die Höhe am Widerrist 20 Zoll. Das vordere Hörnerpaar sitzt oberhalb des vorderen Augenwinkels und ist etwas nach rückwärts geneigt, das hintere Paar steht über dem hinteren Augenwinkel, neigt sich in seiner unteren Hälfte stark nach hinten und krümmt sich in der oberen nach vorn. Es ist unten geringelt, nach der Spitze aber glatt und gerundet. Große abgerundete Ohren, lang ausgezogene Thränengruben, eine breite, nackte Nasenkuppe, schlanke Läufe und ein langes und straffes Haarkleid, welches auf der oberen Seite braunfahl, unten weiß und bei dem Weibchen lichter, als beim Männchen ist, kennzeichnen das Thier noch außerdem.

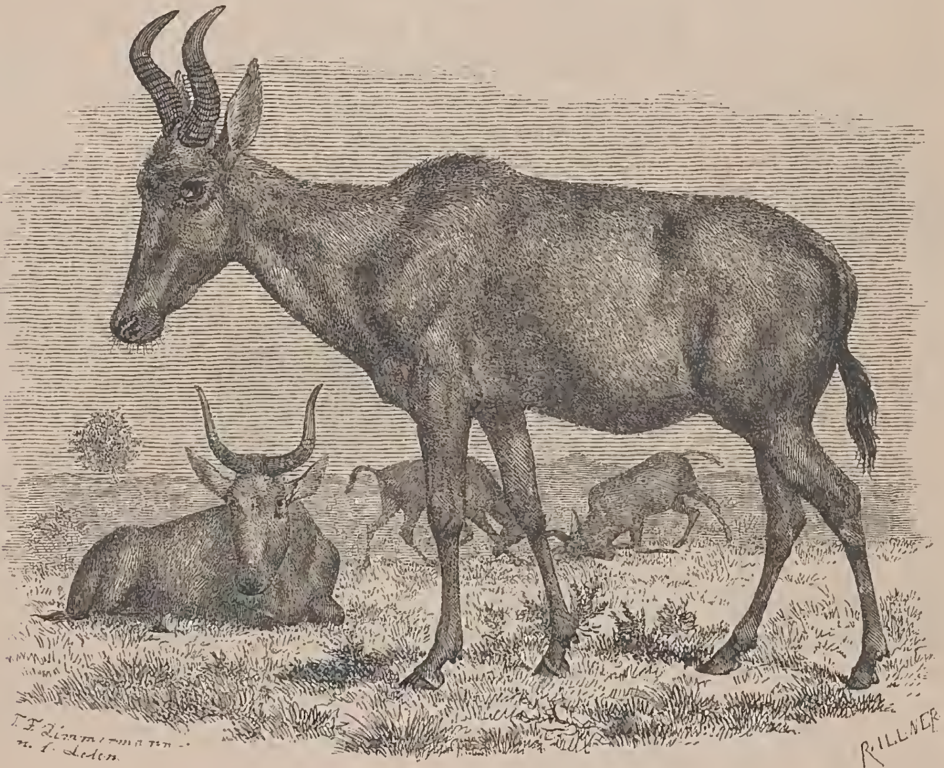


Die vierhörnige Antilope (Tetracerus quadricornis).

Nach Hartwicke's Berichten ist die Schikara in Indien durchaus nicht selten, in den westlichen Gegenden Bengalens sogar häufig. Sie bewohnt dort die Hügel und die bewaldeten Gegenden. Ihre große Scheuheit und Behendigkeit macht die Beobachtung der frei lebenden schwierig, und von den wenigen, welche man in der Gefangenschaft hielt, weiß man auch blos, daß selbst jung eingefangene mit zunehmendem Alter immer bösartig wurden. Böcke zeigten sich zur Brunstzeit so aufgeregt, daß sie dreist auf jedes andere Hausthier losgingen und mit boshafter Entschlossenheit selbst den bekannten Wärter angriffen, der sie täglich fütterte. Die Gefangenen, welche Hartwicke hielt, pflanzten sich fort. Das Weibchen setzte zwei Kälber auf ein Mal.

Mehrere Naturforscher vereinigen unter dem Namen der Kuhantilopen mehrere große, plumpe Arten der Familie, mit schraubenartig gewundenen Hörnern, mehr oder weniger hohem

Widerriste, abschüssigem Rücken und mittellangem, gequasteten Schwanze, während Andere diesen Namen auf diejenige Art beschränken, mit welcher wir uns jetzt bekannt machen wollen. Die Kuhantilope oder das Haartebeest (Acronotus Caama) der holländischen Ansiedler, Kaama der Hottentotten und die Likaama der Kaffern kommt dem Edelhirsch an Größe gleich, ist aber viel plumper gebaut und hat einen so unschönen Kopf, daß einige Naturforscher für sie den Namen Alcephalus oder Elchkopf vorgeschlagen haben. Der dickere Rücken mit dem ziemlich bedeutenden Höcker auf dem Widerrist, vor Allem aber die nach aufwärts gerichteten, leierförmig gekrümmten, in ihrem Enddrittel plötzlich in einem schiefen Winkel nach rückwärts gebogenen Hörner zeichnen die Art vor den meisten übrigen aus und lassen sie leicht erkennen. Die Grundfärbung ist ein ziemlich lebhaftes Zimmtbraun, welches auf der Stirn ins Schwarze, am hinteren Theile des Bauches, an



Die Kuhantilope oder das Haartebeest (Acronotus Caama).

der Innenseite der Unterschenkel und an dem Hinterbacken ins Weiße übergeht. Vom Hinterhals läuft ein schwarzer Streifen bis zum Widerrist, zwei andere ziehen sich von der Stirn nach der Nase herab. Auch die Beine zeigen schwarze Streifen. Erwachsene Böcke werden ohne den Schwanz, welcher beinahe 1½ Fuß mißt, 7 Fuß lang und am Widerrist fast 4 Fuß hoch. Die Hörner messen der Krümmung nach gegen 2 Fuß. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch geringere Größe, kürzere und dünnere Hörner und eine dunklere Färbung; die Jungen sind einfarbig gelbbraun. — Nordafrika besitzt eine dem Haartebeest ähnliche Art: die eigentliche Kuhantilope (Acronotus bubalis).

Auch die Kaama bewohnt Südafrika, gegenwärtig mehr das Innere, wo sie von den Jägern unbehelligt bleibt, welche sie aus dem Kaplande bereits vertrieben haben. Sie liebt die Einöde

und findet sich auch in den unfruchtbarsten Gegenden. Gewöhnlich trifft man sie in Rudeln von 6 bis 8 Stücken an. Zu gewissen Zeiten wandert sie aber in großen Herden von zwei- bis fünfhundert umher, wie der Springbock. Oft mischt sie sich mit den Gnu-, Buschböcken-, Straußenherden, und dann vereinigen sich Gesellschaften höchst verschiedener Thiere, welche Tausende zählen. Unter ihnen spielt das Haartebeest eine hervorragende Rolle, weil die alten Böcke sich vor anderen durch Vorsicht und eine gewisse Schlauheit auszeichnen.

Sonst ist über ihr Freileben im ganzen nicht viel zu berichten: man kennt sie noch zu wenig. Sie ist zwar ein sehr eifrig gejagtes Wild, scheint aber noch keinen Beobachter gefunden zu haben, welcher sie ausführlich beschrieben hätte. Man weiß, daß sie ein ziemlich schwerfälliges und unbeholfenes Geschöpf ist, welches aber doch, wenn es einmal in Trab gekommen ist, dem Jäger viel zu schaffen macht. Die Kuhantilope soll feinen Geruch und scharfes Gesicht besitzen, und deshalb die Jagd außerordentlich erschweren. Bei Gefahr stürzt der Anführer einer Herde in blinder Flucht dahin, und die ganze Truppe in einer langen geschlossenen Reihe hinter ihm drein. Der Jäger sucht das Wild mit dem Pferde einzuholen und erlegt es vermittelst des Feuergewehrs. Solange es irgend angeht, flüchtet die Antilope, wird sie aber in die Enge getrieben oder verwundet, so kehrt sie plötzlich um und stürzt wie ein wüthender Stier auf ihren Angreifer los, der sich dann äußerst in Acht zu nehmen hat.

Während der Brunstzeit kämpfen die Böcke hartnäckig unter einander, und starke werden dann auch ganz Unbetheiligten oft gefährlich. Das alte Thier setzt ein einziges Kalb, welches sogleich der Mutter folgt und bis zur nächsten Brunst bei ihr bleibt. Jung eingefangene Kälber werden sehr zahm und halten die Gefangenschaft lange aus. Doch ist eigentlich nur dem Weibchen zu trauen, weil die Böcke mit zunehmendem Alter nicht selten große Bosheit zeigen.

Das Fleisch, die Haut und die Hörner finden vielfache Benutzung. Ersteres wird in Streifen geschnitten, an der Luft gedörrt und später verwendet. Das Fell benutzt man zu Decken; aus der gegerbten Haut bereitet man Riemen und Pferdegeschirr; die Hörner werden wegen ihrer Härte und des Glanzes zu allerlei Gegenständen verarbeitet.

An das Ende der reichen Familie stellen wir einen der sonderbarsten aller Wiederkäuer, das Gnu (Catoblepas Gnu), ein merkwürdiges Mittelding zwischen Antilope, Rind und Pferd, ein wahres Zerrbild der edlen und zierlichen Gestalten, welche wir bisjetzt kennen gelernt haben. Man bleibt lange in Zweifel, welches Geschöpf man eigentlich vor sich hat, wenn man das Gnu zum ersten Male ansieht. Das Thier erscheint als ein Pferd mit gespaltenen Hufen und einem Stierkopfe und es beweist durch sein Betragen, daß sein ganzes Wesen mit dieser Zwittergestalt im besten Einklange steht. Unmöglich kann man das Gnu ein schönes Thier nennen, so zierlich auch der Bau mancher einzelnen Theile erscheinen mag.

Das Gnu oder „Wildebeest“ der holländischen Ansiedler hat die Gestalt und Größe eines einjährigen Pferdes, dicke, gebogene Hörner, einen Roßschweif, eine aufrecht stehende Mähne und eigenthümliche Haarwucherungen auf der Stirn und an der Brust. Die Farbe ist einfarbig graubraun, an manchen Stellen heller, an manchen dunkler, bald mehr ins Gelbe oder Röthliche, bald mehr ins Schwärzliche ziehend. Die Nackenmähne erscheint weißlich: ihre Haare sind an der Wurzel grauweiß, in der Mitte schwarz und an der Spitze röthlich. Das Schwanzhaar ist an der Wurzel graubraun, an der Spitze weißlich, zumal das lange der Quaste. Die Mähne an Brust und Hals ist dunkelgraubraun, der Kinnbart weißlich; die Haarbüschel auf dem Nasenrücken und unter den Augen sind braun, die Borstenhaare um die Augen und die Schnurrborsten weiß.

Beide Geschlechter sind gehörnt. Die flachen und plattgedrückten Hörner biegen sich nach abwärts und mit der Spitze nach auswärts. Erwachsene Thiere werden über 7½ Fuß lang, wovon auf den Schwanz ohne Haar 1½, mit dem Haar aber 2 bis 3 Fuß kommen; die Höhe am Widerrist beträgt

3¾ Fuß. Das Weibchen ist kleiner und sein Gehörn leichter; ganz junge Thiere sind noch ungehörnt, haben aber schon die Hals- und Nackenmähne. Eine zweite, ganz ähnliche Art ist der Kokun (Catoblepas taurina), und eine dritte das gebänderte Gnu (Catoblepas Gorgon). Der erstere ist größer, als die eigentliche Hauptart; Schwanzquaste und Nackenmähne sind rein weiß, während die Haarbüschel auf der Stirn, am Hals und auf der Brust dunkel erscheinen. Der Gorgon hat nur eine schwache Mähne, ist grau von Färbung und an Hals und Brust senkrecht mit dunklen Streifen gebändert.

Alle Gnuarten bewohnen Südafrika bis gegen den Gleicher hin. Früher im Kaplande häufig, sind sie dort jetzt ausgerottet, soweit der Europäer vorgedrungen ist. Im Lande der Hottentotten und Kaffern finden sie sich noch in zahlreicher Menge. Nach den Angaben der besseren Beobachter



Das Gnu (Catoblepas Gnu).

wandern sie alljährlich, nach der Meinung A. Smiths aus angeborenem Wanderdrange, wie die Vögel, welcher sie zwingt, blindlings ihrem Geschicke entgegenzugehen, selbst wenn dieses ihr Verderben sein sollte, nach unserer Ansicht aus Mangel an Weide, wie die übrigen Antilopen. Es sind höchst bewegliche, muthwillige Thiere, welche es meisterhaft verstehen, die große Ebene zu beleben. Pringle beobachtete, daß die Thiere wie toll wurden, wenn man ein scharlachrothes Tuch auf eine Stange steckte. Sie geberdeten sich dann, als wollten sie auf den Menschen losstürzen, flohen aber bei jeder drohenden Bewegung, kehrten zurück, sprangen von neuem und machten dann wiederum Halt.

Gordon erfuhr, daß das Wildebeest auch dann nicht den Platz verläßt, wenn es von einer ganzen Anzahl von Jägern getrieben wird. In endlosen Ringen umherkreisend, die merkwürdigsten und sonderbarsten Sprünge ausführend, umlaufen die zottigen Herden dieser sonderbar und grimmig aussehen-

den Antilopen die Jäger. Während diese auf sie zureiten, um diese oder jene zu erlegen, umkreisen sie rechts und links die anderen und stellen sich auf dem Platze auf, über welchen die Jäger wenige Minuten vorher hinwegritten. Einzeln und in kleinen Trupps von 4 bis 5 Stück sieht man zuweilen die alten Wildebeestböcke in Zwischenräumen auf der Ebene einen ganzen Vormittag regungslos stehen und mit starren Blicken die Bewegungen des anderen Wildes betrachten, wobei sie fortwährend ein lautes, schnaubendes Geräusch und einen eigenthümlichen kurzen, scharfen Hauch von sich geben. Sobald sich ein Jäger ihnen naht, beginnen sie ihre weißen Schwänze hin und her zu schleudern, springen dann hoch auf, bäumen sich und folgen einander in gewaltigen Sätzen mit der größten Schnelligkeit. Plötzlich machen sie wieder Halt, und zuweilen beginnen zwei dieser Stiere einen furchtbaren Kampf. Mit vieler Kraft gegen einander rennend, stürzen sie auf die Knie nieder, springen plötzlich wieder auf, rennen im Kreise umher, wedeln auf höchst bewunderungswürdige Weise mit dem Schwanze und jagen, in eine Staubwolke gehüllt, über die Ebene.

Andere Reisende nennen das Gnu ein Bild unbegrenzter Freiheit und schreiben ihm Stärke und Muth im hohen Grade zu. Die Hottentotten und Kaffern erzählen eine Unmasse von Fabeln, und selbst die Jäger lassen sich, wahrscheinlich durch die abenteuerliche Gestalt des Thieres bestochen, verleiten, die sonderbarsten Dinge von ihm zu erzählen. Soviel ist sicher, daß unser Gnu in seinem Betragen ebensoviel Räthselhaftes hat, wie in seiner Gestalt. Die Bewegungen sind eigenthümlich. Das Gnu ist ein entschiedener Paßgänger und greift selbst im Galopp noch häufig mit beiden Füßen nach ein und derselben Seite aus. Alle seine Bewegungen sind rasch, muthwillig, wild und feurig. Dabei zeigt es eine Neck= und Spiellust, wie kein anderer Wiederkäuer. Wenn es ernste Kämpfe gilt, beweisen die Böcke denselben Muth, wie die der Ziegen. Ihre Stimme ähnelt dem Rindergebrüll. Junge Thiere blöcken eigenthümlich durch die Nase: die holländischen Ansiedler übersetzen ihr Geschrei mit den Worten: „Noeja Goedo Avond“ oder „Jungfrau, guten Abend!“ und behaupten, oft vom Gnu getäuscht worden zu sein, so deutlich habe es in ihrer Sprache sie angeredet.

Alle Sinne sind vortrefflich, zumal Gesicht, Geruch und Gehör. Die geistigen Fähigkeiten dagegen scheinen gering zu sein. Die Spiele haben mehr etwas Verrücktes und Tolles, als etwas Vorherbedachtes an sich. In der Gefangenschaft zeigt sich das Gnu immer unbändig und wild, unempfänglich gegen Schmeicheleien und gegen die Zähmung, aber auch ziemlich gleichgiltig gegen den Verlust der Freiheit. Es kommt wohl an die Gitter seines Behälters heran, wenn man ihm Etwas vorwirft, beweist sich aber keineswegs dankbar und geht ohne Wahl von einem Zuschauer zum anderen. Ich sah das Gnu lebend im Thiergarten von Antwerpen und kann eben nur sagen, daß das ganze Geschöpf einen abenteuerlichen Eindruck macht. Seine Haltung im ruhigen Zustande ist ganz die der Rinder; der Paßgang unterscheidet es aber sofort von diesen. Dabei bewegt das Gnu den Hinterfuß immer etwas eher, als den vorderen. In Trab ist es nur schwer zu bringen, und wenn man ihm Gewalt anthun will, geräth es wohl in Zorn, ist aber nicht zu vermögen, große Sätze zu machen.

Ueber die Fortpflanzung im wilden Zustande fehlen zur Zeit noch immer Beobachtungen. Man weiß nicht einmal, ob es blos eins oder ob es zwei Junge wirft.

Die Jagd hat ihre großen Schwierigkeiten wegen der unglaublichen Schnelligkeit und Ausdauer des Thieres. Es wird behauptet, daß dieses sich wüthend auf den Jäger losstürze und ihn durch Stoßen und Schlagen mit den Vorderläufen zu tödten versuche, falls es zweifelt, in der Flucht Rettung zu finden. Verwundet, sollen sich manche, um ihren Qualen ein Ende zu machen, in Abgründe oder in das Wasser stürzen. Die Hottentotten gebrauchen vergiftete Pfeile, um es zu erlegen, die Kaffern lauern ihm hinter Büschen auf und schleudern ihm die Lanze oder den sichern Pfeil durch das Herz. Gejagte Gnus zeigen eine auffallende Aehnlichkeit mit verfolgten wilden Rindern. Ihr Benehmen, wenn sie aufgestört werden, die Art und Weise, wie sie den Kopf aufwerfen, wie sie sich niederducken, wie sie ausschlagen, bevor sie fliehen, Alles erinnert lebhaft an diese Wiederkäuer. Wie die Rinder, haben auch sie die eigenthümliche Gewohnheit, vor dem Rückzuge

die Gegenstände ihrer Furcht zu betrachten. Deshalb fliehen, wie schon aus Cumming's Berichten hervorgeht, die Wildebeeste selbst dann nicht, wenn das tödtliche Geschoß mehrere aus ihrer Mitte niedergestreckt hat. Es soll nicht selten geschehen, daß eine Herde Gnus einen ganzen Zug von Jägern dicht an sich herankommen läßt, ohne daran zu denken, die Flucht zu ergreifen. Das Knallen der Schützen versetzt sie freilich in großen Schrecken und bewegt sie zu den possenhaftesten Sprüngen.

Nur zufällig fängt man ein Gnu in Fallgruben oder in Schlingen. Alteingefangene geberden sich wie toll und unsinnig, Junge dagegen legen wenigstens einigermaßen ihre Wildheit ab. Ungemüthliche Geschöpfe bleiben sie immer. An ihnen scheitern die kühnsten Hoffnungen Derer, welche die Einbürgerung mancher Thierarten in ihnen ursprünglich fremde Gegenden sich zur Aufgabe gemacht haben.

Der Nutzen des erlegten Gnu ist derselbe, welchen andere Wildarten Afrikas gewähren. Man ißt das Fleisch seiner Saftigkeit und Zartheit halber, benutzt die Haut zu allerlei Lederwerk und verfertigt aus den Hörnern Messerhefte und andere Gegenstände.

* * *

Ob man die Ziegen und Schafe als besondere Sippen oder als Familien anzusehen hat, kann uns gleichgiltig sein, da wir der allgemeinen Eintheilung nur in sofern Rechnung tragen, als es die wissenschaftliche Zusammenstellung der Thiere erfordert. Die meisten Naturforscher sehen, wie bemerkt, die Antilopen, Ziegen, Schafe und Rinder nur als Sippen einer einzigen Familie an, während wir diese Sippen als Familien ansehen. Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß die Aehnlichkeit zwischen den Schafen und Ziegen mindestens ebensogroß ist, als zwischen den verschiedenen Antilopen: aber ebensowohl kann man die durchgreifenden Unterschiede zwischen beiden Thiergruppen als so bedeutsam ansehen, daß die Fitzinger'sche Eintheilung, welcher wir uns anschließen, berechtigt erscheint.

Die Ziegen sind mittelgroße Wiederkäuer. Ihr stämmiger und kräftiger Leib ruht auf starken, nicht sehr hohen Beinen; der Hals ist gedrungen, der Kopf verhältnißmäßig kurz und breit an der Stirn; die Augen sind groß und lebhaft, die Ohren aufgerichtet, schmal zugespitzt und sehr beweglich. Die Hörner, welche beide Geschlechter tragen, sind abgerundet vierseitig oder zweischneidig, deutlich nach den Jahreszuwüchsen gegliedert, vorn wulstig verdickt. Sie beugen sich entweder in einfach halbmondförmiger Richtung nach hinten oder biegen sich dann noch leierartig an der Spitze aus. Bei den Böcken sind sie regelmäßig viel schwerer, als bei den Ziegen. Thränengruben fehlen immer. Das Weibchen hat zwei Zitzen. Das Haarkleid ist ein doppeltes; die feinere Wolle wird von groben Grannen überdeckt. Bei manchen Arten liegen die Grannen ziemlich dicht an, bei anderen verlängern sie sich mähnenartig an gewissen Stellen, bei den meisten auch am Kinn zu einem steifen Barte. Immer ist die Färbung des Pelzes düster, erd- oder felsenfarbig, vorzugsweise braun oder grau.

Ursprünglich bewohnten die Ziegen Mittel- und Südasien, Europa, Nordafrika und in einer einzigen Art auch Nordamerika; heutzutage sind einige Arten von ihnen über die ganze Erde verbreitet worden. Sie sind durchgehends Bewohner der Gebirge, zumal der Hochgebirge, wo sie die einsamsten, menschenleersten Stellen aufsuchen. Manche Arten gehen bis über die Grenze des ewigen Schnees hinauf. Sonnige Stellen mit trockener Weide, dünn bestandene Wälder, Halden und Geröllabstürze, sowie auch kahle Klippen und Felsen, welche starr aus dem ewigen Schnee und Eis emporragen, sind ihre Standorte. Im Winter gehen sie etwas tiefer in die Ebene herab, als im Sommer. Alle Arten lieben die Geselligkeit. Sie sind bewegliche, lebendige, unruhige, kluge, ja selbst listige Thiere. Ohne Unterlaß laufen und springen sie umher; nur während des Wiederkäuens liegen sie ruhig an ein und derselben Stelle. Blos sehr alte, von dem Rudel abgeschiedene Männ-

chen leben einsiedlerisch; sonst halten sie sich stets mit anderen ihrer Art treu zusammen. Sie sind thätig bei Tag und bei Nacht, obgleich sie dem Tage den Vorzug geben. Ihre Eigenschaften offenbaren sich bei jeder Gelegenheit. Sie sind überaus geschickt im Klettern und Springen und bekunden dabei einen Muth, eine Berechnung und eine Entschiedenheit, welche ihnen alle Ehre machen. Sichern Tritts überschreiten sie die gefährlichsten Stellen im Gebirge; schwindelfrei stehen sie auf den schmalsten Kanten, und gleichgiltig schauen sie in die furchtbarsten Abgründe hinab; ja, sie äßen sich noch auf den bedenklichsten Stellen mit einer Tollkühnheit ohne Gleichen. Dabei besitzen sie eine verhältnißmäßig ungeheuere Kraft und eine wunderbare Ausdauer. Somit sind sie ganz geeignet, ein armes Gebiet zu bewohnen, in welchem jedes Blättchen, jedes Hälmchen unter Kämpfen und Ringen erworben werden muß. Neckisch und spiellustig unter sich, zeigen sie sich vorsichtig und scheu anderen Geschöpfen gegenüber und fliehen gewöhnlich bei dem geringsten Geräusch, obwohl man nicht eben behaupten darf, daß es die Furcht ist, welche sie in die Flucht schreckt; denn im Nothfalle kämpfen sie muthig und tapfer und mit einer gewissen Rauflust, welche ihnen sehr gut ansteht.

Die saftigsten Gebirgspflanzen aller Art bilden ihre Nahrung. Sie sind sehr lecker und suchen sich nur die besten Bissen heraus, verstehen es auch vortrefflich, immer Orte auszuwählen, welche ihnen gute Weide bieten, und wandern deshalb von einer Gegend in die andere, oft durch viele Meilen weit. Alle Arten sind große Freunde vom Salz und suchen deshalb Stellen, wo diese Leckerei sich findet, gierig auf. Wasser ist für sie ein Bedürfniß, daher meiden sie Gegenden, in denen es weder Quellen, noch Bäche gibt. Ihre höheren Sinne scheinen ziemlich gleich entwickelt zu sein. Sie äugen, vernehmen und wittern sehr scharf, manche Arten wirklich auf unglaubliche Entfernungen hin. Das Gesicht ist wahrscheinlich noch ihr stumpfster Sinn. Ihre geistigen Fähigkeiten stehen, wie schon angedeutet, auf ziemlich hoher Stufe; man muß sie als kluge, geweckte Thiere bezeichnen. Das Gedächtniß ist zwar nicht besonders; aber Erfahrung witzigt sie doch bald in hohem Grade, und dann wissen sie mit vieler Schlauheit und List drohenden Gefahren zu begegnen. Manche Arten muß man launenhaft nennen, und andere sind wirklich boshaft und tückisch.

Die Zahl ihrer Jungen schwankt zwischen Eins und Vier. Alle wildlebenden Arten werfen höchstens zwei, die gezähmten nur in sehr seltenen Fällen vier. Die Zicklein kommen ausgebildet und mit offenen Augen zur Welt und sind schon nach wenigen Minuten im Stande, der Alten zu folgen. Die wildlebenden Arten laufen schon am ersten Tage ihres Lebens ebenso kühn und sicher auf den Gebirgen umher, wie ihre Eltern.

Man darf wohl sagen, daß alle Ziegen nützliche Thiere sind. Der Schaden, welchen sie anrichten, ist so gering, daß er kaum in Betracht kommt, der Nutzen dagegen sehr bedeutend, namentlich in solchen Gegenden, wo man die Ziegen gebraucht, um Oertlichkeiten auszunutzen, deren Schätze sonst ganz verloren gehen würden. Die öden Gebirge des Südens unseres Erdtheils sind förmlich bedeckt mit Ziegenherden, welche auch an solchen Wänden das Gras abweiden, wo keines Menschen Fuß Halt gewinnen könnte. Von den wilden wie von den zahmen Arten kann man fast Alles benutzen, Fleisch und Fell, Horn und Haar, und die zahmen Ziegen sind nicht blos der Armen liebster Freund, sondern im Süden auch die beinahe ausschließlichen Milcherzeuger.

Noch gegenwärtig herrscht großer Streit unter den Naturforschern, wie viele Arten die bisjetzt bekannten Ziegen bilden. Die Unterscheidung dieser Thiere ist außerordentlich schwer, weil die Arten sich sehr ähneln und der Beobachtung ihres Lebens große Hindernisse entgegentreten. Soviel scheint festzustehen, daß der Verbreitungskreis der Einzelnen ein verhältnißmäßig sehr beschränkter ist, und daß somit jedes größere Gebirge, welches Mitglieder unserer Familie beherbergt, auch seine eigenen Arten besitzt. Diese Arten lassen sich in drei verschiedene Sippen ordnen, in die der Steinböcke, Ziegen und Halbziegen. Noch können wir nicht sagen, in wieweit sich das Leben der einzelnen Arten unterscheidet; denn bisjetzt sind wir blos im Stande, das Treiben von einzelnen in allgemeinen Umrissen zu zeichnen: schwebt doch selbst über der Herkunft und dem Freileben unserer Hausziege noch ein unerklärliches Dunkel!

Die Steinböcke (Capra) sind unzweifelhaft die höchststehenden Ziegen; sie gehören ja zu dem edelsten Wild überhaupt. Diese Thiere bewohnen die Gebirge der alten Welt und zeigen sich ganz geeignet, noch in Höhen zu leben, in denen andere große Säugethiere verkümmern würden. Nur wenige Wiederkäuer folgen ihnen in die Hochgefilde, wo sie sich jahraus jahrein umhertreiben. So ist es allerdings nicht überall; denn schon von den in Europa lebenden Arten kommen mehrere in verhältnißmäßig geringen Höhen vor; die eigentliche Ebene aber meiden sämmtliche Steinböcke fast ängstlich. Mit dieser Lebensweise geht Hand in Hand, daß jede Steinbockart nur eine geringe Verbreitung hat. Einige neuere Naturforscher wollen zwar die verschiedenen Steinbockarten blos als Abänderungen ein und derselben Hauptart gelten lassen und nehmen nicht nur für Europa, sondern überhaupt blos eine einzige Art an, bleiben uns aber die Erklärung schuldig, wie diese Stammart sich allgemach so verbreitet hat, daß sie gegenwärtig nicht blos auf den Alpen, den Pyrenäen und dem Gebirgsstock der Sierra Nevada, sondern auch auf dem Kaukasus, den Hochgebirgen Asiens, den Alpengebirgen des steinigten Arabiens und Abissiniens zu finden ist. Die ziemlich bedeutenden Unterschiede, welche die Steinböcke zeigen, die Verschiedenheiten namentlich, welche sich im Gehörn offenbaren, werden von diesen Forschern als nebensächliche Dinge behandelt, und der leidige Begriff, „klimatische Abänderung", spielt eine gar große Rolle in ihren Entscheidungen. Ich meines Theils kann solcher Ansicht nicht beipflichten. Wenn auch zugegeben werden mag, daß die Steinböcke erst durch die Verfolgungen der Menschen hier und da, z. B. auf unseren Alpen, in die Höhe getrieben worden sind, in denen sie sich jetzt ständig aufhalten, steht doch so Viel fest, daß sie nicht fähig sind, die ungeheueren Ebenen zu durchwandeln, welche zwischen den erwähnten Gebirgen liegen, daß wir somit schon aus diesem Grunde die verschiedenen Formen als Arten ansehen müssen. Wenn wir Dies thun, haben wir freilich in den Steinböcken ein sehr reiches Geschlecht vor uns; denn Europa allein zählt dann vier, vielleicht fünf verschiedene Steinbockarten. Eine derselben (Capra Ibex oder Capra alpina) bewohnt die Alpen, zwei andere die iberische Halbinsel, eine (Capra pyrenaica) die Pyrenäen, eine andere (Capra hispanica) die Sierra Nevada und die vierte (Capra caucasica), ja, vielleicht auch die fünfte (Capra Pallasi) den Kaukasus. Außerdem findet sich ein Steinbock (Capra sibirica) in Sibirien, einer (Capra cretica) auf Kreta, einer (Capra Beden) im steinigten Arabien, ein anderer (Capra Walie) in Abissinien, ein dritter (Capra armata) in der Berberei, ein vierter (Capra Skyn) und fünfter (Capra tubericornis) auf dem Himalaya, ein sechster endlich (Capra americana) auf den Rocky-Mountains in Nordamerika. Alle diese Thiere sind einander sehr ähnlich in Gestalt und Färbung und unterscheiden sich hauptsächlich blos durch das Gehörn und den Bart am Kinn; aber gerade diese beiden Merkmale will man nicht gelten lassen. Zur Zeit besitzen wir noch keineswegs Stoff genug, um über die Frage, ob hier Artverschiedenheiten zu Grunde liegen oder nicht, mit der nothwendigen Sicherheit entscheiden zu können. Unsere Museen sind bisjetzt noch keineswegs die Vorrathskammern zu den Arbeiten eines Naturforschers gewesen, wie er Vorrathskammern braucht; denn die besten Museen zeigen höchstens ein oder zwei Stücke von Steinböcken, und von einer Sammlung der Thiere, in welcher alle Altersverschiedenheiten und mancherlei Abweichungen, wie sie ja immer vorkommen, vertreten wären, ist noch keine Rede. Uebergänge von einer zur anderen Form sind noch keineswegs nachgewiesen, und somit müssen wir die verschiedenen einstweilen wohl als Arten betrachten.

Unter allen Steinböcken geht uns selbstverständlich diejenige Art am nächsten an, welche unsere Alpen bewohnt. Mit Unrecht übersetzt man den lateinischen Namen Capra Ibex noch immer mit europäischer Steinbock; denn von allen anderen Arten unseres Erdtheiles leben sicherlich gegenwärtig ihrer noch viel mehr, als von dem Steinbock der Alpen, welcher leider seinem gänzlichen Untergange mit schnellen Schritten entgegen eilt.

Der Alpensteinbock (Capra Ibex oder Ibex alpinus) ist ein stolzes, ansehnliches, stattliches Geschöpf von 4½ bis 5 Fuß Leibeslänge, 2 bis 3 Fuß Höhe und 1½ bis 2 Centner Gewicht. Das

ganze Thier macht den Eindruck von Kraft und Ausdauer. Der Leib ist gedrungen und stark, der Hals mittellang, der Kopf verhältnißmäßig klein, aber stark an der Stirn gewölbt; die Beine sind kräftig und mittelhoch; das Gehörn ist gewaltig. Lebhafte mittelgroße Augen verleihen dem Steinbock ein kühnes und verständiges Aussehen, und sein ganzes Leben rechtfertigt diese Meinung. Die Behaarung ist rauh und dicht, verschieden nach der Jahreszeit. Im Winter ist sie länger, gröber, krauser und matter, im Sommer kürzer, feiner, glänzender; während der rauhen Jahreszeit ist sie mit einer dichten Grundwolle durchmengt, mit zunehmender Wärme fällt diese aus. Am Unterkiefer sind diese Haare bei dem alten Männchen etwas verlängert, ohne jedoch einen eigentlichen Bart zu bilden, wie man diesen noch auf alten schlechten Abbildungen dargestellt findet; denn niemals wird dieses Haar hier länger, als 2 Zoll



Der Alpensteinbock (Capra Ibex oder Ibex alpinus).

und oft fehlt es gänzlich. Im übrigen ist das Haar so ziemlich von gleicher Länge. Die Färbung ist gleichmäßig, nach Alter und Jahreszeit etwas verschieden. Im Sommer herrscht die röthlichgraue, im Winter die gelblichgraue oder fahle Farbe vor. Der Rücken ist wenig dunkler, als die Unterseite; ein schwach abgesetzter, hellbrauner Streifen verläuft längs seiner Mitte. Stirn, Scheitel, Nase, Rücken und Kehle sind dunkelbraun; am Kinn, vor den Augen, unter den Ohren und hinter den Nasenlöchern zeigt sich mehr rostfahle Färbung; das Ohr ist außen fahlbraun, inwendig weißlich; an der Unterseite sind Brust, Vorderhals und die Weichen dunkler, als die übrigen Stellen, und an den Beinen geht die allgemeine Färbung in Schwarzbraun über. Die Mitte des Unterkörpers ist weiß, der Schwanz ist oben braun, an der Spitze schwarzbraun. Auf der Rückseite der

Hinterläufe verläuft ein weißlichfahler, heller Längsstreifen. Mit zunehmendem Alter wird die Färbung immer gleichmäßiger.

Das Gehörn, welches beide Geschlechter tragen, ist bei dem alten Bocke von sehr bedeutender Größe und Stärke. Es krümmt sich einfach bogen- oder halbmondförmig schief nach rückwärts. An der Wurzel, wo die Hörner am dicksten sind, stehen sie einander sehr nahe; von da entfernen sie sich von einander, allmählich sich verdünnend bis zur Spitze hin. Ihr Durchschnitt bildet ein längliches, hinten nur wenig eingezogenes Viereck, welches gegen die Spitze hin flacher wird. Die Wachsthumsringe treten in starken, erhabenen, wulstartigen Knoten oder Höckern, besonders auf der Vorderfläche, hervor und verlaufen auch auf den Seitenflächen des Hornes, wo sie sich jedoch nicht soweit erheben, als vorn. Gegen die Wurzel und die Spitze zu nehmen sie allmählich an Höhe ab; in der Mitte des Hornes sind sie am stärksten und dort stehen sie auch am engsten zusammen. Das Wachsthum dieser Hörner ist eigentlich unbeschränkt, wenn es auch bei späterem Alter der Böcke weit langsamer vor sich geht, als in der Jugend; sehr alte Böcke haben aber immer größere Hörner, als jüngere, in den besten Jahren stehende. Die Hörner können eine Länge von 2¾ bis 3½ Fuß und ein Gewicht von 15 bis 30 Pfund erreichen. Das Gehörn des Weibchens ähnelt mehr dem einer weiblichen Hausziege, als dem des männlichen Steinbockes. Die Hörner sind verhältnißmäßig klein, fast drehrund, der Quere nach gerunzelt und einfach nach rückwärts gekrümmt. Ihre Länge beträgt selbst bei erwachsenen Thieren nicht mehr als 6 bis 7 Zoll. Schon im ersten Monat des Lebens sproßt bei dem jungen Steinbock das Gehörn hervor; bei einem etwa einjährigen Bocke sind es noch kurze Stummel, welche hart über der Wurzel die erste querlaufende, knorrige Leiste zeigen; an den Hörnern der zweijährigen Böcke zeigen sich bereits 2 bis 3 wulstige Erhöhungen; dreijährige Böcke haben schon Hörner von anderthalb Fuß Länge und eine ganze Anzahl Knoten, welche nun mehr und mehr steigt und bei alten Thieren bis auf 24 kommen kann.

Eine Zeitlang glaubte man wirklich, daß unser schönes Steinwild gänzlich ausgerottet wäre. Es waren Jahre vergangen, in welchen kein Steinbock erlegt wurde, und unter allen Wild- und Naturfreunden herrschte das lebhafteste Bedauern über den Verlust eines solchen Thieres. Glücklicherweise war der Kummer ein unbegründeter. Noch bewohnt das stolze Wild unser herrliches Hochgebirge, obgleich freilich in sehr geringer Anzahl. In früheren Zeiten mag der Steinbock wohl über die ganze Alpenkette verbreitet gewesen sein; vor vielen Jahrhunderten hat er vielleicht auf den tiefsten Matten der Alpen geweidet: gegenwärtig findet er sich nur noch auf den Hochgebirgen rings um den Monte Rosa. In allen übrigen Theilen der Alpen ist er ausgerottet. Und Dies ist nicht etwa erst seit wenigen Jahren geschehen: — bereits vor hunderten von Jahren waren die Steinböcke schon sehr zusammengeschmolzen, und wenn im vorigen Jahrhundert nicht besondere Anstalten getroffen worden wären, sie zu hegen, gäbe es vielleicht keinen einzigen mehr. Nach alten Berichten bewohnten die Steinböcke in früheren Zeiten alle Alpen Deutschlands und der Schweiz; auf den Voralpen haben sie sich jedoch blos in vorgeschichtlicher Zeit aufgehalten. Während der Römerherrschaft müssen sie häufig gewesen sein; denn dieses prunkliebende Volk führte nicht selten ein- bis zweihundert lebendig gefangene Steinböcke zu den Kampfspielen nach Rom. Bereits im 15. Jahrhundert waren die Steinböcke in der Schweiz selten. Im Kanton Glarus wurde 1550 das letzte Stück geschossen, in Graubünden konnte der Voigt von Kastel dem Erzherzog von Oesterreich im Jahre 1574 nur mit Mühe noch Böcke schaffen. Schon 1612 wurde in den Gebirgen des Oberengadin die Jagd bei 50 Kronen Strafe verboten, obgleich auch hier ohne Erfolg. Aus Salzburg und Tyrol verschwand unser Wild vor länger als hundert Jahren. Wie Schrank und Moll in ihren naturgeschichtlichen Briefen berichten, lebte das „Fahlwild“, wie man die Steinböcke sonst nannte, zuletzt auf den Bergen des Zillerthals. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gehörte die Steinbockjagd den Herren von Keutschbach; sie wurde aber, weil damals jedes Stückchen vom Steinbock als besonderes Heilmittel galt, von einer Masse von Wilddieben so verheert, daß sich der Besitzer 1561 schutzbittend an seinen Fürsten, den Erzbischof von Salzburg, wendete, welcher endlich 1584 die Jagdgerechtigkeit

selbst übernahm. Die Erzbischöfe thaten nun alles Mögliche, um die Ausrottung der edelen Thiere zu verhindern. Sie vervierfachten die Zahl ihrer Jäger, setzten Wildhüter in kleine Hütten auf die höchsten Felsen und ließen Junge einfangen, um dieselben in Thiergärten aufzuziehen. Achtzig bis neunzig der geschicktesten und muthigsten Jäger waren vom April bis zum Juni beschäftigt, um die Steinböcke, wenn sie bei der Schneeschmelze tiefer herab in die Nähe der Sennhütten kamen, mit Garnen zu fangen. Gleichwohl konnten sie in drei Sommern nicht mehr als zwei Böcke, vier Geisen und drei Kitzen erlangen. So ging es durch das ganze Jahrhundert fort, weil die Erzbischöfe die Steinböcke zu Geschenken an auswärtige Höfe benutzten. Man zahlte damals für jeden „Herzknochen“ des Steinbockes einen Dukaten, für ein gefundenes Horn zwei Reichsthaler, für eine Gemskugel zwei Gulden. Deshalb waren 1666 im Zillerthale kaum noch Steinböcke und blos noch etwa 60 Gemsen übrig. Von nun an durfte Niemand mehr einen Steinbock schießen, der nicht einen vom Erzbischof eigenhändig unterzeichneten Befehl aufzuweisen hatte. Man gab den Alpenbesitzern jährlich 100 Thaler, damit sie kein Vieh mehr auf die obersten Weiden führten, wo sich die Steinböcke aufhielten. Bis zum Jahre 1694 hatte sich das stolze Wild wieder auf 72 Böcke, 83 Geisen und 24 Junge vermehrt. Die Gemsen auf 375 Stück. Als nun aber die Wilddiebereien wieder zunahmen, ließ man die Thiere von neuem einfangen, um sie zu versetzen oder zu verschenken. Im Jahre 1706 wurden 5 Böcke und 7 Geisen gefangen und seitdem sah man keine mehr. Zwar hatte man nachher im Jahre 1784 wieder 15 Stück Steinwild zu Hellbrunn, aber die Thiere stammten aus Piemont. In Wallis fiel 1809 der letzte Bock. In den Hochgebirgen von Savoyen waren sie 1821 so selten geworden, daß Zummstein sich auf das wärmste für sie verwendete. Er brachte es auch bei der Regierung dahin, daß die Jagd bei schwerer Strafe verboten wurde, und wahrscheinlich haben sich nur dadurch die Thiere erhalten. In den dreißiger Jahren schoß man, wie man glaubte, die letzten Steinböcke an den Aiguilles rouges und den Dents des Bouquetins, und als nun einige Jahre später auf der Seite nach Arolla hin 7 Stück Steinwild durch eine Lawine verschüttet wurden, hielt man sie für gänzlich ausgerottet. Zwölf Jahre lang bemerkte man keine Spur mehr; gegenwärtig sieht man nach Tschudi in Folge des in Piemont streng eingehaltenen Jagdverbotes am südlichen Monte Rosa und in dessen Verzweigung wieder Rudel von 10 bis 18 Stück bei einander. Man hat es nun schon seit lange her versucht, den Steinbock aus dem nahen Piemont wieder in die Schweiz zu verpflanzen und auf den Alpen zu züchten; alle Versuche blieben aber fruchtlos und werden es bleiben, weil gegenwärtig die Museen so hohe Preise für Steinböcke zahlen, daß jeder Jäger dadurch angelockt wird, sie, aller Strafen ungeachtet, auf das eifrigste zu verfolgen.

Die Steinböcke halten sich in kleinen Rudeln zusammen; alte, murrköpfige Böcke werden von denselben abgesondert. Die höchsten Weiden der Alpen in unmittelbarer Nähe der Schneefelder und Gletscher bilden den Aufenthalt eines Trupps. Alte Böcke scheinen die Höhen und schroffen Grate besonders zu lieben. Bei Tage liegen oder stehen sie still, nach Beobachtungen glaubwürdiger Jäger manchmal tagelang auf der gleichen Stelle, am liebsten auf Felsenvorsprüngen, welche ihnen den Rücken decken und eine freie Umschau gewähren. Die Ziegen mit den Jungen haben sich etwas tiefer im Gebirge einen bequemeren Platz ausgesucht. Nachts zieht das Rudel in die höchst gelegenen Bergwälder herab, um sich dort zu äßen, bei Sonnenaufgang steigt es wieder nach oben. Im Sommer suchen die Steinböcke die Nordseite und die Nähe der Gletscher auf, im Winter die warmen Stellen nach Süden hin. Stechende Sonnenhitze ist ihnen ebenso zuwider, als eine übermäßige Kälte, obgleich sie gegen letztere sehr unempfindlich zu sein scheinen. Man hat alte Böcke auf Felsenspitzen stundenlang wie Bildsäulen stehen sehen, obgleich sie der Eissturm umtobte; man hat andere geschossen und gefunden, daß deren Ohren förmlich erfroren waren. Junge Steinböcke sollen nicht selten der Kälte zum Opfer fallen.

Nur äußerst wenige Wiederkäuer, wahrscheinlich blos die Gemse und vielleicht noch der Goral und der Klippspringer sind so befähigt, die höchsten und gefährlichsten Gebirge zu bewohnen, wie die Steinböcke. Alle Bewegungen dieses Wildes sind rasch, kräftig und dabei doch

leicht. Der Steinbock läuft schnell und anhaltend, klettert mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit und läuft mit unglaublicher, geradezu unverständlicher Sicherheit und Schnelligkeit an Felswänden hin, wo er kaum Fuß fassen kann. Eine Unebenheit der Wand, die das menschliche Auge selbst in der Nähe kaum wahrnimmt, genügt ihm, sicher auf ihr zu fußen; eine Felsspalte, ein kleines Loch in der Wand, werden ihm zu den Stufen einer gangbaren Treppe. Seine Hufen setzt er so fest und sicher auf, daß er auf dem kleinsten Raum sich erhalten kann. Man hat Steinböcke gesehen, welche mit allen vier Füßen auf einem Pfahl standen. Schinz beobachtete, daß unser Thier mit der größten Richtigkeit den Platz erreicht, nach welchem es gezielt hat. Ein ganz junger zahmer Steinbock in Bern sprang einem großen Mann ohne Anlauf auf den Kopf und hielt sich daselbst nur mit seinen vier Füßen fest. Einen anderen sah man auf der scharfen Kante eines Thürfußes stehen und eine senkrechte Mauer hinaufsteigen, ohne alle Stützpunkte, als die Vorsprünge der Mauersteine, welche durch den abgefallenen Mörtel sichtbar waren. Gleichlaufend mit der Mauer sprang er mit drei Sätzen auf dieselbe. Er stellte sich dem Ziele, welches er erreichen wollte, gerade gegenüber und maß es mit dem Auge, dann durchlief er mit kleinen Schritten einen gleichen Raum, kam mehrmals auf dieselbe Stelle zurück, schaukelte sich auf seinen Beinen, als wenn er ihre Schnellkraft versuchen wollte, sprang dann auf und war in drei Sätzen oben. Beim Springen scheint er die Felsen oder die Mauer kaum zu berühren und seinen Körper wie einen Ball in die Höhe zu schnellen. Auch über Gletscher soll er, wenn er gejagt wird, weit leichter, als die Gemsen laufen; doch sucht er ihnen auszuweichen. Wahrhaft großartig ist auch die Sicherheit, mit welcher er über Abgründe und Felsenklüfte setzt. Spielend schwingt er sich von einer Klippe zur anderen und ohne Besinnen setzt er aus bedeutenden Höhen herab in die Tiefe. Die alten kindlichen Berichterstatter ersannen wunderliche Märchen, um diese auffallenden Fähigkeiten der Steinböcke zu erklären und manche dieser Märchen haben sich Jahrhunderte fortgesponnen und werden heute noch von Unbewanderten auf Treue und Glauben hingenommen. So meint Geßner, daß das Thier seine gewaltigen Hörner hauptsächlich benutze, um sich aus bedeutenden Höhen auf sie zu stürzen, sie aber auch anwende, um herabrollende, ihm Verderben drohende Steine aufzufangen. Wenn der Steinbock merke, daß er sterben müsse, steige er auf des Gebirges höchsten Kamm, stütze sich mit den Hörnern auf einen Felsen und gehe rings um denselben herum, immer in Kreisen, und treibe dieses Spiel fort, bis daß die Hörner ganz abgeschliffen wären: dann falle er um und verende.

Die Stimme des Steinbockes ähnelt dem Pfeifen der Gemse, ist aber gedehnter. Im Schrecken vernimmt man ein kurzes Niesen von ihm. Im Zorn bläst er geräuschvoll durch die Nasenlöcher. In der Jugend meckert er.

Unter den Sinnen stehen Geruch und Gesicht oben an; aber auch das Gehör ist vortrefflich. Die geistigen Fähigkeiten sind keineswegs gering. Der Steinbock ist nicht blos scheu, sondern auch berechnend vorsichtig und merkt es sehr bald, wo ihm Gefahr droht. Alten Böcken ist kaum beizukommen. In ihren übrigen Eigenschaften ähneln die Thiere sehr den Ziegen; nur sind sie ruhiger und langweiliger. Sie haben aber denselben Muth und, wenigstens solange sie jung sind, dasselbe neckische Wesen, wie unsere geschätzten Hausthiere.

Die Aeßung besteht in den vortrefflichsten Alpenkräutern. Im Winter und bei schlechter Witterung äßen sie sich von den Knospen der Zwergweiden, Birken, Erlen, Alpenrosen und verschiedenen Flechten. Namentlich die Feuchel- und mancherlei Wermutharten, wie auch Riedgräser sind ihnen angenehm. Sehr gern lecken sie das Salz, welches aus dem mürben Gestein der Felsen wittert.

Während das Steinwild auf Aeßung zieht, kommt es manchmal mit den Gemsen und den Hausziegen zusammen. Von ersteren hält es sich immer fern, mit letzteren macht es sich aber gern etwas zu schaffen, seine nahe Verwandtschaft gleichsam fühlend. Der Steinbock paart sich auch ohne große Umstände mit den Ziegen.

Die Brunstzeit fällt in den Januar. Starke Böcke kämpfen mit ihren gewaltigen Hörnern muthvoll und ausdauernd unter einander. Wie Ziegenböcke rennen sie auf einander los, springen

dabei auf die Hinterbeine und versuchen den Stoß seitwärts zu richten. Von dem Zusammenprallen der Hörner hört man es im Gebirge wiederdröhnen. An steilen Gehängen mögen diese Kämpfe oft gefährlich werden, und sicherlich wird mancher liebesbrünstige Bock sein junges Leben lassen müssen, wenn er, von Liebesgluth entzündet, mit dem Unrechten in Kampf und Streit sich einließ. Die Ziege gibt sich ohne weiteres dem Sieger preis. Fünf Monate nach der Begattung, meist in der letzten Woche des Juni oder im Anfange des Juli, wirft sie ein Junges, an Größe etwa einem neugeborenen Zicklein gleich, leckt das neu Geborene trocken und läuft dann lustig mit ihm davon. Dieses ist ein kleines, höchst niedliches, munteres und, wie Schinz sagt, „schmeichelhaftes“ Geschöpf. Es kommt mit seinem ersten wolligen Haar bedeckt zur Welt und kleidet sich erst vom Herbst an in ein aus steiferen, langen Grannen bestehendes Gewand um. Bereits wenige Stunden nach der Geburt ist der Guckindiewelt fast ein ebenso kühner Bergsteiger, als seine Mutter. Diese liebt ihn außerordentlich, leckt ihn rein, leitet ihn, meckert ihm freundlich zu, ruft ihn an sich, hält sich, so lange sie ihn säugt, mit ihm in Felsenhöhlen verborgen und verläßt ihn nie, außer wenn der tückische Mensch ihr gar zu gefährlich scheint und sie das eigene Leben retten muß, ohne welches auch das ihres Kindes verloren sein würde. Bei drohender Gefahr eilt sie an fürchterlichen Gehängen hin und sucht in dem wüsten Geklüft ihre Rettung. Das Zicklein aber verbirgt sich äußerst geschickt hinter Steinen und in Felsenlöchern, liegt dort mäuschenstill und ohne sich zu rühren, und äugt und lauscht und wittert scharf nach allen Seiten hin. Sein graues Haarkleid ist ganz geeignet, einstweilen Mutterstelle an ihm zu vertreten. Es ähnelt den Felswänden und Steinen derart, daß auch das schärfste Falkenauge nicht im Stande ist, ein auf den Boden gedrücktes Steinböckchen wahrzunehmen, oder vom Felsen zu unterscheiden. Ich selbst weiß aus eigener Erfahrung, wie unglaublich schwer es hält, lagernde Steinböcke aufzuheben; denn ich habe oft stundenlang mit einem sehr scharfen Fernrohre die Halden und Felswände des Sinai abgesucht, ohne die Thiere wahrzunehmen, welche die Beduinen als ständige Bewohner solcher Stellen wußten, und unter Umständen auch mit ihren köstlichen Augen auffanden. Sobald die Gefahr vorüber ist, findet die gerettete Mutter sicher den Weg zu ihrem Kinde wieder; bleibt sie aber zu lange aus, so kommt das Steinzicklein aus seinem Schlupfwinkel hervor, ruft nach der Alten und verbirgt sich dann schnell wieder. Wird die Mutter verwundet oder getödtet, so flieht es anfangs furchtsam und entsetzt, kehrt aber bald und immer wieder um und hält lange und fest an der Gegend, wo es seine treue Beschützerin verloren, traurigen Herzens sein Leben fristend.

Eigenthümlich ist es, daß ein junger Steinbock, wenn seine verwundete Mutter zu ihm zurückkommt, zwar freudig auf dieselbe zuläuft, aber, sobald er den Geruch des Blutes wahrnimmt, ängstlich von ihr flieht und durch keine Liebkosungen der Alten zu bewegen ist, wieder zu ihr zurückzukehren. Es ist Dies eine Wahrnehmung, welche man auch bei anderen Wiederkäuern gemacht hat.

Bei Gefahr vertheidigt die Steinbockziege ihr Junges nach besten Kräften. Der berühmte Steinbockjäger Fournier aus dem Wallis sah einmal sechs Steinziegen mit ihren Jungen weiden. Als ein Adler über ihnen kreiste, sammelten die Ziegen sich mit den Jungen unter einem überragenden Felsblocke und richteten die Hörner nach dem Raubvogel, sich je nachdem der Schatten des Adlers auf dem Boden dessen Stellung bezeichnete, nach den bedrohten Seiten zu wendend. Der Jäger beobachtete lange diesen anziehenden Kampf und verscheuchte zuletzt den Adler.

Nächst dem Steinadler sind Wolf und Fuchs, und vielleicht noch der Lämmergeier, gefährliche Feinde des Steinwildes, wenn auch sie alle den älteren Steinböcken nicht viel anhaben mögen. Ohne den Menschen, diesen Erzfeind der Thiere, würden die Steinböcke wahrscheinlich noch in großer Anzahl auf den Alpen zu finden sein. Die Steinbocksjagd zieht nicht blos ihres Gewinnes wegen, sondern ihrer ungeheueren Schwierigkeiten halber den Menschen mächtig an. Es ist eine der gefährlichsten und beschwerlichsten Vergnügungen, welche es geben kann. Gegenwärtig betreiben sie auch nur Raubschützen oder Naturforscher, erstere, um einen guten Gewinn zu erzielen, letztere aus leicht erklärlichen Ursachen. Der August und September, wo der Steinbock am fettesten

ist, sind die geeignetsten Monate zu dieser Jagd. Der Jäger, welcher sie betreiben will, muß ein kühner Mann sein, dem es durchaus nicht darauf ankommt, 8 bis 14 Tage lang fern von dem Menschen und dessen Treiben in der Wildniß zu leben und tagtäglich hunderte von Malen dem Tode in das Auge zu sehen; er muß in jenen eisigen Höhen die Nacht verbringen, und vertraut sein im ganzen Gebirge. Gewöhnlich gehen ihrer Zwei oder Drei, den Ranzen mit den nothdürftigsten Lebensmitteln gefüllt, zu solcher Jagd aus; oft schlafen sie auf den Steinen sogar stehend, indem sie sich umschlingen, um nicht in die Abgründe zu stürzen. „Der Steinbock," sagt Tschudi, „läßt sich nicht jagen, wie gewöhnliches Wild. Steht der Jäger nicht höher, als das Thier, welches ihn wittert, so ist an keine Schußnähe zu denken. Deshalb muß der Jäger früh auf den höchsten Spitzen sein; mit Tagesanbruch zieht sich auch das Hochwild in die Höhe. Das Uebernachten an der Schneegrenze, ohne Obdach, oft nur durch Steinetragen und Springen vor dem Erfrieren sich zu schützen, ist wohl ein Tropfen Wermuth im Becher der Jagdlust. Dazu kommen noch die Gefahren der Gletscher-, des Versteigens und hundert andere."

In einer alten Druckschrift wird erzählt, daß ein Jäger bei der Steinbocksjagd in eine tiefe Eisschrunde fiel, dort in der grauenvollsten Lage in steter Todesfurcht und Todesgefahr viele gräßliche Stunden verlebte und endlich erst mit zerschellten Armen ans Tageslicht gezogen wurde. „In diesem unergründlich tiefen Kerker," sagt der Erzähler, „stritten wider ihne das Wasser, die Lufft und das Eis, von welchen Elementen das erste ihne wollte verschlingen, das andere verstecken und durch aufliegende Schwerkraft verdrucken, das dritte wegen seiner Schlüpferigkeit nicht halten." „Alle Jäger aber versichern," sagt Tschudi, „daß kein Gefühl auf Erden dem gleiche, wenn das weidende Thier sich ihnen schußgerecht zur Beute stelle. Wochenlang ist es verfolgt, belauscht, gespürt, Schritt für Schritt ist der Jäger dem herrlichen Bock nachgeschlichen, den er vielleicht noch nie gesehen; in den kalten Nächten hat die Hoffnung der nahen Beute die zitternden Glieder neu belebt. Endlich sieht er von fern das stattliche Thier mit den gewaltigen Knotenhörnern an der unzugänglichen Felswand lagernd. Jetzt den Wind abgewonnen, stundenlang über eisige Schneefelder geschritten, um ihm in den Rücken zu kommen. Er sieht das Thier nicht; er ahnt aber, daß es in seiner Lage geblieben ist, und endlich ist es umgangen. Behutsam blickt er vor nach dem Felsen, der Bock ist fort; hundert Schritte weiter wiegt er sich, in den Lüften, schnobernd, auf einer Zoll breiten Felsenkante. Mit hochklopfendem Herzen, zitternd vor Hoffnung und Furcht, naht der Jäger, legt den Stutzen auf, der Schuß hallt mächtig durch die todesstille Alpenwelt und der zuckende Bock liegt blutig zwischen den Steinen."

Wahrhaft grauenvoll sind die Erzählungen, welche einzelne Jäger uns hinterlassen haben. Sie kämpfen buchstäblich oft wochenlang fortwährend mit dem Tode; sie leiden alle Qualen, welche ein unwirthliches, gefahrreiches Land über den Menschen verhängen kann — und sie verzagen doch nicht! Oft genug kommt es vor, daß das erlegte Thier noch flüchtig fortrennt und in der Todesangst über die furchtbaren Felswände hinabstürzt, da unten zerschellend, und anstatt dem Menschen, nur den Adlern und Geiern zur Beute werdend. Und wenn auch der Jäger glücklich gewesen ist und ein Thier erlegt hat: mit der Erlegung beginnen die Beschwerden von neuem. Der Bock wird auf der Stelle ausgeweidet, um die schwere Last möglichst zu vermindern. Dann bindet man die vier Füße am Knie zusammen und den Kopf mit den schweren Hörnern hinten fest. Die Flinte wird über die rechte Schulter und Brust gehängt, das Thier mit den zusammengebundenen Beinen über die Stirn gelegt; und so tritt der Mann mit seiner gegen zwei Centner schweren Bürde den Rückweg an: — einen Rückweg, welcher oft genug an steilen Abgründen und an Kanten dahinführt, wo ein einziger Fehltritt Mann und Thier in die gierige Tiefe stürzt. Und weil es nun meistens noch Raubschützen sind, welche auf verbotenen Wegen wandeln, so müssen die Jäger noch anderer Feinde gewärtig sein. Sie müssen, wie Verbrecher, nach allen Seiten hin ausschauen, um der ihnen sonst sicheren Kugel des Jagdberechtigten zu entgehen. So kommt es nur zu oft vor, daß die Steinbocksjäger, anstatt

den Lohn ihres sauren Gewerbes in die armen Hütten zu bringen, dahin Noth und Elend tragen, daß man, anstatt des Wildes, ihren Leichnam zu den Angehörigen bringt.

Noch schwieriger als die Jagd ist der Fang des scheuen Thieres. Alte Steinböcke bekommt man lebendig nicht in seine Gewalt; man muß also Jungen nachstellen, und auch diese kann man blos erhalten, wenn man die Mutter wegschießt. Die Bischöfe, welche die erwähnten Steinböcke zu züchten versuchten, ließen alle hochbeschlagenen Steinziegen ununterbrochen von einer Menge-Jäger beobachten, und sobald die Thiere gesetzt hatten, die Jungen ergreifen; denn schon wenn diese trocken geworden sind, ist es kaum möglich, sie zu erhaschen. Abgesehen von allen diesen Mühen hat es auch seine Schwierigkeiten, die jungen Steinböcke von der Höhe herab in das Thal zu bringen, und ohne eine alte, säugende Hausziege, welche unterwegs ihr Euter dem kleinen Geschöpf bietet, ist Dies gar nicht möglich.

Solche jung eingefangene Steinböcke werden außerordentlich zahm. Sie zeigen sich zutraulich, kommen herbei, wenn man sich ihnen nähert, und lassen sich berühren und schmeicheln. Mit den Hausziegen, denen das Pflegegeschäft zufällt, leben sie in vollster Eintracht. Es sind lustige, nette Geschöpfe, welche im Anfange viel Spaß und, wenn sie erwachsen sind, viel Aerger machen. Nager in Andernach besaß in der letzten Zeit zwei Jahre lang einen jungen Steinbock, welcher äußerst zahm war, ganz frei weidete und sich den Tag über am liebsten auf dem Dache einer Alphütte aufhielt. Im August hatte dieser Naturforscher sogar eine Herde von acht Stück Steinwild auf einer Alp bei einander. Auch in Bern und in Wien hat man in neuester Zeit wiederholt Steinböcke in der Gefangenschaft gehabt.

Es ist bekannt, daß der Steinbock sich nicht blos fruchtbar mit anderen Arten seines Geschlechts, sondern auch mit der gemeinen Hausziege vermischt, ebensowohl in der Gefangenschaft, als auch im freien Zustande. Durch solche Kreuzung werden Blendlinge erzeugt, welche stark und kräftig sind und dem Steinbocke gewöhnlich viel mehr gleichen, als der Ziege, wenn sie auch im Gehörn große Aehnlichkeit mit dem Ziegenbocke haben. Hinsichtlich der Färbung ähneln sie bald dem Vater, bald der Mutter. Läßt man nun solche aus der Kreuzung des Steinbockes mit der Hausziege hervorgegangene Bastarde wieder mit dem Steinbocke sich paaren, so erhält man Blendlinge, welche dem Steinbocke schon viel mehr ähneln, und wenn man diese wiederum mit dem Steinbocke sich vermischen läßt, Junge, die dem echten Steinbocke fast gänzlich gleichen.

Fitzinger erzählt sehr ausführlich die Versuche, die man bisher gemacht hat, um Steinwild in der Gefangenschaft zu züchten, und deshalb will ich ihn hier reden lassen:

„Die kaiserliche Menagerie zu Schönbrunn und in neuester Zeit auch Erzherzog Ludwig von Oesterreich zu Hellbronn haben diesem Gegenstande besondere Aufmerksamkeit zugewendet und die Zuchten werden an beiden Orten zu jeder Zeit mit großer Sorgfalt gepflegt und zu erhalten gesucht. Daß sich der Steinbock auch im freien Zustande mit der Hausziege paart, unterliegt keinem Zweifel; man hat in den piemontesischen Alpen zuverlässige Beobachtungen hierüber gemacht. Zwei während des Winters in den dortigen Gebirgen zurückgebliebene Hausziegen kehrten im Frühjahre trächtig ins Thal zurück und warfen unverkennbare Blendlinge. So wie die jungen Steinböcke, so sind auch die jungen Bastarde anfangs sehr zahm, doch nur bis zu einem gewissen Alter. Sie sind schon in ihrer ersten Jugend viel leichter, stärker und munterer als gewöhnliche junge Hausziegen von gleichem Alter. Die Hörner des einjährigen Männchens aus der ersten Kreuzung nähern sich immer mehr denen des Ziegen- als des Steinbockes, obschon sie viel größer und dicker als bei einem Ziegenbocke von gleichem Alter sind, besonders aber an der Wurzel. Sie haben zu jener Zeit nur eine knorrige Längskante und einen einzigen Knoten an der Wurzel, während sie im übrigen gerunzelt sind. In Ansehung der erhabenen Stirne kommen diese Blendlinge mehr mit dem Steinbocke überein, und ebenso in der Gestalt und Grundfarbe. Häufig findet man an ihnen aber Abzeichen der Mutter, wie den schwarzen Rücken und Schulterstreifen, die schwarzen Flecken an den Füßen und bisweilen auch einen schwarzen Streifen am Bauche. Männliche Bastarde aus der zweiten Kreuzung kommen, wenn sie bereits ein Alter

von 4½ Jahren erreicht haben, dem ausgewachsenen Steinbocke an Größe, Stärke und Vollendung der Hörner schon sehr nahe, und übertreffen ihn bisweilen in allen diesen Beziehungen. Die Männchen der dritten Kreuzung endlich sind oft kaum mehr vom Steinbocke zu unterscheiden."

„So wünschenswerth es auch in vielfacher Beziehung ist, den Steinbock mittelst solcher Bastarde wieder auf unseren Alpen einzuführen, so lehrt doch der in den Berner Alpen gemachte Versuch, wie nothwendig es sei, große Vorsicht in Ansehung der Wahl der Alpen- anzuwenden, wenn man nicht der vielen Unannehmlichkeiten wegen, die eine solche Zucht mit sich bringt, so wie dort genöthigt werden soll, dieselbe wieder aufzugeben oder endlich gar mit Gewalt zu vertilgen. Die Berner Steinbockzucht, welche ursprünglich in den Stadtwällen angelegt wurde, bestand noch im Jahre 1824 aus einem 4½ jährigen Bastardbocke, der aus der Kreuzung des echten Steinbockes mit einer Bastardziege hervorgegangen war, die sammt ihren Jungen im Jahre 1820 aus dem Thale von Aosta auf die Berner Alpen gebracht wurden, dann einer echten Steinziege, die in demselben Jahre als ein Geschenk des königlich sardinischen Gesandten zur Erzielung einer Zucht dahin kam, und endlich einer Bastardziege, die von diesem Bastardbocke und einer Hausziege stammte. Wiewohl diese Thiere als frei und wild angesehen werden konnten, so zeigten sie doch keine Spur, weder von Furcht, noch von Liebe zu dem Menschen. Auf den Stadtwällen, auf denen sie sich munter umhertrieben, machte der Bastardbock nicht selten Angriffe auf die Schildwachen und wurde dadurch auch bald verhaßt. Mehr als einmal unterbrach er die im Freien, in der Nähe der Sternwarte angestellten astronomischen Beobachtungen, stieg auf einen benachbarten Spaziergang hinab und jagte die Leute, welche sich hier vergnügen wollten, in die Flucht oder gefiel sich auch, die an die Wälle anstoßenden Dächer der Gebäude zu besteigen und die Ziegel, mit denen sie gedeckt waren, zu zertrümmern."

„Die vielen Klagen, welche von allen Seiten über diese Steinbockzucht in den Berner Stadtwällen einliefen, bestimmten die Behörde, dieselbe auf den Abendberg bei Interlacken zu verpflanzen. Die Stein- und Bastardziege zogen nach den Höhen, der Bastardbock hingegen gefiel sich besser in den bewohnteren Gegenden. Täglich kam er mehrere Male zur Alpenhütte und war zuletzt mit keiner Gewalt mehr von derselben wegzubringen. Den Sennen stieß er zu Boden, wenn er es versuchte, sich ihm zu widersetzen, und es hätte einmal wenig gefehlt, daß er ihn sogar getödtet hätte, wenn ihm nicht die Sennerin schnell zu Hilfe gekommen wäre, die, aus glücklichem und richtigem Instinkt, den Bock beim Bart, seiner empfindlichsten und fast auch einzigen schwachen Stelle, ergriffen hatte. Wegen der Verheerungen in den Pflanzungen und wegen der Gewaltthätigkeiten, die der Bock fast jeden Augenblick verübte, wurde die ganze Familie weiter hinauf auf die Höhen des Saxeten-Thales gebracht. Der Bock mußte durch vier Männer an einem starken Seile fortgeschleppt werden und warf öfter als ein Mal sein ganzes kräftiges Geleite zu Boden. Ein starker Gemsenjäger übernahm nun mit besonderer Vorliebe die Aufsicht über jene Zucht; doch bewiesen diese Thiere ihrem Beschützer wenig Dankbarkeit. An einem senkrechten Felsabsturz, und kaum einen Schritt vom tiefen Abgrunde entfernt, mußte einmal der besorgte Jäger über eine Stunde lang mit dem Bastardbocke ringen, der nicht davon ablassen wollte, ihn in die Tiefe hinabzustürzen. Auch hier war dieser Bock bald zum Schrecken der Sennen geworden, indem er beständig von den Höhen bis zu den Hütten herabkam und die Sennen geradezu überfiel. Seit einigen Monaten hatte er bereits seine Ziegen ganz verlassen und sich im Thalgrunde von Saxeten aufgehalten. Dem kräftigen Gemsjäger, der ihn überwachen sollte, gelang es jedoch, ihn auf seine Höhen zurückzuführen; aber schneller als sein Bändiger, war der Bock wieder im Thale, stieß mit seinen mächtigen Hörnern alle Thüren in den Ställen ein, in denen er Ziegen witterte, besprang dieselben und verfolgte selbst die Sennerinnen in ihre Küchen und Keller. Man hoffte zwar, daß nach dem Vorübergehen der Brunstzeit der wilde Bock sich wieder zu seiner früheren Gesellschaft halten würde, welche in der Zwischenzeit ganz ruhig auf den höheren Alpen weidete: allein wenige Tage, nachdem er der Haft entlassen und auf seine Höhen zurückgebracht worden war, erschien er plötzlich zu Wilderswyl, in der Fläche hinter einer Herde von Ziegen daher rennend, die in voller Eile ins Dorf gelaufen kam."

„Die einzige noch übrige reine Steinziege, die vom Bastardbocke und von der bösartigen Bastardziege viele Mißhandlungen zu erdulden hatte, ging im Winter des Jahres 1825 an einem Lungenleiden zu Grunde und mit Thränen in den Augen brachte der Gemsenjäger, der dieser Zucht zu warten hatte, die Nachricht von ihrem Tode ins Thal. Der Bastardbock hatte bereits eine zahlreiche Nachkommenschaft mit den Hausziegen der Aelpler erzeugt, die sich vorzüglich darin gefiel, die höchsten Stellen in dem ihr zugewiesenen Bezirke zu erklettern. Oft erstiegen einzelne dieser Thiere Punkte, von denen sie bisweilen nicht mehr allein und ohne menschliche Hilfe herabzusteigen wagten. So erkletterte eine der Bastardziegen einmal einen Thurm, auf dem sie, aus Scheu vor einem Sturze, durch drei volle Tage verweilte, bis man sie endlich mit großer Mühe herabholte. Die endlosen Klagen, die von den Bewohnern des Saxeten-Thales über den Bastardbock einliefen, hatten zur Folge, daß man ihn sammt der Bastardziege auf die Grimselalpe versetzte. Da er aber auch dort allerlei Unfug trieb, mußte er endlich getödtet werden, und die alte Bastardziege auf der Grimsel ging in der Folge ein. Die Nachkommen, welche er aus der Paarung mit Hausziegen im Berner Oberlande zurückließ, zeichneten sich bei Zunahme des Alters gleichfalls durch besondere Wildheit aus. So lange sie noch jung waren, belustigten sie die Sennen durch ihre muthwilligen Sprünge und Geberden; als sie aber älter und kräftiger wurden, fielen sie den Eigenthümern ihrer Mütter zur Last und wurden sämmtlich geschlachtet. So endete die Berner Steinbockzucht, ohne daß der beabsichtigte Zweck durch sie erreicht werden konnte.“

Es ist eine wahre Freude für den Thierfreund, daß die spanischen Steinböcke bis jetzt dem Schicksale ihrer Verwandten auf den Alpen nicht entgegen gehen. Noch sind auf allen Hochgebirgen der iberischen Halbinsel die stolzen Thiere verbreitet und an manchen Orten sogar noch ziemlich häufig. Mit Sicherheit ist der spanische Steinbock noch zu finden in den eigentlichen Pyrenäen und allen von ihnen auslaufenden Hochketten, in den Sierras Guadarama und Degredos, sowie in der Fortsetzung des Gebirges in der Sierra Estrella, einzeln auch in den andalusischen Gebirgen, namentlich in den Sierras de Ronda, von Malaga Nevada und Anjanilla, endlich in den Sierras Morena, Sagua und auf den menschenleeren Hochebenen von Cuenca. Alle spanischen Jäger kennen das stolze Wild, welches der Landesname Cabramontes trefflich bezeichnet, und noch in allen Gebirgsdörfern findet man Beutezeichen seiner Jagd, Gehörne, welche in die Mauern eingefügt wurden. Leider thut die verabscheuungswürdige Bubenjägerei der Spanier ihr Möglichstes, die Vertilgung des edelen Thieres zu bewerkstelligen. Obwohl die Gesetze nach der gestatteten Jagdzeit die Hegung der Thiere gebieten, denkt doch Niemand daran, die letztere einzuhalten, sondern jeder Jäger schießt alte und junge Böcke, trächtige und gelte gehende Ziegen zusammen, wie sie ihm eben vor's Rohr kommen. Das hat denn auch bereits zur Folge gehabt, daß die Steinböcke der Sierra Nevada bald unter die gewesenen Thiere gezählt werden müssen, während sie früher dort häufig waren. Der bedeutende Gewinn der Jagd, welcher mindestens 12 Thaler unseres Geldes abwirft, gilt dem Spanier mehr als jede andere Rücksicht.

Gegenwärtig scheint der Steinbock noch im spanischen Mittelgebirge, namentlich in der Sierra de Credos häufig zu sein. Hier sah Graëlls im April 1851 noch Rudel von 50 bis 60 Stück, und die von seinem Sommerausfluge mitgebrachten Böcke, welche eine Zierde des Museums von Madrid bilden, geben Zeugniß, daß die Thiere dort noch ein hohes Alter erreichen. Die Schwierigkeit der Jagd verhindert glücklicher Weise jeden Laffen, in dem Hochgebirge umher zu streifen, und die meisten Spanier führen jetzt noch so schlechte Gewehre, daß schon ein ganz vorzüglicher Jäger dazu gehört, um einen Steinbock zu erlegen.

Es ist eigenthümlich, daß der spanische Steinbock im Norden in der Nähe der Schneefelder lebt, während er im Süden mehr das Mittelgebirge bevorzugt, und dieser Unterschied in der Lebensweise würde allerdings auch für Artverschiedenheit beider Thiere sprechen.

In den ersten Tagen des Novembers 1856 machte ich mit meinem Bruder und dem Dr. Apetz unter Leitung eines eingeborenen Steinbockjägers den vergeblichen Versuch, mich eines der auf der

Sierra Nevada wohnenden Steinböcke zu bemächtigen. Die Zeit der Jagd fällt eigentlich in die Monate Juli und August, weil dann der Jäger einige Tage lang im Hochgebirge verweilen kann: wir kamen aber erst im November in die Nähe des reichen Gebirges und wollten wenigstens nicht ohne weiteres davongehen. Es war ein gewagtes Unternehmen, in der jetzigen Jahreszeit in Höhen von 10,000 Fuß über dem Meere emporzuklettern, und es stand von vorn herein zu erwarten, daß unsere Jagd erfolglos sein würde. Dies hinderte uns jedoch nicht, bis zu dem Picacho de la Valeta emporzusteigen und die hauptsächlichsten Jagdgebiete abzusuchen; das Schneegestöber und die eintretende Kälte zwangen uns aber leider noch eher zur Umkehr als wir gewollt hatten, und so kam es, daß wir nur die frischen Fährten des ersehnten Wildes, nicht aber die Steinböcke selbst entdecken konnten.

Mich fesselte der Ausflug besonders deshalb, weil ich die Jagdweise der Spanier dabei kennen lernte. Diego, so hieß unser Jäger, schien in der Steinbocksjagd sehr erfahren zu sein. Er führte mich auf wilden Pfaden und Felsgesimsen dahin, welche allerdings blos mit Hanfschuhen begangen werden konnten, weil der glattsohlige Schuh und selbst ein Alpenschuh hier entschieden nicht genug Sicherheit im Gange gewährt haben würde. Auf solchen Wegen suchte unser Jäger immer eine gewisse Höhe zu erreichen und dem Steinwilde aus dem Winde zu kommen; dann krochen wir auf Händen und Füßen zu den Felsenhängen hin, legten uns, nachdem wir den Hut abgenommen, platt nieder und schauten in die grausigen Abgründe hinab. Nun ahmte der Mann den eigenthümlichen Pfiff der Steinböcke nach, um hierdurch etwa verborgen liegende aufzuscheuchen und vor Augen zu bringen. Mit demselben Pfiff lockt der Jäger, wenn er gut versteckt ist, die Steinböcke nicht selten auf eine Entfernung von weniger als 20 Schritten heran, weil die vorsichtigen Thiere gewöhnlich nach der Seite hin fliehen, von wo der ihnen wohlbekannte Mahnruf kommt. Das erlegte Thier wird augenblicklich oben ausgeweidet, mit wohlriechenden Alpenkräutern ausgefüllt und dann bis zur nächsten Meierei in die Tiefe getragen, von wo aus man es auf Maulthieren weiterschafft. Für die Haut bezahlen die Sammler 6 bis 8 Thaler; das Fleisch wird sehr geschätzt und in dem nahen Granada theuer verkauft.

Die Ziegen (Hircus) sind kleiner als die Steinböcke. Ihre Hörner sind mehr oder weniger zusammengedrückt, beim Männchen schneidig und mit Querwülsten oder Runzeln versehen, beim Weibchen geringelt und gerunzelt; sie fehlen aber auch nicht selten gänzlich. Im übrigen ähneln die Ziegen ganz den eigentlichen Steinböcken.

Auch unsere Hausziege theilt das Schicksal der übrigen Hausthiere; man weiß nicht, von welcher Art sie abstammt. Ueber die wildlebenden Ziegen, welche namentlich Asien bewohnen, wissen wir noch so wenig, daß wir noch nicht im Stande sind, ihre Artenzahl auch nur annähernd anzugeben. Viele Naturforscher glauben, daß wir der Bezoarziege (Hircus Aegagrus) die Ehre zuerkennen müssen, uns mit einem so nützlichen Hausthiere bereichert zu haben. Letzteres stimmt in der That in allen wesentlichen Merkmalen mit ersterer überein; nur die Richtung und Windung der Hörner ist eine andere. So viel steht fest, daß die Bezoarziege sich mit unseren Hausziegenarten fruchtbar vermischt und durch Kreuzung mit derselben eine besondere Rasse hervorgebracht hat, welche als ein echtes Mittelglied zwischen beiden Arten steht.

Die Bezoarziege ist zwar etwas kleiner, als der europäische Steinbock, aber doch bedeutend größer als unsere Hausziege. Die Länge eines erwachsenen Bockes beträgt ungefähr 5 Fuß, die Länge des Schwanzes 8 Zoll, die Höhe am Widerrist 3 Fuß und die am Kreuze einen Zoll mehr. Die Ziege ist etwas kleiner. Der Leib ist ziemlich gestreckt, der Rücken schneidig, der Hals von mäßiger Länge, der Kopf kurz, die Schnauze stumpf, die Stirn breit, längs des Nasenrückens fast gerade. Die Beine sind verhältnißmäßig hoch und stark, die Hufe stumpf zugespitzt. Der Schwanz ist sehr kurz und gleichmäßig mit langen, zottigen Haaren besetzt. Am Kopf fallen die verhältnißmäßig kleinen Augen auf. Die Ohren sind mittelgroß, die Hörner des Männchens sehr lang und stark: schon bei jüngeren

Thieren messen sie über 2 Fuß, bei alten oft mehr als 4 Fuß. Sie bilden, von der Wurzel angefangen, einen sehr starken, einfachen und gleichförmig nach rückwärts gekrümmten Bogen, welcher bei alten Männchen ungefähr einen Halbkreis beschreibt. An der Wurzel stehen sie eng zusammen, dann beugen sie sich bis über ihre Mitte hin allmählich nach abwärts, wenden sich aber mit der Spitze wieder stark nach vor- und einwärts, so daß sie an ihrem äußersten Ende um 5 bis 6 Zoll näher zusammenstehen als in der Mitte, wo die Entfernung zwischen beiden 12 bis 16 Zoll beträgt. Das rechte Horn ist schwach mit der Spitze nach rechts, das linke nach links gewunden. Sie sind von beiden Seiten zusammengedrückt und hinten und vorn scharfkantig, auf der äußeren Seite aber gerundet und gewölbt. Die Knoten oder Querwülste steigen bei alten Thieren bis auf zehn und zwölf an. Außer-



Die Bezoarziege (Hircus Aegagrus).

dem bedecken zahlreiche Querrunzeln das Gehörn. Die Behaarung besteht aus kurzen, mittelmäßig feinen Wollhaaren und etwas längeren, straffen, glatt anliegenden Grannen. Beide Geschlechter tragen einen starken und langen Bart. Die Färbung ist ein helles röthlich Grau oder Rostbräunlichgelb, welches an den Halsseiten und gegen den Bauch zu lichter wird; Brust und Unterhals sind dunkelschwarzbraun, Bauch, Innen- und Hinterseite der Schenkel weiß. Ein scharf abgegrenzter, dunkelschwarzbrauner, von vorn nach hinten sich verschmälernder Längsstreifen verläuft über die ganze Mittellinie des Rückens bis zum Schwanz. Hinter den Vorderbeinen beginnt ein gleichfarbiger Streifen, welcher die Ober- und Unterseite scharf von einander scheidet. Die Vorderläufe sind vorn und seitlich dunkelschwarzbraun, über der Handwurzel, wie die hintere, weiß gestreift. Der Kopf

ist an den Seiten röthlichgrau, auf der Stirn braunschwarz, vor den Augen und an der Wurzel des Nasenrückens dunkelschwarzbraun, wie das Kinn und der Kehlbart.

Ein ziemlich ausgedehnter Landstrich von West- und Mittelasien ist die Heimat der Bezoarziege. Sie findet sich auf der Südseite des Kaukasus, in Armenien, Persien, im Taurus und, falls Dies begründet ist, auch auf den Inseln Skorpades oder Skorpando und Kandia oder Kreta, an manchen Orten recht häufig. Sie liebt die Gipfel der Gebirge; die Nähe des ewigen Schnees und die Gletscher behagen ihr ebenso sehr wie dem Steinbocke. Wie alle ihre Verwandten gesellig, lebt sie dort in kleinen Rudeln von 10 bis 20 Stück und darüber, welche von einem alten erfahrenen Bock geführt werden. Jüngere Böcke schlagen sich wohl auch zu Gesellschaften von 3 bis 6 Stück zusammen, alte, mürrische, rauflustige werden von den übrigen starken und kampffähigen Männchen der Herde abgeschlagen.

In ihrem Wesen erinnert die Bezoarziege an den Steinbock. Sie läuft rasch und sorglos auf schwierigen Wegen dahin, steht oft stundenlang, schwindelfrei in die ungeheueren Abgründe schauend, auf vorspringenden Felszacken, klettert vortrefflich und wagt gefährliche Sätze mit großem Muth und Geschick. Sie ist außerordentlich scheu und weiß den meisten Gefahren zu entgehen. Ihre Sinne sind vortrefflich entwickelt: sie wittert auf ungeheuere Entfernungen hin und vernimmt auch das leiseste Geräusch. Saftige Alpenpflanzen bieten ihr eine kräftige Nahrung und die Gebirgswälder in den Blättern ihrer Bäume eine sehr beliebte Leckerei. Frühzeitig des Morgens steigt sie vom Walde, in welchem sie die Nacht verbrachte, nach den Höhen empor, weidet in unmittelbarer Nähe der Gletscher und kehrt abends nach den Wäldern zurück.

Der November soll die Zeit der Paarung sein. Der Wurf erfolgt im April. Die Ziege setzt zwei, seltener nur ein Junges, welches der Mutter schon in den ersten Stunden seines Lebens auf allen ihren Wanderungen folgt, rasch und lustig aufwächst und wie alle Ziegen zu Scherz und Spiel geneigt ist. Gelingt es, ein solches Junge einzufangen, so wird es bald zahm, zumal wenn man es unter andere Ziegenherden bringt. Bald gewöhnt es sich an die neue Kameradschaft, geht mit den Pflegeschwestern auf die Weide, kehrt abends in den Stall zurück und befreundet sich zuletzt so mit den gezähmten Verwandten, daß es ohne besondere Umstände in die innigsten Verhältnisse mit ihnen tritt.

Ein noch heute vielfach verbreiteter, obschon widerlegter Aberglaube ist die Ursache, daß man den munteren Gebirgskindern eifrigst nachstellt. Bereits seit uralten Zeiten maßten sich die Fürsten das Vorrecht an, den Bezoarziegenhandel in ihre Hände zu nehmen. Schon der alte Bontius weiß, daß alle, diesen Wunderkugeln zugeschriebenen Kräfte nicht eben einen besonderen Werth haben und Rumpf erzählt, daß die Indianer den Europäer auslachen, welcher behauptet, Bezoarkugeln im Magen wilder Ziegen gefunden zu haben, weil sie ihrerseits wissen wollen, daß die gesuchte Arznei aus den Magen — der Affen käme. Man sieht hieraus, daß alle Bezoarkugeln überhaupt benutzt werden, nicht blos die unserer Ziegen, sondern auch die, welche man bei anderen Wiederkäuern gefunden hat. So ist es z. B. gewiß, daß viele Steine von Borneo kommen, wo es keine Ziegen gibt. Gleichwohl wird dieses leidige Quacksalbermittel noch heutigen Tages in ganz Indien und Persien hoch bezahlt und fordert deshalb unternehmende Jäger immer zu neuen Vertilgungszügen gegen die Bezoarziegen auf.

Die Jagd ist nicht eben eine leichte Sache, weil sie nur im höheren Gebirge stattfinden kann und die Ziege dieselbe auch dort noch oft genug zu vereiteln weiß. Es gilt also, alle die Listen und Kunstgriffe anzuwenden, welche bei der Steinbockjagd nothwendig sind. Kämpfer, welcher im Jahre 1686 einer Jagd auf Bezoarziegen beiwohnte, erzählt, daß man erst sechs Stunden auf den schlimmsten Wegen des Gebirges Benna in Persien klettern mußte, ehe man nur in das eigentliche Gebiet der Ziegen gelangte. Dort gab es aber eine große Menge. Am ersten Tage bekam man

Nichts, am zweiten wurde ein Bock geschossen, dessen Magen eine Bezoarkugel enthielt. Nach viertägiger Jagd hatte man deren zwei erbeutet, und hierin bestand der ganze Gewinn der Jagd. —

Die meisten Thierkundigen sind geneigt, unsere Hausziege und ihre sämmtlichen Verwandten, welche in der Genossenschaft des Menschen leben, von der Bezoarziege abzuleiten, obgleich hierbei natürlich dieselben Bedenken hinsichtlich der verschiedenen Körpergestaltung und der nicht zu erklärenden Verbreitung in Betracht kommt. Wir dürfen wohl die gegnerische Ansicht vertreten und annehmen, daß die gezähmten Ziegen von mehreren Arten wilder herrühren, und dann durch verschiedene Kreuzungen zu Dem wurden, was sie sind. Von dem allgemeinen Gepräge entfernen sich einige Formen ziemlich weit. Es gibt auch bei den Ziegen Rassen, welche man ohne weiteres für Arten erklären würde, hätte man es eben nicht mit Hausthieren zu thun. Fitzinger, dem wir wiederholt gefolgt sind, nimmt an, daß zwölf Rassen oder Formen, wie man will, eigene Arten bilden. Es sind Dies die gemeine europäische Hausziege, die berberische, die Sudahn-, die platthörnige, die Zwerg-, die Angora-, die Kaschmir-, die zottige, die nepalische, die egyptische, die Mamber- und die thebaische Ziege. Ich versuche, die auffallendsten Formen, Rassen oder Arten unter den Genannten auszuwählen, um dem Leser ein eigenes Urtheil hinsichtlich der Verschiedenheit der Ziegen zu ermöglichen. Ueber unsere deutsche oder die schweizerische Hausziege brauche ich wohl kaum Etwas zu sagen, da Jedermann sie allezeit beobachten kann. Weniger häufig gewahrt man die Uebrigen, welche gegenwärtig immer noch beinahe das ausschließliche Eigenthum der Thiergärten sind.

Wir beginnen mit den Zwergen der ganzen Gesellschaft, welche sich in mehreren Rassen oder Arten im Inneren Afrikas oder in Indien finden. Sie haben kaum die halbe Größe unserer Hausziege. Die innerafrikanische Zwergziege (Hircus reversus), welche unser Bild darstellt, ist nur 2 Fuß lang und am Widerrist etwas über 1½ Fuß hoch und höchstens 46 Pfund schwer. Ihr Leibesbau ist gedrungen, die Beine sind kurz und stark, der verhältnißmäßig breite Kopf trägt bei beiden Geschlechtern kurze, kaum fingerlange Hörner, welche sich von der Wurzel an sanft nach rück- und auswärts biegen und am oberen Drittel wieder schwach nach vorwärts krümmen. Die ziemlich kurze, aber dichte Behaarung zeigt gewöhnlich dunkle Färbungen; Schwarz und Röthlichfahl im Gemisch sind vorherrschend. Oft ist der ganze Leib auf dunklem Grunde weiß gefleckt oder getupft. Der Schädel, der Hinterkopf, der Nasenrücken und ein Streifen, welcher sich über den Rücken hinwegzieht, sind gewöhnlich schwarz, die Seiten weißlichfahl. Von der Kehle zieht sich eine schwarze Binde bis zur Brust herab, wo sie sich theilt und über die Schultern weg bis zum Widerrist läuft. Die Unter- und Innenseite ist schwarz bis auf eine breite weiße Binde, welche über die Mitte des Bauches verläuft. Röthlichgelbbraune und ganz schwarze Zwergziegen sind selten.

Wie weit diese kleine, schmucke Ziege und ihre Verwandten im Inneren Afrikas verbreitet sind, kann zur Zeit noch nicht bestimmt werden. Vielleicht dürfen wir als Heimatskreis alle Länder annehmen, welche zwischen dem weißen Flusse und dem Niger liegen. An dem erstgenannten Strome fand ich sie häufig in großer Anzahl als Hausthier. Sie lebt dort fast in denselben unabhängigen Verhältnissen, wie unsere Alpenziege in ihrem Gebiete. Ich lernte sie als ein höchst bewegliches, geschicktes, munteres und kluges Geschöpf kennen, und sah an ihr zum ersten Male zu meiner nicht geringen Verwunderung, daß Wiederkäuer auch Bäume besteigen können. Ganz allerliebst sah es aus, wenn auf dem Wipfel einer größeren Mimose des Urwaldes fünf bis zehn solcher kleinen Ziegen weideten. Irgend ein schief geneigter Stamm hatte der Herde das Hinaufklettern ermöglicht, und nun war es auf den Aesten und Zweigen weiter gegangen. Oft sah man die kühnen Geschöpf in Stellungen, welche man nach unseren Erfahrungen für geradezu unmöglich halten möchte. Mit jedem einzelnen Fuße stand die Ziege auf einem Zweige, und diese Zweige mochten schaukeln, wie sie wollten: sie wußte sich im Gleichgewicht zu erhalten und dehnte und reckte den Hals soviel als möglich, um den saftigen Mimosenblättern beizukommen.

Man gibt sich nicht eben große Mühe mit der Wartung und Pflege oder auch mit der Hut der Zwergziegen, sondern läßt sie eigenwillig und selbständig gehen, wie sie wollen. Frühmorgens nach dem Melken zieht die Herde zur Weide hinaus in den Wald, abends kehrt sie zurück, wenn auch nicht immer vollständig, weil der Leopard dann und wann doch eine wegnimmt, trotz aller Vorsicht der leitenden Mitglieder. Ich wurde versichert, daß die Ziege, ungeachtet ihrer geringen Größe, sehr



Die Zwergziege (Hircus reversus).

viel Milch gäbe und durch keine andere Art ersetzt werden könne, weil keine im Klettern oder Ausnutzen des Weidegrundes es ihr nachthue.

Noch weit auffallender als die Zwergziege in allen ihren Rassen ist die Angoraziege (Hircus angorensis). Genaue Beobachter widersprechen aufs entschiedenste Denen, welche sie nur als Rasse irgend einer Art ansehen wollen, weil die vielfachen Kreuzungsversuche, welche man mit ihr anstellte, die Artverschiedenheit zwischen ihr und der gemeinen Ziege gezeigt hat. Einige Forscher halten sie für einen Abkömmling des Falkoner Steinbocks, welcher die Hochgebirge von Tibet bewohnt, und in der That läßt sich nicht leugnen, daß zwischen dem vermeintlichen Stammvater und ihnen eine ziemlich große Aehnlichkeit stattfindet.

Die Angoraziege ist ein schönes, großes Thier von gedrungenem Leibesbau, mit starken Beinen, kurzem Hals und Kopf, sehr eigenthümlich gewundenem Gehörn und ganz auffallendem Haar. Beide Geschlechter tragen Hörner. Diese sind bei dem Bock stark zusammengedrückt, nicht gedreht, scharf gekantet und hinten stumpf zugespitzt. Gewöhnlich stehen sie wagrecht von dem Kopfe ab, bilden eine weite, doppelte Schraubenwindung und richten sich mit der Spitze nach aufwärts, erscheinen

also dreifach gebogen. Die Ziege trägt kleinere, rundere, schwächere, einfach gebogene Hörner, welche sich gewöhnlich, ohne sich über Kopf oder Hals zu erheben, um das Ohr herumdrehen, d. h. einfach stark nach abwärts und dann nach vorn und abwärts wenden, wobei die bis zum Auge reichende Spitze nach außen gerichtet ist. Das Vließ ist überaus reichlich, dicht und lang, fein, weich, glänzend, seidenartig und lockig gekräuselt. Nur das Gesicht, die Ohren und der unterste Theil der Läufe sind mit kurzen, glatt anliegenden Haaren bedeckt. Beide Geschlechter tragen einen ziemlich langen, aus straffen oder steiferen Haaren gebildeten Bart. Ein blendendes, gleich-



Die Angoraziege (Hircus angorensis).

mäßiges Weiß ist die vorherrschende Färbung dieser Ziegenart; seltener kommen solche vor, welche auf lichtem Grunde dunkler gefleckt sind. Früher nahm man an, daß jenes lange Seidenhaar die Grannen wären; jetzt weiß man, daß es das eigentliche Wollhaar ist, welches das Uebergewicht über die Grannenhaare erlangt und letztere fast gänzlich verdeckt hat. Bei anderen langhaarigen Ziegenarten ist gerade das Umgekehrte der Fall, dieser eine Umstand also zur Kennzeichnung der Angoraziege sehr wichtig. Im Sommer fällt das Vließ in großen Flocken aus, wie bei anderen Ziegen das Wollhaar unter den Grannen; es wächst aber sehr rasch wieder nach. Französische Beobachter haben gefunden, daß ein Vließ zwischen 1250 und 2500 Grammen wiegt.

Wie es scheint, war die Angoraziege den Alten gänzlich unbekannt. Belon ist der Erste, welcher, und zwar im sechzehnten Jahrhundert, einer Wollziege Erwähnung thut, deren Vließ fein wie Seide und weiß wie der Schnee sei und zur Verfertigung des Kamelot oder Kämmelgarns verwandt werde. Nach und nach hat man das Thier besser kennen gelernt. Es trägt seinen Namen nach der kleinen Stadt Angora im türkischen Paschalik Anadoli in Kleinasien, der schon bei den Alten hochberühmten Handelsstadt Ankyra. Vonhieraus hat man die Ziege aber weiter verbreitet, und neuerdings ist sie mit Glück auch in Europa eingeführt worden. Die eigentliche Heimatsgegend der Angoraziege ist trocken und heiß im Sommer, jedoch sehr kalt im Winter, obwohl dieser nur drei oder vier Monate dauert. Erst wenn es keine Nahrung auf den Bergen mehr gibt, bringt man die Ziegen in schlechte Ställe; das ganze übrige Jahr müssen sie auf der Weide verweilen. Sie sind höchst empfindlich, obwohl die schlechte Behandlung nicht dazu beiträgt, sie zu verweichlichen. Reine, trockene Luft ist zu ihrem Wohlsein eine unumgänglich nothwendige Bedingung. Während der heißen Jahreszeit wäscht und kämmt man das Vließ allmonatlich mehrere Male, um seine Schönheit zu erhalten und zu steigern.

Die Zahl der Ziegen, welche man überhaupt in Anadoli hält, wird auf eine halbe Million bis 800,000 angeschlagen. Auf einen Bock kommen etwa hundert Ziegen.

Schon an Ort und Stelle gilt eine Ziege 12 bis 16 Thaler unseres Geldes: so groß ist der Nutzen, welchen dieses merkwürdige Thier gewährt. Im April ist die Schur, und unmittelbar darauf wird die Wolle eingepackt. Angora allein liefert fast 2 Millionen Pfund, welche einem Werthe von 1,200,000 Thalern entsprechen. 20,000 Pfund werden im Lande selbst zur Fertigung starker Stoffe für die Männer und feiner für die Frauen zu Strümpfen und Handschuhen verarbeitet: alles Uebrige geht nach England. In Angora selbst ist fast jeder Bürger Wollhändler.

Man hat beobachtet, daß die Feinheit der Wolle mit dem Alter abnimmt. Bei einjährigen Thieren ist das Vließ wunderbar schön; schon im zweiten Jahre verliert es etwas; vom vierten Jahre an wird es rasch schlechter und schlechter; sechsjährige Thiere muß man schlachten, weil sie zur Wollerzeugung gar nicht mehr geeignet sind.

Schon seit der ersten Kunde, welche man über die Angoraziege erhielt, hat man Versuche gemacht, sie bei uns einzuführen. Die spanische Regierung brachte im Jahre 1765 einen starken Trupp Angoraziegen nach der iberischen Halbinsel; man weiß aber nicht, was aus ihnen geworden ist. Im Jahre 1787 führte man einige Hundert in den französischen Niederalpen ein. Dort gediehen sie ausgezeichnet, und man zog einen hübschen Gewinn aus der Zucht. Später brachte man sie auch nach Toskana und selbst nach Schweden. Im Jahre 1830 kaufte Ferdinand VII. hundert Angoraziegen und setzte sie zuerst im Parke des Schlosses El Retiro bei Madrid aus. Hier vermehrten sie sich so rasch, daß man sie auf Berge des Escorial übersiedeln mußte. In dieser ihnen sehr günstigen Gegend machte man die Beobachtung, daß ihre Wolle sich ebensofein erhielt, wie in ihrem eigentlichen Vaterlande. Dann wurden sie nach Südkarolina gebracht, und auch dort befanden sie sich wohl. Endlich führte die kaiserlich französische Gesellschaft für Einbürgerung fremder Thiere im Jahre 1854 die Angoraziege von neuem in Frankreich ein, und man hat bisjetzt keine Ursache gehabt, über das Mißgedeihen derselben zu klagen: es wird sogar behauptet, daß die Wolle der in Frankreich Geborenen feiner wäre, als die ihrer Eltern.

Nur die Bockzeit hat das französische Klima verändert. Bei der Einführung brunsteten die Ziegen im Oktober, später aber immer im September. Man ernährt die Thiere mit Heu, Stroh und Kleie; denn sie ziehen alle trockene Nahrung der grünen vor. Salz fressen sie begierig, und reines, gutes Wasser ist ihnen ein Bedürfniß. Sie fürchten ebensowenig Hitze, als große Kälte; nur unmittelbar nach der Schur sind sie so empfindlich, daß die geringste Erkältung sie tödten kann; auch Feuchtigkeit ist ihnen höchst verderblich. Nach genauen Berechnungen, welche man angestellt hat, ergab sich ein Reingewinn von jährlich 23 Francs 74 Centimes für jede Ziege. Dabei aber

ist zu bedenken, daß man in Frankreich die Stallfütterung anwendet, und hieraus geht also hervor, daß der Ertrag in trockenen Ländern, wie Spanien, Algier u. s. w., noch weit vortheilhafter sein wird. Schon jetzt hat man festgestellt, daß die Zucht der Angoraziegen viel gewinnreicher ist, als die der Schafe, und es steht zu erwarten, daß sich dieses werthvolle Thier nach und nach weiter und weiter verbreiten wird. Wahrscheinlich sind die Gebirgsgegenden von Mittel- und Süddeutschland oder die niederen Berggegenden der Schweiz und Tirols ganz geeignet zu einer gewinnbringenden Zucht dieser Ziegen.

Kaum minder werthvoll als die eben beschriebene ist die Kaschmirziege (Hircus laniger). Sie ist ziemlich klein, aber gefällig gebaut. Ein erwachsener Bock mißt fast 4½ Fuß in der Länge und 2 Fuß in der Höhe. Der Leib ist gestreckt, der Rücken gerundet, das Kreuz kaum höher, als der Widerrist. Die Läufe sind stämmig, die Hufe scharf zugespitzt, der Hals ist kurz, der Kopf



Die Kaschmirziege (Hircus laniger).

ziemlich dick; die Augen sind klein, die Hängeohren etwas länger, als der halbe Kopf. Die langen Hörner sind zusammengedrückt, schraubenförmig gedreht, auf der Vorderseite scharf gekantet. Sie biegen sich von der Wurzel seitlich aus einander und steigen schief nach auf- und rückwärts, kehren aber ihre Spitze wieder einwärts. Ein langes, straffes, feines und schlichtes Grannenhaar überdeckt die kurze, außerordentlich feine, weiche, flaumartige Wolle. Nur das Gesicht und die Ohren sind kurz behaart. Die Färbung wechselt; gewöhnlich sind die Seiten des Kopfes, der Schwanz und die übrigen Theile des Leibes silberweiß oder schwach gelblich; jedoch kommen auch einförmige Kaschmirziegen vor: bald rein weiße, bald sanft gelbe, braune, ja selbst dunkelbraune und schwarze. Das Wollhaar ist bei lichtgefärbten Thieren weiß oder weißlichgrau, bei dunkleren aschgrau.

Von Groß- und Kleintibet an reicht diese schöne Ziege über die Bucharei bis zu dem Lande der Kirgisen. In Bengalen wurde sie eingeführt; in Tibet ist sie überall häufig, aber nur in den Gebirgen, welche auch im Winter und bei der heftigsten Kälte von ihr bewohnt werden.

Lange Zeit war man im Zweifel, von welchem Thiere das Haar gewonnen werde, welches man zur Anfertigung der feinsten aller Wollgewebe benutzt. Einige wollten das tibetanische Schaf als Erzeuger des Stoffes annehmen, bis Bernier, ein französischer Arzt, welcher im Jahre 1664 in Begleitung des Großmoguls Tibet besuchte, die Erzeugerin kennen lernte. Von diesem Manne erfuhr Europa, daß namentlich zwei Ziegen solche Wolle lieferten, eine wildlebende und eine gezähmte. Später reiste ein armenischer Kaufmann im Auftrage eines türkischen Handelshauses nach Kaschmir und berichtete, daß man nur in Tibet Ziegen besitze, welche so feine Wolle liefern, wie die Weber in Kaschmir sie bedürfen. Diese Wolle sproßt im September, wächst bis zum Frühjahr und fällt vom April an wieder aus. Die Böcke liefern mehr, aber minder feine Wolle, als die Ziegen. Im Mai und Juni findet die Schur statt. Das gewonnene Gemenge wird gereinigt und das Grannenhaar zur Fertigung gewöhnlicher Stoffe verwandt, während das Wollhaar noch einmal der sorgfältigsten Prüfung und Ausscheidung unterliegt. Am gesuchtesten ist das reine Weiß, welches in der That allen Glanz und alle Schönheit der Seide besitzt. Ein einzelnes Thier liefert etwa 6 bis 8 Loth brauchbaren Wollflaums. Zur Verfertigung eines Gewebes von einer Geviertelle sind fast 48 Loth oder das Erzeugniß von 7 bis 8 Ziegen erforderlich. In sehr seltenen Fällen gewinnt man von einem Thiere 10, 12, ja selbst 16 Loth.

Unter der Herrschaft des Großmoguls sollen 40,000 Schalwebereien in Kaschmir bestanden haben; als aber das Land unter die Afghanen kam, sank dieser gewichtige Erwerbszweig so sehr herab, daß von den 60,000 Menschen, denen die Weberei ihren Lebensunterhalt verschaffte, Tausende aus Mangel an Arbeit zum Auswandern gezwungen wurden. Noch jetzt hat sich die Weberei nicht wieder erholen können: eigene Gesetze hindern den freien Handel mit der Wolle. Niemand in Tibet darf seine Wolle verkaufen, wie er will, sondern ist gezwungen, sie auf den großen Markt zu bringen, welcher alljährlich in Gertope gehalten wird. Dazu kommen nun noch Zölle aller Art, welche den Handel lähmen.

Obwohl nun in der Neuzeit in Europa viel Kaschmirschals aus echter Kaschmirwolle nachgemacht und dadurch der Preis etwas herabgedrückt worden ist, zahlt der Kenner doch noch für echte Waare gern erstaunlich hohe Preise. Denn diese Schals sind nicht blos ein Gegenstand des Luxus, sondern ein überaus nützliches Kleidungsstück, weil sie, trotz ihrer Feinheit und Leichtigkeit, einen vortrefflichen Schutz gegen die Kälte gewähren. Schon an Ort und Stelle werden die echten Schals mit 4 bis 500 Thalern unseres Geldes bezahlt; in Europa kosten sie, der vielen Steuern wegen, mindestens das Doppelte. Die Morgenländer verlangen von einem echten Kaschmirschal, daß man das ganze Mittelstück durch einen Fingerring hindurchziehen kann, bezahlen dann aber auch ohne Bedenken eine uns geradezu unglaubliche Summe für solche ausgezeichnete Waare.

Es ist erklärlich, daß man schon seit Jahren daran dachte, dieses gewinnbringende Thier in Europa einzubürgern. Ternaux, welcher die Schalwebereien in Frankreich einführte, kam auf den Gedanken, sich Kaschmirziegen zu verschaffen, und der berühmte Jaubert bot ihm seine Dienste zur Erreichung des Zweckes an. Im Jahre 1818 schiffte sich letzterer Gelehrte nach Odessa ein, erfuhr, daß die Nomadenstämme in den Steppen zwischen Astrachan und Orenburg Kaschmirziegen hielten, reiste zu diesen Leuten, überzeugte sich durch genaue Untersuchung des Flaums von der Echtheit der Thiere und kaufte 1300 Stück von ihnen an. Diese Herde brachte er nach Kaffa in der Krim, schiffte sich mit ihr ein und landete im April 1819 zu Marseille. Aber nur ihrer 400 Stück hatten die lange, beschwerliche Seereise ausgehalten, und diese waren so angegriffen, daß man wenig Hoffnung hatte, Nachzucht von ihnen zu erhalten. Namentlich die Böcke hatten sehr gelitten. Glücklicherweise sandten fast zu gleicher Zeit die französischen Naturforscher Diard und Duvaucel einen kräftigen Bock der Kaschmirziege, welchen sie in Indien zum Geschenk erhalten hatten, an den Thiergarten in Paris. Er wurde der Stammvater aller Kaschmirziegen, welche gegenwärtig in Frankreich leben und dem Lande, bezüglich ihrem Herrn, 15 bis 20 Millionen

Francs einbringen. Von Frankreich aus kam die Kaschmirziege auch nach Oesterreich und Würtemberg, doch erhielt sich hier die Nachzucht leider nicht.

Die Pflege der Kaschmirziege erfordert wenig Mühe und Sorgfalt. Das Thier ist mit jedem Futter zufrieden; es verlangt blos Bewegung im Sommer und Wärme im Winter. Die Jungen wachsen rasch heran; die Männchen sind schon im siebenten Monat, die Weibchen nach Verlauf des ersten Jahres zur Fortpflanzung geeignet. Sowohl Böcke als Ziegen paaren sich leicht und fruchtbar mit anderen Arten der Ziege, ohne jedoch diese wesentlich zu veredeln.

Die Mamberziege (Hircus mambricus) ähnelt wegen ihrer langen Haare einigermaßen der Kaschmirziege, unterscheidet sich von dieser aber durch ihre außerordentlich langen, schlaff herab-



Die Mamberziege (Hircus mambricus).

hängenden Ohren, welche in gleicher Größe und Gestalt bei keiner anderen Ziege gefunden werden. Sie ist groß, hoch gebaut und gedrungen am Leibe; der ziemlich gestreckte Kopf ist zugleich sanft gewölbt auf der Stirn, längs des Nasenrückens gerade. Beide Geschlechter tragen Hörner, der Bock gewöhnlich stärkere und mehr gewundene, als die Ziege. Die Hörner beschreiben einen Halbkreis, dessen Spitze nach vorn und aufwärts gerichtet ist. Die Augen sind klein, die Ohren etwa dritthalb Mal so lang, als der Kopf, verhältnißmäßig schmal, stumpf, abgerundet gegen die Spitze zu, nach außen etwas aufgeworfen. Sie reichen bis über die Hälfte des Halses herab. Eine reichliche und dichte, zottige, straffe, seidenartig glänzende Behaarung deckt den Leib mit Ausnahme des Gesichts, der Ohren und der Unterfüße, welche kurz behaart sind. Beide Geschlechter tragen einen mittellangen, schwachen Bart.

Es scheint, daß diese Form schon seit Jahrtausenden in den Hausstand übergegangen ist. Bereits Aristoteles kannte die Mamberziege. Gegenwärtig findet man sie in der Nähe von Aleppo in Damaskus in großer Anzahl. Von Kleinasien aus scheint sie durch einen großen Theil des Erdtheils vorzukommen. So halten sie z. B. die kirgisischen Tartaren in Menge. Der Name Mamberziege, unter welchem man überhaupt langöhrige Ziegen vereinigt, scheint von dem Berge Mamber oder Mamer in Palästina herzurühren. Dort hatten ältere Reisende Gelegenheit, Herden dieser Langohren anzutreffen. Die Tartaren pflegen die Mamberziege zur gewöhnlichen zu machen, indem sie ihr die langen Ohren mehr als zur Hälfte abschneiden, damit sie beim Weiden nicht hinderlich sind.

Endlich scheint mir noch die buckelnasige, egyptische oder thebaische Ziege (Hircus thebaicus) der Erwähnung werth. Sie bildet gewissermaßen einen Uebergang von den Ziegen zu den



Die thebaische Ziege (Hircus thebaicus).

Schafen und steht unzweifelhaft unter ihren Artverwandten als sehr auffallende Erscheinung da. In der Größe steht sie unserer Ziege etwas nach; sie ist aber hochbeiniger und kurzhaariger. Für uns ist der Kopf das Wichtigste. Er ist klein und so absonderlich gestaltet, daß man diese Ziege mit keiner anderen verwechseln kann. Zumal beim Bock tritt der auffallend stark gewölbte Nasenrücken besonders hervor. Er wird von der hoch gewölbten Stirn durch eine Einbuchtung geschieden und fällt steil gegen das ausgehöhlte Schnauzenende hin ab, zieht den ganzen Oberkiefer und somit auch die Lippen zurück und legt hierdurch die Vorderzähne des Unterkiefers gänzlich frei. Die Nasenlöcher sind schmal und lang gezogen, die Augen verhältnißmäßig klein, die Hängeohren haben ungefähr Kopfeslänge, sind ziemlich schmal, stumpf, gerundet und flach. Hörner fehlen gewöhnlich bei beiden Geschlechtern oder sind, wenn sie vorkommen, sehr klein, dünn und krüppelhaft. Einen Bart findet man nie; überhaupt ist die Behaarung im ganzen sehr glatt und gleichmäßig. Die gewöhnliche Färbung ist ein lebhaftes Rothbraun, welches auf den Schenkeln mehr ins Gelbliche zieht. Schiefergraue und gefleckte Ziegen sind seltener.

Schon seit den ältesten Zeiten hat die thebaische Ziege ihr eigentliches Vaterland Oberegypten bewohnt: Dies beweisen die alten Denkmäler, auf denen ihre treuen Abbilder zu sehen sind. Im Anfang dieses Jahrhunderts kam das Thier zum ersten Male lebend nach Europa, und von dieser Zeit an ist es ein gewöhnlicher Gast der Thiergärten geworden. Es ist ein ziemlich gutmüthiges, sanftes Geschöpf, welches auch bei uns höchst wenig Pflege und Wartung verlangt. —

Wegen des von allen Völkern anerkannten Nutzens bewohnen die Hausziegen gegenwärtig fast die ganze Erde: sie finden sich bei allen Völkern, welche nur einigermaßen ein geregeltes Leben führen, gewiß. Sie leben unter den verschiedensten Verhältnissen, größtentheils allerdings als freies Herdenthier, welches bei Tage so ziemlich eigenmächtig seiner Weide nachgeht, nachts aber unter Aufsicht des Menschen gehalten wird. In Deutschland pfercht man die Ziege häufig in den Stall ein, und Das merkt man ihr denn auch recht deutlich an: denn die Stallziege ist blos der Schatten von der, welche ihrer natürlichen Beweglichkeit Rechnung tragen darf.

Die Ziege ist ganz für das Gebirge geschaffen. Je steiler, je wilder, je zerrissener es ist, um so wohler scheint sie sich zu fühlen. Im ganzen Süden Europas und in den übrigen gemäßigten Theilen der anderen Erdfesten wird man wohl schwerlich ein Gebirge betreten, ohne auf ihm weidenden Ziegenherden zu begegnen. Sie verstehen es, das ödeste Gebirge zu beleben und der traurigsten Gegend einen großen Reiz zu verleihen.

Alle Eigenschaften der Ziege unterscheiden sie von dem ihr so nahestehenden Schafe. Sie ist ein munteres, launiges, neugieriges, neckisches, zu allerlei scherzhaften Streichen aufgelegtes Geschöpf, welches den Unbefangenen sicherlich viel Freude gewähren muß. Lenz hat sie vortrefflich gezeichnet: „Schon das kaum ein paar Wochen alte Hippelchen," sagt er, „hat große Lust, außer den vielen merkwürdigen Sprüngen auch halsbrechende Unternehmungen zu wagen. Immer führt sie der Trieb bergauf. Auf Holz- und Steinhaufen, auf Mauern, auf Felsen klettern, Treppen hinaufsteigen: das ist ihr Hauptvergnügen. Oft ist es ihr kaum oder gar nicht möglich, von da wieder herabzusteigen, wo sie sich hinaufgearbeitet. Sie kennt keinen Schwindel und geht oder liegt ruhig am Rande der fürchterlichsten Abgründe. Furchterregend sind die Gefechte, welche gehörnte Böcke, ja selbst Ziegen liefern, die zum ersten Male zusammenkommen. Das Klappen der zusammenschlagenden Hörner tönt weithin. Sie stoßen sich ohne Erbarmen auf die Augen, das Maul, den Bauch, wie es trifft, und scheinen dabei ganz unempfindlich zu sein; auch läßt ein solcher oft eine Viertelstunde dauernder Kampf kaum andere Spuren, als etwa ein rothes Auge zurück. Ungehörnte Ziegen stoßen sich ebenfalls mit gehörnten und ungehörnten herum und achten es nicht, wenn ihnen das Blut über Kopf und Stirn herniederläuft. Ungehörnte legen sich auch aufs Beißen; doch ist Dies ungefährlich. Mit den Füßen schlägt keine. Wenn man eine Ziege, welche mit anderen zusammengewöhnt ist, allein sperrt, so meckert sie ganz erbärmlich und frißt und säuft oft lange nicht. Wie der Mensch, so hat auch die Ziege allerhand Launen: die muthigste erschrickt zuweilen so vor ganz unbedeutenden Dingen, daß sie über Hals und Kopf Reißaus nimmt und gar nicht zu halten ist."

Der Bock hat etwas Ernstes und Würdevolles in seinem ganzen Betragen. Er zeichnet sich vor der Ziege durch größere Keckheit und größeren Muthwillen aus. „Wenn es ans Naschen oder ans Spielen und Stoßen geht," sagt Tschudi, „stellen sie ihre ganze Leichtfertigkeit heraus. Das Schaf hat nur in der Jugend ein munteres Wesen, ebenso der Steinbock: die Ziege behält es länger, als beide. Ohne eigentlich im Ernste händelsüchtig zu sein, fordert sie gern zum munteren Zweikampf heraus. Ein Engländer hatte sich auf der Grimsel unweit des Wirthshauses auf einen Baumstamm niedergesetzt und war über dem Lesen eingenickt. Das bemerkt ein in der Nähe umherstreifender Ziegenbock, nähert sich neugierig, hält die nickende Kopfbewegung für eine Herausforderung, stellt sich, nimmt eine Fechterstellung an, mißt die Entfernung und rennt mit gewaltigem Hörnerstoß den unglücklichen Sohn des freien Albions an, daß er sofort fluchend am Boden liegt und die Füße in die

Luft streckt. Der siegreiche Bock, fast erschrocken über diese Widerstandslosigkeit eines Britenschädels, steigt mit dem einen Vorderfuße auf den Stamm und sieht neugierig nach seinem zappelnden und schreienden Opfer.“

Ich erinnere mich mit Vergnügen eines sehr starken Ziegenbockes, welcher ruhig wiederkäuend in einem Dorfe lag. Es war die lustige Zeit des Schülerlebens und wir, die Uebermüthigen, vermochten nicht, das behaglich hingestreckte Thier so ganz unbehelligt zu lassen. Einer von uns forderte also durch einen Stoß mit der flach vorgehaltenen Hand den Bock zum Kampfe heraus. Der erhob sich langsam, streckte und reckte sich, besann sich erst lange; dann aber stellte er sich seinem Herausforderer und nahm nunmehr die Sache viel ernsthafter, als jener gewollt hatte. Er verfolgte uns durch das ganze Dorf, entschieden mißmuthig, daß wir ihm den Rücken kehrten; denn sobald sich einer nach ihm herumdrehte, stellte er sich augenblicklich ernsthaft auf und nickte bedeutungsvoll mit dem Kopfe. Erst nachdem er uns etwa zehn Minuten weit begleitet und zu seinem großen Bedauern gesehen hatte, daß mit solchen Feiglingen kein ehrenfester Strauß auszufechten, verließ er uns und trabte, grollend über die verpaßte Gelegenheit, seinen Muth zu zeigen, wieder dem Dorfe zu.

Kämpfe mit dem Menschen und anderen Thieren sind selten ernst gemeint; es scheint eher mehr, daß es dem Bock darum zu thun ist, seine Bereitwilligkeit zum Kampfe zu zeigen, als den Gegner wirklich zu gefährden. Allerliebst sieht es aus, wenn junge Ziegenböcke mit jungen, spiellustigen Hunden kämpfen: — doch das hat ja unser Kinderfreund Otto Speckter so allerliebst in Bild und Wort gezeichnet, daß ich Nichts darüber zu sagen brauche.

Sicher ist, daß die Ziege eine natürliche Zuneigung zum Menschen hat. Sie ist ehrgeizig und für Liebkosungen im höchsten Grade empfänglich. Weiß eine, daß sie gut steht bei ihrem Herrn, so zeigt sie sich eifersüchtig wie ein verwöhnter Hund, und stößt auf die andere los, wenn der Herr diese ihr vorzieht. Dabei ist sie klug und versteht es, ob der Mensch ihr eine Unbilde zugefügt, oder sie in aller Form Rechtens bestraft hat. Geschulte Ziegenböcke ziehen die Knaben bereitwillig und gern stundenlang, widersetzen sich aber der Arbeit aufs entschiedenste, sobald sie gequält oder unnöthigerweise geneckt werden. Ja, der Verstand dieser vortrefflichen Thiere geht noch weiter, ich kenne Ziegen, welche förmlich die menschliche Sprache verstehen. Daß abgerichtete Ziegen auf Befehl die verschiedensten Dinge ausrichten, ist bekannt, — ihre Lernfähigkeit geht ja soweit, daß sie sogar mit einzelnen Buchstabentäfelchen Worte zusammensetzen: — daß aber Ziegen, so zu sagen, sprechende Antworten auf vorgelegte Fragen geben, ohne irgendwie abgerichtet worden zu sein, Das spricht sicherlich für ihren hohen Verstand. Meine Mutter hält Ziegen und achtet sie hoch, ist deshalb auch sehr besorgt, daß sie gut abgewartet werden. Nun ereignet es sich zuweilen, daß die leichtsinnigen Dienstboten die Thiere nicht gehörig füttern. Meine Mutter kann aber sofort erfahren, ob ihre Ziegen sich befriedigt fühlen, oder nicht. Sie braucht die Thiere nur zum Fenster heraus zu fragen, so erhält sie die richtige Antwort. Denn sobald die Ziegen die Stimme ihrer Pflegerin hören und irgendwie sich vernachlässigt fühlen, schreien sie laut auf, im entgegengesetzten Fall schweigen sie hartnäckig. Genau so benehmen sie sich, falls sie unrechtmäßigerweise gezüchtigt worden. Wenn sie einmal in den Garten gerathen und dort mit ein paar Peitschenhieben von den Blumenbeeten oder Obstbäumen weggetrieben werden, vernimmt man keinen Laut von ihnen; wenn aber die Magd ihnen im Stalle einen Schlag gibt, schreien sie jämmerlich. Im Hochgebirge begleiten sie den Wanderer bettelnd und sich an ihn schmiegend oft halbe Stunden weit, und Denjenigen, welcher ihnen nur ein Mal Etwas reichte, kennen sie genau und begrüßen ihn freudig, sobald er sich wieder zeigt.

Auf den spanischen Hochgebirgen wendet man die Ziegen, ihrer großen Klugheit wegen, als Leitthiere der Schafherden an. Die edleren Schafrassen werden dort während des Sommers auf den Hochgebirgen geweidet, im Süden oft in Höhen zwischen 8 bis 10,000 Fuß über dem Meere. Hier können die Hirten ohne Ziegen gar nicht bestehen; allein sie betrachten die ihnen so nützlichen Thiere doch nur als nothwendiges Uebel.

„Glauben Sie mir, Señor," sagte mir ein gesprächiger Andalusier auf der Sierra Nevada, „wenn ich sonst wollte, über meine beiden Leitziegen könnte ich mich todt ärgern! Sie thun sicherlich niemals Das, was ich will, sondern regelmäßig das gerade Gegentheil: — und ich muß sie gewähren lassen! Sie dürfen überzeugt sein, daß ich heute nicht hier weiden wollte, wo Sie mich gefunden haben: aber meine Ziegen wollten hier weiden, und ich mußte folgen. Nicht einmal mein Hund kann mit ihnen fertig werden. Wollte ich sie hetzen: sie führten mir meine ganze Herde in das Verderben. Da sehen Sie selbst!" Bei diesen Worten zeigte der gute Mann auf die beiden bösen Lockbuben der frommen, dummen Schafe, welche soeben eine der gefährlichsten Felsenklippen erstiegen hatten und der Herde freundlich zumeckerten, ihnen nach diesem Punkte, welcher sicherlich eine schöne Aussicht versprach, zu folgen. Der Hund wurde abgesandt, um die Störrischen herab zu holen; doch Dies war keine so leichte Aufgabe. Zuerst zogen sich die beiden Böcke auf die höchste Spitze des Grates zurück, und Chizo, welcher ihnen folgen sollte, gab sich vergebliche Mühe, da hinauf ihnen nach zu klettern. Der arme, treue Diener des entrüsteten Hirten rutschte beständig von den glatten Felsen herab; sein Eifer wurde dadurch aber nur angespornt, und weiter und weiter kletterte er empor. Niesend begrüßten ihn die Ziegen, bellend antwortete der Hund, dessen Zorn sich mehr und mehr steigerte. Endlich glaubte er die Frevler erreicht zu haben: aber nein! — sie machten einen ebenso zierlichen, als geschickten Sprung über ihn weg und standen zwei Minuten später auf einem anderen Felszacken, dort das alte Spiel von neuem beginnend. Die Schafherde hatte sich mittlerweile so vollständig in die Felsen eingewirrt und lief mit einer so beispiellosen Todesverachtung auf den schmalen Stegen dahin, daß dem Hirten und, ich gestehe es offen, mir auch, vom blosen Zusehen bange wurde. Aengstlich rief er den Hund zurück, und befriedigt nahmen die Ziegen Dies wahr. Augenblicklich stellten sie sich wieder als Leiter der Herde auf und führten dieselbe nach Verlauf von einer reichlichen halben Stunde, ohne eins der theuren Häupter zu gefährden, aus dem Felsenwirrsal glücklich heraus. Ich war entzückt von dem unterhaltenden Lustspiele.

Die Ziegenhirten der Schweiz haben es womöglich schlimmer, als mein guter Andalusier: sie führen ein wahres Hundeleben. „Der Wanderer trifft," sagt Tschudi, „nachdem er halbe Tage lang in den endlosen Trümmer- und Eislabyrinthen umhergestiegen ist, ohne Menschen und Thiere zu bemerken, plötzlich und zu seinem höchsten Erstaunen eine elende Stein- und Moshütte, einen verwilderten Buben, den Sonne, Wind und Schmuz um die Wette gebräunt haben, und eine kleine höchst muntere Ziegenherde, welche sich malerisch auf den kleinen Blöcken, auf den Grasflecken der Felsen und auf den grünen Matten vertheilt hat und den Besucher mit neugierigen Blicken betrachtet. Es sind Dies gewöhnlich milchlose Herden, welche auf möglichst wohlfeile Weise übersömmert werden sollen und drei bis fünf Monate in den ödesten und wildesten Gebirgslagen zuzubringen haben, ohne irgend eine Pflege zu genießen, als das bischen Salz, welches ihnen der Junge von Zeit zu Zeit auf einen Felsen streut, um sie beisammen zu behalten."

„Diese Hirtenbuben führen wohl das armseligste Leben, welches in der Nähe der Kulturländer möglich ist. Im Frühling ziehen sie mit ihrer bestimmten Zahl von Thieren ins Gebirge ohne Strümpfe und Schuhe, Weste und Rock, in den erbärmlichsten Kleiderbruchstückchen, mit einem langen Stecken, einem Salztäschchen, einem Wetterhute und etwas mageren Käse und Brod versehen. Das ist ihre einzige Speise während des ganzen Sommers; von warmer Nahrung ist keine Rede. Oft bringt ihnen ein anderer Junge aus dem Thale alle vierzehn Tage, oft nur alle Monate, neues Brod und Käse. Diese Nahrungsmittel werden in der Zwischenzeit beinahe ungenießbar. Der arme Tropf nagt wochenlang an einem ganz durchschimmelten Brodstücke und einem schwarzbraunen, steinharten Käserest, in dem man nur mühsam eine menschliche Speise zu erkennen vermag. Bei schlechtem Wetter kauert er wochenlang, ohne Feuer, ohne ein Wort, vor Kälte und Hunger zitternd, in seinem feuchten Loche, aus dem er nur herauskriecht, seine Thiere zu erblicken, welche es, obgleich auch sie schutzlos dem Wechsel der Alpenwitterung preisgegeben sind, doch weit besser haben, als ihr Hirt. Gegen den Herbst hin rückt die Gesellschaft dann gegen die milderen Kuhalpen

herunter, und wenn Frost und Schnee auch hier zu groß werden, treibt der Bube zu Thal, um hier einen unglaublich kleinen Lohn in Empfang zu nehmen."

Der berühmte Thomas Plater, welcher in seiner Jugend lange Ziegenhirt war, berichtet später selbst in seiner Lebensbeschreibung von dem Leben, welches er führte: „Da ich bei sechs Jahre alt war, hat man mich zu einem Vetter gethan, dem mußte ich ein Paar der Gizen bei dem Hause hüten. Derselbe Bauer hatte bei achtzig Geisen, deren mußte ich in meinem siebenten und achten Jahre hüten. Da ich noch so klein war, daß, wenn ich den Stall aufthat und nicht gleich neben sich sprang, stießen mich die Geisen nieder, loffen über mich weg und traten mir auf den Kopf, Arme und Rücken. Wann ich dann die Geisen über die Vispen getrieben hatte, liefen mir die ersten über die Kornäcker, wann ich die daraus trieb, liefen die anderen hinein; da weinte ich dann und schrie, denn ich wußte wohl, daß man mich zu Nacht würde schlagen. Ein ander Mal gingen meine Geislein auf ein Felslein; es war eines guten Schrittes breit und dabei schrecklich tief, gewiß an tausend Klaftern, um mich Nichts, denn Felsen. Von den Felsen ging eine Geis der anderen nach und einen Schroffen hinauf, da sie blos die Fußkläuelein mochten stellen auf die grauen Büschen, die auf den Felsen gewachsen waren. Wie sie nun da hinauf waren, wollte ich auch nach; als ich aber nicht mehr, als ein Schrittlein mich am Grase hatte aufgezogen, konnte ich nicht weiter, mochte auch nicht weiter auf das Schröfflein schreiten und durfte auch nicht ein Schrittlein hinter sich springen. In dieser Noth war mir sehr angst, denn ich fürchtete, die großen Geier, die unter mir in den Lüften flogen, würden mich hinwegtragen. — — — Solch gut Leben habe ich in Menge auf den Bergen bei den Geisen gehabt. Das weiß ich wohl, daß ich selten ganze Zehen gehabt habe, sondern Blätze daran abgestoßen, große Schrunden, oft übel gefallen, ohne Schuhe der Mehrtheil, im Sommer oder Holzschuhe, großen Durst. Mein Speise war am Morgen vor Tage ein Brai von Roggenmehl, zu Nacht aber erwählte Käsemilch. Im Sommer kann man im Heu liegen, im Winter auf einem Streu ganz voll Ungeziefers. So liegen gemeiniglich die armen Hirtlein, die bei den Bauern in den Einöden dienen."

Die griechischen Hirten, bei denen ich mehrere Tage in der Nähe des Anakulsees verlebte, hatten es nicht besser. Sie wurden nachts von den Mücken weidlich gepeinigt und mußten bei Tage in der glühenden Sonnenhitze auf allen den steilen Felsen umherklettern, um ihr übermüthiges Herdenvolk zusammenzuhalten. In Griechenland sind die Ziegen fast das einzige Herdenvieh, welches man sieht; sie beleben alle Berge und künden sich dem Wanderer schon von weitem durch den empfindlichsten Bockgeruch an. Auf dem Wege zwischen Athen und Theben kamen wir durch ein enges Thal, in dem wir es vor Gestank kaum aushalten konnten. Viele Hunderte von Ziegen in kleinen Herden liefen auf halsbrecherischen Pfaden dahin; die Hirten folgten ihnen mit beispiellosem Geschick.

In vielen Orten überläßt man die Ziege sich selbst, so auch in den Alpen. Man treibt sie in ein bestimmtes, ganz abgelegenes Weidegebiet und sucht sie im Herbst wieder zusammen, wobei dann nicht selten manch theueres Haupt fehlt, oder man schickt ihnen täglich oder auch nur wöchentlich durch einen Knecht etwas Salz, welches sie dann auf der bestimmten, ihnen wohlbekannten Steinplatte zur bestimmten Stunde sehnsüchtig erwarten. Da kommt es dann oft vor, daß die Ziegen, von der Neugierde getrieben, sich zu den Gemsen begeben und mit diesen wochenlang ein echtes Freileben führen, obwohl es ihnen sicherlich nicht geringe Anstrengung kosten mag, mit jenen Kletterkünstlern zu wetteifern.

Im Innern Afrikas weiden die Ziegen ebenfalls nach eigenem Gutdünken, kommen aber abends in eine sogenannte Serieba oder Umzäunung von Dornen, wo sie vor den Raubthieren geschützt sind. Nicht selten begegnet man mitten im Urwalde einer bedeutenden Ziegenherde, und da bemerkt man dann oft genug, daß die Hälfte der Thiere buchstäblich auf den Bäumen herumklettert, während die andere unten weidet. Oder mitten in den Steppen sieht man sich plötzlich umringt von einer ganzen Anzahl dieser lustigen Geschöpfe, welche bettelnd Einen umlagern. Dann trifft man wohl auch ein armseliges Zelt, in welchem ein Paar zerlumpte, sonnenverbrannte Araber hausen, deren ganzes

Besitzthum ein Wasserschlauch, ein Getreidesack, ein Reibstein und eine Thonplatte, zum Rösten ihres Mehlbreies, ist. Nachts geht es oft laut zu in der Serieba. Es gibt nicht viele Thiere, welche sowenig schlafen, wie die Ziegen; beständig sind einige rege, selbst bei der ärgsten Dunkelheit werden noch Gefechte ausgeführt, Wettläufe veranstaltet und Kletterkünste unternommen.

Grauenvoll aber ist der Aufruhr, wenn sich ein Raubthier, zumal ein Löwe, solcher Serieba naht. Man glaubt, daß jede einzelne Ziege zehnerlei Stimmen zu gleicher Zeit ertönen läßt. Aus dem muthwilligen Meckern wird ein im höchsten Grade ängstliches Blöcken oder Stöhnen; und wenn dann die armen Eingepferchten die runden Augen des Räubers durch den Dornenzaun hindurch leuchten sehen, kennt ihre Bestürzung keine Grenzen mehr. Sie rennen wie besessen in der Serieba auf und nieder, stürzen sich wie unsinnig gegen die dornigen Wände, klettern an diesen empor und bilden einen höchst sonderbaren Kranz der sonderbaren Umhegung. Die Nomaden wollen wahrgenommen haben, daß der Löwe nur beim allerärgsten Hunger unter eine Ziegenherde fällt, während er den Rinderherden aufs äußerste verderblich wird; dagegen ist der Leopard der schlimmste Feind, welchen unsere Thiere in Afrika haben können.

Die edelen asiatischen Ziegen werden gewöhnlich aufs sorgfältigste gehütet; sie bedingen ja auch fast einzig und allein den Wohlstand ihrer Herren.

Amerika hat die Ziege erst durch die Europäer erhalten; heutzutage ist sie hier überall verbreitet; doch betreibt man ihre Zucht nicht immer räthlich; in manchen Gegenden scheint sie sogar sehr vernachlässigt zu werden, so in Peru und Paraguay, in Brasilien und Surinam, während sie in Chile hoch geachtet wird. Auf den Antillen hält man drei verschiedene Rassen oder Arten.

In Australien ist sie erst neuerdings eingeführt worden, hat aber schon eine bedeutende Verbreitung erlangt.

Nach den Beobachtungen, welche man bisher gemacht hat, frißt die Ziege bei uns von 576 Pflanzenarten 449. Ihre Unstetheit und Launenhaftigkeit zeigt sich sehr deutlich bei dem Aeßen; sie hascht beständig nach neuem Genusse, pflückt allerwärts nur wenig, untersucht und nascht von Diesem und Jenem, und hält sich nicht einmal beim Besten auf. Ganz besonders erpicht ist sie auf das Laub der Bäume, und deshalb richtet sie in Schonungen sehr bedeutenden Schaden an. Merkwürdigerweise frißt sie auch Pflanzen, welche anderen Thieren sehr schädlich sind, ohne den geringsten Nachtheil: so die Wolfsmilch, das Schellkraut, den Seidelbast, die Pfaffenhütchen und die Eberwurz, den sehr scharfen Mauerpfeffer, Huflattig, Melisse, Salbei, Schierling, Hundspetersilie und dergleichen, mit Vergnügen auch Rauchtabak, Cigarrenstummel, deren Nikotin anderen Thieren entsetzlich ist, und dergleichen. Vom Genusse der Wolfsmilch bekommt sie gewöhnlich den Durchfall; weiter schadet ihr dieses entschiedene Gift aber nicht. Eibe und Fingerhut sind Gift für sie; das Flohkraut, der Spindelbaum behagen ihr auch schlecht. Am liebsten sind ihr junge Blätter und Blüthen von Hülsenpflanzen, die Blätter der Kohl- und Rübenarten und die der meisten Bäume; am gedeihlichsten sind ihr alle Pflanzen, welche auf trockenen, sonnigen, fruchtbaren Höhen wachsen. Alle Wiesen, welche mit Mist oder sonst stinkiger Masse besudelt sind, können nicht als Weideplätze für Ziegen benutzt werden: sie ekeln sich auch da noch, wo schon lange vorher gedüngt wurde. Die freiweidenden Ziegen bekommen nur Wasser zu trinken, die Stallziegen einen lauwarmen Trank, in welchem Roggenkleie und etwas Salz aufgelöst ist.

Die Ziege ist schon mit einem Alter von einem halben Jahre zur Fortpflanzung geeignet. Ihre Paarungslust, welche gewöhnlich in die Monate September bis November fällt und zuweilen sich noch ein zweites Mal im Mai einstellt, zeigt sich durch vieles Meckern und Wedeln mit dem Schwanze an. Läßt man ihr den Willen nicht, so wird sie leicht krank. Der Bock ist zu allen Zeiten des Jahres brünstig und reicht, wenn er im besten Alter sich befindet, d. h. vom zweiten bis achten Jahre, für hundert Ziegen hin. Einundzwanzig bis zweiundzwanzig Wochen nach der Paarung wirft die Ziege ein oder zwei, seltener drei und nur ausnahmsweise vier oder fünf Junge; in diesem Falle geht aber die Mutter oder wenigstens ihre Nachkommenschaft gewöhnlich zu Grunde. Schon wenige Minuten nach

ihrer Geburt richten sich die Zicklein auf und suchen das Euter ihrer Erzeugerin; am nächsten Tage laufen sie schon herum und nach vier bis fünf Tagen folgen sie der Alten überall hin. Sie wachsen rasch: im zweiten Monate sprossen schon die Hörnchen hervor; mit einem Jahre sind sie ausgewachsen.

Der Nutzen der Ziege ist sehr bedeutend. Sie ist in vielen Gegenden, wie bemerkt, der größte Freund des Armen: denn ihre Unterhaltung kostet wenig, im Sommer so zu sagen gar Nichts; sie versorgt aber das Haus mit Milch, und liefert dem Unbemittelten auch noch den Dünger für sein gemiethetes Feldstück. Lenz hat gewissenhaft Buch geführt und gefunden, daß eine Ziege, wenn sie gut gefüttert wird, in einem Jahre 1884 Nösel Milch liefern kann, welche bereits im Jahre 1834 über 26 Thaler werth waren; gegenwärtig aber mag sich der Ertrag einer Ziege etwa auf 30 Thaler belaufen, und der Ueberschuß unzweifelhaft ein sehr bedeutender sein.

In vielen Gegenden, so z. B. in Egypten, treibt man die Ziegen mit strotzendem Euter vor die Häuser der Milchverkäufer und milkt hier die gewünschte Menge gleich vor der Thür. Der Käufer hat dadurch den Vortheil, lauwarme Milch zu erhalten, und der Verkäufer braucht nicht erst zu chemischen Künsteleien, namentlich zu der ihm so nothwendig scheinenden Verbesserung durch Wasser seine Zuflucht zu nehmen. Man begegnet selbst in den größten Städten Egyptens einer Frau, hinter welcher eine zahlreiche Ziegenherde meckernd herläuft. Sie ruft „lebn, lebn hilwe“, oder „süße, süße Milch“, und da und dort öffnet sich ein Pförtchen, und ein mehr oder minder verschleierter dienstbarer Geist weiblichen Geschlechts, oder ein brauner Aethiopier, welcher die Küche eines Junggesellen zu besorgen hat, kommt hervorgeschlüpft, kauert sich auf den Boden hin, die Verkäuferin milkt ihm sein Gefäß voll, und weiter geht die Rufende mit ihrer meckernden Gesellschaft. Die Ziegen der Nomaden und festwohnenden Sudahnesen werden täglich zwei Mal gemolken und rennen, wenn die Milch sie drückt, wie toll zu dem einfachen Zelte oder Haus ihres Herrn, — gleichviel, ob sie heute hier und morgen dort eingestellt werden: sie wissen den jeweiligen Wohnplatz ihres Gebieters schon aufzufinden.

Weit bedeutender noch als der Nutzen, welchen die Ziege durch ihre Milch bringt, ist der Gewinn, welchen man von den feinen Wollhaaren der edleren Rassen oder Arten erzielt. Die Angora-, Kaschmir- und zottigen Ziegen werden fast ausschließlich zu dem Zwecke gehalten, Wolle zu erzeugen, und namentlich die erstgenannten liefern einen wirklich namhaften Ertrag.

Außer der Milch und des von ihr gewonnenen Käse, welcher in Griechenland eine große Rolle spielt, oder der Butter und der Wolle nutzt die Ziege durch ihr Fleisch, ihr Fell und ihre Hörner. Junge Zicklein sind sehr wohlschmeckend, obwohl fast etwas zu zart, und auch das Fleisch älterer Ziegen ist durchaus keine schlechte Kost. Das Fell wird zu Korduan und Saffian, seltener zu Pergament verarbeitet; für erstere Lederarten ist immer noch das Morgenland die Hauptquelle. Aus den Fellen der Böcke verfertigt man Beinkleider und starke Handschuhe, in Griechenland Wein- oder in Afrika Wasserschläuche. Das grobe Haar wird hier und da zu Pinseln benutzt oder zu Stricken gedreht. Die Hörner fallen den Drechslern, und im Morgenlande dem Wundarzt anheim, welcher sie als Schröpfköpfe zu verwenden pflegt. So nutzt also das vortreffliche Thier im Leben wie im Tode.

Nach dieser ausführlichen Schilderung der wichtigeren Ziegen wollen wir der Halbziegen (Hemitragus) wenigstens noch flüchtig gedenken. Als Vertreter dieser Thiere gilt der Thar oder Tahir, welchen sein Entdecker, Hamilton Smith, Iraharal nannte (Hemitragus jemlaicus). Die Eigenthümlichkeiten der Sippe liegen in den seitlich zusammengedrückten, vorn gekanteten Hörnern, welche bei dem Männchen drei- oder vierseitig und mit ringelartigen Querwülsten bedeckt, beim Weibchen aber mehr gerundet und gerunzelt sind, in der nackten und kleinen Nasenkuppe und den vier Zitzen des Weibchens.

Der Thar ist ein schönes großes Thier von 4½ Fuß Leibes-, 3½ Zoll Schwanzeslänge und 2¾ Fuß Höhe am Widerrist; die Hörner werden höchstens fußlang. Hinsichtlich seines Leibesbaues

ist er eine echte Ziege; denn auch die Hörner, auf denen zum Theil seine Sonderstellung beruht, unterscheiden sich eben nicht sehr von denen anderer Mitglieder unserer Familie. Sie stehen ziemlich hoch über den Augen und stoßen am Grunde fast zusammen. Vom Grunde an erheben sie sich in schiefer Richtung, fast an den Scheitel angepreßt, nach rückwärts, weichen nach außen von einander ab, und drehen sich im letzten Drittel ihrer Länge wieder nach ein- und abwärts, mit der Spitze aber nochmals nach außen. Die Behaarung besteht aus längeren, groben enganliegenden Grannen und sehr zartem feinen Wollhaar; sie ist am ganzen Leibe reichlich, an manchen Theilen aber ganz auffallend verlängert: denn der alte Bock trägt eine Mähne, welche der des Löwen an Fülle völlig gleichkommt. Das Gesicht, die Unterseite des Kopfes und die Füße sind kurz behaart, der Hals, die Vorderschenkel und die hinteren Seiten bemähnt; die einzelnen Haare werden hier fast fußlang. Bei dem Weibchen ist die Mähne nur angedeutet. Beide Geschlechter sind bartlos. Wie man an



Der Thar oder Tahir (Hemitragus jemlaicus).

dem Bocke im londoner Thiergarten beobachtete, ist der Unterschied zwischen Sommer- und Wintertracht sehr bedeutend. Mit dem Alter nimmt die Länge der Mähne auffallend zu. Auch die Färbung wechselt. Alte Männchen sind weißlich fahlbraun, hier und da, an einzelnen Stellen, dunkelbraun; ein schwarzer, breiter Längsstreifen zieht sich über die Stirn bis an das Schnauzenende hin und läuft nach hinten hin über den ganzen Rücken bis zur Schwanzspitze. Jüngere Männchen und Weibchen sind dunkelbraun und ihre Füße, mit Ausnahme eines lichteren Streifen, auf der Hinterseite fast schwarz. Nicht selten ist die vorherrschende Färbung aber auch ein fahles Schiefergrau, in welches sich an den Seiten Rostroth einmischt. Die Stirn, die Oberseite des Halses und Rückens sind roth oder dunkelbraun, die Kehle, die Unterseite des Halses, der mittlere Theil des Bauches und die Innenseite der Gliedmaßen schmuziggelblich, schiefergrau überflogen. Ein rother oder dunkelbrauner Streifen zieht sich erst ringartig um das Auge und läuft dann seitlich bis zum Munde herab, wo er, sich verbreitend, erblaßt. Ein ähnlicher Flecken steht an der unteren Kinn-

lade. Die Hörner und Hufe sind graulichschwarz. — Unser Bild zeigt uns den noch jungen Bock des londoner Thiergartens in seiner Sommertracht.

Markham gibt in seinen „Jagden im Himalaya" eine Beschreibung der Aufenthaltsorte dieses noch sehr wenig bekannten Thieres. „Der gewöhnliche Wohnplatz des Tahir," sagt er, „sind die felsigen und grasreichen Abstürze der Hügel, namentlich die baumfreien. Doch bewohnt das schöne Wild auch die Wälder selbst, falls nur der Grund dort zerrissen und felsig ist. Wenn die genannten Stellen in einer Höhe von mehr als 8000 Fuß liegen, bestehen die Wälder auf dem südlichen und westlichen Abhange hauptsächlich aus Eichen. Der Grund ist trocken und gewöhnlich felsig, die Bäume stehen sehr vereinzelt, und die niedere Pflanzenwelt hat fast dasselbe Gepräge, wie die Weiden auf waldlosen Hügeln selber. Auf der Schattenseite, da, wo die Wälder viel dichter und baumreicher sind, kommt der Tahir niemals oder nur sehr selten vor." Wie weit der Verbreitungskreis sich erstreckt, ist bisjetzt noch nicht genauer ermittelt worden. Es ist gar nicht unmöglich, daß sich das Thier auch in China findet.

Ueber die Lebensart des Tahir im Freien ist bisjetzt noch soviel als Nichts bekannt, und auch über das Gefangenleben haben wir nur sehr dürftige Mittheilungen erhalten. Jung eingefangene Tahirs gewöhnen sich leicht an den Hausstand, werden bald vergnügt und zahm, zeigen großen Trieb zum Klettern, sind neckisch und lustig, wie die übrigen Ziegen und könnten nach allen Anzeichen sehr leicht zu vollständigen Hausthieren gemacht werden. In Indien hat man mehrere auch in den wärmeren Gegenden gehalten und beobachtet, daß sie das ihnen eigentlich nicht zusagende Klima ohne Beschwerden ertragen. Mit dem Kleinvieh befreundet sich der Tahir sehr bald, und zumal die Böcke scheinen in den weiblichen Schafen und Ziegen des Umgangs durchaus würdige Geschöpfe zu erblicken. Sie verfolgen dieselben oft mit großer Ausgelassenheit und sind sofort geneigt, mit Ziegenböcken, welche Uebergriffe in ihre Gerechtsame nicht dulden mögen, einen ernsten Strauß auszufechten. So selten man den Tahir in Gefangenschaft hielt, das Eine hat man doch schon beobachten können, daß sich nämlich dieser Gebirgssohn ohne große Umstände mit Hausziegen und sogar mit dem Schafe paart; die Eingeborenen behaupten sogar, daß für einen echten Tahirbock unter Umständen auch ein weibliches Moschusthier Gegenstand der regsten Theilnahme sein könnte. Innige Verhältnisse dieser Art sollen aber nicht von dem seitens des Bockes erwünschten Erfolge gekrönt werden.

Aus allen Angaben geht hervor, daß unser Thier in seinem ganzen Wesen und Sein eine echte Ziege ist, eigensinnig und muthwillig, aufmerksam, klug und selbständig, beweglich, ausdauernd und vorsichtig, dem anderen Geschlechte sehr zugethan und deshalb Gleichgesinnten gegenüber händelsüchtig und rauflustig; wir können also zur Zeit noch eine ausführlichere Schilderung seines Lebens entbehren.

* * *

In leiblicher Hinsicht stehen die Schafe (Oves) den Ziegen außerordentlich nah, in geistiger Hinsicht haben nur die wild lebenden Arten der Familie Aehnlichkeit mit einander.

Die Schafe unterscheiden sich von den Ziegen durch die großen Thränengruben, die flache Stirn, die kantigen, etwa dreiseitigen, querrunzeligen, schneckenförmig gedrehten Hörner und den Mangel eines Bartes. Im allgemeinen sind sie schlankgebaute Thiere mit schmächtigem Leibe, dünnen, hohen Beinen und kurzem Schwanz, vorn stark verschmälertem Kopfe, mit mäßig großen Augen und Ohren und doppelter, zottiger oder wolliger Behaarung. Im Gerippe macht sich zwischen ihnen einerseits und den Ziegen, Antilopen und Hirschen anderseits kein großer Unterschied bemerklich. 13 Wirbel tragen Rippen, 6 sind rippenlos, 3 bis 22 bilden den Schwanz. Der innere Leibesbau bietet keine besonderen Eigenthümlichkeiten.

Alle wildlebenden Schafe bewohnen die Gebirgsgegenden der nördlichen Erdhälfte. Ihr Verbreitungskreis reicht über Europa, Mittel- und Nordasien, Afrika und den nördlichen Theil von

Amerika. Die meisten Arten kommen in der alten Welt vor. Jede Gebirgsgruppe besitzt eigenthümliche Arten, wie Andere wissen wollen, Unterarten — der Schafe, welche sich hauptsächlich durch die Verschiedenheit der Hörner auszeichnen. Die Windung derselben ist maßgebend. Bei den einen ist das rechte Horn von der Wurzel zur Spitze links und das linke rechts gewunden; dann treten die Hornspitzen nach außen hin auseinander; bei den anderen ist das rechte Horn rechts und das linke links gewunden: dann wenden sich die Hornspitzen nach hinten und erinnern an den Hornbau der Ziegen.

Sämmtliche Schafe sind echte Gebirgskinder. Einige von ihnen scheinen sich nur in den bedeutendsten Höhen wohl zu fühlen. Sie steigen selbst bis über die Schneegrenze, einzelne zu Höhen von 18 bis 20,000 Fuß empor, wo sich außer ihnen nur noch einige Ziegen, ein Rind, das Moschusthier und verschiedene Vögel umhertreiben. In ebenen Gegenden leben blos zahme Schafe, und man sieht es denen, welche in Gebirgsländern gezüchtet werden, recht deutlich an, wie wohl es ihnen thut, eine so recht ihnen zusagende Heimat bewohnen zu dürfen. Grasreiche Triften oder lichte Wälder, schroffe Felsen und wüste Halden, zwischen denen nur hier und da ein Pflänzchen sprießt, bilden die Aufenthaltsorte der Wildschafe. Je nach der Jahreszeit wandern sie von der Höhe zur Tiefe oder umgekehrt: der Sommer lockt sie nach oben, der eisige Winter treibt sie in die wohnlichere Tiefe, weil er ihnen in der Höhe ihre Nahrung bedeckt. Diese besteht aus frischen und saftigen Alpenkräutern im Sommer und aus Mosen, Flechten und dürren Gräsern im Winter. Die Schafe sind lecker, wenn sie reiche Auswahl haben, und genügsam im hohen Grade, wenn sich ihnen nur weniges bietet: dürre Gräser, Schößlinge, Baumrinden und dergleichen sind im Winter oft ihre einzige Nahrung, und dennoch merkt man ihnen kaum den Mangel an.

Mehr als bei anderen Hausthieren, vielleicht mit alleiniger Ausnahme des Renthieres, sieht man an den Schafen, wie die Sklaverei entartet. Das zahme Schaf ist nur noch ein Schatten von dem wilden. Die Ziege bewahrt sich, wie wir sahen, auch in der Gefangenschaft ihre Selbständigkeit: das Schaf wird im Dienste des Menschen ein willenloser Knecht. Alle Lebhaftigkeit und Schnelligkeit, das gewandte, behende Wesen, die Kletterkünste, das kluge Erkennen und Meiden oder Abwehren der Gefahr, der Muth und die Kampflust, welche die wilden Schafe zeigen: alles Dies geht bei den zahmen unter; sie sind eigentlich das gerade Gegentheil von ihren freilebenden Brüdern. Es scheint, als ob ihr Verstand zu Gunsten des Felles untergegangen wäre. Die wildlebenden Arten erinnern noch vielfach an die munteren, klugen, übermüthigen Ziegen. Sie stehen diesen in den meisten Eigenschaften und Fertigkeiten gleich; sie haben denselben regen Geist, dasselbe lebhafte Wesen: — die zahmen können wahrhaftig nur den Landwirth begeistern, welcher aus dem werthvollen Vließe guten Gewinn zieht; im übrigen sind sie unausstehliche Geschöpfe. Eine Charakterlosigkeit ohne Gleichen spricht sich in ihrem ganzen Wesen aus. Der stärkste Widder weicht feig dem kleinsten Hunde; ein unbedeutendes Thier kann eine ganze Herde erschrecken; blindlings folgt die Masse einem Führer, gleichviel ob derselbe ein erwählter ist oder blos zufällig das Amt eines solchen bekleidet: sie stürzt sich ihm nach in augenscheinliche Gefahr, sie springt hinter ihm in die tobenden Fluthen, obgleich sie sieht, daß alle, welche den Satz wagten, zu Grunde gehen müssen. Kein Thier läßt sich leichter hüten, leichter bemeistern, als das zahme Schaf; es scheint sich zu freuen, wenn ein anderes Geschöpf ihm die Last abnimmt, für das eigene Beste sorgen zu müssen. Daß solche Geschöpfe gutmüthig, sanft, friedlich, harmlos, frei von jeder Leidenschaft sind, darf uns nicht wundern; in der Dummheit begründet sich ihr geistiges Wesen, und gerade deshalb ist das Lamm eben kein glücklich gewähltes Sinnbild. In den südlichen Ländern, wo die Schafe sich mehr überlassen sind, als bei uns, bilden sich die geistigen Fähigkeiten ganz anders aus. Sie sind dort selbständiger, kühner und muthiger als hier zu Lande; sie kämpfen sogar mit anderen Geschöpfen.

Die Vermehrung der Schafe ist ziemlich bedeutend. Das Weibchen bringt nach einer Tragzeit von 20 bis 25 Wochen ein oder zwei, seltener drei oder vier Junge zur Welt, welche bald nach ihrer Geburt im Stande sind, der Alten nachzufolgen. Die wilden Mütter vertheidigen ihre Jungen mit

Gefahr ihres Lebens und zeigen eine außerordentliche Liebe zu ihnen: die zahmen sind stumpf gegen die eigenen Kinder, wie gegen alles Vernünftige; sie glotzen den Menschen unendlich dumm und gleichgiltig an, wenn er ihnen ihre Lämmer wegnimmt. Nach verhältnißmäßig kurzer Zeit sind die Jungen selbständig geworden und bereits vor ihrem erfüllten ersten Lebensjahre selbst wieder fortpflanzungsfähig.

Fast alle wilden Arten lassen sich ohne große Mühe zähmen und behalten ihre Munterkeit wenigstens durch ein paar Geschlechter hindurch; denn sie pflanzen sich ohne Umstände in der Gefangenschaft fort. An Leute, welche sich viel mit ihnen abgeben, schließen sie sich innig an, folgen ihrem Rufe, nehmen gern Liebkosungen entgegen und können einen so hohen Grad von Zähmung erlangen, daß sie mit anderen Hausthieren auf die Weide gesandt werden dürfen, ohne daß ihnen große Lust ankommt, günstige Augenblicke zur Wiedererlangung ihrer Freiheit zu benutzen. Die zahmen Schafe sind schon seit undenklichen Zeiten zu Hausthieren geworden; man kennt auch bei ihnen nicht ihre Stammeltern. Der Mensch hat sie ihres hohen Nutzens wegen über die ganze Erde mit sich verbreitet und mit Erfolg auch in solchen Ländern eingeführt, welche ihnen ursprünglich ganz fremd waren. Sämmtliche Theile des Schafes werden verwandt; Wolle und Mist aber werfen den meisten Ertrag ab.

Die Jagd der Wildschafe wird ihrer Gefährlichkeit halber mit Leidenschaft betrieben und gibt des wohlschmeckenden Fleisches, der gesuchten Hörner und des vortrefflichen Felles wegen, einen guten Ertrag.

Wie immer stellen wir auch hier eine wilde Art oben an, welche als Uebergangsthier von den Ziegen zu den Schafen betrachtet werden kann. Das afrikanische Mähnenschaf (Ammotragus Tragelaphus) wird in vielen thierkundlichen Werken unter den Ziegen mit aufgeführt, weil es mit diesen ebenso viele Verwandtschaft hat, als mit den Schafen. Die Hörner unterscheiden es von den eigentlichen Ziegen, obgleich auch sie noch an das Ziegengehörn erinnern: dagegen fehlen ihm die Thränengruben und die so ausgezeichnete Nase der Schafe, mit welchen es das allgemeine Gepräge seiner Gestalt und das Betragen gemein hat. Das bezeichnendste Merkmal des Thieres ist eine starke Haarmähne, welche am Oberhalse beginnt und bis zur Brust herabreicht, sich auch noch auf den Vorderbeinen bis unter das Beugegelenk der Ferse fortsetzt. Diese Mähne hat unserem Thiere den französischen Namen „Moufflon à manchettes“ eingetragen. Die Hörner, welche etwa 2 Fuß lang werden, sind unten beinahe vierkantig, oben zusammengedrückt, auf der Außenseite tiefgefurcht; sie steigen erst gerade aufwärts, krümmen sich dann nach hinten und wenden sich mit den Spitzen etwas nach innen. Das Haarkleid ist mit Ausnahme der Mähne und der ziemlich kurzen Schwanzquaste wie bei den Ziegen, denn die Haare sind steif und liegen glatt am Leibe an. Auf der Oberseite ist das Mähnenschaf fahlroth oder dunkelgelb gefärbt; die Spitzen der Haare sind aber weiß, und deshalb erscheint der Pelz etwas gesprenkelt. Die untere und die innere Seite der Gliedmaßen sind weiß; über den Rücken verläuft eine dunklere Binde. Ein völlig ausgewachsener Bock wird etwa 6 Fuß lang und 3½ Fuß hoch.

Bereits im Jahre 1561 beschrieb Cajus Britanicus das Mähnenschaf, dessen Fell ihm aus Mauritanien gebracht worden war. Seitdem verging eine lange Zeit, ehe wieder Etwas über das Thier verlautete. Erst Pennant und später Geoffroy erwähnen es von neuem; letzterer fand es in der Nähe Kairos im Gebirge auf. Andere Forscher haben es am oberen Nil und in Abissinien beobachtet; ja, man will es selbst am Sinai bemerkt haben. Am häufigsten dürfte es im Atlas sich finden. Ueber seine Lebensweise war bisher so gut als Nichts bekannt und ich würde demgemäß, da mir das Thier auf meiner Reise in Afrika nie vorgekommen ist, eben auch Nichts berichten können, hätte mein Freund Dr. Buvry nicht die Güte gehabt, mir Nachstehendes zur Benutzung zu überlassen.

„Das Mähnenschaf wird im südlichen Algerien von den Einheimischen im allgemeinen Arui genannt, während der Widder Feschthal, das Schaf Massa und das Junge Charuf heißt. In

der Provinz Constantine bewohnt das merkwürdige Geschöpf die Südabhänge des Auras-Gebirges; nach den Angaben der Araber soll es jedoch auch in den dieses Gebirge begrenzenden Steppen und auch in der Sandwüste des Wadi-Sinf angetroffen werden; im Westen findet es sich auf dem Djebel-Amur und in der Provinz Oran auf dem Südabhange des Djebel-Sidi-Scheich. Unzweifelhaft wird es in den höheren Theilen des Gebirges in dem marokkanischen Atlas noch häufiger sein, als in Algerien, da Unzugänglichkeit und Abgeschiedenheit von menschlichem Verkehr, welche jenen Theil des Gebirges auszeichnen, einem Wiederkäuer nur zusagen kann."

„Der Arui liebt die höchsten Felsengrate der Gebirge, zu denen man nur durch ein Wirrsal zerklüfteter Stein- und Geröllmassen gelangen kann, und deshalb ist seine Jagd eine höchst mühselige, ja oft gefährliche. Dazu kommt, daß sie nicht einmal viel Gewinn verspricht; denn das Mähnenschaf lebt nicht in Rudeln, wie andere Verwandte, sondern einzeln, und nur zur Bockzeit, welche in den November fällt, sammeln sich mehrere Schafe und dann auch die Widder, halten einige Zeit bei ein-



Das afrikanische Mähnenschaf (Ammotragus Tragelaphus).

ander und gehen hierauf wieder zerstreut ihres Weges. Gelegentlich der Paarung kommt es zwischen den Widdern oft zu überaus hartnäckigen Kämpfen. Die Araber versichern, daß man bei solchen Gelegenheiten in Zweifel sein müsse, was man mehr bewundern solle, die Ausdauer, mit der sich die verliebten Böcke gesenkten Kopfes halbe Stunden und länger einander gegenüber stehen, oder die Furchtbarkeit des gegenseitigen Anpralls, wenn sie gegen einander anrennen, oder endlich die Festigkeit der Hörner, welche Stöße aushalten, die, wie man glauben möchte, einem Elefanten die Hirnschale zerschmettern müßten."

„Vier bis fünf Monate nach der Paarung setzt die Massa ein oder zwei Lämmer, welche etwa vier Monate lang mit der Alten umherlaufen, jedenfalls aber schon ziemlich lange vor der nächsten Paarungszeit selbständig geworden sind und ihre eigenen Wege zu wandeln gelernt haben. Die Nahrung des Arui ist beziehentlich dieselbe, wie bei den übrigen wildlebenden Schafen und Ziegen: saftige Alpen-

pflanzen im Sommer, dürre Flechten und trockene Gräser im Winter; vielleicht mögen ihm auch einzelne von den niederen Gestrüppflanzen willkommen sein."

„Es lag mir Alles daran, soviel als möglich über die Lebensweise des Thieres zu erfahren, und ich beschloß deshalb, keine Mühe und Beschwerde zu scheuen. Doch hatte ich mir die Jagd immer noch viel leichter vorgestellt, als sie wirklich war. In Begleitung meines Dieners Ali-Ibben-Abel verließ ich die Oase Biskra und ritt in nordöstlicher Richtung längs des Wadi, welches hier von allen Seiten durch echte Wüstenberge eingeschlossen ist, nach dem Djebel el Melch, einem Theil des Aurasgebirges, welches hier ziemlich steil in die Ebene abfällt und, wie gewöhnlich, am Fuße mit wüsten Halden und zerspalteten und zerrissenen Felsstücken bedeckt ist. Wir mußten lange suchen, ehe wir einen Weg durch das Wirrsal fanden, und hatten dann nicht blos unsere Füße, sondern auch unsere Hände recht nöthig, um uns über die gefährlichsten Stellen hinweg zu schleppen. Endlich fanden wir einen, wie es schien, ziemlich betretenen Felspfad, der uns durch die nackten, weißgrauen Kreidefelsen führte, freilich hart an wirklich furchterregenden Abgründen von ansehnlichen Salzmassen und Gipslagern. Die gelegentlich in Arbeit genommenen Kreidefelsen hatten zur besseren Ebenung dieses Pfades Veranlassung gegeben, und so konnten wir immer noch von Glück sagen; denn ohne diesen Weg würden wir schwerlich nach oben gekommen sein. Eine Todtenstille umgab uns; kein lebendes Wesen schien hier vorhanden zu sein; nur die kleine, überall gegenwärtige Wüstenlerche, der Vertreter des Lebens auch in dem sichtbarlichsten Reiche des Todes, ließ ihren schwermüthigen Ruf ertönen."

„Mühselig kletterten wir einige Stunden fort und mochten vielleicht nach und nach eine Höhe von 5000 Fuß über dem Meere erstiegen haben: da winkte uns eine frische plätschernde Quelle zur Ruhe. Wir schlürften entzückt das köstliche Wasser und entdeckten dabei die Fährte eines Arui. Fast hätte ich schon jetzt aufgejauchzt über das Glück, welches uns begünstigte; denn das Mähnenschaf, welches heute morgen hier getrunken, war mir so gut als sicher: ich wußte, daß es wieder hierher zurückkehren, und daß mich dann mein treues erprobtes Gewehr gewiß nicht verlassen würde. Gleichwohl ließ uns die Ungeduld nicht recht zur Ruhe kommen, und noch ehe wir uns gehörig erfrischt hatten, begannen wir weiter nach oben zu steigen, in der Hoffnung, vielleicht schon jetzt Etwas von dem Thiere zu sehen. Aber vergebens waren unsere Anstrengungen. Wir kletterten den ganzen Tag umher, ohne auch nur ein Anzeichen des Wildschafes zu finden. Die Nacht brach schnell herein und nöthigte uns, ein Unterkommen zu suchen. Ein Felsenabhang in der Nähe jener Quelle mußte uns Herberge geben, und obwohl es nicht gerade zu den Annehmlichkeiten gehört, im Januar in einer solchen Höhe die Nacht zuzubringen, ließ doch das Jagdfeuer uns die Kälte leicht überwinden, ja, es brachte uns beinahe um den uns so nöthigen Schlaf. Der Morgen graute noch nicht, als wir schon auf dem Anstand lagen. Ein dichter Nebel hatte uns eingehüllt; jetzt löste er sich allmählich streifenartig von den Graten, und nur die Ebene tief unten war mit einem dichten Schleier verhüllt. In erwartungsvoller Stille mochten wir etwa 1½ Stunde gelegen haben: da schritt langsamen Ganges ein gewaltiger Feschthal zu uns heran. Jede Bewegung war edel und stolz, jeder Schritt sicher, fest und ruhig; man glaubte, es dem Thiere anzusehen, daß es sich hier als Herr und König der Höhe fühle. Und weiter und weiter heran kam er; vorsichtig suchte er den sanftesten Strand; jetzt bückte er den Kopf zum Trinken: — da blitzte das Feuer aus unsern beiden Gewehren. Mit einem Schrei sank der Widder zusammen; aber plötzlich raffte er sich wieder auf, und dahin ging es in rasender Eile, mit Sätzen, wie ich sie vorher nie geschaut, mit Sätzen, wie sie wohl ein Hirsch auf der Ebene machen kann. Gemsengleich, sicher und kühn, jagte er dahin, und wir standen verblüfft und schauten ihm nach. Doch getroffen war er, und weit konnte er unseres Erachtens nicht gekommen sein: also auf zur Verfolgung! Aber Stunde auf Stunde verlief, und immer noch eilten wir hinter dem Thiere drein, dessen Fährte jetzt durch die Blutspuren dem scharfen Auge meines arabischen Begleiters nur zu deutlich war. Vier bis fünf Stunden mochte unsere Verfolgung gedauert haben, da führte die Fährte nach einem Felsengrate hin, der schroff und steil wohl 200 Fuß nach einem Kessel

abfiel. Hier verlor sich jedes Zeichen. Es schien uns unmöglich, daß der Widder da hinab seinen Sprung gewagt hätte, und wir standen lange Zeit rath- und thatlos da, bis endlich der Araber doch einen, wie er sagte, wohl vergeblichen Versuch machen wollte, dahinab zu kommen. Er kletterte zur Tiefe nieder und hatte den Boden des Kessels kaum erreicht, als mich ein lauter Freudenschrei benachrichtigte, daß seine Bemühungen vom besten Erfolge gekrönt sein müßten: da unten lag der Widder verendet."

„Nach den Ringen der Hörner zu urtheilen, mochte das Thier acht bis zehn Jahre alt sein; aber mein Araber und die übrigen, welche ich später befragte, meinten einstimmig, daß dieser Bock noch keineswegs zu den großen gezählt werden könne und versicherten, weit schwerere gesehen zu haben. Für uns war gar nicht daran zu denken, unsere Jagdbeute aus dem Kessel heraus und dann auf dem beschriebenen Pfade hinab zu schaffen; es blieb mir deshalb nichts Anderes übrig, als den Widder gleich hier abzuhäuten. Den Balg habe ich glücklich mit nach Hause gebracht, und gegenwärtig ziert er das Museum von St. Petersburg."

„Die Araber sind große Liebhaber des Fleisches dieser Wildschafe, und auch ich muß gestehen, daß der Schlegel, welchen Scheich Ali trotz seines Seufzens zur Tiefe schleppen mußte, mir vortrefflich geschmeckt hat. Das Wildpret steht dem des Hirsches sehr nahe, ist aber weit feiner nach meiner Ansicht. Aus den Fellen bereiten die Araber Fußdecken; die Haut wird hier und da gegerbt und zu Saffian verwandt."

„Obwohl der Arui zu den selteneren Thieren gezählt werden muß, wird derselbe doch manchmal jung von den Gebirgsbewohnern in Schlingen gefangen und dann gewöhnlich gegen eine geringe Summe an die Befehlshaber der zunächstliegenden Kriegsposten abgegeben. In den Gärten des Gesellschaftshauses zu Biskra sah ich einen jungen Arui, welcher eine 15 Fuß hohe Mauer, die Umhegung seines Aufenthaltsortes, mit wenigen fast senkrechten Sätzen emporsprang, als ob er auf ebener Erde dahinliefe, und sich dann auf der kaum handbreiten Firste so sicher hielt, daß man glauben mußte, er sei vollkommen vertraut da oben. Oft machte er sich das Vergnügen, außerhalb seines Geheges zu weiden: wenn in einem Garten irgend Etwas seine Leckerkeit erregt hatte, fiel es ihm gewiß zum Opfer; denn Hag und Mauer waren nirgends so hoch, daß der Spring- und Kletterkünstler nicht darüber gekommen wäre. Er entfernte sich oft weit von seinem Wohnorte, kehrte aber immer aus eigenem Antriebe und auf demselben Wege zurück. Gegen die Menschen zeigte er sich nicht im geringsten furchtsam; er kam zu Jedem hin und nahm ohne Umstände Brod und andere Leckereien, die man ihm vorhielt, aus der Hand."

Neuerdings ist das Mähnenschaf öfters lebend nach Europa gekommen, und gegenwärtig ist es in den Thiergärten wenigstens keine Seltenheit. Es hält bei geeigneter Pflege auch das rauhe Klima Norddeutschlands ohne Beschwerde aus und pflanzt sich ohne eigentliche Schwierigkeiten überall fort, wo ihm hierzu Gelegenheit geboten wird. Ein Paar im Thiergarten zu Brüssel erzeugt jedes Jahr zwei Lämmer.

Alte Böcke sind übrigens keineswegs immer so gutartig, wie der von Freund Buvry beschriebene Gefangene. Sie fürchten ihren Wärter nicht nur nicht, sondern bedrohen ihn gar nicht selten in vorsichtgebietender Weise. Ernsthaft und etwas mißlaunig scheinen sie stets zu sein; das Neckische der Ziegen fehlt ihnen ganz und gar. Geringfügigkeiten können sie wüthend machen, und dann beweisen sie, daß sie sich ihrer Stärke wohl bewußt sind. Wenn sie ernstlich wollen, nehmen sie es mit dem stärksten Manne auf. Mit anderen Schafen vertragen sie sich selten gut, die Böcke gewiß nur so lange, als die Liebe bei diesen oder jenen nicht ins Spiel kommt. Die Brunst macht auch sie stoß- und rauflustig, oft förmlich wüthend.

Im übrigen geben die gefangenen Mähnenschafe wenig Gelegenheit zu anziehenden Beobachtungen. Sie sind eigentlich doch träge Thiere, geistig, wie leiblich. Ihr Verstand ist entschieden gering: sie sind nicht klüger, als andere Schafe auch und deshalb langweilig, wie diese.

Nur zwei Breitengrade trennen das Mähnenschaf von unserem europäischen Wildschaf, dem Mufflon (Ovis Musimon), welcher gegenwärtig noch immer in ziemlicher Anzahl die steilen Felsgebirge der Inseln Sardinien und Korsika bewohnt. Man nimmt ziemlich allgemein an, daß er in früheren Zeiten auch in anderen Theilen Südeuropas vorgekommen sei, und es ist auch recht möglich, daß er sich auf den balearischen Inseln und in Griechenland fand; schon das auf Cypern lebende Wildschaf aber ist eine eigene, selbständige Art. In Spanien, dessen südöstlicher Theil als Heimat des Mufflon angegeben wird, ist er gegenwärtig nicht mehr zu finden, und — wahrscheinlich auch



Der Mufflon (Ovis Musimon).

niemals zu finden gewesen. Man hat einfach den Steinbock mit ihm verwechselt. Ich habe mich mit besonderer Sorgfalt nach dem Mufflon erkundigt und alle Sammlungen von Thieren oder Gehörnen genau geprüft, auch alle zünftigen Jäger und die gut beobachtenden Bergbewohner befragt, immer aber gefunden und vernommen, daß nur die beiden erwähnten Ziegenarten auf der Halbinsel vorkommen. Auch die asiatischen Mufflons unterscheiden sich bestimmt von den europäischen, obwohl ihre Aehnlichkeit nicht geleugnet werden kann. Gegenwärtig findet sich der letztere, trotz der vielfachen Verfolgungen, denen er ausgesetzt ist, noch immer in Rudeln von 50 bis 100 Stück, namentlich in den Gebieten von Iglesias und Teulada auf Sardinien, und ist dort allen Gebirgsbewoh-

nern unter dem Namen Muffion oder Muffuro und Muffla oder Mufflon wohlbekannt. Die alten Römer unterschieden den korsischen Mufflon von dem sardinischen; Plinius nennt den einen Musmon, den anderen, wie die Griechen, Ophion, die Jungen aber Umbri.

Wir erfahren aus alten Berichten, daß diese Schafe außerordentlich häufig waren. Bisweilen wurden 4 bis 5000 Stück auf einer einzigen großen Jagd erlegt: — gegenwärtig ist man froh, wenn man einige Stücke bekommt, und auf Jagden der Vornehmen, welche mit allen Mitteln ins Werk gesetzt werden, erbeutet man nur in höchst seltenen Fällen 30 bis 40 Stück.

Der Mufflon ist ein ziemlich starkes Schaf von 4 Fuß Länge, wovon 3 bis 4 Zoll auf den Schwanz kommen, und 2½ Fuß Höhe am Widerrist. Das Gewicht schwankt zwischen 50 und 80 Pfunden. Die Hörner erreichen eine Länge von etwas über 2 Fuß und ein Gewicht von 9 bis 12 Pfunden. Der Leibesbau ist der gedrungene aller Wildschafe. Die ziemlich kurze Behaarung liegt glatt an, ist aber außerordentlich dicht, zumal im Winter, wo das kurze, feine und krause Wollhaar in reichlicher Menge auftritt. Das Kinn ist vollkommen bartlos; an der Brust aber verlängert sich das Haar einigermaßen und bildet gleichsam eine kurze Mähne. Die Färbung ist ein fuchsiges Roth, welches am Kopfe in das Aschgraue spielt und an der Schnauze, am Bürzel, am Rande des Schwanzes, an den Fußenden und an der Unterseite ins Weiße übergeht. Die Rückenlinie ist dunkelbraun. Einzelne Haare sind fuchsroth, andere schwarz; die Unterwolle ist aschgrau. Im Winter dunkelt das Fell und geht dann mehr ins Kastanienbraune über. Zu beiden Seiten sticht dann ein großer, fast viereckiger, blaßgelblicher oder weißlicher Flecken von der allgemeinen Färbung gab.

Gewöhnlich trägt nur das Männchen Hörner; äußerst selten findet man Hornstummel auch bei dem Weibchen. Das Gehörn des Bockes ist stark und lang, an der Wurzel sehr dick, erst von der Mitte der Länge an allmählich verdünnt und zugespitzt. Die Hörner stoßen an der Wurzel fast zusammen, wenden sich aber rasch seitlich von einander und krümmen sich in einer beinahe sichelförmigen Windung schief nach ein-, aus- und abwärts, mit der Spitze aber nach ab-, vor- und einwärts. Das rechte Horn ist nach links, das linke nach rechts gewunden. Dreißig bis vierzig Runzeln, welche dicht an einander gedrängt und mehr oder weniger unregelmäßig sind, erheben sich auf der Oberfläche von der Wurzel an bis fast zur Spitze. Die Hörner des Weibchens sind immer sehr kurz, höchstens 2 bis 3 Zoll lang, stumpfen Piramiden vergleichbar.

Im Gegensatz zum Mähnenschaf führt der Mufflon ein geselliges Leben. Er rudelt sich in Scharen von funfzig bis hundert Stück zusammen. Ein alter und starker Bock übernimmt das Amt des Leitthieres. Zur Brunstzeit trennen sich die Rudel in kleine Trupps, welche aus einem Bocke und mehreren Schafen bestehen, die sich der leitende Widder erst durch tapfere Kämpfe erworben hat. So furchtsam und ängstlich der Mufflon sonst ist, so kühn zeigt er sich im Kampfe mit seines Gleichen. In den Monaten Dezember und Januar hört man das Knallen der an einander gestoßenen Gehörne im Gebirge widerhallen, und wenn man vorsichtig dem Schalle folgt, sieht man die starken Widder des Rudels gesenkten Kopfes einander gegenüberstehen und sich mit solcher Gewalt gegenseitig anrennen, daß man nicht begreift, wie sich die Streiter auf ihren Kampfplätzen erhalten können. Oft genug kommt es vor, daß einer der Nebenbuhler im Kampfe getödtet, nämlich über die Felsenwände hinabgestoßen wird und in der Tiefe zerschellt.

Einundzwanzig Wochen nach der Begattung, im April oder Mai, bringt das Schaf seine zwei Jungen zur Welt, welche unmittelbar nach der Geburt so frisch und kräftig sind, daß sie gleich mit der Mutter davonlaufen. Nach wenigen Tagen schon folgen sie ihr auf den halsbrechendsten Pfaden mit der größten Sicherheit, und bald kommen sie den Alten in allen Kunstfertigkeiten gleich.

Im Alter von vier Monaten sprossen bei den jungen Böckchen die Hörner; nach Jahresfrist denken sie bereits an die Paarung, obwohl sie erst im dritten Jahre völlig ausgewachsen sein dürften.

Die Bewegungen der Mufflons haben mit denen zahmer Schafe wenig gemein; sie sind lebhaft, gewandt, schnell und sicher, aber, wie man angibt, nicht eben ausdauernd, zumal auf ebenem Boden,

wo jeder Hund das dahineilende Schaf nach kurzem Laufe einholen kann. Ihre Meisterschaft beruht im Klettern.

Man sagt, daß der Mufflon sehr furchtsam ist und schon bei dem geringsten Geräusch vor Angst und Schrecken am ganzen Leibe zittert, auch sobald als möglich flüchtet. Wenn ihn seine Feinde so in die Enge treiben, daß er sich nicht mehr durch seine Kletterkünste retten kann, harnt er vor Angst, oder spritzt, wie Andere sagen, den Harn seinen Feinden entgegen. Als solche darf man den Wolf und den Luchs ansehen; Junge fallen wohl auch den Adlern und möglicher Weise dem Geieradler zur Beute. Der Mensch gebraucht jedes Mittel, um das werthvolle Jagdthier zu erlangen. Während der Brunstzeit sollen die Böcke durch das nachgeahmte Blöcken der Schafe ohne große Mühe herbeigezogen werden; die gewöhnliche Jagd ist jedoch einer jener Pirschgänge, wie sie im Gebirge unternommen werden. Der Fang ist Sache des Zufalls. Alte, erwachsene Mufflons fängt man wohl nie, junge aber leicht, nachdem man ihre Mutter weggeschossen hat. Solche Gefangene gewöhnen sich bald an ihren Pfleger, bewahren sich aber ungeachtet der großen Zahmheit, welche sie erlangen, immer ihre Munterkeit und das gewandte Wesen, welches die wilden so auszeichnet. Auf Sardinien und Korsika trifft man in den Dörfern häufig gezähmte Mufflons an; einzelne gewöhnen sich so an den Menschen, daß sie ihm auf allen Pfaden, gleich einem Hunde, folgen, auf den Ruf hören u. s. w. Nur durch ihren Muthwillen werden sie lästig. Sie machen sich ein Vergnügen daraus, alle Winkel im Hause zu durchsuchen, stürzen dabei Geräthe um, zerbrechen die Töpfe und treiben noch anderen Unfug, zumal in denjenigen Räumen des Hauses, über welche sie die unumschränkte Herrschaft haben. Alte Böcke werden manchmal wirklich bösartig und sind dann durch keine Züchtigung zu bändigen. Sie verlieren überhaupt alle Scheu vor dem Menschen, sobald sie ihn kennen gelernt, und kämpfen dann nicht blos zur Abwehr, sondern aus reinem Uebermuthe mit ihm.

Die Gefangenen beweisen, daß ihr Verstand sehr gering ist. Sie sind schwachgeistig, wie die übrigen Glieder ihrer Familie, ohne Urtheilsfähigkeit und sehr vergeßlich. Man legte ihnen Fallen und lockte sie durch vorgehaltenes Futter, zumal durch besondere Leckereien in dieselben. Sie gingen ohne Besinnen immer wieder in die Schlingen und Netze, obgleich es ihnen höchst unangenehm zu sein schien, wenn sie sich gefangen hatten. Ein gewisser Ortssinn, schwache Erinnerung an empfangene Wohlthaten, Anhänglichkeit an die gewohnten Genossen und Liebe zu den Kindern — das sind die Anzeichen ihrer geistigen Thätigkeit, welche ich an ihnen beobachtet habe.

Mit anderen Schafarten pflanzen sich Mufflons leicht fort; man hat sowohl vom Bocke Blendlinge erhalten, als vom Schafe. Die Römer wußten, daß Mufflon und Schaf sich mit einander paaren; später hat man erfahren, daß auch die Blendlinge wieder fruchtbar sind. Im kaiserlichen Thiergarten zu Schönbrunn wurden, wie Fitzinger berichtet, mehrere Male Mufflons mit deutschen Landschafen gepaart. Die Bastarde aus dieser Kreuzung paarte man zuweilen wieder mit dem Mufflon, sonst aber mit dem Schafe, und immer hatte man Erfolg. Manche Blendlinge hatten große Aehnlichkeit mit dem Wildschaf, nur waren die Hörner weniger gebogen und minder stark. Einige Männchen erhielten vier Hörner, wie jene Schafe, von denen Oppian berichtet, und welche wahrscheinlich auch nichts Anderes waren, als solche Bastarde. Dagegen sind die Versuche, den Mufflon mit der Hausziege zu paaren, bis zur Stunde fruchtlos geblieben.

Nahe Verwandte des Mufflon sind das cyprische Wildschaf (Ovis cypria), welches nur auf der Insel Cypern vorkommt, der persische Mufflon (Ovis persica oder orientalis), welcher namentlich in der Provinz Makandarin und den armenischen Gebirgen lebt, das Himalaya-Wildschaf (Ovis Vignei) aus Korassahn, Kleintibet und Kabul, und endlich der kapische Mufflon (Ovis Arkar), welcher im Osten des kapischen Sees und in der Sierra Moreh gefunden wird. Die Unterschiede zwischen ihnen und dem eigentlichen Mufflon beruhen sämmtlich nur auf einer etwas verschiedenen Krümmung der Hörner.

Das Asien eigentlich kennzeichnende Wildschaf ist der Argali (Caprovis Argali). Er steht zu den übrigen Arten dieser Thiere in demselben Verhältniß, wie sein heimatlicher Erdtheil zu jenen, von den anderen bewohnten, d. h. er ist der Riese unter der ganzen Familie. Es ist sehr wahrscheinlich, daß unter seinem mongolischen Landnamen bisher mehrere Arten großer Wildschafe verwechselt worden sind. Unsere Abbildung zeigt uns den sibirischen Argali, ein verhältnißmäßig gewaltiges Thier, fast von der Größe eines jährigen Rindes, über 6½ Fuß lang und gegen 4 Fuß hoch, mit Hörnern, deren Höhlung groß genug ist, dem Eisfuchse ein erwünschtes Obdach zu gewähren. Ein erwachsener Widder wiegt über 3 Centner, sein Gehörn allein zwischen 30 und 50 Pfunden. Der Leibesbau zeugt von besonderer Kraft und Ausdauer, das gewaltige Gehörn aber verleiht dem



Der Argali (Caprovis Argali).

Thiere erst sein eigenthümliches Aussehen. Die Hörner bedecken an ihrer Wurzel das ganze Hinterhaupt, stehen hier dicht an einander, wenden sich jedoch bald seitlich und rückwärts, drehen sich dann nach vorn und außen und machen im Ganzen überhaupt anderthalb Windungen. Sie erreichen eine Länge von 3½ bis 4 Fuß und haben an der Wurzel einen Umfang von 6 bis 7 Zoll. Ziemlich erhabene Runzeln reihen sich eng an einander. Die Behaarung ist lang und starr, die Haut aber bedeckt eine dichte und sehr weiche Wolle. Im Sommer ist die allgemeine Färbung ein düsteres Graulichbraun, welches in der Nähe des Schwanzes ins Gelbliche, am Kopfe ins Grauliche, an der Unterseite ins Weiße übergeht; im Winter mischt sich mehr Roth ein, und die Keulen, der Schwanz und die Schnauze aber werden weiß. Ueber das Kreuz läuft ein brauner Streifen. Die Weibchen

sind bedeutend kleiner und um mehr als einen Centner leichter; ihre Hörner sind dünner, fast gerade, wenig gerunzelt und lichter.

Die unbewohnten Gegenden des innerasiatischen Alpenzuges bilden die Heimat des Argali. Er reicht von der großen Tatarei bis nach Indien und China und von dem kalten Ostsibirien über den ganzen Altai weg. Früher war er an den Quellenseen des Irtysch und Jenisei häufig; gegenwärtig findet er sich noch in den Gebirgen der Mongolei und Songorei, sowie in den Wüsten der Tatarei in ziemlicher Anzahl, während er in Kamtschatka nach Radde's Beobachtungen nicht mehr gefunden, sondern durch das amerikanische Wildschaf vertreten wird. In Daurien ist er, wie Radde ebenfalls mittheilt, erst im Jahre 1832 ausgerottet worden. Der sehr kalte, schneereiche Winter von 1831 zu 1832 vernichtete den dort lebenden Bestand der schönen Thiere bis auf sechs Schafe, und diese wurden von den Kosaken erlegt. Seitdem hat man im russischen Daurien kein Stück mehr gespürt und wird, da alle Wildschafe Standthiere sind, wohl auch keins wieder zu sehen bekommen.

Der Argali meidet feuchte, waldbedeckte Gebirge, aber auch bedeutendere Höhen. Bergzüge von zwei- bis dreitausend Fuß Höhe, deren Abhänge spärlich bewaldet und deren Thäler breitsohlig sind, bilden seine bevorzugten Wohnplätze. Hier lebt er, im Winter, wie im Sommer, auf annähernd demselben Gebiet; denn er wechselt höchstens von einem Bergzug zum anderen.

Gewöhnlich sieht man das Thier in Rudeln von 8 bis 10 Stücken. Der stärkste Widder führt den Trupp an. Zur Paarungszeit gibt es gewaltige Kämpfe unter den männlichen Gliedern, und wie bei anderen Schafen stößt der Stärkere den Schwächeren rücksichtslos in den Abgrund, falls der Besiegte es nicht vorzieht, sein Heil in der Flucht zu suchen. Im März lammt das Schaf. Es bringt ein oder zwei Junge zur Welt, grau von Farbe, kraus von Haar, welche nach zwei Monaten schwarze Hörnerchen erhalten, die anfangs wie Dolche geradeaus stehen. Die Lämmer folgen der Mutter gleich vom ersten Tage ihres Lebens und bleiben bei ihr bis zur nächsten Paarungszeit.

Während des Sommers nährt sich der Argali von den in den Alpenthälern sehr üppig wachsenden Pflanzen, während des Winters begnügt er sich mit Mos, Flechten und vertrocknetem Grase. Dann steigt er auf die Felsspitzen und Grate, wo der Wind den Schnee weggefegt und die Flechten bloßgelegt hat. Salzige Stellen werden des allbeliebten Leckerbissens wegen oft besucht. Bei Unwohlsein reinigt er sich mit Küchenschellen und anderen scharfen Anemonen. Solange der Schnee nicht allzudicht liegt, bekümmert der Winter trotz seiner Armuth ihn wenig. Sein dichtes Vließ schützt ihn gegen die Unbilden des Wetters. Es wird gesagt, daß er sich bei dichtem Schneefall einschneien lasse, wie der Hase im Lager, und unter seiner Schneedecke so stätig verweile, daß es dem Jäger möglich werde, ihn im Liegen mit der Lanze zu erlegen: — wahrscheinlich aber gilt Dies höchstens für solche Winter, welche ihn bereits aufs äußerste heruntergebracht haben. Der noch kräftige Argali ist so leicht nicht zu berücken. Er ist mit scharfen Sinnen begabt und ungeachtet seiner Stärke sehr furchtsam. Wenn er auch nur von fern einen Menschen erblickt, ergreift er sofort die Flucht: der leitende Widder geht voran und das ganze Rudel folgt ihm in höchster Eile nach. Dabei laufen die Thiere in wirklich wunderbarer Weise auf den gefährlichsten Felsengesimsen dahin, setzen kühn über Abgründe und klettern im Nothfalle meisterhaft an Stellen empor, wo der Fuß eines Menschen keinen Halt mehr findet.

Die Jagd ist der Oertlichkeit halber ohnehin außerordentlich schwierig, und der Argali würde allen Nachstellungen leicht entgehen, besäße er nicht eine dumme Neugierde, welche ihn oft geraden Wegs der Gefahr entgegentreibt. In einigen Gegenden Sibiriens hängen die Jäger ihre Kleider auf eine Stange, in der Hoffnung, daß diese Puppe den Argali beschäftigen möge, während sie auf Umwegen sich dem Wilde nahen. Außerdem stellt man Fallen und Schlingen auf den erkundeten Wechseln auf oder gebraucht, zumal in ebeneren Gegenden, flinke Hunde, welche das gewaltige Wildschaf stellen und dem Jäger hierdurch Zeit gewähren, sich schußgerecht zu nahen. An eine Vertheidigung seiner Haut denkt der Argali nicht; er flieht vor dem Menschen ebenso ängstlich, wie vor dem Hunde. Demungeachtet erfordert seine Jagd alljährlich Opfer: das Gebirge selbst ist und bleibt gefährlich.

Das Wildpret dieses Schafs gilt als höchst schmackhaft. Aus dem Felle werden warme Winterkleider und Decken bereitet, aus den Hörnern Becher, Löffel und dergleichen Hausgeräthe verfertigt. Zur Zeit Marco Polo's sollen die Kirghisen manchmal so viele Argalis erbeutet haben, daß sie nicht blos große Haufen der Hörner als Siegeszeichen aufschichten, sondern mit ihnen sogar ein Lager umzäunen konnten, ganz in der Weise, wie die innerafrikanischen Fürsten ihre Paläste mit Elefantenzähnen zu umgeben pflegen.

Jung eingefangene Argalis sollen sich zähmen lassen; es muß aber sehr schwer sein, sie zu erhalten und fortzuschaffen; denn bisjetzt haben wir noch keins dieser gewaltigen Thiere lebend in Europa zu sehen bekommen. Seine Haltung dürfte hier nicht auf Schwierigkeiten stoßen, und seine Einbürgerung auf geschützten Alpen thierfreundlicher Besitzer würde zweifellos zu bewerkstelligen sein.

Das Wildschaf Amerikas, Big-Horn (Dickhorn) genannt (Caprovis montana), ist ein dem Argali sehr nahe stehendes Thier von ungefähr derselben Größe; es ist auch mit dem letztgenannten sehr oft verwechselt worden. Erst in der Neuzeit hat man erfahren, daß es nicht auf Amerika beschränkt ist, sondern außerdem in Kamtschatka vorkommt. Das Wildschaf dieses Landes hielt man früher für den Argali, und daher rühren die Verwechselungen der beiden, wohl unterschiedenen Arten. Richardson und nach ihm Audubon geben an, daß das Dickhorn vom 68. Grad nördlicher Breite an bis ungefähr zum 40. hinab das Felsgebirge bewohnt und östlich von ihm nicht gefunden wird. Dagegen lebt es westlich dieses Gebirges in allen Landstrecken, welche man kennen lernte, namentlich auch in Kalifornien, und es ist durchaus nicht unmöglich, daß es von Amerika aus Kamtschatka bevölkerte, wie schon Cuvier annahm. Zur Zeit belebt es die wildesten und unzugänglichsten Gebirgsstrecken gedachter Gegenden, namentlich aber einen Theil des Felsgebirges, welcher von den französischen Jägern und Canadiern mauvaises terres genannt worden ist. Audubon gibt eine sehr ausführliche Beschreibung dieses öden Landstriches, dessen Bergzacken er mit Zuckerhüten vergleicht, welche theilweise stehen, theilweise aber umgefallen oder in Brocken zerschlagen sind und eine Wildniß bilden, wie sie ein Gebirge nur aufweisen kann. Die kegelförmigen Berge steigen schroff mehrere hundert Fuß hoch über die Ebene empor, auf welcher sie fußen und sind dem Menschen nur hier und da zugänglich. Das Wasser hat in ihnen entsetzlich gewüthet, und jeder Regenguß macht eine Besteigung unmöglich. An einzelnen Stellen findet sich ein dürftiger Baumschlag, unter dessen Schutz dann saftiges Gras emporwächst, an anderen gewahrt man tiefe Höhlen und hier und da Sulzen, in denen vom Regen ausgelaugtes Salz massenhaft abgelagert wird. Die Wildschafe finden gerade in einem so beschaffenen Gebirge Alles, was sie für ihr Leben beanspruchen. Sie bilden sich Wege auf den schmalen Gesimsen, welche sich an den Kegelbergen dahinziehen und sind so im Stande, auch die steilsten Wände auszunutzen; die Höhlen und Grotten gewähren ihnen erwünschte Lagerplätze, das saftige Gras eine ihnen zusagende Weide und die salzhaltigen Stellen endlich Befriedigung eines Bedürfnisses, welches, wie wir sahen, allen Wiederkäuern überhaupt gemeinsam ist. Daß sie, seitdem sie den Menschen kennen gelernt, die wildesten Theile dieser Wildniß bevorzugen, ist selbstverständlich; demungeachtet kann man sie noch häufig genug wenigstens sehen, wenn man mit dem Dampfbot die Zuflüsse des „Vaters der Ströme" befährt. So sah Prinz Max von Wied die ersten dieser Thiere auf der Spitze eines hohen Uferfelsens stehen, von welchem herab sie ruhig das im Strome dahinbrausende Dampfschiff betrachteten, auf welchem dieser ausgezeichnete Naturforscher sich befand.

Die Nachrichten, welche wir über das Dickhorn erhalten haben, sind dürftig genug, zumal was die Lebensweise desselben anlangt. Der erste Bericht Richardson's ist in letzter Hinsicht immer noch maßgebend; weder der Prinz noch Audubon wissen ihm Wesentliches hinzuzufügen. Die Leibesbeschreibung dagegen läßt Nichts zu wünschen übrig, namentlich seitdem Radde das Dickhorn mit dem Argali verglichen und die Unterschiede zwischen beiden Thieren hervorgehoben hat. Erwachsene Böcke des nordamerikanischen Bergschafes erreichen nach Richardson und Audubon eine Länge von

6 Fuß, wovon nur 5 Zoll auf den Schwanz kommen, bei 3 Fuß 5 Zoll Schulterhöhe und 3 Fuß 11 Zoll Leibesumfang hinter den Schultern. Das Schaf wird 4 Fuß 6 bis 9 Zoll lang und 3 Fuß 4½ Zoll hoch. Das Gewicht erreicht 2½ Centner, während der Bock über einen Centner schwerer wird; sein Gehörn allein wiegt 40 bis 45 Pfund. Die Gestalt ist gedrungen, muskelkräftig, der eines Steinbockes nicht unähnlich, und namentlich der Kopf erinnert sehr an dieses so nahe verwandte Geschöpf. Er ist groß, auf dem Nasenrücken völlig gerade, das Auge ist ziemlich groß, das Ohr klein und kurz, der Hals dick, der Rücken breit, die Brust breit und stark, der Schwanz schmal, der Schenkel sehr kräftig, der Lauf stark und gedrungen, der Huf kurz, vorn fast senkrecht abgeschnitten; die Afterhufe sind breit und stumpf.

Das Gehörn des Bockes ist gewaltig. Die Länge desselben, längs der Krümmung auf der äußeren Seite gemessen, beträgt 2 Fuß 2 Zoll, die Länge längs der Krümmung der un-



Das Dickhorn (Caprovis montana).

teren Kante gemessen, 1 Fuß 5 Zoll 7 Linien, der Umfang an der Wurzel 13 Zoll 4 Linien, der Umfang in seiner Mitte 11 Zoll 5 Linien, die Entfernung der Spitzen beider Hörner von einander 21 Zoll 5 Linien. Die Hörner stehen an ihrem Grunde dicht beisammen, wenden sich hierauf etwas nach vorn und außen, drehen sich sodann nach hinten, biegen sich in einem fast kreisförmigen Bogen nach unten und vorn und drehen sich mit der verwendeten, sanft abgerundeten Spitze wieder nach außen und oben. Sie erscheinen platt gedrückt und sind mit vielen Querrunzeln bedeckt. Ein Vergleich der Hörner des amerikanischen Bergschafes und das des Argali zeigt Folgendes. Bei dem ersten Thiere werden die Hörner nie seitlich zusammengedrückt und flach, sondern bleiben im Querdurchschnitt breit und tragen zu eigentlichen Leisten verschmälerte Kanten, während die Hörner des Argali seitlich stark zusammengedrückt sind und ein plattenartiges Ansehen

gewinnen. Die Ausbuchtungen oder sogenannten Jahresringe stehen bei dem amerikanischen Schafe sehr einzeln und lassen nur undeutliche, oft unterbrochene, schwache und schmale Querfurchen erkennen, während die Wülste bei dem Argali sich sehr nahe stehen und viel weiter über das Horn bis zu etwa vier Fünftel der Gesammtlänge desselben sich erstrecken. Das Gehörn des Argali ist außerdem gewöhnlich noch stärker, als der Hauptschmuck seines Verwandten. Das Gehörn des Schafes ist selbstverständlich bedeutend schwächer und ziegenähnlich. Die Hörner biegen sich in einem einfachen Bogen nach oben, hinten und außen und sind scharf und zugespitzt.

Das Haar ist kaum anders, als beim europäischen Steinbock. Es hat keine Aehnlichkeit mit Wolle, ist hart, obwohl sanft anzufühlen, leicht gewellt und höchstens zwei Zoll lang. Die Farbe ist ein schmuziges Graubraun, ebenfalls wie bei dem Steinbock, die Rückenlinie ist ein wenig dunkler. Der Bauch, die innere und hintere Seite der Beine, die Hinterschenkel und ein Streifen über dem Schwanze nach dem Rücken zu, welcher mit dem Spiegel mancher Hirscharten verglichen werden kann, das Kinn und ein Fleck auf graubraunem Grunde in der Gegend des Kehlkopfes sind weiß; die Vorderseite der Läufe ist dunkler, als der Rücken, schwärzlichgraubraun nämlich, der Kopf hellaschgrau, das Ohr außen dem Kopf gleich, innen dagegen weißlich, der Schwanzrücken lichter, als der Rückenstreifen. Alte Böcke sind oft sehr hellgrau gefärbt, manchmal fast weißlich. Im Herbst und Winter mischt sich viel Braun in das Grau ein, der Hinterrücken und die Einfassung der Schenkel aber bleiben immer reinweiß.

Die erste Nachricht über das Dickhorn gaben zwei Sendboten zur Bekehrung der Wilden in Kalifornien um das Jahr 1697. „Wir fanden,“ sagt Pater Picollo, „in diesem Lande zwei Arten von Thieren, welche wir noch nicht kannten und haben sie Schafe genannt, weil sie einigermaßen diesen ähneln. Die eine Art ist so groß, wie ein ein- oder zweijähriges Kalb; sein Haupt ist aber dem eines Hirsches ähnlich und seine Hörner, welche sehr lang sind, wiederum denen eines Widders. Der Schwanz und das Haar sind gesprenkelt, aber kürzer, als beim Hirsch, die Hufe dagegen sind groß, rund und gespalten, wie beim Ochsen. Ich habe von diesem Vieh gegessen: sein Fleisch ist sehr zart und schmackvoll. Die andere Art von Schafen, von denen einige weiß und andere schwarz sind, unterscheiden sich wenig von den unserigen; sie sind etwas größer, haben auch eine gute Menge mehr Wolle, und diese ist sehr gut, läßt sich leicht spinnen und weben.“ Seitdem berichteten fast alle Reisenden, welche in die Heimat des Dickhorns gelangt, von ihm.

Gegenwärtig wissen wir, daß das amerikanische Bergschaf an geeigneten Stellen noch ziemlich häufig vorkommt. Der Prinz von Wied sah am Yellow-Stonefluß noch Rudel von funfzig, achtzig und mehr Stücken, Audubon in derselben Gegend eine Herde von zweiundzwanzig; Richardson gibt an, daß die Thiere gewöhnlich in Trupps von drei bis dreißig vereinigt sind. Die Schafe und ihre Lämmer pflegen besondere Herden zu bilden, während die alten Widder sich, mit Ausnahme der Brunstzeit, in besonderen Gesellschaften zusammenhalten oder auch wohl einsiedeln. Im Dezember finden sie sich bei den Schafen ein, und dann kommt es, wie bei anderen gleichstrebenden Böcken, auch zu furchtbaren Kämpfen zwischen den Stärksten. Sonst aber leben die Thiere friedlich unter einander, nach Art unserer Hausschafe, denen sie überhaupt in ihrem Wesen sehr ähneln.

Die Schafe lammen im Juni oder Juli, zuerst ein einziges, später regelmäßig zwei Junge, welche schon nach wenig Tagen ihren Müttern überall hin folgen können, und von diesen sehr bald in die unzugänglichsten Höhen geführt werden.

In ihrer Lebensart unterscheiden sich die amerikanischen Wildschafe nicht von ihren Verwandten oder von den Steinböcken. Wie diese sind sie unübertreffliche Meister im Gebirgsteigen. Sie bilden sich, wie bemerkt, Wege rund um ihre Felskegel, gar nicht selten an Stellen, wo die Wand Hunderte von Fußen jach abfällt. Vorsprünge von nur höchstens einen Fuß Breite werden für die schwindelfreien Thiere zur gebahnten Straße. Hier rennen sie in voller Flucht dahin, zum größten Erstaunen des Menschen, welcher es nicht begreifen kann, daß ein Thier dort noch sich zu erhalten vermag. Sobald sie etwas Fremdartiges gewahren, flüchten sie zu steilen Höhen empor und stellen sich dort

auf den vorspringenden Kanten auf, um ihr Gebiet zu überschauen. Ein schnaufender Nasenton gibt bei Gefahr das Zeichen zur Flucht, und auf dieses hin stürmt die Herde in rasender Eile davon. Wenn die Gegend ruhig ist, steigen die Thiere übrigens gern in die Tiefe herab und kommen dann oft auf die Wiesenstellen und Grasplätze in den Schluchten oder an die Ufer der Flüsse, um sich zu äßen. Den Höhlungen des Gebirges, an deren Wänden Salpeter und andere Salze ausblühen, statten sie täglich Besuche ab, um sich zu sulzen, und solche Plätze sind es denn auch, wo sie dem Menschen noch am leichtesten zur Beute werden. Drummont, ein erfahrener Jäger, berichtete Richardson, daß die Bergschafe in allen Gegenden, welche von dem Jäger selten beunruhigt werden, wenig scheu sind und dem Waidmann ohne Schwierigkeit die erwünschte Annäherung gestatten. Erfahrung aber macht sie bald und dann überaus scheu. Wo sie den Menschen kennen gelernt haben, fürchten sie ihn ebenso sehr, als ihren zweitschlimmsten Feind, den Wolf. Ihre Aufenthaltsorte gewähren ihnen den besten Schutz. Die entsetzlichen Einöden erfordern einen Jäger, welcher die Bedürfnisse anderer Menschen kaum kennt und gefaßt sein muß, Tage und Wochen lang allerlei Mühsale und Beschwerde zu ertragen, ganz abgesehen von den Gefahren, welche die Beschaffenheit der mauvaises terres mit sich bringt.

Bisjetzt hat es noch nicht gelingen wollen, das Dickhorn zu fangen; die Sitte der Mutter, ihre Jungen baldmöglichst nach den wildesten Felsgegenden zu führen, mag dazu das Ihrige beitragen. Ein Herr M'Cenzie versprach, wie der Prinz mittheilt, seinen Jägern ein gutes Pferd, wenn sie ihm ein Lamm dieses Schafes verschaffen würden, jedoch vergeblich. Es war selbst den ausgelerntesten Wildschützen Amerikas unmöglich, sich den verhältnißmäßig sehr hohen Lohn zu verdienen.

Das Wildpret wird von den Weißen, wie von den Indianern gegessen, hat aber einen schafartigen Geruch, welcher namentlich bei dem Bock und zumal während der Brunstzeit sehr fühlbar ist. Die Haut wird von den Indianern zu ihren schmucken Lederhemden sehr gesucht; sie ist dauerhaft und stark, jedoch weich und schmiegsam.

Einige Naturforscher glauben, daß unser Hausschaf von einem der verschiedenen Wildschafe abstamme, andere sind der Ansicht, daß die Stammart schon seit undenklichen Zeiten vollständig ausgestorben oder in den Hausstand übergegangen, also nirgends mehr zu finden sei. Die Meisten nehmen nur eine einzige Stammart an, sind aber hierin verschiedener Meinung; denn die Einen wollen in dem Argali, die Anderen in dem Mufflon, die Dritten in dem Tetal oder Arui den Stammvater suchen. Es geht uns hier, wie bei den übrigen Hausthieren: — wir haben keine Ahnung, woher das nützliche, aber sonst sehr wenig fesselnde Hausthier kommt. Wir wissen, daß das Schaf, wie Rind und Ziege, schon seit undenklichen Zeiten unter der Herrschaft des Menschen lebt und sich allgemach über die ganze Erde verbreitet hat; aber das Formenspiel seiner Rassen ist so außerordentlich groß, daß man kaum begreift, wie alle die Verschiedenheiten durch Züchtung und klimatische Einflüsse hervorgegangen sein konnten. Zwar sehen wir heutigen Tages noch, wie sehr gerade das Hausschaf durch Kreuzung mit anderen Rassen verändert werden kann; allein eben diese Rassen, welche zur Kreuzung benutzt werden, sind sich schon seit Jahrhunderten gleich geblieben, und nirgends finden wir ein Anzeichen, daß auch sie ihrerseits erst wieder durch Kreuzung zu Dem wurden, was sie sind. Merkwürdig ist jedenfalls, daß nur höchst wenige zahme Schafe noch irgend einer wilden Stammart gleichen: gerade in der Unähnlichkeit mit den Wildschafen kommen die zahmen überein. Im inneren Afrika gibt es Schafe, welche mit dem Tetal große Aehnlichkeit haben; gleichwohl kann man immer nicht behaupten, daß sie von ihm abstammen.

Die Unterschiede zwischen den Rassen bestehen hauptsächlich in der Windung des Gehörnes, in der Länge und Bildung des Schwanzes und in der Behaarung. „Alle bisjetzt bekannten Wildschafe," sagt Fitzinger, „zeichnen sich durch beträchtliche Kürze ihres Schwanzes aus; während man unter den zahmen Schafen eine verhältnißmäßig nur sehr geringe Menge von Rassen trifft, welche dieses Merkmal mit ihnen theilen. Daß eine solche Veränderung durch außerordentliche Einflüsse bewirkt

werden könnte, ist gänzlich unerklärbar, da man durchaus nicht im Stande ist zu begreifen, wie durch derlei Einwirkungen sogar eine Vermehrung der Wirbel stattfinden könne. Man muß sich hier von den alten Gewohnheiten und von einem überererbten Vorurtheil lossagen und kommt sicherlich bald zu der Ansicht, daß, wie bei den meisten übrigen Hausthieren, auch beim zahmen Schafe eine größere Anzahl von Stammarten angenommen werden müsse."

Außer dem gemeinen Mufflon sind es nach Fitzinger's Meinung zehn Arten, in welche unser Hausschaf zerfällt: das Fettsteißschaf, das Stummelschwanzschaf, das kurzschwänzige, das Zackel-, das Land-, das Fettschwanz-, das langschwänzige, das Hanger-, das langbeinige und das Mähnenschaf. Von allen diesen werden nur der Mufflon und das kurzschwänzige Schaf noch in wildem Zustande angetroffen. Unter diesen Hauptformen oder Arten verdienen einige besonderer Beachtung. Als das edelste von allen wird bekanntlich das Merinoschaf betrachtet; ihm danken wir, so zu sagen, unsere jetzigen Schafherden. Noch im vorigen Jahrhundert bezeugten unsere Hausschafe, wie vernachlässigt sie waren: sie ähnelten dem Schafe, welches man gegenwärtig noch in den schottischen Hochlanden antrifft, wo es mehr des Fleisches und Felles, als der Wolle wegen gezüchtet wird. Ende des vorigen Jahrhunderts begann man die Veredelung unserer deutschen Schafe durch die eingeführten spanischen Merinos, und von dieser Zeit an sind nach und nach unsere Herden gänzlich umgewandelt worden.



Das Merinoschaf (Ovis aries).

Man nimmt an, daß das Merinoschaf (Ovis aries) ursprünglich in Nordafrika zu Hause gewesen ist und seinen Namen führt, weil es über das Meer gebracht wurde; einige Naturforscher aber sind geneigt, es als eine schon seit undenklichen Zeiten in Spanien und Portugal heimische Art zu betrachten. Unser Thier zeichnet sich vor Allem durch seine außerordentlich feine Wolle aus. Es ist von mittlerer Größe und voll und schwer gebaut, der Kopf ist groß, stumpf an der Schnauze, plattstirnig, längs des Nasenrückens gewölbt. Die Augen sind klein, die Thränengruben groß, die Ohren mittellang, schmal zugespitzt. Nur die Widder tragen Gehörne, meist sehr starke, bis zwei



Zackelschafe.

Fuß messende, von der Wurzel zuerst seitlich und rückwärts gebogene und dann in doppelter Schraubenwindung nach vor- und aufwärts weiter gewundene. Die Schafe sind selten gehörnt. Der Hals des Thieres ist kurz und dick, stark gefaltet an der Haut, gewammt, an der Kehle kropfartig ausgebaucht. Der Leib ist gedrungen, der Widerrist etwas erhaben. Die Beine sind verhältnißmäßig niedrig, aber stark und kräftig, die Hufe stumpf zugespitzt. Eine äußerst dichte, kurze, weiche und feine, höchst regelmäßig gekräuselte Wolle, meist von gelblichweißer Färbung, deckt den Leib.

Die Spanier theilen ihre Merinos in Wander- und Standschafe ein. Erstere sind unbedingt die wichtigsten. Sie durchziehen weite und große Strecken der südlichen und westlichen Provinzen. Bis zum Jahre 1822 besaßen die Herdenbesitzer, der König und die höchsten Adeligen nämlich, große Vorrechte. Ihre Herden weideten im Sommer in den Gebirgen von Altkastilien und Arragonien und zogen sich im Winter nach den Ebenen der Mancha, Estramadura und Andalusiens hinab. Eine neunzig Schritt breite Straße, welche selbst durch die bestbebauten Ländereien führte, war ihr Weg; alle Gemeindeweiden standen ihnen offen. Manche Herden zählten mehr als tausend Stück, und es gab Besitzer, welche siebzig- bis achtzigtausend Schafe ihr Eigenthum nannten.

Es läßt sich leicht berechnen, welche ungeheuren Nachtheile die vier bis sechs Millionen Schafe den grundbesitzenden Spaniern brachten. Der Ackerbau mußte, obgleich Spanien sich mehr und mehr entvölkerte, der Schafe wegen darniederliegen; die Schafhirten plagten und quälten die Landwirthe auf alle Art und Weise. Jetzt ist Dies anders geworden: die Herden sind viel geringer; doch gibt es immer noch diese Schafe in großer Menge, und noch heutigen Tages bilden die Schafhirten einen eigenen Stand. Früher glaubte man, daß die Güte der Wolle wesentlich durch diese Wanderungen bedingt würde; jetzt ist man hiervon abgekommen, nachdem man erfahren hat, daß auch die stehenden Schafe ein gleichgutes Erzeugniß liefern. Auf unseren deutschen größeren Rittergütern sind die Schafe durch Kreuzungen mit echten Merinos nach und nach so veredelt worden, daß man jetzt kaum einen Unterschied zwischen ihnen und den spanischen wahrnehmen kann.

Viel auffallender erscheint uns deshalb eins der eigenthümlichsten aller Schafe, welches ebenfalls unserem Europa angehört, das Zackelschaf (Ovis strepsiceros). Unsere Abbildung überhebt mich der ausführlicheren Beschreibung; ich will blos erwähnen, daß das Vließ aus langem, ziemlich groben, matt glänzenden Grannenhaar und kurzem, mäßig feinen Wollhaare besteht und deshalb nur zu den gröbsten Geweben verwendet werden kann. Aus diesem Grunde wird das Thier auch mehr des Fleisches, als der Wolle wegen gezüchtet und namentlich von den Türken geachtet, weil sie das Schaffleisch allem übrigen vorziehen.

Die Heimat dieses Thieres beschränkt sich auf die europäische Türkei und die Donautiefländer; hier findet man es, zumal in Gebirgsgegenden, in großen Herden.

Endlich gedenken wir noch der Fettsteißschafe (Ovis steatopyga). In ganz Mittelafrika findet sich eine Art dieser Thiere in ungeheurer Anzahl; alle Nomaden der nördlichen und inneren Länder ebensowohl als die freien Neger züchten sie. Das afrikanische Fettsteißschaf ist ein ziemlich großes Thier und vor den meisten übrigen zahmen Arten durch sein vollständig haariges Vließ unterschieden. Es liefert keine Wolle, welche gesponnen und gewebt werden könnte. Sein Kleid ähnelt, der gleichmäßigen Kürze und Dicke der Haare wegen, dem der eigentlichen Wildschafe und hat mit einem echten Wollvließe gar keine Aehnlichkeit mehr. Die Hörner sind klein und kurz. Die Lämmer tragen ein überaus feines Wollfell.

Unsere Abbildung stellt das wegen seines regelmäßigen Baues und der auffallenden Färbung besonders ausgezeichnete persische Fettsteißschaf (Ovis steatopyga persica) dar. Das Thier ist mittelgroß, kleinhörnig und trägt ein Haarkleid, welches am Leibe weißlich, am Kopfe und Oberhalse aber scharf abgesetzt dunkelschwarz gefärbt ist. Hirt und Herde sind von unserem Künstler an

Ort und Stelle, im östlichen Habesch, gezeichnet worden; denn hier findet sich dieses Schaf ebensohäufig, als in Persien, Jemen und Arabien, seiner eigentlichen Heimat.

Alle übrigen Schafarten und Schafrassen überlasse ich gern anderen Beschreibern, zumal ich Ursache habe, zu glauben, daß dieser Gegenstand für die wenigsten meiner Leser von besonderer Anziehung sein dürfte. Das Schaf ist, wie bemerkt, ein sanftmüthiges, ruhiges, geduldiges, einfältiges knechtisches, willenloses, furchtsames und feiges, mit einem Wort ein höchst langweiliges Geschöpf.



Das persische Fettsteißschaf (Ovis steatopyga persica).

Von besonderen Eigenschaften ist bei ihm kaum zu reden; einen „Charakter“ besitzt es gar nicht. Nur während der Brunstzeit zeigt es sich anderen Wiederkäuern entfernt ähnlich: es entwickelt dann wenigstens einige Eigenschaften, welche ihm die Theilnahme des Menschen erwerben können. Im übrigen bekundet das Schaf eine geistige Beschränktheit, wie sie bei keinem Hausthiere weiter vorkommt; sie ist auch die Ursache seines in jeder Hinsicht äußerst ungeschickten Benehmens. Das Schaf lernt nie Etwas, und weiß sich deshalb allein nicht zu helfen. Nähme es der eigennützige Mensch nicht unter seinen ganz besonderen Schutz: es würde in kürzester Zeit aufhören zu sein. Die Furchtsamkeit des Thieres ist lächerlich, seine Feigheit erbärmlich. Jedes unbekannte Geräusch macht die ganze Herde

stutzig, Blitz und Donner und Sturm bringt sie gänzlich außer Fassung und vereitelt gar häufig die größten Anstrengungen des Menschen.

In den Steppen von Rußland und Asien sind die Hirten oft recht übel daran. Bei Schneegestöber und Sturm zertrennen sich die Herden, rennen wie unsinnig mitten in die Steppe hinaus, stürzen sich in Gewässer, selbst in das Meer, bleiben dumm an ein und derselben Stelle stehen, lassen sich geduldig einschneien und erfrieren, ohne daß sie daran dächten, sich irgendwie vor dem Wetter zu sichern oder auch nur nach Nahrung umherzuspähen. Manchmal gehen Tausende an einem Tage zu Grunde. Auch in Rußland benutzt man die Ziege, um die Schafe zu führen; allein selbst sie ist nicht immer im Stande, dem dummen Vieh die nöthige Leitung angedeihen zu lassen. Ein alter Hirt schildert, wie Kohl erzählt, die Noth, welche Schneestürme über Herden und Hirten bringen, mit lebendigen Worten:

„Wir weideten unser Sieben in der Steppe von Otschakow an 2000 Schafe und 150 Ziegen. Es war gerade zum ersten Mal, daß wir austrieben, im März. Das Wetter war freundlich, und es gab schon frisches Gras. Gegen Abend aber fing es an zu regnen, und es erhob sich ein kalter Wind. Bald verwandelte sich der Regen in Schnee; es wurde kälter, unsere Kleider starrten, und einige Stunden nach Sonnenuntergang stürmte und brauste der Wind aus Nordosten, so daß uns Hören und Sehen verging. Wir befanden uns nur in geringer Entfernung von Stall und Wohnung, und versuchten es, die Behausung zu erreichen. Der Wind hatte indeß die Schafe in Bewegung gesetzt und trieb sie immer mehr von der Wohnung ab. Wir wollten nun die Geisböcke, denen die Herde zu folgen gewohnt ist, zum Wenden bringen; aber so muthig diese Thiere zu allen Ereignissen sind, so sehr fürchten sie die kalten Stürme. Wir rannten auf und ab, schlugen und trieben zurück und stemmten uns gegen Sturm und Herde, aber die Schafe drängten und drückten auf einander, und der Knäuel wälzte sich unaufhaltsam die ganze Nacht weiter und weiter fort. Als der Morgen kam, sahen wir Nichts, als rund um uns her lauter Schnee und finstere Sturmwüste. Am Tage blies der Sturm nicht minder wüthend, und die Herde ging fast noch rascher vorwärts, als in der Nacht, wo sie von der dicken Finsterniß noch mitunter gehemmt ward. Wir überließen uns unserem Schicksale; es ging im Geschwindschritt fort, wir selber voran, das Schafgetrappel blöckend und schreiend, die Ochsen mit dem Vorrathwagen im Trabe, und die Rotte unserer Hunde heulend hinterdrein. Die Ziegen verschwanden uns noch an diesem Tage; überall war unser Weg mit dem todt zurückbleibenden Vieh zerstreut. Gegen Abend ging es etwas gemacher; denn die Schafe wurden vom Hunger und Laufen matter. Allein leider sanken auch uns zugleich die Kräfte. Zwei von uns erklärten sich krank und verkrochen sich im Wagen unter die Pelze. Es wurde Nacht, und wir entdeckten immer noch nirgends ein rettendes Gehöfte oder Dorf. In dieser Nacht ging es uns noch schlimmer, als in der vorigen, und da wir wußten, daß der Sturm uns gerade auf die schroffe Küste des Meeres zutrieb, so erwarteten wir alle Augenblick, mitsammt unserem dummen Vieh ins Meer hinabzustürzen. Es erkrankte noch einer von unseren Leuten. Als es Tag wurde, sahen wir einige Häuser uns zur Seite aus dem Schneenebel hervorblicken. Allein obgleich sie uns ganz nahe waren, höchstens dreißig Schritt vom äußersten Flügel unserer Herde, so kehrten sich doch unsere dummen Thiere an gar Nichts und hielten immer den ihnen vom Winde vorgezeichneten Strich. Mit den Schafen ringend, verloren wir endlich selber die Gelegenheit, zu den Häusern zu gelangen, so vollständig waren wir in der Gewalt des wüthenden Sturmes. Wir sahen die Häuser verschwinden und wären, so nahe der Rettung, doch noch verloren gewesen, wenn nicht das Geheul unserer Hunde die Leute aufmerksam gemacht hätte. Es waren deutsche Ansiedler, und Der, welcher unsere Noth entdeckte, schlug sogleich bei seinen Nachbarn und Knechten Lärm. Diese warfen sich nun, funfzehn Mann an der Zahl, mit frischer Gewalt unseren Schafen entgegen und zogen und schleppten sie, uns und unsere Kranken allmählich in ihre Häuser und Höfe. Unterwegs waren uns alle unsere Ziegen und fünfhundert Schafe verloren gegangen. Aber in dem Gehöfte gingen uns auch noch viele zu Grunde; denn so wie die Thiere den Schutz gewahrten, den

ihnen die Häuser und Strohhaufen gewährten, krochen sie mit wahnsinniger Wuth zusammen, drängten, drückten und klebten sich in erstickenden Haufen an einander, als wenn der Sturmteufel noch hinter ihnen säße. Wir selber dankten Gott und den guten Deutschen für unsere Rettung, denn kaum eine Viertelstunde hinter dem gastfreundlichen Hause ging es zwanzig Klaftern tief zum Meere hinab.“ —

Ganz ähnlich benehmen sich bei uns zu Lande die Schafe während heftiger Gewitter, bei Hochwasser oder bei Feuersbrünsten. Beim Gewitter drängen sie sich dicht zusammen und sind nicht von der Stelle zu bringen. „Schlägt der Blitz in den Klumpen,“ sagt Lenz, „so werden gleich viele getödtet; kommt Feuer im Stalle aus, so laufen die Schafe nicht hinaus oder rennen wohl gar ins Feuer. Ich habe einmal einen großen abgebrannten Stall voll von gebratenen Schafen gesehen; man hatte trotz aller Mühe nur wenige mit Gewalt retten können. Vor einigen Jahren erstickte fast eine ganze Herde, weil zwei Jagdhunde in den Stall sprangen und sie in solche Angst setzten, daß sie sich fast übermäßig zusammendrängten. Eine andere Herde wurde durch den Hund eines Vorübergehenden so aus einander gejagt und zerstreut, daß viele im Walde verloren gingen.“ — Diese Geschichten genügen, um das Schaf zu kennzeichnen; ähnliche ließen sich noch viele erzählen.

In gewissem Grade freilich zeigt auch das Schaf eine geistige Befähigung. Es lernt seinen Pfleger kennen, folgt seinem Rufe und zeigt sich einigermaßen gehorsam gegen ihn. Es hat einen gewissen Sinn für Musik und hört aufmerksam dem Gedudel des Hirten zu u. s. w. Eine Eigenthümlichkeit von ihm ist, daß es Veränderungen der Witterung vorher merkt.

Das Schaf liebt mehr trockene und hoch gelegene Gegenden, als niedere und feuchte. Nach Linné's Angabe frißt es von den gewöhnlichen mitteleuropäischen Pflanzen 327 Arten, während es 141 verschmäht. Hahnfuß, Wolfsmilch, Zeitlose, Schachtelhalme, Fettkraut, Riedgras und Binsen sind ihm Gift. Im Winter erhält es Heu, Stroh, dürres Laub, und am besten gedeiht es, wenn man ihm verschiedenerlei getrocknete Pflanzen vorlegt. Die Getreidefütterung macht es zu fett und schadet der Wolle. Das Salz liebt es sehr, und frisches Trinkwasser ist ihm ein unentbehrliches Bedürfniß.

Im März regt sich der Fortpflanzungstrieb, von da an währt er den ganzen Sommer hindurch fort. Die alten Römer ließen ihre Schafe zwischen Mai und Juni zur Paarung; die Landwirthe in kälteren Gegenden ziehen die Zeit von September bis Oktober vor. Dann werden die Lämmer, weil das Schaf 150 bis 154 Tage trächtig geht, in der zweiten Hälfte des Februars geworfen und haben bald gutes und frisches Futter. Gewöhnlich bringt das Schaf nur ein einziges Lamm zur Welt; zwei Junge sind schon ziemlich, drei sehr selten. In warmen Himmelsstrichen lammen kräftige Mutterschafe zwei Mal im Jahre. Anfangs müssen die kleinen Thiere sorgfältig gegen Witterungseinflüsse gehütet werden, später dürfen sie mit auf die Weide gehen. Im ersten Monat ihres Lebens brechen die Milchzähne durch, im sechsten Monat stellt sich der erste bleibende Backzahn ein; im zweiten Lebensjahre fallen die beiden Milchschneidezähne aus und werden durch bleibende ersetzt. Gegen Ende dieses Jahres erscheint der sechste oder dritte bleibende Backzahn, zugleich fallen sämmtliche Milchbackzähne nach und nach aus, und die Ersatzzähne treten an ihre Stelle. Erst im fünften Jahre werden die seitlichen Milchvorderbackzähne gewechselt und damit die Zahnungen beendet. Der Landwirth benennt die Schafe nach diesen Vorgängen, als Jungvieh, Zweischaufler, Zweijährige oder Zweizähnige, Vierschaufler, Dreijährige, Zeitvieh oder Vierzähnige und als Sechsschaufler oder Sechszähnige und Vierjährige, endlich als Achtschaufler, Abgezähnte oder fünfjährige Schafe. Eigentlich müßte man das Thier erst nachdem alle Zahnungen vorüber sind, als erwachsen erklären; allein das Schaf ist schon mit einem Jahre, der Widder mit dem achtzehnten Monate paarungs- und zeugungsfähig, und mit zwei Jahren werden sie fast überall zur Paarung zugelassen. Alle Rassen unter sich pflanzen sich ohne Schwierigkeit fort, und eben deshalb kann man kein Hausthier leichter veredeln, als eben das Schaf.

Bei uns zu Lande hat das geachtete Hausthier wenige Feinde; schon im Norden und Süden Europas aber ist es anders. Dort schleicht der Wolf häufig genug hinter vollkommen wehrlosen Thieren her. In Asien, Afrika und Amerika stellen die großen Katzen und größeren Wildhunde, in Australien der Dingo und Beutelwolf den Schafen eifrig nach. Der Bär holt sich hier und da auch ein Stück; die Adler werden den Lämmern gefährlich. Dafür bleiben die am ärgsten von Feinden heimgesuchten Schafe auch am meisten von Krankheiten verschont, und der Schaden gleicht sich somit wieder aus. Die häufigste aller Krankheiten ist das Drehen, welches sich hauptsächlich bei jungen Schafen zeigt. Es rührt von Blasenwürmern (Coenurus cerebralis) im Gehirn her, welche auf noch nicht ermitteltem Wege in diesen edlen Theil gelangen. Andere Eingeweidewürmer, die sogenannten Leberegel (Distoma hepaticum), verursachen die Leberfäule, einige Fadenwürmer die Lungenfäule. Dazu kommen nun noch der Blutschlag oder die Blutseuche, die Klauenseuche, die Trabekrankheit, die Pocken, die Trommelsucht und andere Krankheiten. — Schafzüchter können durch sie manchmal der Hälfte ihrer Herden beraubt werden.

Noch vor wenigen Jahrzehnten war der Nutzen des Schafes ungleich größer, als gegenwärtig. In einem vollständig angebauten Lande wird zur Zeit kein großer Gewinn mehr mit dem Halten der Schafe erzielt. Die Wolle ist, seitdem man ganz Australien als Schafweide benutzt, bedeutend im Preise gefallen und nur noch das Fleisch und der Mist kommen in Betracht. Im Süden benutzt man auch die Milch, um daraus geschätzten Käse zu machen; die Hörner werden ebenfalls verwendet. Edle Schafe milkt man nirgends, weil man hierdurch den Wollertrag vermindert.

Das Schaf kann vierzehn Jahre alt werden; doch fallen ihm schon im neunten oder zehnten Jahre die meisten Zähne aus. Es wird dadurch unbrauchbar und muß so rasch als möglich gemästet und geschlachtet werden.

* *
*

Wenn es sich darum handelte, die Thiere nach der Wichtigkeit zu ordnen, welche sie für das menschliche Leben haben, müßten wir unter den Wiederkäuern die Rinder unbedingt obenan stellen. Die Vortheile, welche diese Thiere uns gewähren, sind, wie Jedermann bekannt, gar nicht zu berechnen. Sie nützen im Leben, wie im Tode; sie sind es, von denen während des Lebens jede Kraft und jede Begabung und nach dem Tode jeder einzelne Theil und Stoff ihres Leibes Verwendung findet. Deshalb ist es kein Wunder, daß sie der Mensch über die ganze Erde mit sich geführt hat, daß sie fast allen Völkern zu unentbehrlichen Gehilfen, zu überaus wichtigen Gliedern seines Hausstandes geworden sind. Und nicht blos eine Art aus dieser Familie ist in den Besitzstand des Menschen übergegangen, sondern eine ganze Anzahl: wir können es bisjetzt noch nicht einmal sagen, wie viele.

Die Stiere oder Rinder (Boves) sind große, starke und schwerfällige Wiederkäuer, deren Familienkennzeichen hauptsächlich in den mehr oder weniger runden und glatten Hörnern, der breiten Schnauze mit den weit aus einander stehenden Nasenlöchern, dem langen, bis ans Hackengelenk reichenden, gequasteten Schwanze und dem Mangel an Thränengruben und Klauendrüsen liegen. Die meisten zeichnen sich auch durch eine hängende Wamme am Halse aus. Ihr Geripp zeigt sehr plumpe und kräftige Formen. Der Schädel ist breit an der Stirn und an der Schnauze wenig verschmälert; die runden Augenhöhlen stehen weit seitlich hervor, die Stirnzapfen, auf denen die Hörner sitzen, wachsen seitlich aus dem hinteren Schädel heraus; die Halswirbel sind sehr kurz, haben aber lange Dornfortsätze; 13 bis 15 Wirbel tragen Rippen; am zwölften oder vierzehnten befestigt sich das Zwerchfell; 6 oder 7 Wirbel bilden den Lendentheil; 4 oder 5 innig mit einander verschmolzene das Kreuzbein; die Zahl der Schwanzwirbel wächst bis auf 19 an. Der Zahnbau

ist nicht besonders auffallend. Gewöhnlich sind die inneren Schneidezähne jeder Seite die größten und die äußersten die kleinsten. Ihre Ränder sind breit und schaufelförmig, nutzen sich aber leicht ab. Von den vier Backenzähnen in jedem Kiefer sind die vordersten klein, die hintersten aber sehr entwickelt. Die Kauflächen sind nach den Arten manchfach verschieden.

Besonders zeichnen unsere Thiere die Hörner aus. Sie sind glatt, rundlich und höchstens am Grunde quer gerunzelt; nur bei wenigen schwellen sie nahe der Wurzel so an, daß sie die Stirn bedecken; gewöhnlich lassen sie diese ganz frei. Sie krümmen sich in sehr verschiedener Weise nach außen oder innen, nach hinten oder nach vorn, nach aufwärts und nach abwärts oder sind auch leierförmig. Das Haarkleid ist gewöhnlich kurz und glatt anliegend; bei einzelnen Arten verlängert es sich aber mähnenartig, wenigstens an gewissen Stellen des Leibes.

Ganz Europa und Afrika, Mittel- und Südasien, sowie der höhere Norden Amerikas dürfen als die ursprüngliche Heimat der Stiere betrachtet werden; gegenwärtig aber sind sie über alle Theile des Erdballs verbreitet, obgleich nur die in die Knechtschaft des Menschen übergegangenen Arten. Die wildlebenden bewohnen die verschiedensten Oertlichkeiten, diese dichtere Waldungen, jene freie Blößen oder Steppen, die einen die Ebene, die anderen das Gebirg, wo sie sogar bis zu einer Höhe von fast 17,000 Fuß über die Meeresfläche emporsteigen. Einige ziehen sumpfige Gegenden und Moräste, andere mehr trockene Oertlichkeiten vor. Die wenigsten sind Standthiere; sie führen vielmehr ein herumschweifendes Leben. Die, welche das Gebirge bewohnen, steigen im Winter in die Thäler herab, jene, welche im Norden leben, ziehen sich südlicher, und der Mangel an Nahrung an einer gewissen Oertlichkeit bestimmt wieder andere zum Wandern in nahrungsreichere Gegenden. Alle Arten ohne Ausnahme sind gesellig und schlagen sich herdenweise zusammen; einzelne bilden Heere von Tausenden. Starke, alte Thiere führen die Truppen an; doch kommt es auch bei ihnen vor, daß bösartige Zugführer zuweilen von der Herde vertrieben werden.

Die Stiere sind während des Tages thätig und ruhen bei Nacht. Sie erscheinen zwar plump und langsam, sind aber doch im Stande, sich sehr rasch zu bewegen, und zeigen viel mehr Fertigkeiten, als man ihnen zutrauen möchte. Ihre Bewegung besteht für gewöhnlich in einem langsamen Schritt; allein sie traben auch schnell dahin und fallen zuweilen in einen höchst unbeholfenen Galopp, welcher sie sehr rasch fördert. Die Arten, welche Gebirge bewohnen, klettern meisterhaft, sind auch im Stande, weite Sprünge auszuführen. Das Schwimmen verstehen alle Arten und einzelne sogar ganz vortrefflich; sie setzen mit Leichtigkeit über die breitesten Ströme. Ihre Kraft ist außerordentlich, ihre Ausdauer bewunderungswerth. Unter den Sinnen steht der Geruch obenan; das Gehör ist auch gut, das Gesicht aber, wie schon das ziemlich blöde Auge beweist, nicht besonders entwickelt. Ihre geistigen Fähigkeiten sind gering, doch zeigen die wilden weit mehr Verstand, als die zahmen, welche ihre Geisteskräfte nicht anzustrengen brauchen. Ihr Wesen ist sehr verschiedenartig. Im allgemeinen sind sie sanft und zutraulich gegen Geschöpfe, welche ihnen nicht gefährlich oder beschwerlich werden; allein sie zeigen sich auch überaus wild, trotzig und im hohen Grade muthig; sie greifen, gereizt, unter Todesverachtung alle Raubthiere, auch die stärksten, an und wissen ihre furchtbaren Waffen dann mit so viel Geschick zu gebrauchen, daß sie gewöhnlich Sieger bleiben. Unter sich im ganzen verträglich, kämpfen sie doch zu gewissen Zeiten mit großer Rauflust, und namentlich die Männchen führen während der Brunstzeit prachtvolle und dabei höchst gefährliche Kämpfe.

Die wilden Arten zeichnen sich durch einen eigenthümlichen Moschusgeruch aus, welcher bei den Männchen so heftig wird, daß er das ganze Fleisch durchdringt und es ungenießbar macht. Bei den zahmen Arten ist dieser Geruch ebenfalls bemerklich, aber schwach.

Die Stimme unserer Thiere besteht in hellerem oder dumpferem Gebrüll oder in einem Grunzen und Brummen, welches hauptsächlich dann gehört wird, wenn sie erregt sind.

Sehr verschiedene Pflanzenstoffe bilden die Nahrung der Rinder. Sie verzehren Laub und zarte Knospen, Triebe und Zweige der allerverschiedensten Bäume, Gräser und Kräuter, Baumrinde, Mos und Flechten, Sumpf- und Wasserpflanzen, selbst scharfschneidiges Riedgras und rohrähnliche Ge-

wächse. In der Gefangenschaft nähren sie sich von allen möglichen Pflanzenstoffen. Salz ist für alle ein Leckerbissen. Wasser ist ihnen ein Bedürfniß, und manche wälzen sich mit Lust in schlammigen Lachen oder legen sich stundenlang in Flüsse und Teiche.

Der Begattung gehen gewaltige Kämpfe unter den Männchen voraus. Neun bis zwölf Monate nach ihr wirft die Kuh ein einziges Junge, sehr selten zwei. Das Kalb ist immer vollkommen ausgebildet und nach kürzester Zeit im Stande, der Mutter zu folgen. Diese behandelt es mit großer Zärtlichkeit, säugt und reinigt, beleckt und liebkost es und vertheidigt es bei Gefahr mit tollkühnem Muthe gegen jeden Angriff. Nach 3 bis 8 Jahren ist das Junge erwachsen und zur Fortpflanzung geeignet; 15 bis 50 Jahre beträgt seine Lebensdauer.

Sämmtliche Rinderarten lassen sich sehr leicht zähmen und geben sich dann willig dem Menschen hin. Sie lernen ihre Pfleger kennen und lieben, folgen deren Rufe und gehorchen selbst einem schwachen Kinde; doch ziehen sie ihren Herrn eigentlich anderen Menschen nicht vor, sondern behandeln, wenn sie einmal gezähmt worden sind, alle Leute mit der gleichen Freundlichkeit.

Die Jagd der wilden Rinder gehört zu den ernstesten, welche es gibt. Ein Löwe und ein Tiger können nicht gefährlicher sein, als ein gereizter Stier, dessen blinde Wuth keine Grenzen mehr kennt. Gerade deshalb aber betreibt man die Jagd auf wilde Stiere mit größter Leidenschaft, und manche Völker sehen sie als die rühmlichste von allen an.

Gegen den Nutzen, welchen die zahmen Rinder leisten, verschwindet der geringe Schaden, den die Wildlebenden anrichten, fast gänzlich. Diese werden höchstens durch das Benagen der Bäume und Sträucher in den Wäldern, durch das Zerstören des Graswuchses und durch Verheerungen, die sie in Pflanzungen ausüben, dem Menschen lästig; die gezähmten nützen ihm dagegen auf alle mögliche Weise mit ihren sämmtlichen Kräften, mit ihrem Fleisch und ihren Knochen, mit ihrer Haut und ihrem Gehörn, mit ihrer Milch, selbst durch das Haar und ihren Mist. Man verwendet sie zum Ziehen und zum Tragen, zum Reiten, zum Treiben von Maschinen u. s. w.

Soviel bis jetzt bekannt, darf man mit Sicherheit zehn Arten von Rindern unterscheiden. Ein Uebergangsglied zwischen Schaf und Rind mag die Reihe der von mir erwählten eröffnen. Ich meine hiermit den sehr sonderbar gestalteten, besonders aber durch seine Behaarung ausgezeichneten Bisam- oder Moschusochsen (Ovibos moschatus), welcher gegenwärtig mit Recht als Vertreter einer besonderen Sippe betrachtet wird. Er zeigt am allerwenigsten das allgemeine Gepräge der Familie Hinsichtlich seiner Größe gehört er zu den kleinsten Rindern überhaupt, und dabei sind seine Gliedmaßen von auffallender Kürze. Der Schwanz verkümmert zu einem Stummel, welcher aber um so länger behaart ist; der Hals ist kurz, der Kopf groß und breit, die ganz behaarte Schnauze schafähnlich, kurz und stumpf, das Maul schmal. Die Hörner, welche sich erst nach abwärts und außen, dann nach vorn und endlich wieder mit der Spitze nach oben und außen wenden, bedecken fast Scheitel und Stirn; nur bei der Kuh stoßen sie nicht ganz an einander. An der Wurzel sind sie zusammengedrückt und rauh, nach der Spitze hin rund und glatt. Die dicken Beine enden in schmale Hufe. Das Grannenhaar ist außerordentlich lang, zumal an Hals, Schultern, Rücken und Lenden; kurz ist es überhaupt nur an den Beinen. Eine dichte Grundwolle von aschgrauer Farbe wird von den Grannen vollständig überdeckt. Sie bildet sich im Herbst, bleibt den ganzen Winter hindurch stehen, verliert sich in großen Flocken im Sommer und wird bald darauf durch die neue ersetzt. Das Haar ist dunkelbraun von Farbe, nach unten hin schwärzer; auf der Mitte des Rückens steht ein bräunlich weißer Fleck; das Nasenende, die Lippen und das Kinn sind weißlich, und die Beine bedeutend lichter, als der übrige Körper. Ungeachtet der verhältnißmäßig geringen Größe des Moschusochsen, erlegte Parry auf seiner Reise nach dem Nordpol Stiere, welche bei 10½ Faust Höhe am Widerrist sieben Centner wogen. Der Kopf mit der Haut allein hatte ein Gewicht von 130 Pfund. Von dem einen Stier bekam man 361, von dem anderen 350 Pfund Fleisch. Die Gesammtlänge erwachsener Moschusstiere beträgt 6 Fuß; die Hörner sind, der Krümmung nach gemessen, 2 Fuß lang.

Es ist auffallend, daß schon die ersten Beschreiber der neuen Welt Nachricht über dieses Thier erhielten. Der Spanier Gomara, einer der ersten Geschichtsschreiber des 16. Jahrhunderts, sagt ausdrücklich, daß im Reiche Guivira, einem Lande, das man sich nördlich von Mejiko dachte, „langhaarige Schafe von der Größe eines Pferdes leben, welche sehr kurze Schwänze, aber erstaunlich große Hörner tragen.“ Man kann nicht wohl annehmen, daß mit diesen Worten ein anderes Thier, als unser Bisamochse gemeint sei, begreift aber nicht, in welcher Weise die Eroberer Mejikos Kunde von ihm bekommen konnten, da er doch nach allen sichern Beobachtern niemals südlich des 61. Grades nördlicher Breite gefunden worden ist. Aus dieser einen Angabe sieht man aber wiederum, wie hoch die Bildung der alten Mejikaner gewesen sein muß, weil nur sie es sein konnten, welche die Spanier auf ein solches Geschöpf aufmerksam machten.

Hearne, Richardson, Parry und Franklin haben uns einigermaßen mit dem Leben des Bisamochsen bekannt gemacht. Er bewohnt nach ihren Berichten jene traurigen Mossteppen,



Der Bisam- oder Moschusochse (Ovibos moschatus).

welche in der alten Welt und namentlich in Sibirien mit dem Namen „Tundra“ belegt werden, im ganzen aber rund um die Erde herum dasselbe Gepräge tragen. Diese Steppen sind eigentlich nichts Anderes, als ungeheure Moräste mit unzählbaren kleinen Seen und Teichen und größeren und kleineren Flüssen, unterbrochen von einzelnen niederen ausdrucklosen Hügelreihen. Sie sind die Heimat mehrerer Wühlmäuse und des Renthieres, des Wolfes und des Eisfuchses, des Vielfraßes und einiger Marderarten, werden aber sonst von anderen Geschöpfen möglichst gemieden. Ihre Unwirthlichkeit und Oede, ihre Armuth und die Qual, welche die Milliarden von Mücken, die im Sommer hier lebendig werden, allen Thieren bereiten, treiben diese beständig von einem Ort zum anderen. Hier lebt der Bisamochse in Herden von 20 bis 25 Stück, und zwar vorzugsweise auf inselgleich zu Tage tretenden Felsenhügeln oder im Gebirg selbst. Sein auffallend dichtes Wollkleid schützt ihn vollkommen gegen die Rauhheit seiner Heimat, in ihm kann er noch in Grönland und auf der Melvilleinsel leben und gedeihen. Oft sieht man ganze Züge über das Eis gehen, um sich nach

einer von den Inseln zu begeben und dort zu weiden; später verlassen sie den ausgenutzten Ort auf dieselbe Weise. Gegen den Winter hin treten die Herden zusammen und halten sich dann bis in den Sommer hinein gewöhnlich unfern der Flüsse auf, ziehen sich aber mit anbrechendem Herbst nach den Wäldern zurück. Während des Sommers dienen ihnen die spärlichen Pflanzen der Moräste, Gras- und Sumpfkräuter, im Winter Flechten zur Nahrung. Im Verhältniß zu den Kühen gibt es nur wenige Stiere bei einer Herde, selten mehr, als zwei oder drei vollkommen erwachsene; denn die Tapferen bestehen um die Brunstzeit heftige Kämpfe mit einander, welche gemeiniglich den Tod des schwächeren zur Folge haben; wenigstens findet man sehr viele Leichname von ihnen.

Ohngeachtet der plumpen Gestalt der Bisamochsen, sind sie doch hurtig und rasch in ihren Bewegungen. Sie klettern mit derselben Leichtigkeit, wie Ziegen, auf den Felsen umher und springen mit Geschick von einem Absatz zum anderen; Roß behauptet, daß sie die Gewandtheit und Behendigkeit der Antilopen besäßen. Ihre Sinne scheinen nicht so ausgebildet zu sein, wie die anderer Rinder; wenigstens beweisen sie sich durchaus nicht so wachsam, wie die meisten ihres Geschlechts. Der Jäger kann sich ihnen, während sie äßen, gegen den Wind ohne Schwierigkeiten nähern. Dabei betragen sie sich sehr eigenthümlich.

Wenn zwei bis drei Leute die Herde so beschleichen, daß sie von verschiedenen Richtungen her feuern, drängen sich die Thiere, anstatt sich zu zerstreuen oder flüchtig zu werden, immer dichter zusammen und gewähren den Jägern somit vielfache Gelegenheit zum Schuß. Verwundete Stiere gerathen in Wuth und stürzen grimmig auf den Jäger zu, der sich dann vorsehen mag, wenn er nicht von den spitzen Hörnern durchbohrt sein will. Sie wissen ihre Waffen eben so gut zu gebrauchen, als ihre übrigen Verwandten; nach Aussage der Indianer werden selbst Wölfe und Bären nicht selten von ihnen getödtet.

Zu Ende August rindern die Bisamochsen, und Ende Mai's kalben die Kühe. Ihre Jungen bleiben bis zur Zeit des vollendeten Wachsthums sehr hell und nehmen erst dann die Färbung der Alten an.

Zu Anfang des Sommers sieht man die Thiere sich oft im Schlamme wälzen, um sich von ihrem alten Wollhaare zu befreien, und erst wenn sie sich vollständig gehärt haben, ziehen sie wieder ruhig, wie vorher, dahin.

Mit Recht führt unser Thier seine Namen; denn ein widerlicher Moschus- oder Bisamgeruch durchdringt das ganze Fleisch und macht es den Europäern vollkommen ungenießbar. Nur die Kühe und die Kälber haben diesen Geruch noch nicht; ihr Fleisch ist deshalb auch für den Europäer ein willkommenes Gericht. Der Geschmack der Eskimos ist nicht so fein und macht keinen Unterschied zwischen bisamduftigem und anderem Fleisch. Die Herden der Moschusochsen oder „Umingarak“, um mit jenen kleinen Leuten zu reden, bilden einen Hauptgegenstand der eifrigsten Jagd. Die Eskimos beginnen schon im Herbst ihre Jagdzüge, machen sich mit Todesverachtung an die Herden heran, reizen die Stiere, bis sie auf sie zustürzen, wenden sich dann schnell zur Seite und stechen ihnen ihre Lanze in den Wanst. Andere wenden auch Pfeile an, obwohl diese nicht viel ausrichten. So traf Kapitän Roß im Lande der Eskimos auf einen Bisamstier und ließ ihn durch seine Hunde stellen. Das Thier zitterte vor Wuth und stieß beständig nach den Hunden, welche ihm aber stets geschickt auswichen. Ein Eskimo, welcher die Jagd mitmachte, schoß in großer Nähe einen Pfeil nach dem anderen auf den Ochsen ab; doch alle prallten wirkungslos von seinem dichten Haarpelze zurück. Nun feuerte Roß aus einer Entfernung von wenigen Schritten und durchschoß dem armen Schelm das Herz, so daß er lautlos zu Boden stürzte. Der Eskimo war schnell bei der Hand, fing das Blut auf, vermischte es mit dem Schnee und löschte damit seinen Durst.

In der Gegend des Fort Wales treiben die Indianer einen ganz einträglichen Tauschhandel mit dem Fleische des von ihnen erlegten Wildes. Sie hängen es, nachdem sie es in größere Stücke zerschnitten haben, in der Luft auf, lassen es vollständig austrocknen und liefern es dann in die Niederlassungen der Pelzjäger ab, wo es gern gekauft wird. Auch die Wolle und das Haar werden von den

Indianern und Eskimos hoch geschätzt. Erstere ist so fein, daß man daraus sicherlich vortreffliche Gewebe bereiten könnte, wenn man ihrer genug hätte. Richardson gibt an, daß man Strümpfe daraus webt, welche feiner als Seide sind. Aus dem Haar bereiten sich die Eskimos ihre Mosquitoperrücken, aus den Schwänzen Fliegenwedel und aus der Haut gutes Schuhleder.

Von den eisigen Küsten des hohen Nordens hinweg mag uns ein anderer Stier nach den Höhen des Himalaya führen. Es ist der Jak oder grunzende Ochs (Poëphagus grunniens), welcher



Der Jak (Poëphagus grunniens).

wild die Höhen jenes Gebirges und die Hochländer Mittelasiens bevölkert, gezähmt aber von den Eingeborenen vielfach verwendet wird. Er ist unzweifelhaft eines der merkwürdigsten Mitglieder der ganzen Familie, auch schon seit uralten Zeiten hoch berühmt, denn von ihm stammen die sogenannten Roßschweife, welche als sonderbarer Kriegsschmuck bei den Heerführern der Morgenländer üblich sind. Bereits der alte Aelian kannte diesen Ochsen. „Indier bringen“, so sagt er, „ihrem Könige zweierlei Ochsen dar, von denen die einen sehr geschwind laufen, die anderen sehr wild sind. Ihre Farbe ist schwarz, die des Schwanzes aber, aus denen man Fliegenwedel macht, blendend weiß. Das Thier ist sehr furchtsam und läuft schnell davon; kommen ihm aber die Hunde zu nahe, so steckt es seinen Schwanz in den Busch und stellt sich seinen Feinden gegenüber, weil es glaubt, man würde ihm

nichts mehr thun, wenn man den Schwanz nicht sähe, wohlwissend, daß man ihn um dessen Schönheit willen fängt. Aber es betrügt sich. Man erlegt es mit einem giftigen Pfeil, schneidet den Schwanz ihm ab, und nimmt seine Haut; das Fleisch läßt man liegen." Auf diesen alten Schriftsteller folgen Marco Polo, Nicolo di Conti, Belon, Pennant und andere Reisende, bis später Pallas eine ausführlichere Beschreibung, wenn auch nur des zahmen Jak, uns gibt. Erst in der neuen und neuesten Zeit haben uns die Reisenden Stewart, Turner, Moorcroft, Herbert, Gerard, Hamilton, Smith und unsere berühmten Landsleute, die Gebrüder von Schlagintweit, genauer mit dem „Poëphagus" der Alten bekannt gemacht. Nachdem zahme Jaks in unseren Thiergärten eingeführt wurden, konnten auch Beobachtungen über diese angestellt werden.

In den meisten Ländern, wo man den zahmen Jak hält, kommt auch noch sein Stammvater wild vor, immer aber nur auf den höchsten Alpenweiden der Gebirge in wirklich erstaunlichen Höhen. „Die Gegend", sagt Schlagintweit, „wo man den Jak und den Kiang oder das wilde Pferd findet, ist in thierkundlicher Hinsicht eine der merkwürdigsten der Erde. Diese weiten Hochebenen, obwohl im Sommer frei von Schnee und Eis, sind doch Nichts als eine Wüste das ganze Jahr hindurch; ja, ihre Pflanzenwelt ist noch geringer, als die zwischen Suez und Kairo in Egypten. Nichtsdestoweniger sind diese hohen und unfruchtbaren Gegenden von zahlreichen Truppen großer Vierfüßler bevölkert. Neben den schon erwähnten (Jak und Kiang) findet man in Menge zahlreiche Arten von wilden Antilopen, eine kleine Zahl von hundeähnlichen Thieren (Schakale?), namentlich aber Füchse und auch Hasen. Die Pflanzenfresser finden dort ihre Nahrung nur, indem sie auf großen Räumen umherziehen, auf denen sie blos sehr wenige fruchtbare Stellen finden, da bei weitem der größte Theil der Oberfläche alles Pflanzenwuchses bar ist." —

„Oft bemerkt man längs der kahlen Abhänge der Berge oder die hohlen, unausgetrockneten Seebecken hindurch die zahlreichen Spuren wilder Thiere, die, einer bestimmten Richtung folgend, Karavanenpfaden gleichen. Bei dem stets so großen Futtermangel werden sie auch für Reisende sehr wichtig, die sich veranlaßt sehen, ihnen zu folgen, um ihren erschlafften Thieren Rast, wenn auch an einem nur spärlichen Futterplatze, zu geben."

„Unter den Verbreitungskreisen der größeren Sängethiere ist jener des Jak einer der beschränktesten. Mehr, als bei anderen Thieren, hängt sein Vorkommen wesentlich von einem Klima ab, welches zunächst trocken und von mäßiger Sonnenwärme ist. Als größte Höhen, in denen wir den Jak in außergewöhnlichen Fällen beobachteten, sind 19,700 bis 19,800 englische Fuß zu nennen. Es sind dies Höhen nicht nur weit über der Grenze des Pflanzenwuchses, sondern in den bezüglichen Gegenden noch mehr als Tausend Fuß über der Schneegrenze."

Ein ziemlich beträchtlicher Theil von Mittelasien ist es, wo der Jak noch gegenwärtig wild vorkommt. Man findet ihn namentlich in den höheren Theilen der Mongolei, Tibets und Turkistans. Im eigentlichen Himalaya, auf dessen Klima die indische Regenzeit so vielen Einfluß hat, kommt der Jak im wilden Zustande nicht mehr vor, und auch im nördlichen China ist er ziemlich selten. Unter 8000 Fuß über dem Meere scheint er gar nicht leben zu können; selbst der gezähmte beweist deutlich genug, wie unangenehm ihm ein höherer Wärmegrad, als der in seinen Höhen herrschende, ist. Ein solches Vorkommen eines Ochsen hat unzweifelhaft etwas außerordentlich Auffallendes, weil es dem ganzen Wesen der übrigen Rinder widerspricht. Es muß daran erinnert werden, daß in jenen Höhen der Luftdruck auf die Hälfte des am Meeresstrande herrschenden herabgesunken ist. Unter solchen Umständen gefällt sich wohl ein Vogel, aber kaum noch ein anderes Sängethier; denn nicht einmal das Lama steigt ohne Beschwerde zu ähnlichen Höhen empor.

Die Bewegungen des Jak haben, wie Pallas sagt, etwas Muthiges und Unerwartetes. Sein Gang ist ziemlich schnell und sein Lauf im Galopp, wenn auch unbeholfen erscheinend, doch sehr fördernd. Die Sinne scheinen gut ausgebildet zu sein, wenigstens beweist der Jak durch eilige Flucht, daß er Feinde schon von fern wahrnimmt. Er gehört zu den scheuesten aller Thiere. „So oft wir Gelegenheit hatten," sagt Schlagintweit, „Jaks in wildem Zustande zu sehen, fanden wir sie

äußerst scheu. Sie eilten bei der geringsten Annäherung schnell davon. Es fiel uns Dies besonders während unserer Reisen in Turkistan auf, wo wir absichtlich, um Entdeckungen unmöglich zu machen, die gewöhnliche Karavanenstraße verließen und tagelang durch Gegenden zogen, welche vielleicht jahrelang von Menschen nicht betreten worden waren. Nicht nur der Jak, sondern auch die anderen wilden Thiere, denen wir begegneten, die Kiangs, die Schafe und die Antilopen, zeigten dieselbe Furcht bei unserer Annäherung, gerade so, als ob sie stets aufs eifrigste von Menschen verfolgt und beunruhigt worden wären. Ich erwähne diese Umstände besonders deshalb, weil behauptet wird, daß die natürliche Scheu wilder Thiere sich sehr vermindert, wenn sie vor Nachstellungen gesichert leben. Vögel fanden wir stets weit weniger scheu. Ausstreuen von Futter brachte sie sogleich ganz in die Nähe unseres Lagerplatzes, ja, bei unserer Besteigung des Ibi Gamin haben uns sechs Tage hindurch mehrere Krähen von 16,000 bis hinauf zu 22,000 Fuß begleitet."

Der Jak dankt seinen lateinischen Namen seiner eigenthümlichen Stimme, welche weder mit dem Brüllen unseres Rindes noch mit dem Blöcken der Schafe, noch mit dem Wiehern des Pferdes, sondern nur mit dem Grunzen des Schweines vergleichbar, obwohl sie etwas tiefer und eintöniger ist, als die Laute des Schweines es sind. Der Stier läßt jedoch seine Stimme weit seltener vernehmen, als die Kuh oder das Kalb.

Ueber die Fortpflanzung des wilden Jak fehlen zur Zeit noch Beobachtungen. Man weiß nur, daß die Kuh im Frühjahr rindert und ein einziges Junge zur Welt bringt, welches alsbald dieselbe Beweglichkeit, Unruhe und Lebhaftigkeit zeigt, wie die Alte, und ihr augenblicklich, selbst auf den unsichersten Felsenpfaden, bis in die höchsten Höhen nachfolgt.

Man jagt dem Jak seines schönen Haares wegen eifrigst nach, heutzutage noch mit Hilfe der Hunde, wie man ihn noch jetzt mit dem Pfeile erlegt. Die Jagd hat ihre Gefahren; denn ein Fehlschuß kostet dem Jäger das Leben, schon aus dem Grunde, weil der Jak ein weit besserer und sicherer Bergsteiger ist, als der Mensch, und sich viel zu schnell bewegt, als daß dieser entkommen könnte. Der wilde Jak ist, wie alle freilebenden Stiere, ein gewaltiges, wüthendes Thier, welches sich mit außerordentlichem Muthe vertheidigt, wenn es sein muß. Wie es scheint, ist ein alt eingefangener Jak unzähmbar; dagegen werden junge Kälber noch heutigen Tages vielfach gezähmt. Warren Hastings brachte ein von wilden Eltern abstammendes Jakkalb nach England. Dort versuchte man es später mit einer zahmen englischen Kuh zu paaren; der Jakstier zeigte aber eine ebenso entschiedene Abneigung gegen dieselbe, wie der Wisentstier sie unter ähnlichen Umständen an den Tag zu legen pflegt. In Indien dagegen wird der Jak schon seit alten Zeiten mit anderen Rinderarten gepaart, um deren Rasse zu veredeln. Dies berichtet bereits Marco Polo und fügt ausdrücklich hinzu, daß man die Jaks zu diesem Zwecke einfange.

Der Jak ist ein schönes Rind von 6 bis 7 Fuß Leibeslänge und $1\frac{1}{2}$ Fuß Schwanzlänge, ausschließlich des langen Haares, welches den eigenthümlichen Schweif bedeckt. Hinsichtlich seiner Gestalt steht er ungefähr in der Mitte zwischen dem Wisent, dem Büffel und dem gemeinen Rinde; aber er erscheint auch gewissermaßen als ein Mittelding von Rind, Pferd und Schaf. An das Pferd erinnern die ansprechenden runden, gedrungenen Formen des Leibes, die feinen und fest gesetzten Glieder, der lange Schwanz, der lebhafte, stolze Gang, die Art, wie er die Füße setzt und die Haltung während seines schnellen Laufes, an die Ziegen und Schafe aber die lange Behaarung. Ein reiches, seidenartiges Vlies hängt zu seinen beiden Seiten fast bis auf den Boden herab und ziert das Thier auf das höchste. Eigentlich ähnelt nur der Kopf dem der Ochsen; der übrige Körper ist gleichsam eine Zusammensetzung verschiedener Thierformen. Die Stirn ist kurz und schwach gewölbt, der Kopf kürzer, als bei den meisten Rassen des Rindes, die Schnauze kolbenartig aufgetrieben; die großen, schmalen Nasenlöcher stehen weit von einander und fast der Quere; die Lippen sind dick und hängend, die Augen voll und lebhaft; die Ohren länglich eiförmig, die Hörner höher aufgesetzt, als bei den meisten Rindern, etwa von Kopfeslänge, dünn und scharfspitzig, beim Stiere vom Grund an halbmondförmig nach außen, vor- und aufwärts gewendet, mit der Spitze aber wieder nach ein- und rückwärts gekrümmt.

bei der Kuh halbmondförmig nach außen und aufwärts und mit der Spitze nach ein- und rückwärts gerichtet. Von der Wamme, welche bei den übrigen Rindern so deutlich ist, sieht man keine Spur. Der Rücken ist fast gerade, der Widerrist erhaben. Die Beine erscheinen kurz und sind dick und stark, breithufig; sie haben ansehnliche Afterklauen. Die Behaarung ist fast überall lang, reichlich und dick; nur das Gesicht, die Unterfüße und eine kleine Stelle an der Brust machen davon eine Ausnahme. Am Scheitel sind sie grob, zottig und verworren, auf der Stirnleiste bilden sie einen förmlichen Wulst, über den Schultern und auf dem Widerrist einen ähnlichen, welcher sich mähnenartig längs der Firste des Nackens fortsetzt. Die Leibesseiten, die Schenkel und die Oberarme sind mit langen, straffen, zottigen Haaren bedeckt, welche zuweilen fast bis auf den Boden herabreichen. Am Unterhalse bilden sie die Fortsetzung der Mähne, am Schwanze werden sie 2 bis 3 Fuß lang und sind dabei ausnehmend fein und fast seidenartig. Schwarz ist die Hauptfärbung des Thieres; zuweilen sind aber der Haarwulst und der Schwanz, manchmal auch Stirn und Scheitel weiß; selten zeigen sich auch an anderen Körpertheilen weiße Haare.

In allen Ländern, wo der Jak wild vorkommt, findet man ihn auch gezähmt als nützliches und wichtiges Hausthier. Der zahme Jak unterscheidet sich gewöhnlich hinsichtlich seiner Gestalt und seines Haarwuchses nicht von dem wilden, wohl aber hinsichtlich der Färbung. Rein schwarze Jaks sind sehr selten; gewöhnlich zeigen auch Die, welche den wilden am meisten ähneln, weiße Stellen, und außerdem trifft man braune, rothe und gescheckte an. Mehrere Rassen sind bereits gezogen worden, vielleicht durch Vermischung mit anderen Rinderarten. Hier und da sind die zahmen Jaks auch wieder verwildert, und dann haben sie ganz die Urfärbung wieder angenommen. In der Gegend des heiligen Berges Bogdo am Altai setzten die Kalmücken ganze Herden aus, an denen sich außer den Geistlichen Niemand vergreifen durfte. Diese sind vollständig wild geworden und bewohnen jetzt das ganze Altaigebirge. Radde traf im südlichen Theile des Apfelgebirges halbverwilderte Herden an, welche auch in schneereichen Wintern nicht gefüttert wurden, sondern sich ihr Futter selbst durch Wegscharren der Schneedecke gewinnen mußten. Eine Stallung wird den gezähmten überhaupt nie zu Theil.

Ladak, Tibet, der nördliche Theil von China, die Mongolei, Songorei und Tartarei sind die Länder, in denen man den Jak am häufigsten hält. Auch die zahmen Herden gedeihen nur in kalten, hochgelegenen Gebirgsgegenden und gehen in großer Wärme zu Grunde. Sie ertragen die Kälte mit der größten Gleichgiltigkeit. „An Tagen, deren Wärme nur wenige Grad über den Gefrierpunkt kam,“ sagt Schlagintweit, „kam es vor, daß unsere Jaks, sobald sie abgeladen waren, im nächsten Bache untertauchten, ohne davon zu leiden.“ Als der Engländer Moorcroft den Nitipaß erstieg und seine beladenen Jaks bei der drückenden Hitze viel gelitten hatten, rannten sie, weil sie ein Gebirgswasser in der Tiefe rauschen hörten, unaufhaltsam mit solchem Ungestüm dem Flusse zu, daß zwei von ihnen auf den schroffen Abhängen stürzten und sich in der Tiefe zerschellten. Schon geringe Sonnenwärme ist dem Thiere lästig, und wenn es kein Wasser hat, in dem es sich stundenlang kühlen kann, sucht es eifrig den Schatten auf, um der unangenehmen Wärme zu entgehen. „Die Jaks,“ sagt Radde, „lagern alle auf dem Schnee, auch die Kälber, selbst die Frühgeburten vom März bedürfen keiner Fürsorge seitens der Menschen.“

„Die Kühe zeigen eine große Anhänglichkeit zu den Kälbern, verlassen dieselben, wenn sie zur Weide gehen, am Morgen viel später, als die Hauskühe ihre Jungen, und kehren abends schon mehrere Stunden vor Sonnenuntergang zum Kalbe zurück, waschen es zärtlich und grunzen dabei behaglich.“

Dem Tibetaner ist der Jak eins der wichtigsten Hausthiere. Er benutzt ihn als Last- und als Reitthier, obwohl der Jak nicht eben lenksam und überhaupt schwer zu behandeln ist. Gegen seine Bekannten benimmt er sich ziemlich freundschaftlich. Er läßt sich von denselben berühren und reinigen und vermittelst eines durch seine Nase gezogenen Ringes, an welchem ein Strick be-

festigt wird, leidlich lenken. Fremden Personen gegenüber betragen sich die eigenthümlichen Reitthiere aber nicht so freundlich. „Der Jak," sagt Schlagintweit, „ist nicht ohne Schwierigkeit zu beladen und zu besteigen, denn ehe er zum ruhigen Stehen gebracht werden kann, dreht er sich mehrmals in raschen kreisförmigen Sprüngen. In ebenen Thalsohlen des Gebirges, welche er mit herabhängendem Kopfe und mit herumgeschlagenem Schweife durchzieht, ist er schwer zu lenken; aber bei Uebergängen steiler, schwieriger Stellen übertrifft kaum ein anderes Thier ihn an Ruhe und Sicherheit. Zwar erschreckt den Reiter anfangs die Eigenheit des Thieres, stets an der äußersten Kante des schmalen Pfades zu gehen, zunächst, um auf weite Strecken den Weg übersehen zu können, doch überzeugt man sich bald von der Zuverlässigkeit seines Ganges." Nach den Berichten anderer Reisenden zeigt der Jak eine große Unruhe, wenn Fremde in seine Nähe kommen, senkt den Kopf gegen den Boden und geberdet sich, als wolle er seinen Gegner zum Kampfe fordern. Manchmal überkommt ihn ganz plötzlich ein rasender Zorn; er schüttelt den ganzen Körper, hebt den Schwanz hoch empor, peitscht mit ihm durch die Luft und schaut mit drohenden, grimmigen Augen auf seinen Zwingherrn. Einen gewissen Grad von Wildheit behält er stets. Gegen andere Rinder benimmt er sich artiger; es hat deshalb keine Schwierigkeit, ihn zur Paarung mit anderen Arten seiner Familie zu bringen. Dazu soll man jedoch blos Jakstiere verwenden können; denn es wird allgemein behauptet, daß die Stiere des gemeinen Rindes und des Zebu sich vor den Jakkühen förmlich entsetzten.

Der Jak trägt 2 bis 2½ Centner ohne Beschwerden und zwar auf den allerschwierigsten Felsenpfaden und Schneefeldern. Man ist im Stande, durch ihn Lasten über Höhen von 10 bis 16,000 Fuß zu schaffen; denn er bewegt sich auch dort oben, trotz der verdünnten Luft, welche andere Geschöpfe ermattet und beängstigt, mit größter Sicherheit. Nur auf sehr klippenreichen Pfaden kann man den beladenen Jak nicht benutzen, weil dann seine Last ihn hindert, über höhere Felsen zu springen, wie er es sonst wohl zu thun pflegt; denn Moorcroft sah ihn ohne Umstände zehn Fuß hohe Felsenwände herabsetzen, ja, sich selbst in Abgründe von vierzig Fuß Tiefe stürzen, ohne daß er sich dabei beschädigte. Auch die Mongolen verwenden den Jak als Lastthier, und hier und da muß er, wie Gerard berichtet, den Pflug ziehen.

Milch und Fleisch des Jak sind recht gut. Ersteres ist, wenn es von alten Thieren stammt, freilich etwas hart und zähe, von jüngeren aber um so besser. Die Milch ist, wie bei allen Stieren, welche auf Alpentriften weiden, höchst wohlschmeckend und fett. Aus der Haut gerbt man Leder oder schneidet Riemen aus ihr, aus den Haaren werden Stricke gedreht. Der kostbarste Theil des Thieres ist aber der Schwanz, welcher förmlich zu einem Sinnbild und zum Kriegszeichen geworden ist. Namentlich die weißen Jakschwänze stehen in hohem Werthe. Nicolo di Conti gibt an, daß die feinen Schwanzhaare mit Silber aufgewogen werden, weil man aus ihnen Fliegenwedel macht, welche zum Dienst der Götzen und der Könige gebraucht werden. Man faßt sie auch in Gold und Silber und schmückt damit die Pferde und die Elefanten. Die Reiter tragen sie an ihren Lanzen als Zeichen einer hohen Rangstufe. Die Chinesen färben das weiße Haar brennend roth und tragen die Schwänze dann als Quasten auf ihren Sommerhüten. Belon gibt an, daß solche Schwänze 4 bis 5 Dukaten kosten und wesentlich dazu beitrügen, den reichen Sattelschmuck, wie ihn Türken und Perser lieben, zu vertheuern. Im ganzen Morgenlande scheint man die Schwänze als Fliegenwedel zu benutzen und zwar schon seit uralten Zeiten, wie die angezogene Stelle von Aelian besagt. Man treibt einen weit verbreiteten und viel Gewinn abwerfenden Handel damit. Der Preis richtet sich nach der Schönheit und Länge des Haares; je länger, feiner und glänzender dies ist, um so höher wächst er an. Schwarze Schwänze gelten weniger, als weiße.

Bei den Kalmücken und Mongolen stehen die Jaks in hoher Achtung. Sie glauben, daß nur gutartige Seelen in den Leib dieser Thiere fahren.

Der zahme Jak ist, wie Schlagintweit berichtet, manchen Krankheiten ausgesetzt. Auf Reisen leidet er oft an den Klauen, welche, wenn einmal verletzt, lange Zeit zur Heilung brauchen.

Seuchen, welche oft ausbrechen, tödten rasch die von ihnen ergriffenen Thiere. Wechsel des Futters oder unzureichende Nahrung bringen ebenfalls gewöhnlich Krankheiten hervor.

Die nach Europa eingeführten Jaks haben sich bisher in den Thiergärten besser gehalten, als man ihrer Vorliebe für kalte Gegenden nach vermuthen durfte. Im pariser Pflanzengarten leben schon seit mehreren Jahren zahme Jaks im besten Wohlsein, und auch die in Amsterdam, Frankfurt, München, Stuttgart, Hamburg und an anderen Orten eingeführten haben sich recht gut gehalten.

Die Büffel (Bubalus) nähern sich mehr den übrigen Rindern. Ihr Leib ist gedrungen; die Stirn ist gewölbt und kurz; die Hörner stehen an den hintersten Ecken des Schädels, sind unten aufgeworfen, bisweilen sogar unregelmäßig geringelt oder wenigstens mit höckerartigen Auswüchsen versehen, seitlich zusammengedrückt und endlich gerundet. Sie biegen sich zuerst nach unten und hinten, sodann nach außen und zuletzt nach oben und wieder etwas nach vorn, bei anderen Arten aber fast gerade nach rückwärts mit einem sanften Bogen nach unten und einer schwachen, spitzen Krümmung nach außen.

Unter diesen Thieren steht der kafferische Büffel (Bubalus caffer) unzweifelhaft obenan. Er ist der größte, plumpeste, stärkste und wildeste, und namentlich seine Hörner sind sehr ausgezeichnet. Sie verdicken sich nahe ihrer Wurzel um mehr als das Doppelte der durchschnittlichen Horndicke, ungeheure Wülste treten über dem Kopfe hervor und stoßen in der Mitte so zusammen, daß sie sich fast berühren. Die Hörner wenden sich erst abwärts und nach hinten, dann aufwärts und etwas nach vorn, so daß sie sich mit den Spitzen wieder gegen einander krümmen. Die Augen liegen tief, die Ohren hängen fußlang herab. Der ganze Leib ist plump und dick, die Füße stark und groß, der Schwanz nackt bis auf einen kurzen Büschel. Am Unterkiefer findet sich ein getheilter Bart von straffen Haaren. Die Färbung ist ein dunkles Schwarz, welches in das Bräunliche zieht; die Haut ist bläulichschwarz.

In größeren oder kleineren Herden durchzieht dieses grimmige und wüthende, von allen Völkerschaften aufs äußerste gefürchtete Thier die busch- oder waldreichen Gegenden Süd- und Mittelafrikas. Denn nicht blos am Vorgebirge der guten Hoffnung ist der Büffel zu finden, sondern auch in den Urwaldungen des Inneren. In den südlich von Kordofahn gelegenen Wäldern erscheint er manchmal in großer Menge. Im Urwald, welcher die Ufer des blauen Flusses bedeckt, sah ich am Abend des 4. Februar 1851 zwei große und starke Büffel dieser Art zur Tränke gehen und jagte dem einen aus geringer Entfernung eine Kugel zu, ohne ihn zu fällen. Die Eingeborenen versicherten mir, daß diese Thiere oft in zahlreicher Menge bei ihnen vorkämen, und waren einstimmig in Berichten über die entsetzliche Grimmigkeit dieses Büffels, vor dem sie noch mehr Achtung und Furcht hatten, als vor dem Löwen und Elefanten. Derselben Ansicht waren die Kordofahnesen, deren Scheu soweit geht, daß sie niemals daran denken, auf Büffel Jagd zu machen, so lohnend Dies auch sein möchte. Auch in der Kafferei werden die Büffel, wie wir von Kolbe, Sparmann, Drayson und Gordon Cumming erfahren, sehr gefürchtet. Kolbe traf sie noch ganz in der Nähe der Kapstadt an; gegenwärtig sind sie dort ausgerottet und mehr nach dem Innern zurückgedrängt.

„Es sind," sagt er, „höchst gefährliche Thiere. Wenn man sie durch Vorhalten rother Farbe, durch Schießen oder heftiges Verfolgen erzürnt, ist man seines Lebens nicht sicher; sie fangen an heftig zu brüllen und zu stampfen, fürchten Nichts mehr und verschonen Nichts, und wenn ihnen auch noch soviel gewaffnete Menschen entgegenständen. Sie springen in der Wuth durch Feuer und Wasser und Alles, was ihnen vorkommt. Einer verfolgte einmal einen jungen Mann, welcher eine rothe Jacke trug, ins Meer und schwamm ihm nach. Der Jüngling konnte aber gut schwimmen und tauchen, und der Stier verlor ihn aus dem Gesicht; dennoch schwamm er quer durch den Hafen fort, 1½ Stunde weit, bis er vom Schiffe aus durch einen Kanonenschuß getödtet wurde." Sparmann

sagt, daß der Büffel ein höchst tückisches und grimmiges Ansehen habe und Dies durch sein Betragen nicht Lügen strafe. Er versteckt sich wirklich hinter Bäume und lauert, bis man nahe kommt, dann schießt er plötzlich hervor und greift an. Noch nicht zufrieden, daß er ein Thier oder einen Menschen getödtet hat, zerstampft er ihn auch noch mit den Hufen und zerreißt ihn mit den Hörnern, ja, er kehrt sogar manchmal zurück, nachdem er eine Strecke fortgegangen ist, um von neuem gegen sein Opfer zu wüthen. Der berittene Jäger kann sich nur dann retten, wenn er ein gutes Pferd unter sich hat und eine Anhöhe erreicht, auf welche ihm das plumpe Thier nicht so schnell folgen kann. Wenn eine Herde angegriffen wird, schließt sie einen Kreis um die Kälber, um diese dadurch zu schützen. Die alten Büffel thun, als ob sie todbringende Wunden mit Leichtigkeit ertragen können. Ein Büffel, den Sparmann schoß, sank nach dem Schuß in die Knie, richtete sich aber bald wieder auf, lief in ein Gehölz, brüllte dort fürchterlich und verendete erst nach geraumer Zeit.



Der kafferische Büffel (Bubalus caffer).

Wie andere seiner Art wälzt sich auch der kafferische Büffel gern im Schlamme und liegt oft stundenlang im Wasser. Mit seinen starken und breiten Hörnern kann er durch das dichteste Gebüsch dringen und sich selbst da Wege bahnen, wo sonst nur die Elefanten, Nilpferde und Nashörner die Wegbaumeister sind. Am blauen Nil nimmt er, wie mich seine Fährte überzeugte, vorzugsweise die von den Elefanten durch die Dickungen gebrochenen Wege an. Einige Berichterstatter behaupten, daß der kafferische Büffel nicht gut nach vorn sehen könne. Es soll oft vorkommen, daß Leute in geringer Entfernung gerade vor dem Büffel hergehen, ohne von ihm bemerkt zu werden, dagegen sich eines sofortigen Angriffes zu gewärtigen haben, wenn sie zur Seite gehen und dem Thiere dadurch ins Gesicht kommen. Die blinde Wuth der Büffel läßt sich auch an ganz Unschuldigen aus, und deshalb gelten die Thiere als die ungemüthlichsten aller Nachbarn, welche ein Afrikaner haben kann. Einem unauf=

haltsamen Sturme gleich, stürzt der gereizte Stier auf sein Opfer zu, bohrt ihm die Hörner in den Leib, wirft es in die Luft und tritt es dann zusammen, daß die Knochen im Leibe zerbrechen. In allen Ländern Südafrikas, wo diese wüthenden Rinder leben, sind derartige Vorfälle so gewöhnlich, daß man in jedem größeren Dorfe Leute findet, welche einen ihrer Angehörigen durch Büffel verloren haben. Mit Recht betrachten die Kaffern den Inyati oder Insumba, wie sie den Büffel nennen, als das fürchterlichste aller Geschöpfe.

Die beste Beschreibung des Thieres, welche mir bekannt ist, rührt von Kapitän Drayson her. „Die Haut des Büffels," sagt er, „ist so dicht, daß sie einer Kugel gehörig Widerstand leistet und nur von ihr durchdrungen wird, wenn man nahe feuert. Der Büffel ist ein wüthendes, rachsüchtiges Vieh und dabei listig und heimtückisch, wie wenig andere Geschöpfe. Seiner Natur nach ist er ein geselliges Wesen, aber zu gewissen Zeiten des Jahres kämpfen die Stiere um die Oberherrschaft in Sachen der Liebe, und da kommt es oft vor, daß eine Gesellschaft von jungen Bullen einen alten Herrn aus ihrer Mitte vertreibt, welcher sich dann die düstersten und zurückgelegensten Oertlichkeiten aussucht und dort über sein Geschick und den Undank der Welt brütend seine Tage dahinbringt. Solche in die Einsamkeit Zurückgezogene sind die furchtbarsten ihrer Art. Es ist doch, wie bekannt, die Sitte aller Thiere, vor dem Menschen zu fliehen, falls dieser sie nicht verwundet hat oder sich nicht zu einer unpassenden Stunde bei ihnen aufdrängt; jene alten Einsiedler aber warten wahrhaftig nicht auf solche Entschuldigungen, sondern kommen aus freien Stücken dem Jäger halbwegs entgegen und suchen Zerwürfnisse mit ihm."

„Obgleich man den Büffel nicht selten in großen Herden in den Steppen findet, bleibt sein liebster Aufenthaltsort doch der Wald. Hier folgt er den Pfaden der Elefanten und Nashörner oder bricht sich eigene durch das Dickicht. Während des Abends, in der Nacht und am frühen Morgen durchzieht er das Land und brüllt; wenn sich aber die Sonne erhoben hat oder er Unrath wittert, sucht er Schluchten und Dickichte. Unter den schattigen Zweigen erfreut er sich dann der Ruhe und hält sich verborgen."

„Die Fährte des Büffels ähnelt der des gewöhnlichen Ochsen, nur stehen die Hufe eines alten Bullen weit von einander, während die des jungen sehr geschlossen sind. Die Fährte der Büffelkühe ist länger, schmäler und kleiner, als die der Stiere. Der Jäger folgt den Thieren, wenn sie nachts in das offene Land gehen. Da sie während der Nacht im Freien wandern und sich während des Tages auf ihre Lagerplätze zurückziehen, kann man ihre Spur außerhalb des Waldes aufnehmen und ihr soweit folgen, bis man durch den Geruch ganz in die Nähe gebracht wird. Kommt der Jäger dem Wilde sehr nahe, was er an der Frische der Fährte beurtheilen muß, so thut er am besten zu warten, bis durch irgend ein Geräusch das Thier seinen Platz verräth, denn die Büffel drehen und wenden sich häufig im Busch, besonders ehe sie sich für den Tag zur Ruhe legen."

„Ich kenne einen Kaffer, welcher an sich selbst des Büffels Kraft und List erfuhr und das Andenken an dieselben für sein Leben trug. Er jagte eines Tages in dem Wald und kam auf einen alten Einsiedler, welchen er verwundete. Der Bulle brach durch; aber der Kaffer, glaubend, daß er sein Wild tödtlich verwundet hatte, folgte ihm auf seinem Wege, ohne irgendwelche Vorsichtsmaßregeln zu beobachten. Der Büffel ist böswillig, wenn ihm kein Leids geschieht: aber er ist rasend, wenn er verwundet wurde, und deshalb muß man sich einem solchen mit der größten Vorsicht nahen. Unser Kaffer hatte ungefähr hundert Schritte des Waldes durchschlüpft und durchkrochen, und untersuchte eben sorgfältig die Fährte seines verwundeten Wildes: da hörte er plötzlich ein Geräusch dicht neben ihm, und ehe er sich noch fortbewegen konnte, fühlte er sich fliegend in der Luft, in Folge eines furchtbaren Stoßes, den ihm der Büffel gegeben hatte. Glücklicherweise fiel er auf die Zweige eng verschlungener Bäume eines Dickichts und wurde hierdurch gerettet; denn der Büffel wäre keineswegs in seiner Arbeit zufrieden gestellt gewesen, sondern würde ihm unzweifelhaft noch den Garaus gemacht haben. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß sein Opfer unnahbar wäre, verließ er es und trollte in den Wald. Der Kaffer, welcher zwei oder drei Rippen gebrochen hatte, schleppte

sich mühsam nach Haus und gab von diesem Tage das Büffelschießen für immer auf. Wie es schien, hatte das lästige Geschöpf sich blos zurückgezogen, um seinen Feind im Walde wieder zu erwarten und von neuem anzufallen."

„Ein berühmter Jäger in Natal Namens Kirkmann erzählte mir, daß er einstmals auf der Büffeljagd einen Bullen verwundet hatte und eben im Begriff war, ihm den Rest zu geben, als dieser eine laute Wehklage ausstieß. Gewöhnlich geht der Büffel still, und selten hört man einen Ton von ihm, selbst dann nicht, wenn er verwundet ist, dieses Klagen aber war jedenfalls ein Zeichen; und so wurde es auch verstanden von der Herde, zu welcher der Verwundete gehört hatte. Denn augenblicklich endete diese ihren Rückzug und kam zur Hilfe ihres Gefährten herbei. Kirkmann warf sein Gewehr weg und eilte auf ein Paar Bäume zu, deren unterste Aeste glücklicherweise tief herabgingen. So war er gerettet, als die wüthende Herde ankam und seinen Baum umlagerte. Als sie sahen, daß der Gegenstand ihres Zornes in Sicherheit war, zogen sie sich zurück."

Livingstone fand in Südafrika eine Menge von Büffelherden, manche zum Theil sechszig Stück stark. Sie hatten hier auch einen Freund aus der Klasse der Vögel, den Büffelvogel (Textor erythrorhynchos), welcher sich stets bei ihnen aufhielt, von ihnen das Ungeziefer absuchte und durch plötzliches Auffliegen bei Gefahr warnte. Genau so beträgt sich im Norden Afrikas ein kleiner, blendend weißer Reiher (Ardeola Bubalcus), auf welchen ich zurückkommen werde.

Gordon Cumming sah Büffelherden von 6 bis 800 Stück und erfuhr, daß diese vor bewaffneten Leuten zurückwichen; nur alte Bullen waren grimmig und stürzten wüthend auf die Jäger los, mehrere Male ihn und seine Gefährten in Lebensgefahr bringend. Am Tsadsee raste ein verwundeter Büffel gegen Eduard Vogels Leute, verwundete einen Mann gefährlich und tödtete zwei Pferde. Ein zweiter traf zufällig mit einer Karavane zusammen, rannte, um durchzubrechen, ein Kamel nieder und verwundete es so arg, daß es geschlachtet werden mußte.

Aehnliche Geschichten finden sich in den Werken aller Reisenden, welche mit diesem grimmigen Vieh zusammenkamen.

Mein Freund Th. von Heuglin, der Vorsteher und Leiter der jetzigen wissenschaftlichen Expedition nach Mittelafrika, brachte den ersten lebenden Büffel dieser Art nach Europa. Er hatte ihn im Süden Kordofahns von den Bakharaarabern erhalten, welche vor anderen Nomaden in allen Jagdarten wohlerfahren und äußerst muthige Leute sind. Ein Trupp junger Helden, wie sich die Mannschaft dieses Stammes zu nennen pflegt, hatte bei der Jagd eine Herde zersprengt, die Büffelkuh getödtet, ihr das Kalb abgenommen, und es an ihren eigenen Kühen saugen lassen, bis es erwachsen war. Bei dieser Behandlung hatte es alle Wildheit abgelegt, und als es nach Europa kam, war es so gutartig, daß es nicht blos Heuglin, sondern auch andere fremde Leute, z. B. Fitzinger und ich, ohne weiteres berühren durften. Wahrscheinlich lebt es noch im schönbrunner Thiergarten. Einen zweiten Büffel dieser Art brachte Casanova aus den Barkaländern nach Europa; auch er war sehr zahm.

Der kafferische Büffel ist nicht der Stammvater der zahmen Büffel, welche man in Italien und Ungarn recht häufig finden kann; ihn müssen wir vielmehr unter den indischen Büffeln suchen. Noch gegenwärtig ist es nicht entschieden, von welcher Art der noch in Indien wildlebenden Büffel der zahme abstammt; soviel steht aber fest, daß es noch heutigen Tages mehrere wilde Büffel in Indien gibt. Einer von diesen, der Arni (Bubalus Arni), soll der Riese seiner ganzen Familie sein. An den Schultern soll er 7 Fuß hoch und von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 9 bis 10½ Fuß lang werden. Ein Paar Hörner, welche man im britischen Museum aufbewahrt, stehen mit den Spitzen 6 Fuß weit aus einander. Sie sind dreikantig auf der Oberfläche, runzlig, im ersten Drittheile ihrer Länge gerade, nicht nach rückwärts gekrümmt, nur an den Spitzen nach innen und nach hinten gerichtet und werden von dem Thiere so getragen, daß sie alle Zeit drohend zum Angriffe bereit

stehen. Die Färbung des Arni, welcher mit langen Haaren bedeckt ist, soll, wie die aller Büffel, bräunlichschwarz sein.

Ueber Lebensweise und Sitten dieses Thieres ist sogut als Nichts bekannt. Der Arni gilt nächst dem Tiger als das furchtbarste Thier der indischen Urwälder, und seine Jagd als die gefährlichste von allen. Williamson erzählt, daß ein Arni in blinder Wuth auf einen Jäger losstürzte, welcher sich auf dem Rücken eines Elefanten sicher wähnte, zu seiner großen Verwunderung aber sehen mußte, daß der rasende Ochse den Elefanten auf die Hörner zu nehmen versuchte und dem Riesen des Waldes sicherlich empfindliche Wunden beigebracht haben würde, wenn nicht zur rechten Zeit ein anderer Jäger ihm eine Kugel auf die rechte Stelle geschossen hätte.

Trotz der unbändigen Wuth des wilden Arni hat man doch versucht, ihn zu zähmen und ein befriedigendes Ergebniß erzielt. In Vorder- und Hinterindien sollen viele zahme Büffel dieser Art sowohl zum Feldbau, als zum Reiten und zur Milcherzeugung benutzt werden.

Ein anderer Büffel, den man ebenfalls noch nicht kennt, ist der Bhain, welcher sich durch etwas geringere Größe und sparsamere Behaarung unterscheiden soll. In zahlreichen Herden bewohnt er wild die sandigen Ufer des Ganges, schwimmt oft in ansehnlichen Gesellschaften den Fluß hinab, treibend, geradezu schlafend sich der Strömung überlassend, und wird den Fahrzeugen oft sehr gefährlich. Während des Schwimmens soll er oft untertauchen und Wasserpflanzen mit den Hörnern vom Grunde losreißen, welche er dann beim Weiterschwimmen gemächlich verzehrt. Er soll ebenfalls hier und da auch gezähmt vorkommen.

Der gemeine Büffel (Bubalus vulgaris), von Vielen als Abart des Arni betrachtet, bewohnt im wilden Zustande ebenfalls Indien. Weder im Leibesbau noch in der Färbung unterscheidet er sich von dem gezähmten. Der Leib ist schwach gestreckt, voll und gerundet, der Hals kurz und dick, vorn gefaltet, nicht aber gewammt. Der Kopf ist kürzer und breiter, als beim Rinde, die Stirn groß, die Schnauze kurz; die Beine sind mittellang, stark und kräftig; der Schwanz ist ziemlich lang. Der Widerrist erhebt sich fast höckerartig, der Rücken ist gesenkt, das Kreuz hoch und abschüssig, die Brust ziemlich schmal, der Bauch voll, die Weichen sind eingezogen, die Augen klein, aber von wildem und trotzigen Ausdruck, die Ohren lang und breit, außen kurz behaart, innen mit langen Haarbüscheln besetzt, seitlich und wagrecht gestellt; die Hörner sind lang, stark, an der Wurzel ziemlich dick und breit, dann verschmälert und in eine stumpfe Spitze endend. Am Grunde nahe zusammenstehend, wenden sie sich seitlich und abwärts, sodann nach rück- und aufwärts; mit den Enden krümmen sie sich nach oben und zugleich nach ein- und vorwärts; hierdurch bilden sie ein Dreieck. Nur das letzte Drittel ist gerundet; auf der Oberfläche sind sie vom Grund bis gegen die Mitte stark quergerunzelt, nach der Spitze und der Hinterseite aber fast vollkommen glatt. Die Hufe sind gewölbt, groß und breit. Das Euter des Weibchens hat vier Zitzen, welche fast in einer Querreihe gestellt sind. Die Behaarung ist spärlich, steif und fast borstenartig, an den Schultern, längs der ganzen Vorderseite des Halses, auf der Stirn und an der Schwanzquaste verlängert. Hinterrücken, Kreuz, Brust und Bauch, die Schenkel und der größte Theil der Beine sind fast völlig kahl. Im allgemeinen ist das Thier dunkelschwarzgrau oder schwarz gefärbt, in der Weichengegend aber röthlich. Die Haut ist schwarz, die Haare ziehen bald ins Blaugraue, bald ins Bräunliche oder Rothbraune. Höchst selten kommen weißgefärbte oder gefleckte Stücke vor.

Auch dieser Büffel ist ein großer Wasserfreund und findet sich deshalb nur in den sumpfigsten Flußniederungen, wo er zwischen dem hohen Riedgras sich seine Nahrung sucht. Das schlechteste Futter, welches alle anderen Thiere verschmähen, ist für ihn noch immer gut genug. Seine Bewegungen sind zwar plump, aber kräftig und ausdauernd; namentlich im Schwimmen ist er

Meister. Unter den Sinnen stehen Geruch und Gehör obenan; das Gesicht ist schlecht. Seine Stimme ist ein tief dröhnendes Gebrüll. An blinder Wuth und rasendem Zorn steht er keinem anderen Rinde nach; selbst in der Gefangenschaft verliert er diese Eigenschaften nicht ganz. Wie Stoltz berichtet, werden die Büffel in Indien zum Theil alt gefangen. Man umzäunt zu diesem Zwecke einen Platz und setzt vor dem Eingange in zwei nach außen sich von einander entfernenden Linien Leute auf die Bäume, welche Bündel dürren Reisigs in den Händen halten und fürchterlich zu lärmen anfangen, sobald eine Büffelherde zwischen sie getrieben wird. So gelangen die Thiere in den Pferch, wo sie später mit Schlingen umstrickt und, nachdem man ihnen die Augen verbunden und die Ohren verstopft hat, weggeführt werden, entweder um zu arbeiten oder gegen Tiger zu kämpfen.

Der Büffel ist schon vom Haus aus ein furchtbarer Feind jener gewaltigen Katze und bleibt bei Kämpfen mit ihr fast regelmäßig Sieger. William Rice erzählt, daß zuweilen erwachsene Büffelstiere von Tigern angefallen werden, sich aber furchtbar wehren und oft genug einem Tiger für alle Zeiten sein Handwerk legen. Wenn ein Büffel überfallen wird, eilen ihm die anderen zu Hilfe und jagen dann den Angreifer sofort in die Flucht. Selbst die Hirten, welche zahme Büffel hüten, durchziehen auf einem ihrer Thiere reitend ruhig das Dickicht. Rice sah einmal, daß die Büffel einer Herde, als sie das Blut eines angeschossenen Tigers rochen, sofort die Spur aufnahmen, mit rasender Wuth verfolgten, die Gesträuche dabei umrissen, den Boden aufwühlten, schließlich in förmliche Raserei geriethen und, zum großen Kummer des Hirten, unter einander zu kämpfen begannen. Johnson erzählt, daß ein Tiger den hintersten Mann einer Büffelkaravane angriff. Ein Hirt, welcher Büffel in der Nähe hütete, eilte jenem Manne zu Hilfe und verwundete den Tiger mit seinem Schwerte. Dieser ließ sofort seine erste Beute los und packte jetzt den Hirten; die Büffel aber stürzten, sobald sie ihren Herrn in Gefahr sahen, augenblicklich auf den Tiger los, warfen ihn sich einige Male gegenseitig, wie einen Ball, mit den Hörnern zu und mißhandelten ihn bei diesem Spiele derart, daß er sofort seinen Geist aufgab.

Von dieser Feindschaft ziehen natürlich die indischen Fürsten ihren Vortheil und veranstalten Thierkämpfe, welche in ihren Augen das höchste und anziehendste Schauspiel der Erde gewähren. Karl von Görtz beschreibt einen solchen Kampf mit folgenden Worten:

„Der Kaiser von Solo saß auf seinem Throne, von etwa dreißig seiner Hofdamen, dreien seiner Frauen, seinen Prinzen, dem holländischen Statthalter, den Großen seines Reiches und eingeladenen Europäern umgeben. Vor ihm stand ein fester, etwa funfzehn Fuß weiter und ebensohoher Käfig, und in diesem ein gewaltiger Büffel. Neben dem Käfig stand ein Kasten, worin sich ein Tiger befand, welcher mit entsetzlichem Geknurr hervortrat und mit betäubender Musik begrüßt wurde. Er suchte der Stirn des Büffels auszuweichen, sprang ihm mehrmals auf den Nacken und brachte ihm furchtbare Wunden bei; aber jedes Mal drückte ihn der Büffel so gewaltig gegen die Wand des engen Käfigs, daß er loslassen mußte. Der Käfig ist absichtlich so enge, damit der Büffel siegen soll, weil er dem Japanesen Sinnbild seines Volkes, der Tiger Sinnbild des Europäers ist. Einst hatte ein Statthalter einen weiten Käfig bauen lassen, und da an diesem Tage ein Tiger drei Büffel überwältigte, hängten hernach die Japanesen das Raubthier. — Diesmal tödtete der Büffel einen Tiger und richtete einen zweiten übel zu.“ —

Bisjetzt steht es noch nicht ganz fest, auf welchem Wege der zahme Büffel sich weiter und weiter verbreitet hat. Daß er aus Indien herstammt, ist gar nicht zu bezweifeln, eben weil er mit den dort noch wild lebenden vollkommen übereinstimmt. Wahrscheinlich kam er im Gefolge der großen Kriegsheere oder wandernder Völker nach Persien; denn die Begleiter Alexanders des Großen trafen ihn dort an. Später mögen ihn die Mahammedaner nach Syrien und Egypten verpflanzt haben. Nach Italien kam er im Jahre 596 unter der Regierung Agilulf's, zu nicht geringem Erstaunen der Europäer. Anfangs hat er sich wahrscheinlich sehr langsam verbreitet; denn der heilige Gili=

bald, welcher zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Sicilien und Italien durchwanderte, kannte den zahmen Büffel noch nicht und staunte, als er ihn später am Jordan antraf. Gegenwärtig findet er sich außer Hindostan durch ganz Afghanistan, Persien, Armenien, Syrien, Palästina bis zum kaspischen und schwarzen Meere hin, in der Türkei, Griechenland und den Donautiefländern, in Italien und sehr häufig auch in Egypten, nicht aber in Nubien.

Heiße, sumpfige oder wasserreiche Gegenden sagen diesem merkwürdigen Zwittergeschöpf zwischen Dickhäutern und Rindern am meisten zu. Das Nildelta ist für ihn ein Paradies, und in den gifthauchenden pontinischen Sümpfen, sowie in den Sumpfgegenden Kalabriens, Apuliens, in der Maremma von Toskana, in den unteren Donauländern befindet er sich wohl. In den italienischen Sümpfen ist er fast das einzige Hausthier, weil alle übrigen der ungesunden Gegend erliegen, und deshalb eignet er sich ganz vortrefflich zum Reisbau. In Unteregypten ist er überall gemein; er ist dort, nächst der Ziege, eigentlich das einzige Hausthier, von welchem man Milch und Butter gewinnt. Jedes Dorf im Delta und auch die meisten Oberegyptens haben mitten in ihrem Schoße eine große Lache, welche einzig und allein dazu dient, den Büffeln einen bequemen Badeplatz zu gewähren; denn weit öfter, als auf der Weide, sieht man die Büffel im Wasser, wenn sie es haben können, so tief versenkt, daß nur der Kopf und ein kleines Stückchen des Rückens über den Wasserspiegel hervorragen. Zur Zeit der Nilüberschwemmung beginnt für sie eine Zeit des Genusses. Sie treiben sich dann schwimmend weit auf den überflutheten Feldern umher, fressen das Gras an den Rainen und das harte Riedgras der noch unbebauten Flächen ab, vereinigen sich zu großen Herden, spielen im Wasser mit einander und kommen nur dann nach Hause, wenn die Kühe von der Milch gedrückt werden und gemolken sein wollen, wobei sie dann die Stiere mit sich nehmen. Sehr hübsch sieht es aus, wenn eine Büffelherde über den fast eine Viertelmeile breiten Strom setzt. Mehrere ihrer Hirten, meistens Kinder von 8 bis 12 Jahren, sitzen auf dem Rücken und lassen sich sorglos von den treuen Thieren über die furchtbare Tiefe und durch die hochgehenden Wogen schleppen.

Man kann die Meisterschaft im Schwimmen, welche die Büffel zeigen, nicht genug bewundern. Sie thun, als ob das Wasser ihr eigentliches Element wäre, sie spielen mit einander, während sie schwimmen, tauchen unter, legen sich auf die Seite, halb auf den Rücken, lassen sich von der Strömung treiben, ganz gemächlich, ohne ein Glied zu rühren, und schwimmen auch wieder in schnurgerader Richtung, blos durch die Strömung abwärts getrieben, quer über den Strom. Mindestens 6 bis 8 Stunden täglich bringen sie im Wasser zu. Sie besorgen hier, behaglich ausgestreckt, das Wiederkäuen, und erscheinen mindestens ebenso selbstzufrieden, als ihre im gleichen Geschäft dahingestreckten Herren Vettern auf dem Lande. Jeder Büffel wird sehr unruhig und sogar bösartig, wenn er geraume Zeit das Wasser entbehren mußte. Mit Schlamm erfüllte Lachen behagen ihm weit weniger, als die tiefen Fluthen eines gut angelegten Büffelteiches oder die kühlen Wellen des Stroms; deshalb sieht man während der trockenen Zeit in Egypten die satten Büffel oft im plumpen Galopp, zu dem sie sich sonst nur in der höchsten Wuth versteigen, herbeigesetzt kommen und sich, wie unsinnig, kopfüber in die Fluthen des Stromes stürzen. In Indien und auch in Italien sind durch diese Wasserlust des Thieres schon mehrmals Menschen um das Leben gekommen. Die an Wagen angeschirrten Büffel rannten, wie besessen, mitsammt ihrer Last dem Strome zu und begruben sich und ihr Fahrzeug in den Wellen.

Auf dem festen Lande ist der Büffel entschieden weit unbeholfener, als im Wasser. Sein Gang ist schwerfällig und der Lauf, obgleich ziemlich fördernd, doch nur ein mühseliges Sichfortbewegen. Bei großer Wuth oder, wie bemerkt, bei lebhafter Wassersehnsucht fällt das schwerfällige Thier zuweilen auch in einen Galopp, wenn man die Reihenfolge plumper und ungeschickter Sätze mit diesem Ausdruck bezeichnen darf. Weiter als hundert oder zweihundert Schritte legt er in dieser Gangart aber sicher nicht zurück; er beginnt dann wieder zu traben und schließlich in seiner gewöhnlichen ruhigen Weise fortzulaufen.

Wenn man den zahmen Büffeln zum ersten Male begegnet, erschrickt man förmlich vor ihnen. Der Ausdruck ihres Gesichts deutet auf einen unbändigen Trotz und auf eine bösartige versteckte Wildheit. Aus den Augen scheint die größte Tücke und Niederträchtigkeit herauszublitzen. Bald aber überzeugt man sich, daß man sich täuschen würde, wenn man den Büffel nach dem Aussehen beurtheilen wollte. In Egypten wenigstens ist er ein überaus gutmüthiges Thier, welches jeder Bauer, ohne etwas zu besorgen, der Leitung des kleinsten Kindes anvertraut. Mehr als zwanzig Male habe ich gesehen, daß kleine Mädchen, welche auf den mit Klee gefüllten, dem Thiere auf den Rücken gebundenen Netzballen saßen, die Büffel vermittelst eines Stockes nach Hause treiben, unter Umständen über Gräben und Nilarme weg; aber niemals habe ich gehört, daß ein Büffel ein Unglück angerichtet hat. Ungeheure Gleichgiltigkeit gegen Alles, was nicht Wasser oder Fressen anlangt, vielleicht mit noch alleiniger Ausnahme des Kalbes, welches eine Büffelkuh vor Kurzem geboren hat, kennzeichnen das geistige Wesen des Thieres. Es ergibt sich mit einem geradezu stumpfen Gleichmuthe in das Unvermeidliche, zieht den Pflug oder den Wagen gleichgiltig fort, läßt sich nach Hause treiben und wieder auf das Feld geleiten und verlangt nichts Anderes, als nur sein gehöriges Wasserbad mehrere Stunden nach einander. Man verwendet übrigens den Büffel außer zum Lasttragen und zum Reiten beim Uebersetzen des Nils nur sehr wenig zum Feldbau, namentlich blos dann, wenn es einem Fellah einfällt, mit dem Kamel pflügen zu wollen. Dieses edle Thier, dessen liebenswürdiges Betragen ich oben zu schildern versucht habe, findet selbstverständlich in einer so gemeinen Arbeit eine grenzenlose Mißachtung seiner Erhabenheit und geht mit allen Zeichen des höchsten Mißmuthes an das ihm unendlich verdrießliche Werk. Da ist nun der Büffel der beste Kamerad. Er geht mit denselben ruhigen Schritten seinen Weg fort, wie sonst, und ihm ist es vollkommen gleichgiltig, ob das Kamel zu seiner Seite rast, ob es davoneilen will oder nicht: er stemmt sich dem ärgerlichen Zugkumpan so bedentsam entgegen, daß dieser wohl oder übel mit ihm die Tagesarbeit verrichten muß.

Eine außerordentliche Tugend des Büffels ist auch seine wirklich beispiellose Genügsamkeit. Das Kamel, welches als ein Muster aller wenig beanspruchenden Geschöpfe gepriesen wird, und der Esel, der in der Distel ein gutes Gericht erblickt, übertreffen den Büffel sicherlich nicht. Er verschmäht geradezu saftige, anderen Rindern wohlschmeckende Kräuter und sucht sich dafür die dürrsten, härtesten und geschmacklosesten Pflanzenstoffe aus. Ein Büffel, welcher sich im Sommer draußen nach eigener Auswahl beköstigte, läßt, wenn ihm im Stall saftiges Gras, Klee und Kraut vorgeworfen wird, Alles liegen und sehnt sich nach einfacherer Kost. Sumpfgräser und Sumpfpflanzen aller Art, junges Röhricht, Schilf und dergleichen, kurz Stoffe, welche jedes andere Geschöpf verschmäht, frißt er so ruhig herunter, als ob das lauter Marzipan wäre. Und er weiß diese Nahrung zu verwerthen; denn er liefert dafür eine im hohen Grade wohlschmeckende, sehr fette Milch, aus welcher man vortreffliche Butter in reichlicher Menge bereitet. Der Egypter erklärt seinen „Djamuhs“ geradezu für sein nützlichstes Hausthier, und hat wirklich nicht Unrecht.

Unangenehm wird der Büffel durch seine große Unreinlichkeit. Manchmal sieht er aus wie ein Schwein, welches sich eben in einer Kothlache gesuhlt hat; denn genau so, wie dieser bekannte Dickhäuter sich zu erlustigen pflegt, hat er seines Herzens Gelüsten Genüge geleistet. Ob ihm dann der Koth liniendick auf den Haaren hängt oder ob diese durch ein stundenlanges Bad im frischen Nil gereinigt, gehörig durchwaschen und gesäubert sind, ist ihm ebenfalls vollkommen gleichgiltig: er weiß auch diese Verschiedenheiten seines Zustandes mit Ruhe und mit Würde zu ertragen. Auch sagt man ihm nach, daß er zu gewissen Zeiten in der beliebten rothen Fahne des Propheten einen Gegenstand erblicke, welcher seinen Zorn errege, und zuweilen blindwüthend auf den geheiligten Lappen losstürze. Die strenggläubigen Türken betrachten ihn deshalb als ein verworfenes Thier, welches die Gesetze des Höchsten in greulicher Weise mißachtet, die Egypter dagegen verzeihen ihm eingedenk des Nutzens, den er bringt, solche Uebertretungen einer guten Sitte ohne weiter nachzugrübeln, oder glauben vielleicht, daß die Gnade des Allbarmherzigen auch über solchen freidenkenden Höllenbrand groß sein müsse.

Die Tudas, ein indischer Volksstamm, welcher die Nilgerrihöhen bewohnt und sich in den Glaubenssachen und Sitten wesentlich von den Hindus unterscheidet, denken von dem Büffel freilich anders, als die Türken. Sie verehren ihn fast göttlich. Zahlreiche Herden der schönsten Rassen werden von ihnen gehalten und als die wichtigsten Hausthiere betrachtet. Ihren Göttern bringen sie als das Heiligste Büffelmilch dar, und ganze Herden werden nur für die Tempel benutzt und in den heiligen Hainen geweidet. Der Zebu dagegen, welcher den übrigen Indern als besonders wichtiges Thier erscheint, wird von ihnen nicht geachtet. Nach der Ansicht dieser Leute ist das Büffelkalb der allgemeine Sündenbock, wie nach der sinnbildlichen Redeweise unserer Priester das Lamm der Träger für christliche Sünden ist. Die Meinungen der Tudas unterscheiden sich aber etwas von denen der christlichen Geistlichkeit. Man schlachtet nämlich bei dem Tode eines wohlhabenden Mannes einen Büffelstier, damit dieser den biedern Tuda in die andere Welt begleite und auch dort freundlichst dessen Sündenlast auf sich nähme; das Kalb dagegen muß die Sünden der ganzen Gemeinde tragen. Demungeachtet wird der Büffel auch von den Tudas während seiner Lebzeiten gehörig benutzt und oft mit schweren Bürden beladen, wahrscheinlich in der guten Absicht, daß er sich hier für die noch schwerere Sündenlast gehörig vorbereiten möge.

Der Büffel ist ein schweigsames Geschöpf. Wenn er in seinem kühlen Wasserbade ruht, thut er das Maul nicht auf, und auch während er weidet oder arbeitet, geht er still und ruhig seines Weges. Nur Kühe, welche säugende Kälber haben, oder Stiere, welche in große Wuth versetzt worden sind, lassen ihre Stimme zuweilen ertönen. Sie ist ein höchst unangenehmes und widriges, lautes Gebrüll, ungefähr ein Mittelding zwischen dem bekannten Geschrei unseres Rindes und dem Grunzen des Schweines.

In den nördlicheren Gegenden paart sich der Büffel, wenn er sich selbst überlassen wird, in den Frühlingsmonaten, namentlich im April und Mai. Zehn Monate nach der Paarung kalbt die Kuh. Das Junge ist ein höchst ungestaltetes Geschöpf; es wird aber von der Mutter zärtlich geliebt und bei Gefahr mit dem bekannten Heldenmuthe der Rinder vertheidigt. Im vierten oder fünften Jahre ist es erwachsen. Sein Alter bringt es auf etwa 18 bis 20 Jahre. Mit dem Buckelochsen oder Zebu paart sich der Büffel ohne große Umstände, mit dem zahmen Rinde jedoch nur höchst ungern und niemals freiwillig. Solche Kreuzung hat bisjetzt auch noch keinen Erfolg gehabt, weil das Junge, dessen Vater der Büffelstier ist, schon im Mutterleibe so groß wird, daß es bei der Geburt entweder getödtet wird oder aber die Mutter gefährdet.

Verhältnißmäßig ist der Nutzen des Büffels größer, als der unseres Rindes, weil das Thier ebensogut als gar keine Pflege beansprucht und sich mit Pflanzen sättigt, welche von allen übrigen Hausthieren verschmäht werden. Für Sumpfgegenden ist der Büffel ein ausgezeichnet nützliches Geschöpf auch zum Bestellen der Feldarbeiten; denn was ihm an Verstand abgeht, ersetzt er durch seine gewaltige Kraft. Das Büffelfleisch ist hart und zähe, auch durch den Moschusgeruch unangenehm; das der Büffelkälber aber wird fast überall gern gegessen. Recht gut soll das Fett sein; man stellt es an Wohlgeschmack und Zartheit dem Schweinsfette fast gleich. Die dicke, starke Haut ist sehr geschätzt, und aus den Hörnern macht man vortreffliche und dauerhafte Geräthschaften aller Art.

Nur in Indien und vielleicht in Persien noch hat der Büffel Feinde, welche ihm schaden können. Es wird wohl nur sehr selten vorkommen, daß einmal eine Meute Wölfe in den Donautiefländern über einen Büffel herfällt, und dieser muß schon irgendwie abgeschwächt oder abgehetzt sein, wenn die bösen Feinde Etwas ausrichten sollen; denn ein gereizter Büffel ist dem Wolf gegenüber ein gar zu gewaltiger Gegner. Ganz ähnlich verhält es sich in Indien, obgleich hier dem zahmen Büffel derselbe Feind entgegentritt, welcher dem wilden oft Schaden zufügt, der Tiger nämlich. Es ist wohl richtig, daß sich dieses furchtbare Raubthier einen guten Theil seiner Mahlzeiten aus den Büffelherden nimmt; aber ebenso sicher scheint es zu sein, daß eine Büffelherde jeden Tiger in die Flucht schlägt: die Hirten wenigstens betrachten sich nicht im geringsten gefährdet, wenn sie, auf ihren Büffeln reitend, durch Wälder ziehen, in denen Tiger hausen.

Auf den ostindischen und den Sundainseln, namentlich auf Ceylon, Borneo, Sumatra, Java, Timor und auf den Molukken, Philippinen und Mariannen lebt eine andere Art der Büffel, theils wild, theils in gefangenem Zustande, der Kerabau (Bubalus Kerabau), ein Thier, welches erst in der neueren Zeit genauer bekannt geworden ist. In der Größe kommt es dem Riesen der Sippe vollständig gleich; namentlich die Hörner erreichen eine ungeheure Länge. Die Behaarung ist äußerst spärlich und das kurze, steife Haar steht so dünn, daß überall die Haut durchblickt; nur am Halse, auf dem Scheitel und der Vorderseite der Glieder ist es etwas dichter, und zwischen den Hörnern bildet es einen Busch. Die Hautfarbe ist hellbläulichaschgrau, auf der



Der Kerabau (Bubalus Kerabau).

Innenseite der Schenkel und in der Weichengegend aber röthlichfleischfarben und an den Füßen fast vollkommen weiß. Die Haare sind der Haut gleich gefärbt. Schon mittelgroße Kerabaus werden über 6 Fuß lang, ungerechnet des noch 2 Fuß langen Schwanzes, am Widerrist 4½ Fuß hoch, am Kreuz noch ein Paar Zoll mehr. Ihre Hörner messen 5 Fuß.

In der Lebensweise und in den Sitten unterscheidet sich dieser Büffel durchaus nicht von den übrigen. Der wilde gilt, wie seine Verwandten, als das furchtbarste Thier seiner Heimat und seine Jagd als das größte Wagstück, welches ein Mann unternehmen kann. Die zahmen verwendet man hauptsächlich als Reitthiere. Solange sie nicht im Dienste sind, liegen sie im Wasser. Auf Manila



Auerochsen.

z. B. sieht man überall, wo menschliche Wohnungen sind, ganze Herden solcher Büffel in den Flüssen und Seen bis zum Kopfe im Wasser stehend und nur mit der Schnauze und den Hörnern aus denselben hervorragend. In einer Umzäunung von Bambusrohrstäben werden sie gefüttert. Bemerkenswerth ist die Thatsache, daß solche Büffel niemals von den Krokodilen angegriffen werden, welche doch sonst jedes andere Thier, auch die Zebustiere und die Pferde ohne weiteres anfallen.

Während der Regenzeit sind die Büffel für die Bewohner geradezu unentbehrlich, weil durch sie die einzige Möglichkeit geboten wird, auf den unergründlichen Wegen fortzukommen. Man legt dann Lasten auf eine Art von Schlitten, welcher auf dem feuchten Boden leicht dahingleitet, und spannt den Büffel diesem vor; der Fuhrmann sitzt auf dem Nacken des Thieres und lenkt es nach Belieben.

In der Neuzeit sind lebende Kerabaus öfters nach Europa gelangt. Gegenwärtig besitzen sie die Thiergärten von Hamburg, Köln, Berlin, Amsterdam. In Köln haben sie sich fortgepflanzt, auch mit gemeinen Büffeln gekreuzt.

Die russische Provinz Grodno in Litthauen beherbergt auf 630 Geviertmeilen nur etwa eine halbe Million Menschen. Zum größten Theil ist sie eine waldlose Ebene; in der Mitte aber enthält sie ein Kleinod eigenthümlicher Art. Dies ist der allen Thierfreunden und Forschern wohlbekannte Wald von Bialowicza oder Bialowies, ein echt nordischer Urwald von 7 Meilen Länge und 6 Meilen Breite, welcher einen Flächenraum von etwa dreißig Geviertmeilen bedeckt. Er liegt ganz abgesondert für sich, einer Insel vergleichbar, umgeben von Feldmarken, Dorfschaften und baumlosen Haiden. Im Inneren des Waldes finden sich nur einige wenige Ansiedelungen der Menschen, in denen aber keine Landbauern, sondern blos Forstleute und Jagdbauern wohnen. Mitten im Walde liegt das Dorf Bialowicza, welches dem ganzen Walde seinen Namen verlieh. Es besteht blos aus mehreren Blockhäusern und einem hölzernen Jagdschlosse, welches August III., König von Polen und Kurfürst von Sachsen, erbauen ließ, und wird ebenfalls nur von Leuten bewohnt, welche ausschließlich, weniger zur Hegung und Pflegung des Waldes, als zum Schutz der hier noch hausenden Wildarten berufen sind.

Der ganze Wald ist in zwölf Abtheilungen geschieden, welche durch breite, geradeaus gehauene Schneusen oder Gestelle von einander getrennt sind. Jeder dieser Haupttheile hat wieder seine Unterabtheilungen. Ueber jenem steht ein Oberförster, diese werden von Unterförstern und anderen Waldbeamten beaufsichtigt. Ein Oberforstmeister wohnt in Bialowicza.

Im Walde von Bialowicza hat sich noch heutigen Tages der Mensch mit seinem Treiben nicht geltend machen können. Etwa vier Fünftheile des Bestandes werden von der Kiefer gebildet, welche auf große Strecken hin die Alleinherrschaft behauptet; in den feuchteren Gegenden treten Fichten, Eichen, Linden, Hornbäume, Birken, Ellern, Pappeln und Weiden zwischen die Kiefern herein. Alle Bäume erreichen hier ein unerhörtes Alter, eine wunderbare Höhe und gewaltige Stärke. Die Natur ist noch ganz sich selbst überlassen; der Wald zeigt heute noch dasselbe Gepräge, wie vor Jahrhunderten, vielleicht vor Jahrtausenden. „Hier," sagt ein Berichterstatter, „hat ein Sturmwind mehrere alte Riesenstämme entwurzelt und zu Boden geschleudert: wo sie hinstürzen, da sterben und verwesen sie auch. Ueber jene aber erheben sich Tausende von jungen Stämmchen, die im Schatten der alten Bäume nicht gedeihen konnten, und nun im regen Wetteifer nach oben streben, nach Luft, nach Licht, nach Freiheit. Ein jedes sucht sich zur Geltung zu bringen, aber doch können nicht alle das Gleiche erreichen. Bald zeichnen sich einige vor den anderen aus, und einmal erst mit dem Kopfe oben, fangen sie an sich breit zu machen, wölben eine prächtige Krone und unterdrücken erbarmungslos die schwächeren Pflanzen, die nun traurig zurückbleiben und verkümmern. Aber auch diese übermüthig Emporstrebenden werden einst in das Greisenalter treten; auch ihre Wurzeln werden

von den Stürmen gelockert und herausgerissen werden, bis auch über ihren Sturz Freude unter dem jungen Nachwuchs sein wird und dasselbe Spiel, derselbe Kampf beginnt."

„Außerhalb der gebahnten Wege, welche der Jagd halber in Ordnung gehalten werden, ist der Wald kaum zu betreten, nicht einmal an Stellen, wo die Bäume lichter stehen, weil gerade dort ein dichter Unterwuchs von allen möglichen Straucharten wuchert. An anderen Stellen hat der Sturm hunderte von Bäumen umgebrochen, die so verworren über und unter einander liegen, daß selbst das Wild Mühe hat, sich durchzuarbeiten. Ab und zu gewahrt man allerdings bedeutende Lichtungen durch das Dickicht schimmern. Schon glaubt man an einer Waldgrenze zu sein oder doch eine Dorfschaft vor sich zu haben — aber wenn man auf eine solche Lichtung zuschreitet, entdeckt man, daß sie ihre Entstehung einem Waldbrande zu verdanken hat, welcher sich in kurzer Zeit dieses ungeheure Loch fraß und dann genug hatte, denn menschliche Kräfte vermögen wenig oder Nichts über die Gewalt des Feuers in diesen Riesenwaldungen. Alle 8 bis 10 Jahre kommt durchschnittlich ein Brand von größerer Ausdehnung vor, kleinere Brände aber sind ganz an der Tagesordnung."

Jedenfalls würde die forstwirthschaftliche Verwerthung des an Schätzen reichen Waldes der russischen Krone schöne Einnahmen verschaffen und für das ganze Land segensreich sein: der Stand der Jäger aber würde eine solche Maßregel außerordentlich beklagen. Der Wald von Bialowicza nämlich ist noch heutigen Tages der Zufluchtsort einer Menge Thiere, welche in anderen Gegenden bereits ganz ausgerottet sind. Er beherbergt heute noch das größte Säugethier des europäischen Festlandes, den Wisent. Nur hier noch lebt dieses gewaltige und furchtbare Thier; aus allen übrigen Ländern Europas ist es verdrängt. Blos am Kaukasus gibt es noch andere seiner Art; von der übrigen Erde ist das stolze Geschöpf ausgerottet bis auf den Bestand im Bialowiczaer Walde. Strenge Gesetze schützen den Wisent dort; nur auf besonderen kaiserlichen Befehl darf ein Stück des Standes geschossen werden; und hätten nicht schon seit mehreren Jahrhunderten die wechselnden Besitzer dieses wunderbaren Thiergartens solchen Schutz gewährt, der Wisent hätte sicherlich schon aufgehört, wenigstens ein europäisches Thier zu sein. Alle Wildarten, welche außer dem Wisent im Bialowiczaer Walde leben, dürfen von den dort angestellten Jägern erlegt werden: auf Tödtung eines Wildstieres steht eine furchtbare Strafe.

In früheren Zeiten war Dies freilich anders. Da war das gewaltige Thier verbreitet fast über ganz Europa und über einen großen Theil Westasiens. Zur Zeit der alten Griechen war er in Päonien oder dem heutigen Bulgarien häufig; in Mitteleuropa fand er sich fast überall, und selbst in dem südlichen Schweden kam er vor. Nach dem Nibelungenlied erschlug ihn Siegfried im Wasgau. Aristoteles nennt ihn Bonassus und beschreibt ihn deutlich. Plinius führt ihn unter dem Namen „Bison" auf und gibt Deutschland als seine Heimat an, Calpurnius beschreibt ihn um das Jahr 282 n. Chr., die „Leges allemanorum" erwähnen seiner im sechsten und siebenten Jahrhundert. Zu Karls des Großen Zeiten fand er sich noch im Harz und im Sachsenlande, um das Jahr 1000 nach Ekkehard noch als ein bei St. Gallen vorkommendes Wild. Um das Jahr 1373 lebte er noch in Pommern, im funfzehnten Jahrhundert in Preußen, im sechszehnten Jahrhundert in Litthauen, im siebzehnten Jahrhundert in Ostpreußen zwischen Tilsit und Laubiau und im achtzehnten Jahrhundert noch in Siebenbürgen. Seit dieser Zeit ist der Wisent auf den Wald von Bialowicza beschränkt.

Der letzte seiner Art wurde in Preußen im Jahr 1755 von einem Wilddieb erlegt, ungeachtet des Schutzes, welchen er schon länger genossen hatte.

Die Könige und Großen des Reiches Polen und Litthauen ließen sich die Erhaltung des Thieres mit Eifer angelegen sein. Man hielt den Wisent in besonderen Gärten und Parken, so z. B. bei Ostrolenka, bei Warschau, bei Zamosk u. s. w. Die mehr und mehr sich ausbreitende Bevölkerung, die Urbarmachung der Ländereien machte diesen Schutz mit der Zeit unmöglich; denn, sowie die Wälder gelichtet wurden, mußte sich dieses Wild zurückziehen. Noch hielt es sich eine Zeitlang im preußischen Litthauen und namentlich in der Gegend zwischen Laubiau und Tilsit, wo die Forst-

beamten es schützten und zur Winterszeit in einer offenen Futterscheuer mit Nahrung versorgten. Nur höchst selten fing man einige ein, welche dann gewöhnlich zu Geschenken an fremde Höfe benutzt wurden. So kamen im Jahre 1717 zwei Stück an den Landgrafen von Hessen-Kassel, an den König Georg von England, und 1738 einige zur Kaiserin Katharine von Rußland. Eine allgemeine Seuche vernichtete im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts den größten Theil dieser Herden, bis endlich der erwähnte Wilddieb dem letzten das Lebenslicht ausblies. Jedenfalls würde es den im Forste von Bialowicza lebenden Wisents nicht anders ergangen sein, als den in Preußen hausenden, hätten der König von Polen und später der Kaiser von Rußland es sich nicht zur Pflicht gemacht, ein so seltenes Thier der Jetztwelt zu erhalten. Derzeit ist der Bestand dieses Wildes im Bialowiczaer Walde immer noch gar nicht unbedeutend. Nach einer im Jahre 1829 vorgenommenen Zählung betrug er 711 Stück, worunter sich 633 ältere befanden; denn nur 48 Kälber waren zur Welt gekommen; im folgenden Jahre hatten sich die Thiere auf 772 Stück vermehrt, im Jahre 1831 aber wieder auf 657 Stück vermindert in Folge der inzwischen eingetretenen staatlichen Umwälzung. Nach dieser Zeit sind die Schutzgesetze verschärft worden, und die Thiere haben sich demzufolge vermehrt. Pastor Kawall gibt für das Jahr 1853 die Zahl der Bialowiczaer Wisents auf 1543 Stück an.

Am Kaukasus ist der Wisent, wenn auch nur in manchen Gegenden, nicht besonders selten, und noch vor hundert Jahren kam er fast überall vor; gegenwärtig findet er sich in Zaadan noch am häufigsten. In Mittelasien soll er noch um den See Koko-Nor heimisch sein.

Bevor ich zur Leibes- und Lebensbeschreibung des gedachten Wildochsen übergehe, muß ich bemerken, daß ich unter dem Namen Wisent dasselbe Thier verstehe, welches von den meisten neueren Schriftstellern und auch von Naturforschern Auer oder Auerochs genannt wird. Dem jetzt noch lebenden Wildochsen des Waldes von Bialowies gebührt einzig und allein der Name Wisent; denn mit dem Namen Auer bezeichneten unsere Vorfahren einen von jenem durchaus verschiedenen Wildochsen.*)

Wenn man die Schriften der alten Naturkundigen mit Aufmerksamkeit durchliest, gelangt man sehr bald zu der Ansicht, daß in früheren Zeiten zwei Rinderarten in Europa neben einander in wildem Zustand gelebt haben. Alle älteren Schriftsteller unterscheiden die beiden Thiere sehr genau und verwechseln die ihnen zukommenden Namen nie. Seneca, Plinius, Albertus Magnus, Thomas Cantapratensis, Johann von Marignola, Bartholomäus Anglicus, Paul Zidek, von Herberstain und Geßner, altdeutsche Gesetze und Jagdberichte aus vergangenen Jahrhunderten sprechen von zwei gleichzeitig lebenden Wildochsen und beschreiben die beiden mit hinlänglicher Genauigkeit. Da wir den Wisent noch zur Vergleichung vor uns haben und an ihm sehen können, daß die ihm geltende Beschreibung naturgetreu ist, dürfen wir dasselbe wohl auch von dem uns höchstens durch versteinerte Schädel bekannten Auerochsen erwarten. Plinius kennt den Bonassus oder Wisent, weil derselbe lebend nach Rom gebracht wurde, um in den Thierkampfspielen zu glänzen, und unterscheidet ihn bestimmt von dem Urus oder Auer, indem er hervorhebt, daß den Ersteren seine reiche Mähne, den Letzteren sein großes Gehörn kennzeichnet. Cäsar erwähnt einen in Deutschland vorkommenden Wildochsen, welcher dem zahmen nicht unähnlich sei, aber viel größere Hörner als dieser besitze und an Größe dem Elefanten wenig nachstehe. „Seine Jagd," sagt er, „gilt unter den Deutschen als die rühmlichste." Er meint den Auer, nicht den Wisent. Mit noch größerer Bestimmtheit sprechen sich die späteren Schriftsteller aus. Lukas David gibt an, daß der Herzog Otto von Braunschweig im Jahre 1240 „den Brüdern" Aueroxen und Visonten schenkte, Cramer, daß Fürst Wradislaw um das Jahr 1364 in Hinterpommern ein Wysant erlegte, „welcher größer geachtet worden, als ein Uhrochs", Mathias v. Michow, daß es in den

*) Durch ein Versehen des Druckers sind leider auch die auf unserer Abbildung dargestellten Wisents als „Auerochsen" bezeichnet worden.

Wäldern Litthauens Urochsen und Wildochsen gebe, welche die Einwohner Thuri und Jumbrones nennen. Bezeichnend sind auch Verse des Nibelungenliedes, welche ich bereits gelegentlich der Schilderung des Elch angezogen habe.

Es sind uns aber auch Abbildungen erhalten worden, welche die beiden wilden Rinderarten darstellen. Der österreichische Gesandte Herberstain spricht in einem Buche über Rußland und Polen von beiden Wildochsen und fügt einer späteren Ausgabe desselben zwei Abbildungen bei, über denen zur Erklärung die Namen der betreffenden Thiere stehen. Das Bild, welches ein unserem Hausrind ähnliches Thier darstellt, enthält die Worte: „Ich bin der Urus, welchen die Polen Tur nennen, die Deutschen Auerox, die Nichtkenner Bison“; die zweite Abbildung, welche unseren Wisent nicht verkennen läßt, dagegen den Satz: „Ich bin der Bison, welchen die Polen Subr nennen, die Deutschen Wysent, die Nichtkenner Urochs“. Nach Oken's Uebersetzung lautet die ausführliche Beschreibung wie folgt.

„In Litthauen gibt es, außer den Thieren, welche in Deutschland vorkommen, noch Bisonten, Urochsen, Elenthiere und wilde Pferde. Die Bisonten heißen im Litthanischen Suber, im Deutschen uneigentlich Aurox oder Urox, welcher Name dem Urus zukommt, der völlig die Gestalt des Ochsen hat, während die Bisonten ganz anders aussehen. Diese haben eine Mähne, lange Haare um Hals und Schultern, eine Art Bart am Kinn, nach Bisam riechende Haare, einen kurzen Kopf, große, trotzige und feurige Augen, eine breite Stirn, und die Hörner sind meistens soweit aus einander gerichtet, daß zwischen denselben drei ziemlich beleibte Menschen sitzen könnten, was der König von Polen, Siegmund, wirklich gethan haben soll. Der Rücken ist in eine Art Buckel erhöht; hinten und vorn dagegen der Leib niedriger. Ihre Jagd fordert viel Kraft und Schnelligkeit. Man stellt sich hinter Bäume, treibt sie durch die Hunde und ersticht sie sodann mit einem Spieß u. s. w.“

„Urochsen gibt es nur in Masovien; sie heißen daselbst Thur, bei den Deutschen uneigentlich Urox: denn es sind wilde Ochsen, von den zahmen in Nichts verschieden, als daß alle schwarz sind und auf dem Rückgrat einen weißlichen Streifen haben. Es gibt nicht viele, und an gewissen Orten werden sie fast wie in einem Thiergarten gehalten und gepflegt. Man paart sie mit den zahmen Kühen, aber die Jungen werden dann nicht von den Urochsen in der Herde geduldet, und die Kälber von solchen Bastarden kommen todt auf die Welt. Gürtel aus dem Leder des Urochsen werden hoch geschätzt und von den Frauen getragen. Die Königin von Polen schenkte mir zween dergleichen, und die römische Königin hat einen davon sehr gnädig angenommen.“

Unabhängig von ihm gibt Geßner Abbildungen und Beschreibungen der betreffenden Thiere. Das eine Bild stellt unzweifelhaft unseren Wisent dar, das zweite ein kräftiges, untersetzt gebautes, glatthaariges Rind ohne Schulterbuckel, mit größerem und stärkerem Gehörn. Die Beschreibungen lauten nach der Uebersetzung von Dr. Cunrat Forer aus dem Jahre 1583:

„Von dem Wisentstier.“

„Von seiner gestalt.“

„Wiewol vnseren biß auff diese zeyten die rechten waren Wisent der alten vnbekannt gewesen sind, so werdend doch gegenwirtiger zeyt der wilden Ochsen etlich gefangen vnd gezeigt, welche diser beschreybung gentzlich gemäß sind, als dann in diser gegenwirtigen gestalt wol zu sehen ist. Dann dem Wisent werdend von den alten zugeben, daß er häßlich seye, scheützlich, vil haars, mit einem dicken langen hälßhaar als die Pfärdt, item gebartet, summa gantz wild vnd vngestalt: welches sich alles im gegenwirtigen thier, so eigentlich abconterfetet worden ist, klarlich erzeigt, ist ein wund groß, scheützlich art der wilden Ochsen: dann zwüschend den hornen, die weyte von einem zu dem anderen ist zwen gut werckschuch, söllend an der farb schwarzlecht seyn.“

„Von ardt vnd natur der thieren.“

„Ein grimm thier ist diser Ochß auch an dem ersten anschouwen zuförchten: Sommers zeyt

laßt er das haar, wird jm kürtzer vnnd dünner: Winters zeyt aber vil lenger vnnd dicker, frisset höuw, als andere heimsche Rinder."

„Wo dise thier zu finden."

„In Sclauonia, Vngeren vnnd Preüssen auch allen anderen landen, weyt gägen Mitnacht gelägen, grossen mercklichen wälden werded dise wilde Ochsen gefunden vnnd gejagt. Vor zeyten söllend sölche auch in dem Schwartzwald gesähen seyn."

„Von dem Auwerochß oder Vristier."

„Von seiner gestalt."

„Aus den figuren vnd gestalten der Auwerochßen ist die erste die rechte ware bildtnuß, dann die ander gstalt so hie zugegen in form deß geiegts, wil sich nit bedunncken gantz eigentlich contrafetet seyn. Söllend gantz änlich seyn den gmeinen schwartzen heimschen Stieren, doch grösser mit sonderer gestalt der hornen, als dann hie wol zu sehen ist. Sölche sind vor zeyten in dem Schwartzwald gejagt worden, jetzsonder wirt er in der Lithauw in dem ort Mazonia genannt, allein gefangen, welche je nur der Teütschen Wisent vngebürlich nennend: dann der recht ware Wisent der alten ist hievor beschriben vnd mit gestalt für augen gestelt worden."

„Es werdend zu Worms und Mentz, so namhafft stett am Rheynstromen gelägen, grosse wilde Stierköpff, zwey mal grösser dann der heimschen, mit etwas geblibnen stumpen der hornen, an gmeinen Radtsheüsern der statt angehefft gesehen vnd gezeiget, welche one zweyfel von etlichen wilden Ochsen kommen sind."

„Von ardt vnd natur der thieren."

„Dise thier söllend seer starck, schnäll, rouw vnnd grausam seyn, niemants schonen, wäder leüt noch vech, mögen zu keinen zeyten milt gemachet werden. Ir ardt zu fahen ist, das man sölche in tieffe gruben stürtzt, in welchem gejegt sich die junge mannschafft mächtig pflägt zu üben. Dann welcher die mererzal der thieren vmbracht vnd geschediget hatt, des selbigen ware vrkund den herren bringt vnd der oberkeit zeigt, der empfacht grosses lob vnd reyche schenke davon. Es schreybend etlich daß dise Stier auch auff dem grausamen gebirg, so das Spangerland vnd Franckreych von einander scheidet gefunden vnd gesähen werdend."

„Nutzbarkeit von den thieren."

„Ausser der nutzbarkeit, so man von der haut vnnd fleisch der thieren hat, werdend auch seine horn als fürstliche zierd vnd kleinot behalten, in sylber eyngefasset, gebraucht zu trinck geschiren, Fürsten vnd Herren dargebotten: welchen brauch auff den hüttigen tag die Lithuaner behalten habend." —

Andere Schriftsteller aus dem sechzehnten Jahrhundert halten den gegebenen Unterschied ebenfalls fest. Mucante, welcher am polnischen Hofe oft Gelegenheit hatte, beide Arten lebend zu sehen, sagt ausdrücklich, daß es in einem königlichen Parke Bisons und Turen gegeben habe. Der Wojwode Ostrorog ertheilt Denen, welche Wildparks anlegen wollen, den Rath, Bisons und Ore nicht an denselben Orten zu halten, weil sie mit einander große Kämpfe aufführen. Endlich wurde Anfang dieses Jahrhunderts ein altes Oelgemälde entdeckt, welches, nach Stil und Pinsel zu urtheilen, etwa aus dem ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts herrühren mag. Es stellt ein ziemlich rauhhaariges, mähnenloses Thier mit großem Kopf, dickem Hals und schwacher Wamme dar. Seine mächtigen Hörner sind gleich denen eines ungarischen oder römischen Ochsen vorwärts und dann aufwärts gekehrt. Ihre Färbung ist an der Wurzel ein lichtes Horngrau, an der Spitze ein dunkles Schwarz. Die Färbung des Felles ist ein gleichmäßiges Schwarz, nur das Kinn ist lichter. In einer Ecke des Bildes steht das Wort Tur. Wir haben also in dem abgemalten Thiere den Auer vor uns.

Erst im siebzehnten Jahrhundert werden die Schriftsteller zweifelhaft, und später sprechen sie nur von einem Wildochsen, welchen sie bald Wisent, bald Urochs nennen. Der letztere d. h. der wahre

Auer ist inzwischen ausgestorben und die Berichterstatter sind deshalb nicht mehr im Stande, aus eigener Anschauung zu reden. Später nimmt die Unklarheit noch mehr überhand. Buffon und nach ihm mehrere andere Naturforscher neigen sich zu dem Glauben hin, daß unser Wisent in der alten, guten Zeit der Wunder, wo die Thiere noch flott über Meerengen wegsetzten, nach Amerika gewandert sei und sich dort vermehrt habe. Der einigermaßen feuchte Weg wurde durch gebührende Hervorhebung der Kurilen und Aleuten gangbar gemacht, wenn auch wohl leider nur in der Einbildungskraft gedachter Forscher. Endlich wurde das schottische weiße Rind, auf welches ich zurückkommen werde, ebenfalls mit in Betracht gezogen, und nunmehr die Verwirrung aufs höchste gesteigert. Daher kommt es denn auch, daß man gegenwärtig so oft die betreffenden, wohl unterschiedenen Thiere verwechselt. Ich meinestheils wiederhole, daß ich durchaus nicht die Absicht habe, Dies zu thun.

Die Wisents (Bonassus) bilden eine eigene Sippe in der Familie der Stiere, welche sich durch die kleinen, runden, nach vorn gerückten und aufwärts gekrümmten Hörner, die sehr breite gewölbte Stirn, das weiche und lange Haarkleid und die große Rippenzahl auszeichnet. Der Wisent hat vierzehn, der amerikanische Bison funfzehn Rippenpaare.

Obwohl mit Sicherheit angenommen werden muß, daß die europäischen Wisents (Bonassus Bison) nicht blos an Zahl, sondern auch an Größe abgenommen haben, sind sie doch immer noch gewaltige Thiere. Ein im Jahre 1555 in Preußen erlegter Wisentstier war 7 Fuß hoch und 13 Fuß lang, dabei 19 Centner 5 Pfund schwer. Solche Riesen gibt es nicht mehr. Heutzutage erreicht auch der stärkste Stier selten mehr, als eine Höhe von 5, eine Länge von 7¾ Fuß, und dabei ein Gewicht von 11 bis 12 Centnern. Solche Thiere sind noch immer bedeutend größer, als das stärkste Rind, und namentlich der dicke, breite Kopf übertrifft den des gewöhnlichen Rindes bei weitem. Der Leibesbau des Wisent ist stark, untersetzt, am Vordertheile aufgetrieben, so daß der Hintertheil im Vergleich der ungeheuren Breite der Brust schmächtig erscheint. Der Widerrist bildet eine Art von Höcker, und von da aus fällt der Rücken gegen das Kreuz zu ziemlich stark ab. Auf dem kurzen und dicken, wammenlosen Halse ruht der furchtbare Kopf, welcher nur mittelgroße Ohren und Augen und verhältnißmäßig auch kleine Hörner trägt. Der Krümmung nach gemessen, beträgt die Länge der letzteren blos 1½ Fuß. Sie treten fast in der Mitte aus dem Schädel hervor, beugen sich von der Wurzel nach aus- und etwas nach abwärts, wenden sich dann nach auf- und vorwärts und drehen sich mit der Spitze nach ein- und rückwärts, doch so, daß die Spitzen beider Hörner noch gegen einander gewendet sind. Nur am Grunde zeigen sich einige ringförmige Runzeln; die Spitze ist vollkommen glatt. Die Beine sind mittelhoch, aber länger und schlanker, als bei unserem Rinde oder dem Büffel. Die Hufe sind groß, breit und hoch; der Schwanz reicht, ohne die Haare, bis zur Mitte des Schienbeins, mit demselben aber bis über das Fersengelenk herab; die Haarquaste an seinem Ende wird 14 bis 15 Zoll lang. Ueberall ist die Behaarung ziemlich lang, am Vordertheil aber, am Kopf und den Vorderbeinen auch noch kraus und filzig. An den Wangen tritt sie als starker Bart hervor, auf der Stirn und dem Halse, an dem Kinn, der Kehle, den Vorderbeinen bis zur Mitte des Schienbeines verlängert sie sich zu einer Mähne, welche am Kinn und an der Kehle bis fußlang werden kann. Am Hintertheil ist sie wollartig. Bei den jüngeren Thieren ist das Haar weicher und kürzer, als bei alten, zumal bei den alten Stieren. Im Sommer ist das Kleid kürzer, weniger dicht und glänzend, im Winter länger, wollig, filzig und matt von Farbe, meist dunkelbraun, etwas ins Schwärzliche ziehend, an den Seiten des Halses und an den Schultern heller, an den Füßen wieder dunkler; im Sommer wird es lichter, gewöhnlich hellkastanienbraun ins Graulichfahle spielend; der Bart, das Haar auf den Wangen und die Schwanzquaste sind immer braunschwarz; die Schnauzenspitze ist gelblichweiß. Jüngere Thiere sind lichter, neugeborene Kälber blaßkastanienbraun. Von der Kuh unterscheidet sich der Stier durch die bedeutendere Größe, durch einen stärkeren Kopf und breitere Stirn, sowie durch kürzere Hörner.

Im Sommer und Herbst lebt der Wisent an feuchten Orten des Waldes, gewöhnlich in den Dickungen versteckt. Im Winter zieht er das höher gelegene, trockenere Holz vor. Ganz alte Stiere leben einsam, die jüngeren in Rudeln von 15 bis 20 Stück im Sommer und in kleinen Herden von 30 bis 50 Stück im Winter. Jede einzelne Herde hat ihren festen Stand und kehrt immer wieder nach demselben zurück. Bis zur Brunstzeit herrscht die größte Einigkeit unter ihr; zwei verschiedene Herden aber vertragen sich anfangs nicht gut mit einander, und die kleinere weicht soviel als möglich der größeren aus.

Die Wisents sind sowohl bei Tage, als bei Nacht thätig; am liebsten weiden sie in den Abend- und Morgenstunden, zuweilen jedoch auch während der Nacht. Baumrinde, Blätter, Knospen und Gräser bilden ihre Nahrung; die Rinde der Esche scheint ihnen ein ganz besonderer Leckerbissen zu sein. Sie schälen die Bäume ab, soweit sie nur irgend reichen können, und reiten jüngere, biegsame Stämme nieder, sie und die Krone dann gänzlich vernichtend. Im Winter müssen junge Knospen der Laubhölzer herhalten; Nadelbäume berühren die Wisents nicht. Im Bialowiczaer Walde wird Heu auf den Wiesen geerntet und für dieses Wild aufgeschobert, anderes, welches den nahe wohnenden Pächtern gehört, nimmt das Thier, nachdem es die Umhegungen niedergebrochen hat, gewaltsam in Besitz und fügt hierdurch den armen Litthauern großen Schaden zu. Frisches Wasser ist dem Wisent Bedürfniß.

Wenn auch die Bewegungen der Wildstiere schwerfällig und plump erscheinen mögen, sind sie doch, bei Lichte betrachtet, lebhaft genug. Der Gang ist ein rascher Schritt, der Lauf ein schwerer, aber schnell fördernder Galopp, wobei das Thier den Kopf zu Boden senkt und den Schwanz emporgehoben von sich streckt. Der Wisent ist ein munteres und lebhaftes Thier, welches gern mit sich selbst und seines Gleichen spielt. Zwei Kälber springen oft lustig im Kreise umher und necken sich gegenseitig mit ihren Hörnern. Im allgemeinen lassen die Stiere Menschen, welche sie nicht behelligen wollen, ruhig an sich vorübergehen; allein die geringste Veranlassung kann ihren Zorn erregen, und dann sind sie furchtbar. Im Sommer pflegen sie dem Menschen stets auszuweichen, im Winter gehen sie gewöhnlich Niemand aus dem Wege, und es ist schon vorgekommen, daß Bauern lange warten mußten, ehe es dem Wisent gefiel, einen von ihm gesperrten Fußpfad zu verlassen, auf welchem es für den Menschen kein Ausweichen gab. Eine große Wildheit, viel Trotz und gewaltiger Jähzorn beherrscht die Stiere, wie die meisten anderen wild lebenden Arten der Familie. Im Zorn streckt der Wisent die bläulichrothe Zunge lang heraus, rollt das geröthete Auge, sein Blick wird wahrhaft furchtbar, und endlich stürzt er mit beispielloser Wuth auf den Gegenstand seines Zornes los. Jüngere Thiere sind immer scheuer und furchtsamer, als die alten Stiere, unter denen namentlich die einsiedlerisch lebenden zu einer wahren Geisel für die Gegend werden. In den meisten Fällen zieht sich der Wisent freilich vor dem Menschen zurück, und seine im hohen Grade entwickelten Sinne lassen ihn dessen Ankunft auch regelmäßig noch eher erkennen, als der Mensch ihn wahrgenommen hat; die alten Einsiedler aber scheinen sich ein besonderes Vergnügen daraus zu machen, mit dem Menschen anzubinden. Ein alter Hauptstier beherrschte eine Zeit lang die durch den Bialowiczaer Wald führende Straße. Er wich nicht einmal Fuhrwerken aus und hat viel Unglück angerichtet. Wenn er auf einem durchziehenden Schlitten gutes Heu witterte, erhob er gewaltsam seinen Zoll, indem er trotzig vor die Pferde trat und mit Gebrüll aufforderte, ihm Heu herabzuwerfen. Verweigerte man, ihm das verlangte zu gewähren und versuchte man, die Peitsche gegen ihn anzuwenden, so gerieth er in einen furchtbaren Zorn, hob den Schwanz empor und stürzte mit niedergebeugten Hörnern auf den Schlitten los, packte ihn und warf ihn mit einem einzigen Stoß über den Haufen. Reisende, welche ihn neckten, schlenderte er aus dem Schlitten heraus, und ängstigte die Pferde aufs äußerste. Diese zeigen von vornherein große Furcht und Abscheu vor dem Wisent, und pflegen durchzugehen, wenn sie ihn nur wittern. Tritt ihnen aber der entsetzliche Stier plötzlich in den Weg, so geberden sie sich wie unsinnig, bäumen sich, werfen sich nieder und verrathen auf jede Weise ihr Entsetzen. Noch wüthender wird der Stier, wenn er sich verfolgt sieht. Dann ist es

auch für den geübtesten Jäger ein höchst gefährliches Unterfangen, dem rasenden Thiere in den Weg zu kommen.

Die Brunstzeit fällt gewöhnlich in den August, manchmal auch erst in den September, und währt zwei oder drei Wochen. Die Wisents sind um diese Zeit im besten Stande, feist und kräftig. Eigenthümliche Spiele und ernste Kämpfe unter den Stieren gehen dem Sprunge voraus. Die liebeskranken Thiere machen sich ein besonderes Vergnügen daraus, mittelstarke Bäume aus der Erde zu wühlen und auf diese Weise zu fällen. Da kommt es nun oft vor, daß sich die Wurzeln in dem Gehörn verwickeln und von den Trägern nicht gleich abgeworfen werden können. Dann laufen sie, lärmend und tobend, oft lange mit diesem sonderbaren Kampfschmuck umher, ärgern sich schließlich und beginnen zu kämpfen, erst vielleicht nur scherzhaft, später aber in sehr ernsthafter Weise. Rasend stürzen sie auf einander los und prallen derart mit den Hörnern zusammen, daß man glaubt, beide müßten unter der Wucht des Stoßes augenblicklich zusammenbrechen. Allein ihre Stirn hält auch den kräftigsten Stoß aus, und die Hörner sind so biegsam, als wären sie aus Stahl gebaut. Nach und nach schließen sich die Einsiedler der Herde an, und dann werden die Zweikämpfe noch viel bedeutsamer; denn jenen Dickköpfen muß ein jüngerer, schwächerer Stier gar oft erliegen. Im Jahr 1827 fand man im Bialowiczaer Walde einen jungen dreijährigen todten Stier, welchem ein Bein zerschmettert und ein Horn an der Wurzel abgesprengt worden war. Und nicht blos umgebrachte Stiere findet man nach der Brunstzeit, sondern auch getödtete Kühe. Sie haben das Kreuz gebrochen, „weil ihnen die Last des auf sie springenden Stieres zu schwer war (?)“.

Sofort nach Beendigung der Brunst trennen sich die alten Einsiedler wieder von der Herde und kehren zu ihrem stillen, beschaulichen Leben zurück. Die Kühe kalben neun Monate nach der Brunstzeit, gewöhnlich im Mai oder Anfangs Juni. Vorher haben sie sich von der Herde abgesondert und im Dickicht des Waldes in einer einsamen, friedlichen Gegend einen geeigneten Platz aufgesucht. Hier verbergen sie das Kalb während der ersten Tage und treten bei etwaiger Gefahr mit außerordentlichem Muthe für seine Sicherheit ein. In der ersten Jugend drückt sich das Kalb bei Gefahr platt auf den Boden nieder, hebt und dreht das Gehör, öffnet die Nüstern und Augen und schaut ängstlich nach dem Feinde, während die Alte sich anschickt, diesem entgegenzutreten. Um diese Zeit ist es für Mensch und Thier gefährlich, einer Wisentkuh sich zu nahen; sie nimmt ohne weiteres den Gegner an, rennt ihn zu Boden und zerfleischt ihn mit den Hörnern. Einige Tage nach seiner Geburt folgt das Kalb der Mutter auf jedem Schritte nach, und diese behandelt es mit außerordentlicher Zärtlichkeit. Solange es noch nicht ordentlich gehen kann, schiebt sie es sanft mit dem Kopfe vorwärts; wenn es unreinlich ist, leckt sie es glatt; beim Säugen stellt sie sich auf drei Beine, um ihrem Sprößling das Euter leichter zu bieten, und während es schläft, wacht sie für dessen Sicherheit.

Diese Kälber sind niedliche, anmuthige Thiere, obgleich schon in der Jugend Das in ihnen liegt, was im Alter aus ihnen werden soll. Sie wachsen sehr langsam und haben wahrscheinlich erst im achten oder neunten Jahre ihre volle Größe erlangt. Das Alter, welches sie überhaupt erreichen können, wird auf etwa 30 bis 50 Jahre angegeben. Kühe sterben ungefähr zehn Jahre früher, als Stiere; aber auch diese werden im Alter gewöhnlich blind, oder sie verlieren die Zähne und sind dann nicht mehr fähig, sich gehörig zu äßen, können namentlich nicht mehr die jungen Zweige abbeißen, welken rasch dahin und gehen schließlich zu Grunde.

Anderen Rindern gegenüber vermehren sich die Wisents außerordentlich langsam. Man hat in Erfahrung gebracht, daß die Kühe kaum alle drei Jahre ein Mal trächtig werden, und bei nur einigermaßen gereifterem Alter oft eine Reihe von Jahren hinter einander unfruchtbar bleiben, dann aber wieder empfangen. Im Jahre 1829 warfen von 258 Kühen nur 93, von den übrigen 165 war der größte Theil unfruchtbar, der kleinere Theil zu jung. Hierin ist ein Grund des Aussterbens der Wisents mit zu suchen.

Gegen ihre Feinde wissen sich die gewaltigen Thiere vortrefflich zu vertheidigen. Bären und Wölfe können nur den Kälbern gefährlich werden, und auch blos dann, wenn die Mutter durch irgend welchen Zufall ihr Leben verloren hat und das Junge unbeschützt ist. Bei sehr tiefem Schnee soll es übrigens wirklich vorkommen, daß die hungrigen Wölfe sich auf einen erwachsenen vereinzelten Wisent stürzen, mit vereinten Kräften ihn anfallen, durch Umhertreiben ermatten und schließlich, wenn auch erst nach harten Verlusten, erlegen. Einige Berichterstatter wollen sogar behaupten, daß schon drei Wölfe genügten, um einen Wisent zu überwältigen, und begründen ihre Ansicht mit der Angabe, daß der eine der Wölfe das angefallene Thier durch sein beständiges Hin- und Herspringen beschäftigt und seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen trachtet, während die beiden anderen von hinten an ihn schleichen und ihm eine Wunde in den Bauch zu versetzen suchen. Ich meinestheils zweifle sehr an derartigen Erzählungen, denn jeder Wisentstier würde einen Wolf, der sich an ihm festgebissen hätte, mit einem einzigen Schlage seiner Läufe zerschmettern oder durch sein Gewicht erdrücken, noch ehe derselbe ihm eine gefährliche Wunde in den Leib gerissen hätte.

Von Zeit zu Zeit hält der Schutzherr der Wisents eine größere Jagd ab, gewöhnlich mit sehr viel Gepränge. Die hohen Herrschaften, welche zu solchen Jagden geladen werden, brauchen freilich nicht soviel Muth und Kühnheit zu besitzen, als die alten Deutschen haben mußten, welche zum Zweikampfe dem Wisent und Auer gegenübertraten. Julius Cäsar berichtet, daß Derjenige sich großen Ruhm erwarb, welcher einen Ur oder einen Wisent erlegte, und alle alten Lieder preisen solche Helden, sicherlich mit vollstem Rechte. Noch im Mittelalter kämpften die Ritter mannhaft mit Auer und Wisent; jetzt wird dieser einfach gemeuchelt, wie das übrige Wild. Die Herrscher nahen sich mit großem Gefolge, bieten alle Beamten des Waldes auf, zwingen die umwohnenden Bauern zu Treiberdiensten und bewegen somit eine Mannschaft von zwei- bis dreitausend Köpfen, welche ihnen die Wisents nach den Orten treiben muß, wo sie auf sicheren Kanzeln sich angestellt haben. Von einer der glänzendsten Jagden, welche König August III. im Jahr 1752 abhielt, berichtet heute noch eine 18 Fuß hohe Spitzsäule aus weißem Sandstein in deutscher und polnischer Sprache. Sie zählt alle die kühnen Helden auf, welche an der Jagd theilnahmen, und gibt auch das Wild an. An dem einen Tage wurden 42 Wisents, 13 Elenthiere und 2 Rehe erlegt. Die Königin allein schoß zwanzig Wisents nieder, ohne auch nur ein einziges Mal zu fehlen, und hatte dabei noch immer Zeit zum Lesen eines Romans. Es wurde viel Blut vergossen, freilich nur das des Wildes. Die Schützen waren den Thieren, welche niedergemeuchelt wurden, unerreichbar, sonst würden wir wohl auch von deren Heldenthaten Etwas erfahren haben. Um einen Begriff von der Großartigkeit der damaligen Jagd zu geben, will ich blos noch anführen, daß auf des Königs Befehl schon Monate vor der Jagd viele Tausende von Leibeigenen aufgeboten, zu Deutsch gepreßt wurden, um das Wild von allen Seiten des damals noch viel bedeutenderen Waldes nach der zur Jagd bestimmten Abtheilung hinzutreiben. Dort wurden die scheuen Thiere eingelappt und zuerst durch acht Fuß hohe Netze, später durch ein noch höheres Holzgatter umfriedigt. Dicht neben dem Gatter war ein Söller errichtet worden, auf welchem der König mit den Vornehmsten seiner Gäste Platz nahm. Etwa zwanzig Schritte von diesem Söller entfernt war eine Lücke in den Umhegungen gelassen, durch welche alles hier eingeschlossene Wild getrieben wurde. Sobald ein Wisent stürzte, bliesen die Jagdgehilfen auf ihren Halbhörnern. Nach der Jagd besichtigte der Hof unter Hörnerklang die gefallenen Stücke, deren Wildpret unter die umwohnenden Bauern vertheilt wurde. Dann ließ der König das erwähnte Denkmal setzen, zum ewigen Gedächtniß seiner ritterlichen Thaten.

Am achtzehnten und neunzehnten Oktober 1860 stellte der Kaiser von Rußland eine Jagd an. Der Kaiser selbst schoß sechs Wisentstiere und ein Kalb, zwei Elen-, sechs Damhirsche, drei Rehe, vier Wölfe, einen Dachs, einen Fuchs und einen Hasen. Der Großherzog von Weimar und die Prinzen Karl und Albrecht von Preußen erlegten noch acht Wisents mehr. Ueber die Art und Weise der Jagd fehlen die ausführlicheren Berichte, jedenfalls aber ging's dies Mal waidmännischer her.

In den ältesten Zeiten jagte der gemeine Mann den Wisent zu Fuß und mit Lanzen. Die Jäger gingen immer selbander aus; der eine rückte dem wüthenden Thiere kühn zu Leibe und suchte ihm einen tödtlichen Stoß beizubringen, der andere bemühte sich, durch Schreien und Schwenken rother Tücher die Aufmerksamkeit des Wisents oder Auers von dem Angreifer ab und auf sich zu lenken; die Hunde halfen treulich mit, und so wurde es möglich, im rechten Augenblicke dem gewaltigen Stier eine tödtliche Wunde beizubringen.

Ueber den Fang der Wisents hat Dimitri Dolmatow, Aufseher der kaiserlichen Wälder der Provinz Grodno, im Jahre 1849 in einer englischen Zeitschrift eine sehr lehrreiche Schilderung gegeben. Ich will das Wichtigste davon der deutschen Uebersetzung entnehmen, welche sich in Froriep's „Notizen“ findet.

Der Kaiser hatte der Königin Victoria zwei lebende Wisents für den Thiergarten in London versprochen und gab deshalb den Befehl, daß einige der seltenen Thiere gefangen wurden. Graf Kisselew, der über die kaiserlichen Güter gestellte Minister, überbrachte eigenhändig hierzu den Befehl. Die Jagd wurde auf den 20. Juli festgesetzt. Mit Tagesanbruch versammelten sich dreihundert Treiber und achtzig von den Jägern des Waldes, deren Flinten blos mit Pulver geladen waren, und suchten zunächst die nächtliche Fährte der Wisents. Es war ein heiterer, windstiller Tag. Die dreihundertundachtzig Menschen umstellten in aller Stille das einsame Thal, in dem sich die Wisentherde aufhielt. Schritt für Schritt drang man mit der größten Ruhe in das umstellte Dickicht. Als die Grenze des Thales erreicht wurde, erblickte Dolmatow und sein Begleiter die Wisentherde auf einem Hügel gelagert. Die Kälber hüpften und sprangen, den Sand mit ihren flinken Füßen hoch aufwerfend, munter umher, kehrten bisweilen zu ihren Müttern zurück, rieben sich an ihnen, leckten sie und hüpften wieder ebenso munter davon. Ein Stoß ins Horn endete urplötzlich dies Stillleben. Von entsetzlichem Schrecken ergriffen, sprang die Herde auf und schien durch Gehör und Gesicht den Feind erkundschaften zu wollen. Die Kälber schmiegten sich furchtsam an ihre Mutter. Als das Gebell der Hunde erschallte, ordnete sich die Herde eiligst in der gewohnten Weise. Die Kälber wurden vorangestellt, und der ganze Trupp bildete die Nachhut, erstere vor einem Angriff der Hunde schützend.

Als die Herde an die Treiberlinien kam, wurde sie mit gellendem Geschrei und mit blinden Schüssen empfangen. Die alten Wisents durchbrachen wüthend die Treiberlinie und stürzten weiter, ohne sich um die Menschen, welche sich ängstlich gegen die Bäume drückten, viel zu kümmern. Die Jäger waren so glücklich, zwei Junge zu fangen. Ein etwa drei Monate altes Kalb wurde ohne große Mühe gebändigt, ein anderes, etwa funfzehn Monate altes, warf acht Mann zu Boden und entfloh, ward aber von den Hunden verfolgt und im Garten eines Försters zum zweiten Male gefangen. Noch vier andere Kälber, ein Männchen und drei Weibchen, wurden erhascht. Eins der weiblichen Jungen war erst einige Tage alt. Man brachte es sogleich zu einer Kuh, deren graue Farbe dem Fell des Wisents entsprach. Die Kuh nahm sich des wilden, bärtigen Jungen mit vieler Zärtlichkeit an, und das Kalb säugte zum allgemeinen Erstaunen vortrefflich, starb aber leider nach sechs Tagen an einer Geschwulst im Nacken, welche es schon, als es gefangen wurde, besessen hatte. Die übrigen Kälber nahmen am ersten Tage ihrer Gefangenschaft keine Nahrung zu sich. Das drei Monate alte Junge begann am folgenden Tage an der Kuh, zu welcher man es geführt hatte, zu saugen, und war sehr munter und lebendig. Alle anderen, mit Ausnahme des älteren, schlürften zuerst die Milch aus der Hand eines Mannes, und tranken sie dann begierig aus einem Eimer. Nach kurzer Frist verlor sich ihr wilder Blick; sie legten ihre Scheu ab und wurden munter und muthwillig. Wenn man sie aus dem Stall in den geräumigen Hof gelassen hatte, freute sich Jedermann über die Schnelligkeit ihrer Bewegungen. Sie sprangen mit der Leichtigkeit einer Ziege oder eines Hirsches umher, spielten aus freïem Antriebe mit den Kälbern zahmer Kühe, kämpften mit ihnen und schienen, obwohl stärker, ihnen großmüthig den Sieg zu überlassen. Der männliche funfzehn Monate alte Wisent behielt längere Zeit seinen wilden, drohenden Blick, erzürnte sich, sobald sich

ihm Jemand nahte, schüttelte den Kopf, leckte mit der Zunge und wies seine Hörner; aber nach zwei Monaten war auch er ziemlich zahm und zeigte Neigung zu dem Manne, welcher ihn bisher gefüttert hatte. Von nun an konnte man ihn freier halten.

Man bemerkte an allen diesen Thieren, daß sie gern mit den Füßen auf dem Boden scharren, Erde in die Höhe werfen und sich wie Pferde bäumen. Sobald sie aus dem Stalle kamen, wurden sie muthig, erhoben stolz den Kopf, öffneten ihre Nüstern, schnaubten und machten die lustigsten Sprünge. Sie merkten es sehr, daß sie eingesperrt waren, und blickten bald nach den ungeheuren Waldungen, bald nach den grünen Wiesen sehnsuchtsvoll hin; es schien fast, als ob sie Heimweh hätten oder sich ihre ungezwungene Freiheit zurückwünschten; denn immer kehrten sie gesenkten Hauptes und traurig in den Stall zurück. Gegen ihren Pfleger bewiesen sie eine große Zuneigung. Sie sahen ihm nach, wenn er ging, begrüßten ihn durch Entgegenkommen, wenn er sich nahte, scheuerten sich an ihm, leckten ihm die Hände und hörten auf seine Stimme.

Man hatte die sieben gefangenen Wisents an zwei von einander entfernten Orten eingestellt. Die beiden auf der ersten Jagd gefangenen Männchen vertrugen das ihnen gereichte Futter sehr gut, die übrigen, welche nur Milch tranken, aber säugten, litten eine Woche lang am Durchfall, wahrscheinlich weil die Milch, welche von fern herbeigeschafft werden mußte, nicht immer frisch und süß war; denn ihr Unwohlsein verlor sich, als sie warme Milch vom Euter der Kuh weg erhielten. Die beiden Männchen leckten Salz, die übrigen verschmähten es, wie der ältere Stier die Milch. Er bekam vom ersten Tage an Hafer mit Häcksel gemengt, Heu aus den Waldwiesen, Rinden und Blätter der Esche und verschiedene Waldkräuter. Als die übrigen Kälber nicht mehr mit Milch genährt wurden, erhielten sie dasselbe Futter. Sie tranken täglich mehrmals Wasser, die jüngeren Thiere aber erst, nachdem es mit Milch versetzt worden war. Ihren Hunger oder Durst gaben sie durch ein schweineähnliches Grunzen zu erkennen.

Das reichliche und abwechselnde Futter, ein Stall, welcher sie im Winter vor der Kälte und im Sommer vor den Kerbthierstichen schützte, war ihrem Gedeihen sehr förderlich. Sie wuchsen schnell heran.

Später brachte man die schon halb gezähmten Thiere von Bialowicza nach Grodno, zwanzig deutsche Meilen weit. Das für St. Petersburg bestimmte Paar; zwei Stiere, befand sich in einem länglichen Käfig, der mit Stroh bedeckt und in zwei Abtheilungen geschieden war, so daß sich die Thiere niederlegen konnten, ohne sich von einander zu entfernen. Der neue Käfig und das Schaukeln des Wagens schien sie mit Furcht zu erfüllen. Sie verhielten sich zwar ruhig, fraßen aber in den ersten vierundzwanzig Stunden nicht, legten sich auch nicht nieder. Schon am zweiten Tage jedoch betrugen sie sich wie gewöhnlich. Das für London bestimmte Paar ward in einem geräumigeren und bedeckten Käfig fortgeschafft. Der Stier zeigte sich während der ganzen Reise aufs höchste verstimmt und brüllte fortwährend ingrimmig, wie ein Bulle. Zu Grodno brachte man beide Paare in einen geräumigen Stall und trennte sie hier nur anfänglich durch Querbalken. Sie fielen aber so wüthend über einander her, daß man sie aus einander thun mußte; denn die Scheidewände hielten sie durchaus nicht ab: sie zertrümmerten diese mit wenigen Stößen. Sonderbarerweise griffen die drei Stiere gleichzeitig die einzige Kuh an und würden ohne Hinzukommen der Wärter sie getödtet haben. Erst allmählich gewöhnten sie sich an einander. —

Ich sah die Wisents zuerst im Thiergarten zu Schönbrunn. Sie bewohnten dort seit einigen Jahren einen Stall, vor welchem sich ein mit dicken Stämmen umhegter Hof befand. Sehr starke Eichenpfosten trugen die Querbalken der Umhegung; sie staken viele Fuß tief in der Erde und waren noch außerdem durch Strebebalken befestigt. Als ich die Thiere besuchte, hatte die Kuh gerade ein noch saugendes Kalb, und ihre Besorgniß für dasselbe drückte sich deutlich in ihrem ganzen Wesen aus. Ich trat, um die seltenen Geschöpfe sogut als möglich zu sehen, etwas näher an die Umhegung, als dies den Wisents lieb sein mochte; denn plötzlich senkte die Kuh ihren Kopf nieder, schoß brüllend und die blaue Zunge lang aus dem Halse hervorstreckend, auf mich los

und rannte mit ihrem Kopfe derartig gegen die Balken an, daß selbst die eichenen Stämme zitterten. Ein anderes Geschöpf würde sich jedenfalls bei solchem Stoß den Schädel in Stücke zertrümmert haben, der wüthende Wisent aber wiederholte seine Kraftanstrengungen gleichgiltig drei, vier Mal hinter einander.

Man hat beobachtet, daß die Wisents in der Gefangenschaft sich stärker vermehren, als im Freien, und kennt Beispiele, daß einer von ihnen zwanzig Jahre im engen Gewahrsam ausgehalten hat. Niemals hat man aber bisjetzt eines dieser grimmigen, blindwüthenden Geschöpfe wirklich zähmen können. So leutselig sie sich auch in der Jugend betrugen; mit zunehmendem Alter brach ihre rasende Wildheit immer hervor, und nicht einmal die Wärter durften ihnen ganz trauen. Die Thiere ließen sich zwar auf dem Kopfe krauen und nahmen ihren Wärtern das Futter aus der Hand, dieselben mußten sich aber doch fortwährend aufs äußerste in Acht nehmen, um dem wie Strohfeuer auflodernden Zorn der Wisents zu entgehen. Dabei machen die Gefangenen ihren Pflegern sehr viel zu schaffen. Es erforderte unendliche Mühe, einen durch mehrere Jahre in der Gefangenschaft gehaltenen Wisent an einen anderen Ort zu bringen. Eine Kuh, welche in einen anderen Raum geschafft werden sollte, wurde durch zwanzig starke Männer an dicken Seilen, die ihr um den Kopf gebunden waren, festgehalten: — eine einzige Bewegung des Thieres aber war genügend, alle Leute mit Einem zu Boden zu werfen. Jedenfalls werden die Wisents im eingeschlossenen Raum, und wenn sie tagtäglich mit Menschen zusammenkommen, auch nicht zahmer, als im Freien, wo sie sich überzeugt haben, daß sie gehegt werden. Die Wisents, welche man zwischen Taplaken und Leuküschken in Preußen hegte und fütterte, fielen nicht nur niemals einen Menschen an, sondern wurden zuletzt so dreist, daß sie den Leuten nachliefen und sie um Futter bettelten, weil sie gewöhnt worden waren, von den Vorübergehenden regelmäßig Etwas zu erhalten. Am schlimmsten sind die Leute daran, welche irgendwie in schreiende Farben gekleidet sind, und namentlich das Roth übt eine wahrhaft dämonische Gewalt auch auf die Wisents aus.

Mehrere Naturforscher haben die Ansicht verfochten, daß der Wisent einen großen Antheil an der Entstehung mancher Rassen unseres Rindes habe. Man glaubte, daß früher der wildlebende Wisent sich öfters mit anderen Rinderarten vermischt und fruchtbare Blendlinge erzielt hätte. Die neueren Erfahrungen haben jedoch das Gegentheil bewiesen. Zwischen dem Wisent und unserem Rinde besteht ein unglaublich großer Abscheu, und selbst wenn man, wie es im Bialowiczaer Walde geschehen ist, jung eingefangene Wisentkälber stets mit zahmen Rindern zusammenhält, ändert sich das Verhältniß nicht. Als man versuchte, eine junge Wisentkuh mit einem schönen Hausstiere zur Paarung zu bringen und denselben dicht neben sie in den Stall brachte, durchbrach sie wüthend den Verschlag, welcher sie von jenem Stiere trennte, fiel ihn rasend an und trieb ihn aus dem Stalle mit größter Wuth und Kraft, ohne daß der seinerseits nun ebenfalls gereizte Stier nur Gelegenheit gefunden hätte, sich ihr zu widersetzen.

Ueber den Schaden und Nutzen des Wisents ist jetzt kaum noch zu reden. Im Bialowiczaer Walde kommen die Zerstörungen, welche dieses Wild, um sich zu nähren, oder aus Uebermuth anrichtet, nicht groß in Anschlag, der Nutzen aber ebensowenig. Das Fleisch wird gerühmt; sein Geschmack soll zwischen Rindfleisch und Wildpret in der Mitte liegen: namentlich das Fleisch von Kühen und Kälbern soll sehr gut sein. Die Polen betrachteten das eingesalzene Wisentfleisch als einen vorzüglichen Leckerbissen und machten fürstlichen Höfen damit Geschenke. Das Fell gibt ein starkes und dauerhaftes, aber lockeres und schwammiges Leder und wird gegenwärtig wenig benutzt, höchstens, um Riemen und Stränge daraus zu schneiden. Die Hörner und Hufe wurden zu allerlei Gegenständen verarbeitet, denen man eine gewisse schützende Kraft zuschrieb. Unsere Vorfahren verfertigten hauptsächlich Trinkgeschirre aus den schönen, festen Hörnern, und die Kaukasier gebrauchen solche heute noch, anstatt der Weingläser. Bei einem Gastmahle, welches ein kaukasischer Fürst dem General Rosen zu Ehren gab, dienten 50 bis 70 mit Silber ausgelegte Wisenthörner als Trinkbecher.

Dasselbe Schicksal, welches sich am Wisent nahezu erfüllt, steht seinem einzigen Verwandten, dem amerikanischen Bison, bevor. Auch er verbreitete sich früher fast über die ganze Nordhälfte der westlichen Erde und ist gegenwärtig schon in vielen Ländern gänzlich vernichtet. Von Jahr zu Jahr wird er weiter zurückgetrieben und mehr und mehr beschränkt. Der Weiße und der Indianer theilen sich mit dem Wolf in Verfolgung des Thieres; der Wolf aber ist von diesen drei schlimmsten Feinden des Thieres der menschlichste: er vertilgt wenigstens nicht mehr, als er zu seiner Nahrung bedarf, während der Mensch dem Bison rücksichtslos entgegentritt und innerhalb seiner Herden ungleich größere Verheerungen anrichtet, als nothwendig wäre. Noch durchziehen Millionen der stolzen Thiere die ungeheuren Steppen im Westen Nordamerikas; aber es bleichen schon gegenwärtig tausendmal mehr Schädel erlegter Bisons in der Prairie, als heutigen Tags noch „Büffel“ leben. Als die Europäer ihre Niederlassungen in Nordamerika zu gründen begannen, fand man den Bison an den Küsten des atlantischen Weltmeers; aber schon zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts sah man es als eine denkwürdige Begebenheit an, daß ein Bison am Kap Fear River erlegt wurde. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war der Büffel zahlreich in Kentucky und im Westen von Pennsilvanien; jetzt findet er sich kaum noch in Louisiana und Arkansas. Sonst war der große Sklavensee unter dem 60. Grad der Breite seine Grenze nach Norden hin und das Felsgebirg die Mauer, welche ihn von Westen schied; jetzt ist er bereits bis zum 65. Grad nördlicher Breite vorgedrungen, wie ein Verfolgter, welcher Schutz in Einöden sucht, und ebenso hat er sich mühselig über das hohe Gebirge einen Weg gebahnt, um in den westlichen Ebenen Zuflucht zu finden. Auch diese Fluchtversuche werden ihn von seinem endlichen Schicksal nicht erretten können. Indianer und Weiße sitzen ihm beständig auf dem Nacken; das Morden, die Vernichtung gehen unaufhaltsam ihren Gang.

Der Bison oder „Büffel der Amerikaner“ (Bonassus americanus) ist unter den nordamerikanischen Thieren dasselbe, was der Wisent in Europa: der Riese unter allen Landsäugethieren. Die Länge des Bullen beträgt ungefähr 8½ bis 9 Fuß, ungerechnet des 1½, mit dem Haar aber 2 Fuß langen Schwanzes, die Höhe am Widerrist bis 6 Fuß, die Kreuzhöhe 5 Fuß. Das Gewicht schwankt zwischen zwölf und zwanzig Centnern. Die Kuh erreicht etwa vier Fünftel der Größe des Stiers. In Gestalt und Ansehen ähnelt der Bison dem Wisent ungemein. Demungeachtet fällt es dem Kundigen nicht schwer, beide zu unterscheiden. Bezeichnend für den Bison ist die verhältnißmäßige Kürze der Beine und des Schwanzes, bei stärkerer Ausbildung des Brusttheils und Verschmächtigung des Hintertheils, sowie das lange Haarkleid. Der Kopf ist gewaltig breit auf der Stirn, verhältnißmäßig größer, als bei dem Wisent, der Hals ist kurz, der Widerrist ungemein hoch, das Hintergestell dagegen verhältnißmäßig schwach und schmal, der Schwanz kurz. Die kurzen, dicken Hörner biegen sich sanft aus- und aufwärts, mit den Spitzen aber wieder etwas nach innen. Die Ohren sind kurz und schmal, zierlich gestaltet, die Augen ziemlich groß und sehr dunkel von Farbe; denn selbst das Weiße ist getrübt, gelbbraun. Die Behaarung ähnelt der des Wisents. Kopf, Hals, Schultern, Vorderleib und Vorderschenkel, der Vordertheil der Hinterschenkel und die Schwanzspitze sind lang behaart, die Schultertheile mähnig, Kinn und Unterhals bartähnlich, der Kopf kraus, filzig. Alle übrigen Leibestheile tragen nur ein kurzes, dichtes Haarkleid. Im Winter verlängert sich das Haar bedeutend; mit Beginn des Frühlings wird der Winterpelz in großen Flocken abgestoßen. Mit dieser Veränderung steht die Färbung im Einklang. Sie ist eigentlich ein sehr gleichmäßiges Graubraun, welches in der Mähne, d. h. also an Vorderkopf, Stirn, Hals und Wamme dunkler wird, nämlich in Schwarzbraun übergeht. Das abgestoßene Haar verbleicht und nimmt dann eine graulich gelbbraune Färbung an. Hörner und Hufe, sowie die nackte Muffel sind glänzend schwarz. Bezeichnend für den Stier sind nach der Beschreibung des Prinzen von Wied zwei gepaarte Zitzen, dicht neben einander, jederseits der Brunstruthe. Weiße und weiß gefleckte Spielarten sind beobachtet worden; dieselben kommen aber immer selten vor. Sodann sprechen die Amerikaner von besonderen Rassen, mit weichen, seidenartig glänzenden Haaren, welche im Sonnenschein wie Biberhaare glänzen und schimmern sollen.

Zur Zeit sind die Gegenden nördlich und westlich vom Missouri die Aufenthaltsorte des Bison. Hier sieht man ihn allerdings noch in ungeheurer Menge. Fröbel zog im Jahre 1858 mit einer Wagenkaravane von Missouri nach Mejiko und — acht Tage lang bewegte sich dieser Menschenzug unaufhörlich zwischen Büffelherden fort. Die meisten fanden sich auf der Nordseite des Arkansas; am entgegengesetzten Ufer gab es schon viel weniger. Auch Möllhausen sah im Jahre 1851 Hunderttausende von Bisonten auf den endlosen Prairien, westlich des Missouri, Massen, daß die Ebene, soweit sein Blick reichte, schwarz von ihnen war, und ein Ueberschlag ihrer Zahl nach möglicherweise nur gemacht werden konnte, indem man den Flächenraum, welchen die Thiere bedeckten, nach Geviertmeilen berechnete. Der Bison ist, wie es scheint, noch geselliger als die übrigen Rinder; jedoch bilden die Massen, welche man auf ein und derselben Ebene erblickt, nicht eine einzige Herde, sondern



Der Bison (Bonassus americanus).

zerfallen in zahllose kleinere Gesellschaften. Rücksichtlich der verschiedenen Geschlechter vereinigt sich der Bison überhaupt nur in gewissen Monaten, zur Brunstzeit nämlich; den übrigen Theil des Jahres hindurch bilden die Stiere für sich abgesonderte Trupps, die Kühe mit ihren noch nicht zeugungsfähigen Kälbern andere. Die Gesammtheit bleibt übrigens in einer gewissen Verbindung: eine Herde zieht der anderen nach.

Je nach der Jahreszeit ist der Aufenthaltsort dieser Rinder verschieden. Im Sommer zerstreuen sich die Bisonten in den weiten Ebenen, im Winter vereinigen sie sich mehr und suchen dann die waldigen Gegenden auf. Dann findet man sie z. B. auf baumreichen Inseln der Ströme und Seen oder längs deren waldigen Ufern in großer Menge. Alljährlich unternehmen sie mit größerer oder geringerer Regelmäßigkeit eine Wanderung. Vom Juli an ziehen sie südwärts nach den fruchtbaren Gegenden von Arkansas, mit Beginn des Frühjahrs kehren sie wieder nach Norden zurück und zwar

in kleinere Trupps oder Herden aufgelöst. Diese Wanderungen dehnen sie von Kanada bis hinter zu den Küstenländern des mexikanischen Golfs und von Missouri bis zu den Felsengebirgen aus. Demungeachtet findet man allerorten, wo sie hausen, einzelne Zurückgebliebene, welche sich dem großen Strome nicht angeschlossen haben. Dies sind gewöhnlich alte Stiere, schon zu steif und zu träge, um den Heersäulen zu folgen, vielleicht auch zu bösartig, als daß sie von der jüngeren Gesellschaft geduldet würden, und deshalb zum Einsiedlerleben gezwungen. Die wandernden Herden sind auch dann noch kenntlich, wenn man die Büffel selbst nicht wahrnimmt; denn ebenso wie eine Menge von magern Wölfen hinter ihnen daherzieht, folgen ihnen Geier und Adler und Raben in den Lüften, und die einen, wie die anderen sind sicherer Beute gewiß. Es scheint, als ob die Büffel gewisse Straßen auch auf ihrer Wanderung einhielten. Da, wo sie sich fest angesiedelt haben, wechseln sie mit großer Regelmäßigkeit hin und her, namentlich von den saftigen Weideplätzen zu den Flüssen, welche sie besuchen, um sich zu tränken oder badend zu kühlen, und auf ihren Wanderungen treten sie sich jene Wege aus, die unter dem Namen „Büffelpfade“ Allen bekannt geworden sind, welche die Prairien durchreisten. Die Büffelpfade führen meist in gerader Richtung fort, hunderte neben einander, überschreiten Gebirgsbäche und Flüsse, da, wo die Ufer zum Ein- und Aussteigen bequem sind und ziehen sich viele, viele Meilen weit durch die Steppen dahin.

Das Gesellschaftsleben der Bisonten wird hauptsächlich durch zwei Ursachen bedingt, durch den Wechsel des Jahres und durch die Fortpflanzung. Der Frühling zerstreut, der Herbst vereinigt. In den Monaten Juli und August stellen sich die wohlgenährten Stiere bei den Kühen ein, und jeder Einzelne von ihnen erwählt sich eine Lebensgefährtin. Ungeachtet solcher Genügsamkeit aber geht es nicht ohne Kampf und Streit ab; denn auch unter den „Büffeln“ befinden sich häufig genug mehrere Bewerber um ein und dieselbe Kuh. Dann entbrennen furchtbare Kämpfe, bis ein Stier als unanfechtbarer Sieger aus dem Kampfe hervorgeht. Hierauf sondert sich das Paar von der Herde und hält sich nur bis zu dem Monate zusammen, in welchem der aus solcher Vereinigung hervorgehende Sprößling geboren wird. Sobald ein Paar sich wirklich vereinigt hat, tritt der Frieden unter der Gesammtheit wieder ein.

Alle Beobachter versichern, daß man sich kaum ein prachtvolleres Schauspiel denken könne, als solchen Kampf zwischen zwei kräftigen Stieren es gewährt. Der zum Gefecht sich anschickende Bison stampft wüthend den Grund, brüllt laut, schüttelt mit dem tief zu Boden gesenkten Kopf, erhebt den Schwanz, peitscht mit ihm durch die Luft und stürzt sodann plötzlich mit überraschender Eile auf seinen Gegner zu. Die Gehörne, die Stirnen prallen laut schallend an einander. Dem ungeachtet hat man, wie Audubon versichert, niemals beobachtet, daß ein Stier von dem anderen in solchem Kampf getödtet worden wäre. Der dicke Schädel, welcher außerdem durch den Wollfilz auf ihm wohlgeschützt ist, hält einen gewaltigen Stoß ohne Schaden aus, und die kurzen Hörner sind auch keine geeigneten Waffen, einen gleich starken Gegner tödtlich zu verletzen. In Ermangelung eines Nebenbuhlers versucht der brünstige Stier seinen Gefühlen in anderer Weise Luft zu machen: er kämpft dann sinnlos mit dem Grund und Boden selber. An einer geeigneten Stelle beginnt er mit den Füßen zu scharren und sodann mit den Hörnern in die Erde zu bohren, schleudert Rasenstücke und die lose Erde nach allen Seiten weg und bildet so eine trichterförmige Mulde von größerer oder geringerer Tiefe. Andere Bullen, welche zu solchen Plätzen kommen, pflegen das Werk des Ersten fortzusetzen und vergrößern dadurch die Vertiefung mehr und mehr. Doch scheint es, als ob mit dieser Arbeit auch noch ein anderer Zweck verbunden werde. In den trichterförmigen Vertiefungen nämlich sammelt sich schnell Wasser, und es entsteht sodann eine Badewanne, welche der von der Hitze und den Mücken geplagte Stier mit ersichtlicher Freude benutzt, um sich zu kühlen und vor den Mücken zu schützen. „Allmählich,“ sagt Möllhausen, „senkt sich der Bison tiefer und tiefer in den Morast, indem er mit den Füßen stampft und sich im Kreise herumschiebt, und erst, wenn er sich zur Genüge dem Genusse hingegeben, entsteigt er dem Morbade. Er sieht dann keinem lebenden Wesen mehr ähnlich. Der lange Bart und die dicke, zottige Mähne sind in eine triefende, klebrige

Masse verwandelt, und nur die rollenden Augen sind im vollsten Sinne des Worts das Einzige, was an dem wandernden Erdhaufen von dem stattlichen Büffel geblieben. Kaum ist der Pfuhl vom Ersten verlassen, so nimmt ein Anderer den Platz ein, und dieser stellt ihn wieder einem Dritten zur Verfügung. So treibt die Herde es fort, bis jeder der Anwesenden die Merkmale dieses eigenthümlichen Bades auf seinen Schultern trägt. Dort trocknen sie in eine feste Kruste zusammen, welche erst durch Wälzen im Grase oder durch den nächsten Regen allgemach entfernt wird."

Die Brunst währt ungefähr einen Monat lang; Stiere aber, welche ihren Trieb nicht befriedigen können, bleiben noch Wochen lang nach der eigentlichen Brunstzeit wüthend und bösartig. Sie greifen dann sogar den Menschen, welchen sie sonst immer fliehen, rücksichtslos an. Ein unausstehlicher Moschusgeruch macht sie auch dem Jäger schon von weitem kenntlich. Er erfüllt die Luft und durchdringt das Wildpret in einem Grade, daß es, für Europäer wenigstens, vollkommen ungenießbar wird. Die heftige Erregung bringt das Thier außerdem sehr vom Leibe; es vergißt selbst sich zu äßen, magert ab und wird schließlich ganz entkräftet. Dann bleibt es hinter den eigentlichen Herden zurück, und nun erst kommt es nach und nach wieder zur Besinnung. Die Einsamkeit beruhigt, die Aeßung kräftigt, und gegen den Herbst hin ist die unglückliche Liebe vergessen.

Neun volle Monate nach der Paarung, gewöhnlich in der Mitte des März oder im April, bringt die Kuh ihr Kalb zur Welt. Schon früher hat sie sich von dem Stier getrennt, mit welchem sie vorher wochenlang zusammenlebte, und dafür sich anderen hochbeschlagenen Kühen angeschlossen. Diese Trupps der Mutterthiere wählen sich, wenn die Zeit des Kalbens herannaht, die saftigsten Weideplätze aus und verweilen auf ihnen mit den Kälbern, solange sich Weide findet. Die Kälber werden von den Müttern überaus zärtlich behandelt und gegen alle Feinde mit großem Muth vertheidigt. Sie verdienen aber auch solche Liebe; denn sie sind äußerst liebliche Geschöpfe, munter, beweglich, spiellustig, zu heiteren Sprüngen und zu neckischen Scherzen jederzeit aufgelegt. Ueberhaupt ist der Bison keineswegs ein so faules und der Bewegung abholdes Wesen, als einzelne Beschreiber behauptet haben. Das uns plump erscheinende Thier bewegt sich mit einer überraschenden Leichtigkeit. Der genaue Beobachter findet, daß es oft mit seiner eigenen Kraft zu scherzen und zu spielen scheint. Namentlich in den Morgen- und Abendstunden sind die Bisonten sehr lebendig; die Jungen ergötzen sich dann in lustigen Spielen, und die Alten sehen solchem Treiben vergnügt zu, nehmen auch wohl Theil daran. Ungeachtet seiner kurzen Läufe durchmißt der Bison rasch bedeutende Strecken. Er geht niemals in der faulen Weise, wie ein zahmes Rind, langsam dahin, sondern stets eiligen Schrittes. Er trabt rasch und ausdauernd und bewegt sich im Galopp mit so großer Schnelle, daß ein gutes Pferd sich anstrengen muß, um mit ihm fortzukommen. Einen Menschen überholt er schon trabend mit Leichtigkeit. Seine Bewegungen sind eigenthümlich, kurz abgebrochen, und namentlich der galoppirende Bison bewegt sich in sonderbaren Wellenlinien, welche dadurch entstehen, daß er die Masse des Leibes bald vorn, bald hinten aufwirft. Aber plump und ungeschickt ist er durchaus nicht, vielmehr gewandt und behend in einer Weise, welche außer allem Verhältniß zu seinem Leibesbau zu stehen scheint: — das wüthende Thier stürzt in rasender Eile dahin. Das Schwimmen übt der Bison mit derselben Kraft und Ausdauer, welche seine Bewegungen überhaupt kennzeichnet. Er nimmt nicht den geringsten Anstand, sich in das Wasser zu begeben. Clarke sah eine Herde über den Missouri setzen, da, wo der Strom über eine englische Meile breit war. In ununterbrochener Reihe zogen die Thiere mit großer Schnelligkeit durch das Wasser, eins dicht hinter dem anderen, und während die Ersten drüben bereits wieder festen Fuß gefaßt hatten, stürzten sich hüben die Letzten noch immer ins Wasser.

Unter den Sinnen stehen Geruch und Gehör obenan. Der Bison wittert vorzüglich und vernimmt auf weite Strecken hin. Das Gesicht wird von allen Beobachtern gleichmäßig beurtheilt: es soll schlecht sein. Von Unvollkommenheit des Sinneswerkzeugs aber darf man schwerlich reden; denn das Auge ist wohlgebildet und unterscheidet sich wohl kaum von dem anderer Wiederkäuer; der dichte Haarfilz aber, welcher gerade den Kopf umgibt, hindert den Bison am Sehen.

Hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten unterscheidet sich der amerikanische Wildochse nicht von anderen Verwandten. Er ist wenig begabt, gutmüthig und furchtsam, schneller Erregungen unfähig; aber er kann gereizt alle Rücksichten vergessen, welche er sonst zu nehmen pflegt, und dann sehr muthig, boshaft und rachsüchtig werden. An Gefangenen bemerkt man leichter, als an den Wildlebenden, daß der Geist doch bildsam ist. Auch jene beweisen hinlänglich, daß sie zwischen Nützlichem und Schädlichem zu unterscheiden wissen; bei diesen nimmt man nach und nach wahr, daß sie für ihre Verhältnisse ein Verständniß gewinnen, welches man ihnen eigentlich nicht zutraut. Sie sind der Zähmung durchaus nicht unzugänglich, wie früher oft behauptet worden ist; sie treten vielmehr mit dem Menschen, welcher sie recht zu behandeln weiß, in ein fast freundschaftliches Verhältniß: ihren Wärter lernen sie kennen und in gewissem Grade lieben. Aber freilich währt es lange, ehe sie ihre angeborne Scheu ablegen und sich zu einer Aenderung ihrer vorgefaßten Meinung bequemen. Der Stier zeigt sich unter allen Umständen selbstbewußter, anspruchsvoller, herrschsüchtiger und deshalb muthiger und kampfeslustiger, als die Kuh.

Die Stimme des Bison ist ein dumpfes, nicht eben lautes Brüllen, mehr ein Grollen in tiefer Brust, als ein Blöcken. Wenn Tausende und Abertausende zugleich sich vernehmen lassen, einen sich die Stimmen zu einem unbeschreiblichen Getön, welches wohl am richtigsten mit dem Rollen fernen Donners verglichen werden dürfte.

Die Aeßung ist verschieden, je nach der Jahreszeit. Während des Sommers bietet das frische, saftige Gras der Prairien den grasenden Bisonten ein gedeihliches Futter, und die Wirkungen der guten Nahrung machen sich dann an ihnen auch bald bemerklich. Im Winter müssen sie mit geringer Nahrung vorlieb nehmen: sie sind dann zufrieden, wenn sie neben Zweigspitzen und verdorrten Blättern dürres Gras, Flechten und Mos erlangen können. Daß sie zwischen gutem und schlechtem Futter mit Bewußtsein unterscheiden, unterliegt gar keinem Zweifel: sie bevorzugen gar wohl das bessere, falls sie es nur haben können; aber sie sind genügsam und begnügen sich deshalb auch mit dem Geringsten.

Viele sind der Gefahren, welche das Leben des Bisons bedrohen. Auch da, wo der Mensch und die anderen Feinde ihm nicht nachstellen, hat er, um mit Darwin zu reden, „zu kämpfen um das Dasein". Der Winter ist gar ein böser Feind: er vernichtet Hunderte unserer Rinder, nachdem er sie erst entkräftete und ermattete. Zwar ist der Bison wohl gerüstet, ihm zu widerstehen: sein dichtes Wollfilz schützt ihn unter günstigen Umständen genügend gegen die Witterung, und der Haarwechsel seines Kleides steht, wie zu erwarten, in so genauem Einklang mit der Jahreszeit, daß ihn, so zu sagen, der Winter unvermuthet nicht überrascht. Aber die Umstände können sehr traurig werden, wenn die Schneedecke allzuhoch den Boden bedeckt, und das nach Nahrung suchende Thier trotz aller Anstrengungen nicht genug Aeßung findet, um sein Bedürfniß zu befriedigen. Dann verzehrt sich rasch das Feist, welches er während des Sommers sich sammelte, die Entkräftung nimmt mehr und mehr überhand, und damit verschwindet die Möglichkeit, sich zu erhalten. Das ermattete Thier bleibt endlich mit verzweifelnder Entsagung ruhig liegen und läßt sich widerstandslos unter der Schneedecke begraben. Jäher noch endet der Winter sein Dasein, wenn das Thier einer Eisdecke über die Flüsse mehr vertraut, als es sollte. Seine Gewohnheit, in dichtgedrängten Scharen zu wandern, wird ihm dann oft verderblich. Unter der ungeheuern Last einer Bisonherde bricht die Eisdecke; die Thiere stürzen ins Wasser, bemühen sich vergeblich, festen Boden wieder zu gewinnen, werden von Hunderten, welche nachdrängen, verhindert und gehen elendiglich zu Grunde. In ganz ähnlicher Weise kommen viele Bisonten um, wenn sie im Sommer über die Flüsse setzen, und an einer Stelle landen wollen, wo Triebsand oder jäher Schlamm ihnen das Aufsteigen zum Lande erschwert. Ihre ganz ungeheure Kraft ist dann nicht genügend, die Hindernisse zu überwinden; sie versinken Angesichts des sicheren Bodens, im Laufe von Stunden vielleicht, aber unaufhaltsam in den zähen Brei.

An lebenden Feinden fehlt es dem Bison ebensowenig, als irgend einem anderen seines Geschlechts. Es wird gesagt, daß der gewaltige Griselbär selbst den Kampf mit dem wehrhaften Stier nicht scheue und versichert, daß auch der Wolf wenigstens jüngere gefährde. Der schlimmste Feind aber bleibt doch der Mensch, der in Amerika Eingeborene, wie der dort Eingewanderte, obgleich streng genommen der Letztere erst das Zeichen zur Vernichtung gegeben. „In früheren Zeiten,“ sagt Möllhausen, „als der Büffel nur gewissermaßen als Hausthier der Indianer betrachtet werden konnte, war keine Verminderung der unabsehbaren Herden bemerkbar; im Gegentheil, sie gediehen und vermehrten sich auf den üppigen Weiden. Nun kamen die Weißen in diese Gegenden. Die reichhaarigen großen Pelze gefielen ihnen, das fette Büffelfleisch fanden sie nach ihrem Geschmack, und von beidem versprachen sie sich reichen Gewinn. Es wurden zuerst bei den Steppenbewohnern Begierden nach glänzenden oder betäubenden Erzeugnissen der Weißen erweckt und dann im kleinsten Maße für ihre Jagdbeute geboten, worauf die Verheerung begann. Tausende von Büffeln wurden der Zungen wegen, häufiger noch der zottigen Pelze halber erlegt, und in wenigen Jahren war eine bedeutende Verminderung derselben auffallend bemerkbar. Der sorglose Indianer gedenkt nicht der Zukunft; er lebt nur der Gegenwart und ihren Genüssen. Es bedarf bei ihm nicht mehr der Aufmunterung: er wird den Büffel jagen, bis der letzte ihm sein Kleid gelassen. Sicher ist die Zeit nicht mehr fern, wann die gewaltigen Herden nur noch in der Erinnerung leben und dreimalhunderttausend Indianer ihres Unterhaltes beraubt und vom wüthendsten Hunger getrieben, nebst Millionen von Wölfen zur Landplage der angrenzenden Gesittung und als solche dann mit der Wurzel ausgerottet werden.“

„Manchfach ist die Art und Weise, durch welche das Thier seinen Verfolgern unterliegen muß. Die Büffeljagd der Prairieindianer ist eine Beschäftigung, durch welche sie sich nicht nur ihren Unterhalt verschaffen, sondern welche ihnen zugleich als höchstes Vergnügen gilt. Beritten auf ausdauernden Pferden, die sie größtentheils wild in der Steppe eingefangen haben, sind sie im Stande, jedes Wild in der Ebene einzuholen, und suchen einen besonderen Ruhm darin, mit der größten Schnelligkeit und möglichstem Erfolg vom Pferde herab ihre tödtlichen Geschosse unter eine fliehende Herde zu versenden. Beabsichtigt der Indianer eine Büffelherde zu überholen, so entledigt er sich und sein Pferd aller nur entbehrlichen und beschwerenden Gegenstände: Kleidung und Sattelzeug bleiben zurück; nur eine vierzig Fuß lange Leine, von rohem Leder geflochten, ist um die Kinnlade des Pferdes geschnürt und schleppt, über den Hals geworfen, in ihrer ganzen Länge auf der Erde nach. Sie dient zum Lenken, zugleich aber auch, um beim etwaigen Sturz oder sonstigen Unfall das lose Pferd wieder leichter in die Gewalt des Reiters zu bringen.“

„Der Jäger führt in der linken Hand den Bogen und so viele Pfeile, als er bequem halten kann, in der rechten eine schwere Peitsche, mittelst welcher er sein flüchtiges Roß durch unbarmherzige Schläge unter die fliehende Herde und an die Seite einer fetten Kuh oder eines jungen Stieres treibt. Das gelehrige Pferd versteht leicht die Absicht seines Reiters und eilt, keiner weiteren Führung bedürfend, dicht an die auserwählte Beute heran, um dem Jäger Gelegenheit zu geben, im günstigen Augenblick den Pfeil bis an die Federn in die Weichen des Büffels zu senden. Kaum schwirrt die straffe Sehne des Bogens, kaum gräbt sich das scharfe Eisen durch die krause Wolle in das fette Fleisch, so entfernt sich das Pferd von dem verwundeten Thiere durch einen mächtigen Sprung, um den Hörnern des wüthend gewordenen Feindes zu entgehen, und ein anderer Stier wird zum Opfer ausgesucht. So geht die Hetzjagd mit Sturmeseile über die Ebene dahin, bis die Ermüdung seines Thieres den wilden Jäger mahnt, der unersättlichen Jagdlust Einhalt zu thun. Die verwundeten Büffel haben sich indessen von der Herde getrennt und liegen erschöpft oder verendend auf der Straße, auf welcher vor wenigen Minuten die wilde Jagd donnernd dahinbrauste. Die Weiber des Jägers sind seinen Spuren gefolgt und beschäftigen sich emsig damit, die Beute zu zerlegen und die besten Stücke nebst den Häuten nach den Wigwams zu schaffen, wo das Fleisch in dünne Streifen zerschnit-

ten und getrocknet, das Fell aber auf einfache Art gegerbt wird. Natürlich wird der bei weitem größte Theil den Wölfen überlassen."

„Da die lange Kopfmähne des Büffels demselben die Augen verdeckt und ihn am klaren Sehen und Unterscheiden hindert, wird es dem Gegner umsoleichter, selbst ohne Pferd auf Beute auszugehen. Er befestigt dann eine Wolfshaut an seinem Kopfe und Körper, und indem er seine Waffen vor sich hinschiebt, geht er auf Händen und Füßen im Zickzack auf sein Ziel los. Wenn dann der Wind nicht plötzlich den Indianer in der Kleidung verräth, so gelingt es dem Schlauen sicher, aus nächster Nähe einen Büffel zu erlegen, ohne daß dadurch die übrige Herde aus der Ruhe gestört würde. Selbst den Knall der Büchse scheuen diese Thiere nicht, so lange sie mit ihren feinen Geruchswerkzeugen die Anwesenheit eines Menschen nicht wahrnehmen. Ein wohl verborgener Schütz vermag manchen Büffel einer ruhig grasenden Herde ohne große Störung mit der Kugel zu fällen: das Todesröcheln des verwundeten veranlaßt höchstens den einen oder den anderen, den mähnigen Kopf auf einige Augenblicke forschend zu erheben; dann geht er wieder an seine Lieblingsbeschäftigung, an das Grasen."

„Zu allen Jahreszeiten wird dem armen Büffel nachgestellt, selbst dann, wenn der Schneesturm die Niederung mit einer tiefen Decke überzogen hat und die beliebte Jagd mit den Pferden unmöglich geworden ist. Langsam nur kann sich dann die Herde durch den mehrere Fuß hohen Schnee wühlen; der sinnreiche Indianer aber hat sich breite, geflochtene Schneeschuhe an die leichten Füße befestigt, und, ohne auf dem unsicheren Boden einzubrechen, eilt er schnell an den mühsam watenden Riesen heran und stößt das wehrlose Thier mit der Lanze nieder."

„Auf solche Weise werden mehr Büffel der unbezwinglichen Jagdlust, als dem wirklichen Nutzen geopfert. Man führt den Ausrottungskrieg gegen die Zierde der Grassteppen auf unbarmherzige Weise fort. Keinem Gedanken an Schonung wird Raum werden, bis der letzte Büffel, bald nachher die letzte Rothhaut und mit ihr die einzige Naturdichtung des großen nordamerikanischen Festlandes verschwunden sein wird."

John Franklin sah eine eigenthümliche Bisonjagd unweit Carlston. Man hatte eine ungeheure Strecke mit Pfählen umzäunt und mit Schneemauern umgeben. Auf der einen Seite war der Schnee bis zur Höhe der Pfähle aufgeworfen und rampenartig geebnet. Zu diesem Pferche trieben berittene Indianer eine Bisonherde und zwangen sie durch entsetzliches Geschrei und durch Flintenschüsse da hinein zu springen, wo sie dann leicht erlegt wurden.

Von anderen Reisenden erfahren wir noch mehr über diese Jagden. Audubon theilt uns mit, daß man vom Fort Union aus sogar mit Kanonen unter die Herden schoß. Fröbel erzählt, daß immer, wenn seine Reisegesellschaft Fleisch bedurfte, ein tüchtiger Reiter ausgesandt wurde, solches herbeizuschaffen. Der Mann ritt mitten unter die Herden, welche ihn wenig beachteten, wählte sich ein Thier aus, sprengte auf dieses zu und brachte den kleinen Trupp, zu welchem es gehörte, ins Fliehen; er verfolgte jetzt das gewählte Opfer, bis er ihm den Revolver an die linke Schulter setzen und schießen konnte. Von Widersetzlichkeiten eines Bison wurde Nichts beobachtet. Die benachbarten Herden wichen während der Jagd nur ein wenig zur Seite.

Ein Mejikaner, welcher bei Fröbel's Karavane war und früher acht Jahre lang als Sklave unter den Komanchen gedient hatte, zeigte sich so geschickt in Handhabung der Wurfschlinge, daß er nicht blos Bisonkälber, sondern auch erwachsene Kühe damit fing. Er warf diesen die Schlinge um den Hals, und wenn sie dann stehen blieben, um sich loszumachen, ritt er an sie heran, wickelte ihnen die Leine um die Füße, zog sie so fest zusammen, daß die Thiere stürzten, sprang dann schnell vom Pferde und band das Ende der Leine fest um die Füße, worauf das Thier geschlachtet und zerlegt wurde. Haut, Geripp und was man sonst nicht wollte, verblieb den Geiern und Wölfen.

Nicht immer laufen alle Bisonjagden so gut ab, als es nach dem bisher Mitgetheilten scheinen möchte. Wyeth sah, daß ein Indianer, welcher einem verwundeten Bison noch zusetzte, hart büßen

mußte. Das Thier wendete sich plötzlich gegen ihn, sein Pferd scheute, warf ihn ab, und ehe er noch aufspringen konnte, hatte ihm der Büffel bereits mit den Hörnern die Brust durchbohrt. Einen anderen derartigen Fall erzählt Richardson. In der Nähe von Carltonhouse schoß ein Handlungsdiener der Hudsonsbaygesellschaft nach einem Bison. Derselbe brach auf den Schuß zusammen, und der unvorsichtige Schütz eilte nach ihm hin, um die Wirkung seines Geschosses zu erfahren. Da erhob sich plötzlich der verwundete Büffel und stürzte auf den Gegner los. Unser Handlungsdiener war ein Mann von seltener Stärke und Geistesgegenwart. Er packte das Thier, als es mit den Hörnern nach ihm stieß, bei den langen Stirnhaaren und kämpfte aufs tapferste gegen den übermächtigen Gegner. Leider aber verstauchte er sich beim Ringen sein Handgelenk und wurde wehrlos, ermattet stürzte er zu Boden und erhielt auch in selbigem Augenblicke zwei oder drei Stöße, welche ihn besinnungslos machten. Seine Gefährten fanden ihn im Blute schwimmend, an mehreren Stellen schwer verwundet, der Bison lagerte neben ihm, augenscheinlich darauf lauernd, daß der Besinnungslose wieder ein Lebenszeichen von sich geben möge, worauf er ihn jedenfalls sofort getödtet haben würde. Erst nachdem der verwundete Büffel sich entfernt hatte, konnte der Beschädigte weggetragen werden; er genas zwar von den unmittelbaren Folgen der Verletzung, starb aber wenige Monate später. Ein anderer Jäger mußte mehrere Stunden auf einem Baume zubringen, auf welchen er vor dem Angriff eines wüthenden Bison geflüchtet war, weil das erboste Thier ihn hartnäckig belagerte.

Die vierfüßigen Feinde des Thieres werden seiner übrigens auch nicht ohne jeglichen Kampf Meister. Gegen die Angriffe der Wölfe und die noch schlimmeren der Bullenbeißer weiß sich der Bison mit großer Gewandtheit zu sichern. Wenn einer dieser Räuber sich in seinem zottigen Fell festbeißt, wird er augenblicklich von dem Ochsen durch eine einzige Bewegung über den Kopf hinweg geschleudert, unter Umständen aber auch auf den Hörnern aufgefangen und dann sehr bald abgethan. Selbst gut eingehetzte Doggen mußten dem Bison unterliegen. Sie griffen ihn nur von fern an und verbissen sich fest in seine Oberlippe, allein der Stier wußte sich zu helfen. Rasch stellte er die Vorderbeine aus einander, zog die Hinterbeine nach und stürzte sich nach vorn auf den Hund, welcher unter der gewaltigen Last ersticken mußte.

Die Bisonjagd gewährt einen sehr bedeutenden Nutzen. Das getrocknete Fleisch, welches unter dem Namen „Pemmikan“ in Amerika bekannt ist, wird weit und breit versandt und von allen Reisenden als überaus wohlschmeckend geschildert. Die Zunge gilt als Leckerbissen. Das Fleisch der Kühe ist noch fetter, als das der Stiere, und das der Kälber überaus zart. Aus dem Fell bereiten sich die Indianer warme Kleidungsstücke oder ihre Zeltwandungen und Betten; außerdem beschlagen sie das Geripp ihrer Kähne mit Bisonfell, verfertigen sich daraus Sättel, Gurte u. s. w. Die Knochen müssen ihnen Sattelgestelle und Messer geben, mit denen sie dann die Häute abhären; aus den Sehnen drehen sie sich Saiten für ihre Bogen und Faden zum Nähen; aus den Füßen und Hufen bereiten sie durch Kochen einen haltbaren Leim; die starken Haare des Kopfes und des Halses werden zu Stricken gedreht; aus den Schwänzen macht man Fliegenwedel. Sogar der Mist wird verwendet: er dient als Brennstoff. Auch die Europäer sind große Liebhaber der Bisonfelle. Das Leder ist vorzüglich, obgleich etwas schwammig, das Fell mit den Haaren ausgezeichnet zu Decken aller Art, so daß fehlerfreie Stücken schon in Canada mit 3 bis 4 Pfund Sterling bezahlt werden. Die Wolle des Thieres ist sehr reichlich, ein einziges Vließ kann bis acht Pfund geben. Sie läßt sich ebensogut wie Schafwolle verarbeiten, und in manchen Gegenden werden auch wirklich warme und sehr dauerhafte Stoffe aus ihr verarbeitet. In der Neuzeit haben die Engländer ebenfalls Versuche mit ihr gemacht und auffallend schöne und feine Zeuge erhalten.

Erst seit kurzer Zeit sieht man Bisonten in unseren europäischen Thiergärten. Ein englischer Lord soll, wie man mir in London mittheilte, einige Paare dieser Rinder aus Amerika eingeführt und auf seinen Besitzungen in Schottland eine Herde von 15 bis 25 Stück gezüchtet haben. Nach seinem Tode wurden die Bisonten verkauft und kamen zunächst in London auf den Thiermarkt. Der

hamburger Thiergarten besitzt seit etwa Jahresfrist ein schmuckes Bisonpaar, welches derselben Quelle entstammt. An ihnen habe ich die Beobachtungen gemacht, welche ich theilweise bereits mittheilte. Die Thiere waren im Anfang sehr scheu und furchtsam; sie wichen vor dem sich ihnen nahenden Menschen eilig zurück, bedrohten ihn aber auch gar nicht selten in bedenkenerregender Weise, so daß der Wärter manchmal seine Noth mit ihnen hatte. An den Stall, oder richtiger an ihre Krippe, gewöhnten sie sich bald; doch kamen sie nur dann zum Fressen, wenn es in der Nähe ihres Geheges ruhig war. Von den Besuchern des Gartens hielten sie sich möglichst fern, wie sie überhaupt gegen jede engere Verbindung mit den Menschen eine entschiedene Abneigung an den Tag legten. Dies Alles verlor sich schon nach wenigen Monaten, und gegenwärtig verkehrt der Wärter unbesorgt mit ihnen. Sie haben dessen Herrschaft anerkannt und fügen sich ihr gutwillig; sie achten auf den Zuruf, kommen vertrauensvoll an das Gitter heran und nehmen ihm oder mir das vorgehaltene Futter aus der Hand. Gegen die Besucher des Gartens sind sie jetzt ebenso gleichgiltig, als sie früher furchtsam waren. Die größte Menschenmenge in ihrer Nähe behelligt sie nicht im geringsten mehr. Hinsichtlich ihrer Nahrung machen sie wenig Ansprüche, obwohl sie besseres Futter von schlechterem sehr wohl zu unterscheiden wissen und entschieden bevorzugen. Dieselbe Nahrung, welche wir unseren Hauskühen reichen, genügt ihnen vollständig. Eingemaischtes Futter scheinen sie zu verschmähen; bisjetzt wenigstens haben sie immer blos Wasser getrunken. Eine gewisse Unabhängigkeit bewahren sie sich noch fortwährend. In ihrem Stalle halten sie sich so wenig als möglich auf: auch im ärgsten Wetter verweilen sie lieber außerhalb desselben in ihrem Gehege, als in dem schützenden Gebäude. Während des Winters fanden wir sie auf dem Schnee oder auf dem Eise liegen, nach starkem Schneefall oft mit einer dichten Decke belegt. Bei heftigem Regen wenden sie sich höchstens mit den Köpfen ab. Bei Tage pflegen sie still und träge auf ein und derselben Stelle zu verweilen; gegen Sonnenuntergang werden sie munter und galoppiren dann mit lustigen Sprüngen leicht und behend in ihrem Gehege umher; nachts sind sie immer munter.

Der Vorsteher des kölner Thiergartens, Dr. Bodinus, hat von seinem Bisonpaare Nachkommenschaft erhalten; uns steht dieselbe Freude bevor. Ein Amerikaner, Wickliffe, gibt Audubon einen sehr ausführlichen Bericht über seine Bisonzucht, nach dreißigjährigen Beobachtungen an und vielfachen Versuchen mit den Thieren. Er hat nicht blos Bisonten unvermischten Blutes, sondern die Thiere auch wiederholt mit Hausrindern gekreuzt und Nachkommen erhalten, welche unter sich fruchtbar waren. Er hat Halb- und Dreiviertelblut gezüchtet; die Nachkommen unter sich gepaart, mit dem Bison und mit dem Hausrind zurückgekreuzt, kurz, alle denkbaren Versuche angestellt und die günstigsten Ergebnisse erzielt. Der Mann zweifelt deshalb auch nicht, daß der Bison mit der Zeit unter entsprechender Pflege zu einem wichtigen Hausthiere werden, daß er namentlich hinsichtlich der Milch und Wollerzeugung gute Dienste leisten könne. Jedenfalls verdient die Sache vollste Beachtung, seitens der Thierkundigen nicht minder, als seitens der Landwirthe.

Die eigentlichen Rinder, zu denen unsere Hausthiere gehören, bilden eine Gruppe für sich, welche sich durch platte, lange Stirn, große, an ihrem Grunde nicht übermäßig verdickte Hörner, welche in gleicher Höhe mit der Stirnleiste stehen, gewöhnlich durch 13 rippentragende, 6 rippenlose und 4 Kreuzwirbel, sowie durch eine ziemlich dichte und kurze Behaarung auszeichnen. Diese Sippe oder Gruppe (Bos) enthält die für das Leben des Menschen wichtigsten Arten; aber auch, unter Denen, welche sich noch nicht der Herrschaft des selbstsüchtigen Zwingherrn unterworfen haben gibt es mehrere sehr ausgezeichnete Thiere. Das Bild der Gesammtheit wird sich übersichtlicher gestalten, wenn wir zuerst diejenigen Arten betrachten, welche noch gegenwärtig, wenigstens theilweise, im Zustande der Wildheit leben.

Ein solches Rind ist der Gayal (Bos frontalis), welcher im südlichen und mittleren Theil Indiens und Ceylons die waldigen Höhen zwischen drei- und viertausend Fuß über dem Meere bewohnt. Er ist ein wohlgebautes Rind von 9 Fuß Leibeslänge und 2½ Fuß Schwanzeslänge, am Widerrist etwa 5 Fuß hoch, stark und voll von Leib, kurzhalsig, mit ziemlich großem, hinten breiten Kopfe und verhältnißmäßig kurzen, aber starken, an der Wurzel sehr dicken, stumpfspitzigen Hörnern, welche sich im ganzen halbmondförmig nach aus- und aufwärts krümmen und mit den Spitzen wieder etwas nach einwärts kehren. An der Wurzel sind sie vorn und hinten abgeplattet und



Der Gayal (Bos frontalis).

quer gerunzelt, an der Spitze rund und glatt. Die Behaarung ist ziemlich kurz, dicht, das Haar dünn und straff, auf der Stirn länger und gekräuselt, bald schwarz-, bald dunkelbraun, seltener röthlich. Schwanzquaste und Stirnhaar sind weiß. Die Kälber sind rothbraun. — Für die Artselbständigkeit dieses Thieres spricht, daß vierzehn Wirbel Rippen tragen, während bei den noch folgenden dreizehn Rippenpaare vorhanden sind. Im übrigen zählt das Thier fünf Lenden-, fünf Kreuz- und fünf Schwanzwirbel.

Der Gayal beweist durch seine Lebhaftigkeit und Gewandtheit, daß er ein Bergthier ist. Er besitzt fast dieselbe Sicherheit im Klettern, wie der Jak. Seine Lebensweise weicht von der anderer

Rinder nicht erheblich ab. Er hält sich in Herden zusammen, geht morgens, abends und bei hellen Nächten auf Nahrung aus, zieht sich vor der drückenden Mittagshitze in die dichtesten Wälder zurück und ruht dort wiederkäuend im Schatten; er liebt das Wasser, nicht aber auch den Schmuz, und meidet deshalb Sümpfe, während er sich gern in klaren Bergwässern kühlt. Sein Wesen wird als sanft und zutraulich geschildert. Dem Menschen weicht er schon von weitem aus, und niemals wagt er einen Angriff auf ihn. Gegen Raubthiere aber vertheidigt er sich muthig; er soll selbst den Tiger und den Panther in die Flucht schlagen. Seine scharfen Sinne sichern und seine Gewandtheit und Schnelligkeit im Lauf retten ihn, wenn er sich überhaupt zur Flucht anschickt.

In manchen Gegenden Ostindiens wird der Gayal gejagt und dann sein Fleisch und Fell benutzt; weit häufiger aber fängt man ihn lebend ein. Die Kukis ermöglichen Dies durch eine besondere List. Sie ballen aus Salz, Erde und Baumwolle Kugeln von der Größe eines Mannes-kopfes zusammen und ziehen mit ihren zahmen Gayals den wilden entgegen. Sobald die gezähmten sich mit ihren freien Brüdern vereinigt haben, werfen die Kukis ihre Salzkugeln aus, und die wilden Ochsen, welche durch die zahmen an bestimmte Orte geführt werden, bemerken sehr bald, daß in den Ballen eine große Leckerei für sie enthalten ist. Sie beschäftigen sich bald angelegentlich mit dem Belecken dieser Kugeln und fahren darin um so eifriger fort, je mehr die durch die Baumwolle gut verbundene Masse Widerstand leistet. Listig sorgen die Kukis für immer neue Zufuhr, und so halten sich die Herden monatelang zusammen und machen sich mit ihr und die Wildlinge mit sich innig vertraut. Jetzt nahen sich die Leute, welche sich anfangs in einem gewissen Abstande verhielten, um ihr Wild nicht in Unruhe zu versetzen, mit zahmen Gayals mehr und mehr der großen Herde, gewöhnen diese nach und nach an den Anblick des Menschen, begeben sich dann mitten unter sie und streicheln ruhig und gelassen ihren zahmen Thieren Hals und Rücken, werfen dabei den wilden neuen Köder zu, strecken wohl auch ihre Hand nach einem und dem anderen aus und schmeicheln ihnen, wie vorher den zahmen; kurz, sie gewöhnen die Rinder nun auch an sich selbst und lehren sie, ohne irgendwelchen Zwang anzuwenden, ihnen zu folgen, bis sie eines schönen Tages die ganze Gesellschaft nach ihrem Dorfe führen. Die Gutmüthigkeit der Gayals ist so groß, daß sie sich dann auch die engere Gefangenschaft gleichgiltig gefallen lassen; ja, sie sollen sich nach und nach so an ihr Dorf gewöhnen, daß die Kukis, wenn sie ihren Wohnsitz mit einem anderen vertauschen wollen, genöthigt sind, ihre Hütten zu verbrennen, weil die Herden sonst immer wieder in die früheren Ställe zurückkehren würden.

Bei einigen Hindustämmen gilt der Gayal, wie der Zebu, für ein heiliges Thier. Man wagt es nicht, ihn zu tödten, sondern treibt ihn nur nach den heiligen Hainen auf die Weide, wenn man den Göttern ein Opfer bringen will. In anderen Ländern dieses großen Reiches verwendet man dagegen die neu eingefangenen zuweilen zu Stiergefechten und ißt dort auch ohne Gewissensbisse ihr Fleisch. Zahme Herden besitzen namentlich die Gebirgsvölker der Provinzen Thipura, Silhead und Tschidagong. In der Neuzeit haben die Engländer versucht, das wichtige Thier in Bengalen einzuführen.

Auch dem zahmen Gayal sagen nur waldige, schattige Gegenden zu; in den heißen Landstrichen geht er sehr leicht zu Grunde. Zur Arbeit wird er nirgends verwendet; die Kukis verschmähen es sogar, von seiner Milch Gebrauch zu machen.

Ueber die Fortpflanzung weiß man nur, daß die Kuh nach acht- bis neunmonatlicher Tragzeit ein einziges Kalb zur Welt bringt und dieses durch acht bis neun Monate säugt. Das nächste Jahr soll sie immer gelte gehen.

Bisjetzt hat man nur versucht, den Gayal mit dem Zebu zu kreuzen und davon gute Erfolge erzielt. Doch fehlen hierüber noch ausführlichere Beobachtungen.

Mit diesem schönen Rind hat man bisher vielfach den Gaur (Bos Gaurus) verwechselt. Er hat in der That große Aehnlichkeit mit dem Gayal. Seine Wirbelsäule besteht aber aus 13 rip-

pentragenden, 6 Lenden-, 5 Kreuz- und 19 Schwanzwirbeln; das Stirnbein ist anders gebaut, er trägt eine kleine Wamme u. s. w. Hinsichtlich der Größe übertrifft der Gaur den Gayal um ein Bedeutendes; er soll kaum hinter dem Arni und Sundabüffel zurückstehen. Ein noch nicht vollkommen erwachsenes Thier war 11 Fuß lang und am Widerrist über 5½ Fuß hoch; es trug Hörner von 2⅙ Fuß Länge, welche an der Wurzel einen Umfang von mehr als einem Fuß hatten. Von den meisten anderen Rindern unterscheidet sich der Gaur durch seine hohen Beine und die verhältnißmäßige Schlankheit seines Leibesbaues. Die Behaarung ist nur auf der Stirnleiste und am Schwanz-



Der Gaur (Bos Gaurus).

ende verlängert, sonst aber kurz und dicht. Ihre Färbung ist gewöhnlich ein tiefes Bräunlichschwarz oder Bläulichschwarz, welches im Sonnenlichte fast dunkelschwarz erscheint. Röthlichbraune oder mattbläuliche Gaurs sind selten. Die Unterfüße und der Haarwulst auf der Stirn sind gewöhnlich schmuzigweiß gefärbt.

Nach den bisherigen Erfahrungen scheint der Verbreitungskreis des Gaurs ein ziemlich beschränkter zu sein. Als bevorzugter Aufenthalt gilt das Gebirge Myn-Pad in der Provinz Sergoja, ein einzeln aus der Ebene emporsteigender Stock mit tafelartigem Gipfel, welcher sich etwa 2000 Fuß

hoch über die Ebene erhebt und steile, an Flüssen und Bächen reiche Wände und tief eingefurchte Thäler besitzt, welche von einem dichten Niederwald bedeckt wird. Hier hausen in den geradezu undurchdringlichen Dschungeln die Thiere der Wildniß, ohne irgendwie von einem Menschen behelligt zu werden. Fünfundzwanzig Dörfer, welche auf dem Berggipfel lagen, mußten der Raubthiere halber verlassen werden: der Mensch hat das Gebiet gänzlich geräumt.

Hier findet der Gaur in den trockenen Wäldern an den immergrünen Ufern der Flüsse lockende Ruheorte und Nahrung in genügender Menge. Soviel man beobachten konnte, lebt er zu kleinen Trupps von 10 bis 20 Stücken vereinigt, soviel als möglich im Dickicht der Wälder, und nur bei heißer Witterung zieht er nach den grünen Thälern und Plätzen, um dort zu weiden. Alte Bullen werden von den übrigen zu einem Einsiedlerleben gezwungen und streifen weiter umher, als die eigentliche Herde.

Wie der Gayal, ist auch der Gaur scheu und flüchtig und verbirgt sich, sobald er einen Menschen gewahrt, so schleunig als möglich in seiner unnahbaren Feste, in den Dschungeln. Nur wenn man auf Elefanten reitend sich ihm naht, hält er ruhig aus und läßt sich beobachten: die Riesen der Wildniß flößen ihm keinen Schrecken ein, — vielleicht schon deshalb, weil sie auch niemals zu seiner Jagd verwendet werden: — vor gewöhnlichen Reitern und Fußgängern dagegen nimmt er eiligst die Flucht. So furchtsam er sich aber auch dem Menschen gegenüber zeigt, so muthig vertheidigt er sich gegen Raubthiere oder, wenn er angegriffen wird, gegen den Jäger. Auch mit dem wilden Büffel, welcher dieselben Gegenden bewohnt, scheint er sich nicht recht zu vertragen: die Eingeborenen behaupten, daß letzterer ihm sorgfältig ausweiche. Gereizt, ist der sonst so fromme Gaur ein höchst wildes, bösartiges Thier; selbst der Tiger soll Dies empfinden. Die Engländer lassen, wenn sie auf Gaur Jagd machen, die Dschungeln von Eingeborenen durchstreifen und sich das Wild zutreiben.

Die Paarung soll im August stattfinden und die Tragzeit zwölf (?) Monate währen. Das Kalb wird von der Mutter sehr geliebt und vertheidigt und hängt mit treuer Hingebung an ihr.

Man hat schon oft versucht, dieses schöne Rind zu zähmen, bisher aber noch keinen genügenden Erfolg erzielen können. Die Kälber sollen schon in der ersten Zeit ihrer Gefangenschaft zu kränkeln anfangen und dann nach kurzer Zeit zu Grunde gehen. —

In der neuesten Zeit ist noch ein südasiatisches wildes Rind bekannt geworden: der Banteng (Bos Banteng). Er kommt auf einigen Sundainseln in Gebirgswäldern ziemlich häufig vor. Seine Länge beträgt 7½ Fuß, die des Schwanzes 2¾ Fuß, die Höhe am Widerrist 4¾ Fuß. In seiner Gestalt ähnelt er den feineren Rassen des Hausrindes. Die Hörner sind kurz, dick an der Wurzel und scharf gespitzt, von der Wurzel an bis zur Hälfte ihrer Länge schwach halbmondförmig gekrümmt und dabei nach ein- und abwärts gebogen, worauf sie sich wieder erheben und etwas nach vorn wenden. Die Behaarung ist dicht, kurz und straff, nur am Scheitel etwas länger und dort auch gekräuselt, ihre Färbung nach Geschlecht und Alter verschieden, bei alten Stieren gewöhnlich glänzend schwarzbraun mit röthlichem Schimmer, bei alten Kühen gelblichrothbraun, bald heller, bald dunkler, auf Brust und Rückgrat ins Schwarze, an der Kehle ins Weiße übergehend; die Schwanzquaste ist immer dunkel. Durch seinen Knochenbau unterscheidet sich der Banteng wesentlich von anderen Arten seiner Sippe: die Zahl der Rippenpaare beträgt dreizehn, die der Lendenwirbel sechs, der Kreuzwirbel vier, der Schwanzwirbel achtzehn.

Kleine, von einem Bullen angeführte und geleitete Rudel dieses Stieres weiden zusammen; alte, böswillige werden von dem jungen Nachwuchs gemeinschaftlich vertrieben und einsiedeln dann, wie die jüngeren, welche noch nicht zum vollen Gebrauch ihrer Stärke gelangt sind. In ruhigen Gegenden weiden die Thiere bei Tage, da, wo sie Gefahr befürchten, bei Nacht. Triebe und Blätter verschiedener Bäume und Sträucher bilden ihre Nahrung. Die Stimme ist ein ziemlich schwaches Grunzen. Im übrigen ist die Lebensweise, wie der Banteng selbst, noch sehr unbekannt. Die Eingeborenen stellen ihm nach, um des Fleisches und Felles habhaft zu werden. Erwachsene Thiere

lassen sich nicht zähmen, junge zeigen sich sanft und leitsam und können zu vollständigen Hausthieren umgewandelt werden. Mit anderen Rinderarten vermischen sie sich fruchtbar, und deshalb besteht



Der Banteng (Bos Banteng).

auf Java die Gewohnheit, zahme Zebukühe in die Wälder zu treiben, um sie dort von den wilden Stieren beschlagen zu lassen. —

Alle bisher genannten Rinder haben, vielleicht mit alleiniger Ausnahme des nur flüchtig erwähnten eigentlichen Auers, keinen oder wenigstens höchst geringen Antheil an der Erzeugung unseres Hausrindes (Bos taurus) gehabt. Ueber den Ursprung dieses nützlichen Geschöpfes liegt ein ebensotiefes Dunkel, als über der Herkunft der anderen Hausthiere. Schon in vorgeschichtlichen Zeiten benutzte der Mensch die Dienste und Erzeugnisse der gezähmten Thiere. Auf den ältesten Denkmalen der Baukunst sind sie abgebildet; die ersten Sagen gedenken ihrer. Sie waren bereits im Alterthume über die ganze Welt verbreitet. Cuvier nimmt nun zwar an, daß der Vorweltsstier (Bos primigenius) als Stammvater des Hausrindes anzusehen sei, weil sich zwischen den versteinten Schädeln dieses ausgestorbenen und unseres Hausrindes kaum bemerkenswerthe Unterschiede ergeben: solcher Annahme widerspricht aber schon die großartige Verbreitung des Rindes. Man kann sich nicht wohl einreden, daß gerade der europäische Ochs zu der Ehre kam, die ganze alte Welt

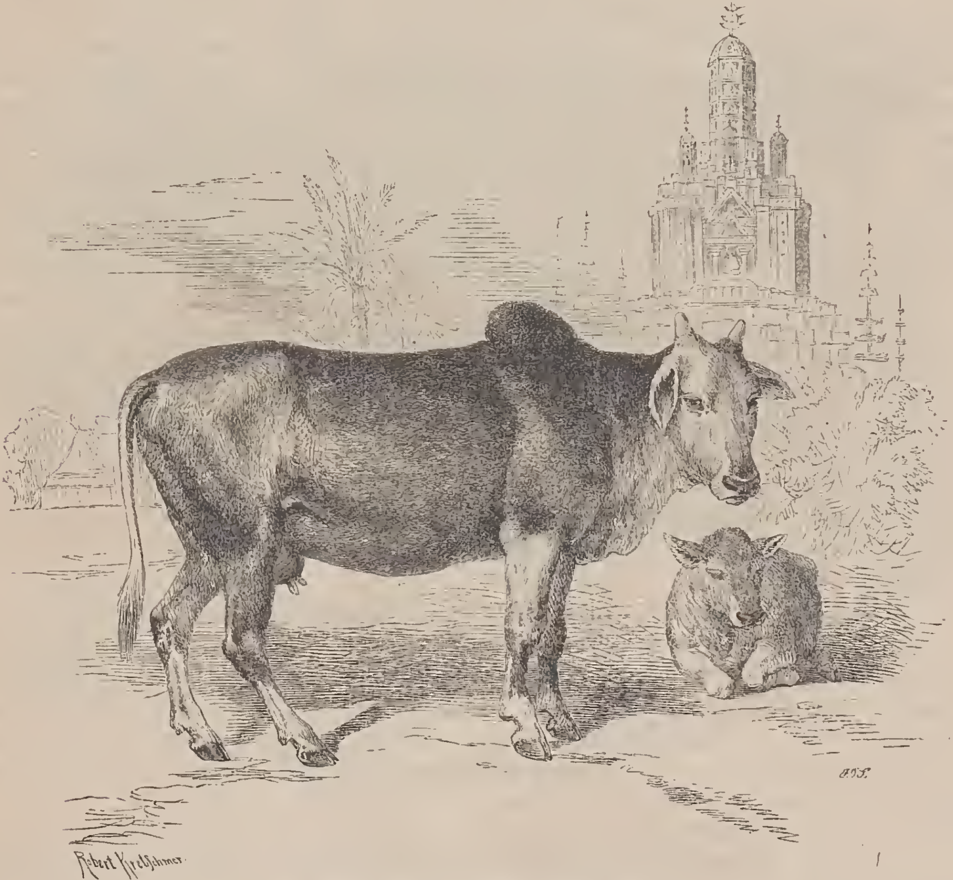
mit Nachkommen zu bevölkern; denn die Alten, bezüglich die Römer, führten wohl fremdartige Thiere ein, nicht aber heimische aus. Auch trug der Vorweltsstier ein ganz anderes, viel gewaltigeres Gehörn, als irgend einer unserer Hausochsen. Hierzu kommt nun noch die große Verschiedenheit der sogenannten Rassen, die einzig und allein nicht denjenigen Umbildungen zugeschrieben werden können, welche durch Zucht und Zähmung bewirkt werden: es ist deshalb wohl gerechtfertigt, auch beim Rind mehrere Stammväter anzunehmen.

Wahrscheinlich hatte jeder Erdtheil, ja, jedes eigene Land seine wilden Rinder. Von ihnen wurden nach und nach einige gezähmt, die anderen aber, ebenso wie der Auer und Wisent in Europa, zurückgedrängt und ausgerottet. Auf altegyptischen Bildern sind mehrmals Stiere dargestellt, welche von Bogenschützen und Hunden gejagt oder mit der Wurfschlinge gefangen werden, und aus mehreren Stellen des alten Testaments geht deutlich genug hervor, daß es in Syrien und in den Nachbarländern wilde Ochsen neben den schon damals gezähmten gegeben hat. Es würde doch wohl etwas kühn sein, wenn man diese Rinder, einzig und allein der einmal beliebten Annahme zu Gefallen, ohne weiteres als Vorweltsstiere bestimmen wollte: wir wissen ja heutigen Tages noch nicht einmal, wie viel wilde Stiere es wirklich gibt! Indien, oder überhaupt Hinterasien ist noch keineswegs erforscht, und gerade unser Jahrhundert hat uns deutlich genug gezeigt, welche Schätze für den Thierkundigen es noch beherbergt. Daß auch Afrika in seinem Inneren noch mehrere Rinderarten beherbergen mag, von denen wir gar keine Ahnung haben, geht aus den Berichten neuerer Reisender und aus den Erzählungen der Eingeborenen unzweifelhaft hervor. So bringt uns Du Chaillu Kunde von einem bisjetzt unbekannten Rinde, welches er im Lande der Schekiani auffand und Bos brachicheros oder mit dem Landesnamen „Niare“ nennt. Und wenn wir auch leider annehmen müssen, daß Manches in dem Buche dieses Reisenden als Erzeugniß einer sehr üppigen Einbildungskraft zu betrachten ist, können wir doch kaum glauben, daß sein reger Geist ihm und er uns einen ganzen Ochsen vorgespiegelt hat. Gerade bei Bestimmung der Rinder müssen wir sehr vorsichtig zu Werke gehen; wir sind ja noch nicht einmal in unserem Europa im Reinen; wir sind noch nicht einmal einig, ob wir das heutigen Tages noch wild lebende schottische Rind als selbständige Art anzusehen haben, oder nicht.

Alle diese Bedenken geben meiner Ansicht nach Denjenigen große Berechtigung, welche annehmen, daß die Hausrinder unmöglich zu einer Art gerechnet werden können, sondern mehrere selbständige Arten bilden. Fitzinger ist einer der wenigen Naturforscher, welche in der neuesten Zeit die Hausthiere ausführlich behandelt haben. Er nimmt an, daß die bisjetzt uns bekannten gezähmten Rinder in mindestens sieben eigentliche Arten zerfallen. Diese sind der indische Zebu, der afrikanische Buckelochs, das Alpen-, Thalland-, Marschländer, Steppen- und das schottische Rind.

Der große Cuvier war der erste Naturforscher, welcher den schon von Linné als besondere Art aufgestellten indischen Zebu (Bos indicus) mit unserem gewöhnlichen Hausrinde vereinigte. Er glaubte, daß sich beide Thiere weder durch ihre äußere Form, noch durch den inneren Bau unterschieden, und sah in dem Höcker des Zebu ein zur Arttrennung nicht berechtigendes Merkmal. Neuere Forscher sind dem Meister entgegengetreten, und fernere Untersuchungen haben bewiesen, daß der Zebu einen Kreuz- und drei Schwanzwirbel weniger hat, als das gemeine Rind. Bei anderen wild lebenden Thieren gibt ein Wirbel oder ein Höcker auf dem Zahne mehr als gewöhnlich vielen Naturforschern schon Grund, das betreffende Thier als Vertreter einer besonderen Sippe hinzustellen: bei den Hausthieren läßt die nun einmal festgewurzelte Ansicht, daß die Zähmung ein ganzes Thier umbilden könnte, selbst solche Merkmale denselben Forschern als nichtig erscheinen. Wir können uns nun und nimmermehr dieser Meinung anschließen; denn es muß erst erwiesen werden, daß der Knochenbau durch die Züchtung und Zähmung verändert wird. Somit sehen wir gerade in dem Zebu eine vollkommen berechtigte Art.

Das Thier unterscheidet sich von unserem Hausrinde außerdem noch durch den hohen Schulterhöcker, durch die ihrer ganzen Länge nach flach gedrückten, außerordentlich kurzen Hörner und durch eine auffallende Sanftmuth und Gutmüthigkeit bei größerer Lebhaftigkeit der Bewegung, endlich auch durch seine heisere, grunzende Stimme. Allerdings erzeugt der Zebu mit unserem Hausrinde Blendlinge, welche wiederum fruchtbar sind; wir wissen aber, daß unsere Erfahrungen den alten Artbegriff schon längst vollständig über den Haufen geworfen haben, und können auch diesen Einwand gegen die Artselbständigkeit des Zebu nicht gelten lassen.



Der indische Zebu (Bos indicus).

Man unterscheidet mehrere Rassen dieses Rindes, welche sich durch Größe, verlängerte Ohren, Behaarung und Färbung einigermaßen unterscheiden. Die berühmteste ist der Zebu der Brahminen, ein prächtiges, großes, starkleibiges und verhältnißmäßig kurzbeiniges Thier, mit dickem, kurzen Kopfe, gewaltigem Fetthöcker und lang bequastetem Schwanz. Die Hörner sind kürzer, als die Ohren; die Wamme ist größer, als bei den meisten übrigen Rindern; der Leib ist mit Ausnahme des Scheitels, der Stirn und des oberen Schulterhöckers kurz behaart. Ein lichtes Roth- oder Gelbbraun ist die gewöhnliche Färbung, doch kommen auch fahlgelbe, weiße und gescheckte Zebus vor.

Als eigentliches Vaterland des Thieres ist Bengalen anzusehen; von hieraus hat es sich aber weit über Asien, auch über einen Theil Afrikas verbreitet.

Ihm ähnlich, durch die hohen Beine und das mächtige Gehörn aber leicht zu unterscheiden ist der afrikanische Buckelochs (Bos africanus), welcher namentlich in Abissinien und im Vorgebirge der guten Hoffnung gehalten wird. Der Sanga der Abissinier ist wohl die schönste Rasse dieser Art; er ist groß, stark von Leibe, hochbeinig und kurzschwänzig; das Gehörn ist sehr stark: denn die einzelnen Stangen haben an der Wurzel manchmal einen Durchmesser von beinahe sechs Zoll und eine Länge von 3½ bis 4 Fuß. Sie stehen ziemlich nahe beisammen, wenden sich anfangs seitwärts, steigen dann, sanfte Bogen nach auswärts bildend, in gerader Richtung empor und bäu-



Der afrikanische Buckelochs (Bos africanus).

men sich im letzten Dritttheil ihrer Länge ein wenig nach einwärts und mit der Spitze nach auswärts. Die Behaarung ist schlicht, fein und vorherrschend schön kastanienbraun gefärbt.

Man trifft den afrikanischen Buckelochs in verschiedenen Rassen bis tief im Inneren Afrikas an, gewöhnlich in ungeheuren Herden, weil er den eigentlichen Reichthum ganzer Stämme ausmacht. Weiter unten werde ich noch einmal Gelegenheit haben, auf jene Herden zurückzukommen.

Unter den Stammarten des in Europa lebenden Hausrindes können wir das Alpenrind (Bos alpium) obenanstellen, obgleich es sich nicht durch besondere Größe auszeichnet. Fitzinger nimmt an, daß die Voreltern dieses Thieres Bewohner des europäischen Hochgebirges waren, weil das echte Alpenrind auch heutzutage noch nur in der Höhe gedeiht. Ob diese Annahme einige Wahrscheinlich-

keit für sich hat oder nicht, wollen wir nicht untersuchen, sondern uns einfach zur flüchtigen Betrachtung des Thieres selbst wenden. Nach der Beschreibung des genannten Forschers kennzeichnen es folgende Merkmale: der Kopf ist ziemlich kurz, die Stirn breit, die Schnauze stumpf; die Hörner sind verhältnißmäßig kurz, dünn und nach seit- und aufwärts gewendet; der mäßig lange, dicke und starke Hals trägt eine ziemlich weit herunterhängende, bis auf die Brust herabreichende Wamme; der Leib ist schwach gestreckt, der Widerrist breit, der Rücken kurz und gerade, selten gesenkt, das Kreuz gerade und nicht abschüssig, die Brust breit, Schulter und Lende kräftig, der Schwanz lang und dünn; die Beine sind ziemlich kurz und stämmig, die Hufe stark; die Färbung ist verschieden, gewöhnlich aber glänzend schwarzbraun, längs des Rückens hellfahl gestreift, um das Maul weiß.

Fitzinger rechnet zu dem Alpenrind achtzehn Rassen, welche in der Schweiz, in Tirol, in Steiermark und im Böhmerwalde leben. Das Berneroberländer Rind ist seiner Ansicht nach diejenige Rasse, welche das Gepräge der Stammart am reinsten darstellt.

Das Thallandrind (Bos Taurus) soll eigentlich den Gebirgsthälern und dem Hügelland angehört, von da aus sich jedoch allmählich weiter verbreitet haben. Seine Merkmale sind folgende: der Kopf ist wie beim Alpenrinde gestaltet, die ziemlich kurzen, dicken, starken Hörner sind seitlich ab- oder aufwärts gerichtet, bisweilen auch etwas nach rückwärts gebogen; an dem kurzen, dicken und kräftigen Halse hängt eine starke, faltige Wamme tief und bis unterhalb der Brust herab; der Leib ist gestreckt und voll, der Widerrist breit, der Rücken lang und gerade, das Kreuz hoch und breit, die Brust weit, Schulter und Lende kräftig, der Schwanz mäßig lang, ziemlich dick, hoch angesetzt, an der Wurzel über die Rückenebene emporragend; die Beine sind kurz, sehr stark und kräftig.

Zu diesem Rinde sollen die meisten Rassen gehören, welche in der unteren Schweiz, in Baden, Salzburg, Kärnthen, Schwaben, Franken, dem Voigtlande, Böhmen, Frankreich, England und Spanien gehalten werden. Das Bernerunterländer Rind steht als die ausgezeichnetste Rasse obenan.

Als Stammvater des Marschländer Rindes (Bos Urus) betrachtet unser Forscher den vor etwa zweihundert Jahren ausgestorbenen, uns bereits bekannt gewordenen Auer oder Ur der alten Deutschen. Die wesentlichen Merkmale des gezähmten Thieres sind: langer Kopf mit breiter Stirn und schmaler Schnauze, kurze, dünne, stumpfe, nach seit- und vorwärts gerichtete, nicht selten aber auch ganz fehlende Hörner, ein ziemlich langer und dünner Hals mit schwacher Wamme, ein lang gestreckter, voller Leib mit kurzem, nach rückwärts abfallenden Kreuz, schmale Brust, wenig fleischige Lenden, verhältnißmäßig hohe, aber kräftige Beine und ein langer, dünner, tief angesetzter Schwanz.

Zu ihm sollen einige dreißig Rassen gehören, welche in Holland, der Vendée, Bretagne, der Normandie, Burgund, Lothringen, Dänemark, Friesland, Oldenburg, Holstein, Preußen, Mähren, Oesterreich, England, Liefland, Schweden, Norwegen und Island gehalten werden. Das holländische Rind gilt als das vollkommenste.

Als ursprüngliche Heimat des Steppenrindes (Bos desertorum) gelten Fitzinger die weit ausgedehnten Ebenen von Mittelasien und Südosteuropa, von wo aus dann das Thier weiter nach Westen hin verbreitet worden ist. Gegenwärtig findet es sich von der Mongolei und Tartarei an bis nach Südrußland hin, in Bessarabien, Bulgarien, der Moldau, Siebenbürgen, Ungarn, Podolien, Galizien, Serbien, Bosnien und Süditalien. Seine Kennzeichen sind ein langer, schmaler Kopf mit einem riesenhaften, weit gestellten Gehörn, zugespitzte Schnauze, ein schlanker Hals mit schwacher Wamme, kurzer, ziemlich gedrungener Leib, spitz abgedachtes Kreuz und der tief angesetzte Schwanz, welcher drei Wirbel weniger zählen soll, als die meisten anderen Rassen unseres Rindes.

Als bezeichnende Rasse mag man das ungarische Rind ansehen. Das Steppenrind lebt in den meisten Gegenden seines Verbreitungskreises in halbwildem Zustande.



Das Steppenrind (Bos desertorum).

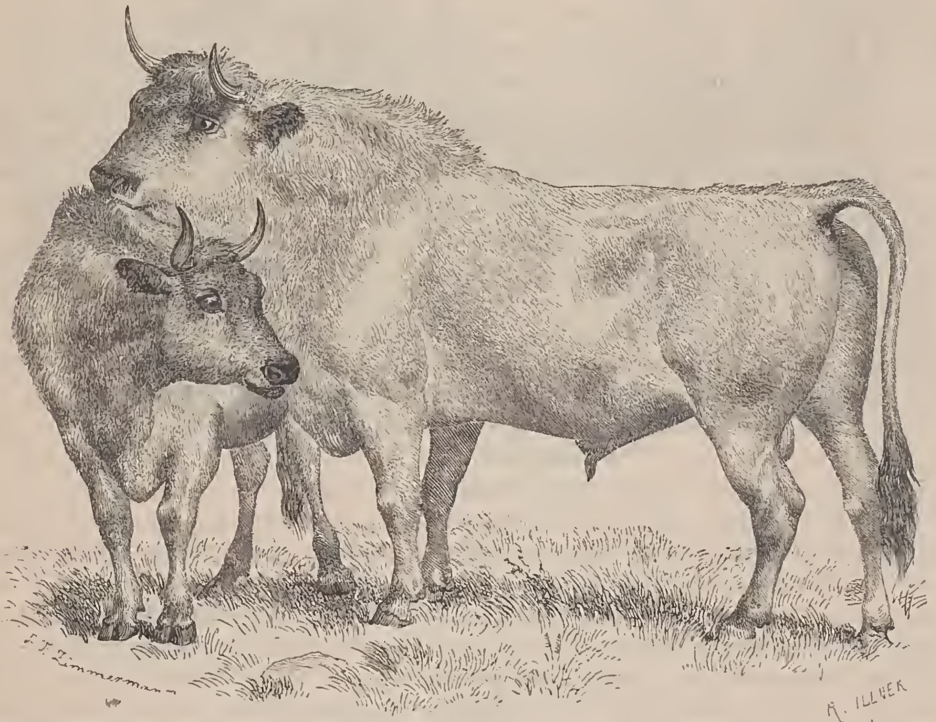
Dasselbe gilt von der letzten Stammart, welche Fitzinger annimmt, von dem schottischen Rind (Bos scoticus). Es kommt gezähmt in den schottischen Gebirgen und sogut als wild in einigen englischen Parks vor. Wahrscheinlich waren es die Vorfahren dieses Thieres, welche im Mittelalter die Wälder um London unsicher machten und einzelnen Rittern Gelegenheit gaben, sich durch ihre Bekämpfung großen Ruhm zu erwerben.

Das berühmte schottische Rindvieh ist milchweiß bis auf die Schnauze, die Hörner und Hufe, mittelgroß, stark, aber kräftig gebaut. Die Hörner sind mäßig lang, ziemlich dünn, aber schlank und scharf zugespitzt; sie wenden sich vom Grunde an auf- und auswärts und kehren endlich mit den Spitzen wieder, aber kaum merklich, nach einwärts zurück. Die Wirbelsäule zählt dreizehn rippentragende, sechs Lenden-, vier Kreuz- und zwanzig Schwanzwirbel: das schottische Rind kommt also zunächst mit dem Banteng, dem Zebu und den Büffeln überein und unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Hausrinde durch die geringere Zahl der Kreuz- und Schwanzwirbel. Die Behaarung ist dicht und kurz anliegend, auf Scheitel und Hals länger und gekräuselt, namentlich im Winter. Die Stiere tragen eine schwache Mähne längs der Firste des Nackens bis zum Widerrist. Nasenkuppe und Mundgegend sowie ein Fleck an der Außenseite des Ohres sind schwarz und so auch, wenigstens zuweilen, die Schwanzquaste.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses Rind ursprünglich auch bis nach England reichte und erst durch Zunahme der Bevölkerung bis Schottland hin verdrängt wurde. In der Nähe Londons mögen die wilden Stiere bereits im 12. oder 13. Jahrhundert ausgerottet gewesen sein; denn in Schottland

wurde schon um das Jahr 1260 auf Veranlassung Williams von Farrarns der Park von Chartly in Staffordshire durch eine Umzäunung abgeschlossen, in der Absicht, das wilde Rind auf jener moorigen Waldstrecke zu erhalten. Dieses Beispiel fand um so mehr Nachahmung, je seltener das Wild wurde. Bereits vor der Reformation sah man es nur noch in umschlossenen Parken. Die Zahl dieser Gehege ist im Lauf der Zeiten nach und nach auf fünf herabgesunken, von denen es vier in England und eines in Schottland gibt. Unter den englischen Parks ist der von Chilinghamcastle bei Berwick am Tweedflusse in Northumberlandshire der bekannteste; der schottische Park liegt im Cadzowwalde bei Hamilton in dem Lanarcshire.

In allen fünf Parks bleibt das schottische Rind sich ganz überlassen; denn die vornehmen Besitzer zeigen einen gewissen Stolz darin, diesem aus alter Zeit übrig gebliebenen Wilde ihren ganz besonderen Schutz angedeihen zu lassen. Man hat von jeher andere Rinder von diesen Parken sorgsam



Das schottische Rind (Bos scoticus).

entfernt und somit die Art in ihrer vollsten Reinheit erhalten. Noch heutzutage zeigt das schottische Rind alle Merkmale seiner Stammeltern; nur deren Größe soll es nicht mehr erreichen. Besondere Aufseher wachen über das Wild, und ihnen liegt auch die Pflicht ob, einzelne Stiere auf Befehl ihres Gebieters abzuschießen. Durch einen der Besitzer selbst, den Graf Tankerville, haben wir die genauesten Nachrichten über unsere Thiere erhalten.

„Zu meines Vaters und Großvaters Zeiten wußte man vom Ursprung dieser Thiere so wenig, als jetzt. Wahrscheinlich bleibt immer, daß das Vieh im Chartlypark von einem ursprünglich in England wild lebenden Ochsen abstammt und schon in alter Zeit im Park eingehegt wurde. Der Park selbst ist uralt und wohl schon in einer sehr frühen Zeit zum Schutz der Thiere eingefriedigt worden. Ueber die Lebensweise unseres wilden Rindviehes kann der Parkwärter Cale zu Chartly die besten Nachweisungen geben; mir ist nur Folgendes bekannt."

„Das Vieh hat alle bezeichnenden Eigenschaften echt wilder Thiere. Es verbirgt seine Jungen, weidet des Nachts und schläft und sonnt sich des Tages. Grimmig ist es nur, wenn es in die Enge getrieben wird; sonst zeigt es sich sehr scheu und zieht sich vor Jedermann schon aus großer Entfernung zurück. Je nach der Jahreszeit und nach der Art, wie man sich ihm naht, beträgt es sich verschieden. Im Sommer habe ich mich wochenlang vergeblich bemüht, ein Stück zu Gesicht zu bekommen; denn um diese Zeit ziehen sich die Thiere, sobald sie irgend Jemand spüren, in ihren heiligen Wald zurück, welcher von Niemand betreten wird; im Winter dagegen kommen sie an die Futterplätze, und weil sie sich dort an den Menschen gewöhnen, kann man, zumal beritten, fast mitten unter die Herde gelangen. Man bemerkt an ihnen viel Eigenthümliches. Mitunter ergreift sie, wenn sie ruhig grasen und man über dem Wind in ihrer Nähe erscheint, ein lächerlicher Schrecken, und sie galoppiren bis in ihr Allerheiligstes. Wenn sie in den unteren Theil des Parks herunterkommen, was zu bestimmten Stunden geschieht, gehen sie wie ein Reiterregiment in einfachen Reihen; dabei bilden die Bullen den Vortrab, während sie beim Rückmarsch als Nachtrab dienen. Ihre Gestalt ist ungemein schön. Die Beine sind kurz, der Rücken ist gerade, die Hörner sind feinkörnig, die Haut ist dünn. Ihre Stimme gleicht eher der eines reißenden Thieres, als der eines zahmen Rindes."

„Rücksichtlich ihres zähen Lebens will ich folgendes Beispiel anführen. Es sollte ein alter Bulle getödtet werden, und einer der Parkwärter suchte ihn von der Herde abzuschneiden. Der Bulle machte vergebliche Versuche, sich wieder mit der Herde zu vereinigen, und stürzte endlich wüthend auf den sich unvorsichtig der Gefahr aussetzenden Mann los, warf ihn zu Boden, dann drei Mal in die Luft und kniete endlich auf ihm nieder, wobei er ihm drei Rippen zerbrach. Niemand war in der Nähe, als ein Knabe, welcher einen starken Schweißhund auf den Bullen losließ. Dieser griff augenblicklich den wüthenden Stier an, biß ihn in die Fersen und bewirkte, daß er von dem Mann abließ; doch ging er nicht ganz von ihm weg, sondern beobachtete ihn fortwährend und kehrte mehrere Male zu ihm zurück, ihn jedes Mal in die Luft werfend. Während nun der Hund den Bullen so viel als möglich beschäftigte, wurde die Sache im Schlosse ruchbar, und Alles machte sich mit Büchsen auf, um das gefährliche Thier zu erlegen. Ein guter Schütz schlich sich hinter einen Zaun und feuerte von da aus auf eine Entfernung von nur dreißig Schritten nach dem Thiere, dieses fiel aber doch erst, als es sechs Kugeln in den Kopf erhalten hatte und zwar nur, nachdem eine durch das Auge in das Hirn gedrungen war. Vorher rührte es sich nicht von der Stelle, sondern schüttelte blos mit dem Kopfe, so oft es von einer Kugel getroffen wurde. Aehnliche Fälle, wo Leute durch die Bullen in große Lebensgefahr geriethen, ließen sich viele anführen."

Der genannte Parkwärter, welcher über dreißig Jahre in Chartly lebte, fügte obigen Bemerkungen seine Beobachtungen hinzu.

„Die Herde," sagt er, „besteht gegenwärtig (1830) aus etwa 80 Stücken oder ungefähr 25 Bullen, 40 Kühen und 15 Stück Jungvieh. Ihre reinweiße Farbe und die schönen halbmondförmigen Hörner geben den Thieren, zumal wenn sie sich in Masse bewegen, ein herrliches Ansehen: Nichts an ihnen ist schwarz, als die Augen, die Wimpern und die Spitzen der Hörner; der Nasenspiegel ist braun, das Innere der Ohren roth oder braun und der ganze übrige Körper weiß. Die Bullen kämpfen um die Oberherrschaft, bis einige der stärksten die übrigen ganz unterjocht haben. Später treten sie die Obergewalt anderen ab, welche inzwischen stärker geworden sind, als sie selbst. Die Kühe kalben erst, nachdem sie drei Jahre alt sind, und bleiben nur wenige Jahre fruchtbar. Sie verbergen ihr Kalb die ersten vier bis zehn Tage lang und kommen während dieser Zeit täglich zwei bis drei Mal zu ihnen, um sie zu säugen. Nähert sich Jemand dem Orte, wo sich ein solches Kalb befindet, so legt dieses den Kopf fest auf den Boden und drückt sich, wie ein Hase im Lager. Neun Monate lang besaugen die Kälber ihre Mütter; dann schlagen diese sie ab."

„Die Parkstiere vertragen den Winter sehr gut, doch werden sie bei strenger Kälte mit Heu gefüttert. Man läßt sie selten über 8 bis 9 Jahre alt werden, weil sie später im Gewicht zurückgehen. Die Stiere tödtet man gewöhnlich im sechsten Jahre ihres Alters; dann wiegen sie etwa funfzehn

Centner. Das Fleisch ist schön mit Fett durchwachsen, im Geschmack aber von dem des zahmen Rindes wenig verschieden."

„Einer der Parkwärter war so glücklich, ein jung eingefangenes Paar aufzuziehen und durch sanfte Behandlung zu zähmen. Beide Thiere zeigten sich so gutmüthig, wie echte Hausthiere. Der Bulle wurde achtzehn Jahre alt, die Kuh lebte nicht länger, als fünf oder sechs Jahre. Man paarte sie mit einem Landbullen; allein die Kälber blieben ihr außerordentlich ähnlich. Sie gab wenig, aber fette Milch. — Im Zustande der Wildheit sterben nur sehr wenige an Krankheiten."

Black erzählt 1851 von den im Park von Hamilton lebenden wilden Rindern, daß sie bei Tage auf den ausgedehnten Triften weiden, und abends in den Wald sich zurückziehen. Die gereizten Bullen sind äußerst rachsüchtig. Ein Vogelsteller, welcher auf einen Baum gejagt worden war, mußte dort sechs Stunden verharren, weil ihn der wüthende Ochse hartnäckig belagerte. Als er sah, daß ihm sein Feind unerreichbar war, zitterte er am ganzen Leibe vor Wuth, grunzte und stürmte mit Kopf und Huf gegen den Baum. So tobte er sich müde und legte sich nieder. Sobald aber der Mann sich rührte, sprang er wüthend wieder auf und raste von neuem. Einige Schäfer erlösten den Geängstigten. — Ein Schreiber wurde ebenfalls auf einen Baum gejagt und mußte dort nicht nur die ganze Nacht verweilen, sondern die Belagerung auch noch bis nachmittags zwei Uhr aushalten.

„Ereignet es sich," sagt Fitzinger in seinem großen Werke über die Säugethiere, „daß ein fremder Mensch den Park besucht, und glückt es ihm zufällig, in die Nähe einer Herde zu gelangen, so scharren die Stiere, sowie sie den Fremden nur erblicken, durch zwei- oder dreimaliges Stampfen mit den Vorderbeinen auf dem Boden die Erde auf. Die ganze Herde nimmt hierauf im raschen Galopp die Flucht, doch entfernt sie sich nicht weiter, als höchstens auf ungefähr vierhundert Fuß, rennt in einem weiten Kreise einige Male um den Fremden herum und kehrt sich plötzlich gegen denselben, worauf sie mit drohend in die Höhe gehobenen Köpfen gerade auf ihn losgeht, und wenn sie ihm auf 80 bis 100 Fuß in die Nähe gekommen, stutzend anhält, um den Gegenstand, welcher sie in Schrecken versetzt, mit wilden Blicken ins Auge zu fassen. Auf die geringste Bewegung, die der hierdurch in Angst versetzte Mensch unwillkürlich macht, nimmt die ganze Herde wieder mit gleicher Schnelligkeit die Flucht, entfernt sich aber nicht mehr so weit, wie früher. Sie rennt nun in einem engeren Kreise herum, hält wieder an und kommt mit drohender und trotzender Miene, doch langsamen und ruhigen Schrittes bis auf sechzig Fuß an ihn heran. Hier macht sie abermals Halt, rennt wieder davon und wiederholt Dies noch mehrere Male, dabei die Entfernungen immer verkürzend. So kommt sie endlich dem Menschen so nahe, daß dieser es für gerathen finden muß, einen der günstigen Augenblicke, wo die Herde vor ihm flieht, zu benutzen, um sich eiligst zu entfernen und zunächst vor den Blicken der Herde zu verstecken; denn immer bleibt es gewagt, die Thiere in ihrer Einsamkeit zu stören."

Die Art und Weise, wie die Jagd auf diesen Stier noch bis kurz vor Ende des verflossenen Jahrhunderts betrieben wurde, erinnert lebhaft an die in alter Zeit bestandenen Jagden. Wenn es in der Umgegend bekannt wurde, daß ein Stier der wilden Herde an einem bestimmten Tage geschossen werden sollte, versammelten sich die Einwohner der ganzen Nachbarschaft, theils zu Pferde, theils zu Fuße, sämmtlich mit Flinten wohl bewaffnet. Nicht selten erschienen zu einer solchen Jagd fünf- bis sechshundert Jäger, von denen oft mehr als hundert beritten waren. Die Unberittenen nahmen ihre Plätze auf den Mauern ein, welche den großen Park umzäunen, oder kletterten mit ihren Gewehren auf die Bäume in der Umgegend des freien Platzes, auf welchem der bestimmte Stier erlegt werden sollte, während die Reiter den Wald durchstreiften, und die Herde nach jenem freien Orte hintrieben. War Dies gelungen und hatte man den rings von Pferden eingeschlossenen Stier einmal so ziemlich in seine Gewalt gebracht, so stieg einer von den Reitern, dem die Ehre zugedacht gewesen, die erste Kugel abzufeuern, von seinem Pferde ab und schoß auf das ungestüme und durch die Angst in die höchste Wildheit versetzte Thier. Hierauf feuerten alle übrigen, welche zu Schusse kommen konnten, und oft geschah es, daß mehr als dreißig Mal nach dem Stier geschossen wurde, ehe man ihn tödtete. Durch den heftigen Schmerz der Wunden und das lärmende Geschrei der Jäger in rasende Wuth versetzt, achtete das

blutende Thier nicht mehr auf die zahlreichen Menschen, sondern stürzte, von Verzweiflung getrieben, mit den letzten Kräften auf Roß und Reiter. Nicht selten brachte der Stier den Angreifern gefährliche Verwundungen bei, oder richtete unter ihnen eine derartige Verwirrung an, daß er sich den ferneren Verfolgungen entziehen konnte. Die vielen Unglücksfälle, welche sich auf diesen Jagden regelmäßig ereigneten, wurden Ursache, daß solche Feste nach und nach ganz abkamen.

Man nimmt an, daß die schottischen Rinder, welche gegenwärtig das Hochland bevölkern und, geschickt auch auf den steileren Felsen umherkletternd, der Landschaft oft einen großen Schmuck verleihen, von diesem Rinde abstammen. Sie zeigen noch alle Eigenthümlichkeiten desselben mit Ausnahme der Färbung, welche meist ein einfaches Schwarz, Braun, Roth oder Gelblichbraun ist, während die Kreise um die Augen und das Maul schwarz, wie bei den eigentlichen wildlebenden sind. —

Verwilderte Stiere, d. h. solche, welche aus dem zahmen Zustande wieder in einen ganz oder halb wilden übergegangen sind, finden sich hauptsächlich da, wo die Spanier herrschten oder noch herrschen. Auch der in Spanien so hoch angesehene, weil zu den Gefechten unentbehrliche Stier stammt von zahm gewesenen Rindern ab. Er lebt ganz wie die wilden. Jahraus, jahrein kommt er in keinen Stall und eigentlich wird er auch nicht gehütet; denn nur ab und zu kommt einer der Beauftragten, um die Herde zu besichtigen. Niemals erscheint ein Hirt allein bei den leicht reizbaren Geschöpfen, sondern immer sorgen starke Hunde für seine Sicherheit, und außerdem weiß er die Schleuder mit einer wunderbaren Geschicklichkeit zu handhaben. Man züchtet die Stiere hauptsächlich in Andalusien und in den baskischen Provinzen. Es sind nicht eben große, aber sehr schöne und ungemein kräftige Thiere mit ziemlich langen, auswärts gebogenen, sehr spitzen Hörnern. Mit dem zweiten Lebensjahre bringt man sie in die großen Herden, welche nur aus Stieren bestehen, weil die Bullen der gemischten Herden einander um die Paarungszeit tödten würden. Viel erzählt man von der großen Rachsucht dieser Stiere. Ein guter „Torro“, sagt man, dürfe niemals geschlagen werden, weil er Dies niemals vergessen und dann den Hirten unfehlbar umbringen würde. Jeder einzelne Stier bekommt seinen Namen, und es werden über alle genaue Listen geführt, um zu erfahren, welche von ihnen sich am besten zu den Gefechten eignen werden.

In den Hochgebirgen Südspaniens und in den größeren Waldungen Castiliens begegnet man nicht selten solchen Stierherden, thut aber unter allen Umständen wohl, ihnen aus dem Wege zu gehen. Noch im November traf ich eine Herde in einer Höhe von 8 bis 9000 Fuß über dem Meere in der Nähe des Picacho de la Veleta ohne jegliche Aufsicht mit Ausnahme der, welche die muthigen Heerführer selbst ausüben. Kein Wolf wagt es, sich solcher Gesellschaft zu nahen, kein Bär greift sie an; denn in geschlossener Reihe stürmen die muthigen Geschöpfe auf das Raubthier los, und fast niemals kommt es vor, daß eines dem Feinde erliegt. Mehr, als bei anderen Thieren, beobachtete ich bei diesen Herden, daß sämmtliche Mitglieder der Gesellschaft dem Kampfe zwischen zwei jugendlich kräftigen Stieren mit größter Aufmerksamkeit folgen. Wir gingen einmal an einer Herde vorüber, welche so von einem Kampfspiel in Anspruch genommen wurde, daß sie uns gar keine Beachtung schenkte.

Während des Sommers ziehen sich die Stiere mehr nach den Höhen empor und erst der dort frühzeitiger als unten fallende Schnee treibt sie wieder zur Tiefe zurück. Den Dörfern weichen sie vorsichtig aus. Auf Vorübergehende stürzen sie oft ohne die geringste Veranlassung los. Nur mit Hilfe gezähmter Ochsen ist es möglich, sie nach den für die Gefechte bestimmten Plätzen zu treiben. Die Hirten sind dabei selbstverständlich auch beritten. Keiner dieser wilden Stiere verträgt eine Fessel, keiner eine Mißhandlung. Die Fortschaffung der für das Gefecht erwählten ist für die Betheiligten immer ein Spielen mit Tod und Leben. Auf die Gefechte selbst werde ich zurückkommen; jetzt wollen wir noch einen Blick auf die verwilderten Ochsen der Pampas Südamerikas werfen.

Bereits um das Jahr 1540 verpflanzte man aus Spanien Stiere nach jenen Gegenden des neuentdeckten Erdtheils. Sie fanden das Klima und die ganze Beschaffenheit der neuen Welt für ihr Gedeihen so ersprießlich, daß sie in kurzer Zeit sich von dem Menschen, welcher sie ohnehin nur laß

überwachte, frei machten. Hundert Jahre später bevölkerten diese Thiere schon in solcher ungeheurer Anzahl die Pampas, daß man bei den Jagden, welche auf sie angestellt wurden, geradeso verfuhr, wie die Indier noch heute mit den Bisons verfahren. Man erlegte die Thiere einfach, um ihre Haut zu benutzen; an Verwendung des so werthvollen Fleisches dachte Niemand. Ehe der Bürgerkrieg die La Platastaaten zerstörte, wurden jährlich gegen 800,000 Ochsenhäute allein von Buenos Ayres nach Europa ausgeführt. Eine eigene Genossenschaft, die der „Vaceros", bildete sich aus den Gauchos heraus, Leute, welche ohnehin gewöhnt waren, für wenige Groschen ihr Leben in die Schanze zu schlagen, trotzigkühne, tolldreiste Männer, welche den Stieren mit der Wurfschlinge entgegentraten und mit diesem verhältnißmäßig so schwachen Gewehr zu bändigen wußten. Manche Landwirthe hielten auf ihren ungeheuren Landgütern an acht- bis zehntausend Stück Rinder, welche fast gar nicht beaufsichtigt wurden. Um die Schlachtzeit trieb man dann die Herden in große Pferche oder Umpfählungen, fest genug, ihrem Wüthen zu widerstehen. Hier wurden sie entweder mit Feuergewehren niedergemetzelt oder einzeln herausgelassen, von den Hirten verfolgt und mit den Wurfschlingen niedergerissen. Das Fleisch und Fett verblieb den zahmen und wilden Hunden und den Geiern. Solche Verwüstungen hatten zur Folge, daß die ungeheuren Herden mehr und mehr abnahmen, und erst in der Neuzeit, wo man sparsamer mit den Erzeugnissen umgeht, haben sie sich wieder etwas gehoben.

Auf den Falklandsinseln ist das Rind ganz verwildert und wird höchstens manchmal von Schiffern gejagt, deren Fleischvorräthe zusammengeschmolzen sind.

In Kolumbien lebt das Rind, wie in den meisten übrigen Ländern Südamerikas, in gleicher Freiheit, aber nicht in der Tiefe, sondern in der Höhe der Cordillera. Als die Jesuiten in der Provinz St. Martin ihre Missionen verlassen mußten, blieben die zurückgelassenen Thiere sich selbst überlassen und zogen sich bald bis zum Grasgürtel empor, wo sie gegenwärtig in kleinen Herden leben. Manchmal jagen sie die Bauern der am Fuße der Cordillera liegenden Dörfer, weniger des Nutzens, als des Vergnügens wegen; denn es ist den Leuten unmöglich, ihre Beute vom Gebirg herabzuschaffen. Nicht einmal gefangene Thiere lassen sich nach unten treiben; sie stellen sich erst nach Kräften zur Wehre und gerathen, wenn sie die Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen einsehen, oft in so gewaltige Aufregung, daß sie am ganzen Körper zu zittern beginnen, zusammenstürzen und sterben. Bisweilen ist es aber doch gelungen, solche verwilderte Rinder wieder in die Tiefe hinabzuführen, und dann hat man sie ohne sonderliche Mühe wieder gezähmt.

Wie überaus günstig das Klima und die Beschaffenheit Südamerikas für die Vermehrung des Rindes ist, mag aus Folgendem hervorgehen. Columbus brachte das nützliche Hausthier auf seiner zweiten Reise zuerst nach St. Domingo. Hier vermehrte es sich mit solcher Schnelligkeit, daß man bereits wenige Jahre später Kälber beiderlei Geschlechts nach allen Gegenden hin bringen konnte. Siebenundzwanzig Jahre nach der Entdeckung Domingos waren Herden von 4000 Stücken bereits eine gewöhnliche Erscheinung, und im Jahre 1587 wurden von der Insel allein schon 35,500 Stück Rinderhäute ausgeführt. Um diese Zeit gab es bereits große verwilderte Herden.

Nur in Amerika hat sich das Hausrind wieder von der Herrschaft des Menschen befreit; in allen übrigen Erdtheilen ist es dessen Sklave und zwar, wie schon bemerkt, seit uralter und vorgeschichtlicher Zeit. Im allgemeinen wurde und wird das Rind außerordentlich hoch geehrt. Die alten Egypter beteten den Gott Apis in Gestalt eines Ochsen an und erwiesen dem Thiere mit vieler Feierlichkeit die größten Ehren. Die Göttin Isis trug Kuhhörner auf dem Haupte, wie später die Jo der Griechen; beiden opferte man Ochsen, weil diese besonders heilig waren. In Lybien wurden die Rinder gezähmt, aber niemals geschlachtet; nur die Milch genoß man. In Cyrene galt es als Verbrechen, eine Kuh zu schlagen; heutzutage ist Dies noch in Indien der Fall. Die Celten sahen die Kuh als ein ihnen unmittelbar von der Gottheit gegebenes Geschenk an, und die heutigen Indier stehen den Egyptern noch durchaus nicht nach. Wir haben schon weiter oben erwähnt, daß die verschiedenen Stämme auch verschiedene Rinder heilig erklären; im wesentlichen ist die Verehrung

aber überall dieselbe. Bei den Brahminen Kaschmirs ist nach Hügel's Erfahrungen die Kuh so heilig, daß Jeder mit dem Tode bestraft wird, welcher eine tödtet. Görtz nennt die Ochsen ein allgemeines Uebel der Hindustädte. Irgend Jemand hat einzelnen seiner Rinder, um ein verdienstliches Werk zu thun, das Zeichen Schiwa's aufgebrannt, und diese Thiere laufen nun mit Pfaffen und Bettlern in den Straßen herum, gehen Niemand aus dem Wege, drängen, schlagen, stoßen und fressen, was ihnen vorkommt. Die Bakhara-Araber, ein Volksstamm, welcher sich zwischen dem weißen Flusse und Kordofahn umhertreibt, haben ihren Namen vom Rinde selbst entlehnt; denn das Wort „Bakhara“ bedeutet ungefähr soviel, als Rinderer. Und nicht blos auf Erden hat man das Rind geehrt und geachtet: es ist ja, wie allbekannt, selbst in den Himmel versetzt worden. Nach den altindischen Sagen ist die Kuh das erstgeschaffene aller Wesen, und der Ochse „Nanda“ vertritt nach den Anschauungen dieses Volkes ganz die Stelle des heiligen Petrus: er ist Wächter eines der beiden Himmelsthore. Die Benennung des Sternbildes „Stier“ mag wohl hiermit im Zusammenhange stehen. Selbst bei den heikligsten Glaubensgenossenschaften, welche in allem Möglichen etwas Unreines erblicken, gilt das Rind als reines Thier, dessen Umgang dem Seelenheile des Gläubigen nur förderlich sein kann. Die Sudahnesen hören es gern, wenn man ihnen den Ehrentitel „Ochse“ gibt, und vergleichen die Kraft ihrer Söhne ruhmrednerisch mit der des Stieres. Mehr, als irgend ein Thier, hat das Rind zur Versittlichung des Menschen beigetragen. Otto von Kotzebue bemerkt sehr treffend, daß mit dem Erscheinen Vancouver's für die Sandwichsinseln ein neues Zeitalter begonnen habe, weil erst mit der damals geschehenen Einführung des Rindes die Gesittung der Inselbewohner beginnt.

Ein Blick auf das Leben des Hausrindes in den verschiedenen Ländern ist ebenso lehrreich, als fesselnd. Wenden wir, gewissermaßen, um geschichtlich zu beginnen, unsere Aufmerksamkeit zunächst jenen Herden zu, welche sich noch in denselben Verhältnissen befinden, wie unter der Herrschaft der alten Erzväter. In den Nomaden des Ostsudahn sehen wir Herdenzüchter, welche ihre Geschäfte noch in derselben Weise betreiben, wie ihre Urväter vor Jahrtausenden sie betrieben. Die Viehherden, welche sie besitzen, sind ihr einziger Reichthum. Man schätzt sie nach der Zahl der Schafe und der Rinder, wie man den Lappen nach der Menge seiner Renthiere schätzt. Ihr ganzes Leben hängt mit der Viehzucht aufs innigste zusammen. Nur durch Räuberthaten erwerben sie sich noch außerdem Manches, was sie zu ihrem Leben bedürfen; im allgemeinen aber muß ihr zahmes Vieh sie ausschließlich erhalten. Viele Stämme der Araber, welche die nahrungsreicheren Steppen südlich des achtzehnten Grades nördlicher Breite durchwandern, liegen in beständigem Kriege mit einander ihrer Herden wegen und sind aus dem gleichen Grunde ohne Unterlaß auf der Wanderung. Es versteht sich von selbst, daß es in jenen Gegenden nur freie Zucht gibt, daß Niemand daran denkt, für seine Hausthiere einen Stall zu erbauen. Blos da, wo der Löwe in großer Zahl auftritt, versucht man nachts die Rinder, Schafe und Ziegen durch einen dicken Hag aus Mimosen und Dornen zu schützen, welcher einen Lagerplatz kreisförmig umgibt. Da, wo man dem Könige der Wildniß keinen Zoll entrichten muß, läßt man die Herde dort übernachten, wo sie weidesatt sich lagert.

Auch die größten unserer Rittergutsbesitzer und Viehzüchter, die Holländer und Schweizer mit inbegriffen, machen sich wohl schwerlich eine Vorstellung von der Anzahl der Herden jener Nomaden. Nahe dem Dorfe Melbeß, dessen ich schon einmal Erwähnung gethan habe, tieft sich die Steppe zu einem weiten Kessel ein, in dessen Grunde man Brunnen an Brunnen angelegt hat, einzig und allein zu dem Zwecke, die täglich hier während der Mittagsstunden zusammenströmenden Herden zu tränken. In diesem Kessel kann man vom frühen Morgen an bis zum späten Abend und während der ganzen Nacht ein kaum zu beschreibendes Gewühl von Menschen und Herdenthieren bemerken. Neben jedem Brunnen hat man 6 bis 8 flache Tränkteiche aufgebaut, große natürliche Tröge, welche mit thoniger Erde eingedämmt sind. Diese Tröge werden alltäglich gefüllt und von den zur Tränke kommenden Herden vollständig wieder geleert. Vom Nachmittage an durch die ganze Nacht hindurch

bis gegen Mittag hin sind fast hundert Menschen eifrig beschäftigt, aus der Tiefe der Brunnen Wasser heraufzuheben und in diese Tränkteiche zu schütten, wo man dann dem Wasser noch etwas salzhaltige Erde zuzusetzen pflegt. Gewöhnlich sind die Teiche noch nicht völlig gefüllt, wenn die Herden herbeikommen. Von allen Seiten ziehen unschätzbare Scharen von Schafen, Ziegen und Rindern herbei, zuerst das Kleinvieh, später die Rinder. In wenigen Minuten hat sich der ganze große Kessel vollständig gefüllt. Man sieht Nichts, als eine ununterbrochene Herde von eifrig sich hin- und herdrängenden Thieren, zwischen denen hier und da eine dunkele Mannesgestalt hervorragt. Tausende von Schafen und Ziegen kommen ohne Unterbrechung, und ebensoviele ziehen getränkt von dannen. Sobald der Kessel sich einigermaßen geleert hat, stürmen die Rinder herbei, welche bisjetzt kaum zurückgehalten werden konnten, und nun sieht man Nichts, als eine braune, wogende Masse, über welche sich ein Wald von Spitzen erhebt. Von den dazwischen hin- und hergehenden Männern ist natürlich keine Spur mehr zu entdecken. Das Braun wird die einzige hervortretende Farbe. Es ist unmöglich, die Menge der Rinder nur annäherungsweise zu berechnen; denn in dem dichten Gewirr hört das Zählen gar bald auf; dennoch glaube ich nicht zuviel zu sagen, wenn ich die Zahl der täglich hierherkommenden Herdenthiere auf mindestens 60,000 Stück anschlage, wovon etwa 40,000 auf die Rinder kommen mögen.

Der ganze Tränkplatz gleicht einem Stall, in welchem seit Monaten kein Reinigungswerkzeug in Bewegung gesetzt wurde. Der Koth liegt ungeachtet der dörrenden Sonne überall mehr als fußtief auf dem Boden; nur die Tränkteiche werden sorgfältig rein gehalten.

Gegen Abend verlieren sich endlich die letzten durstigen Seelen, und nun beginnt augenblicklich das Schöpfen von neuem, um die für den folgenden Tag nöthige Wassermenge auch wirklich beschaffen zu können. An manchen Tagen kommen auch langbeinige Kamele dahergestelzt, ebenfalls 500 bis 1000 Stück auf einmal, trinken sich voll und ziehen wieder von dannen.

Angesehene Leute des Ostsudahn, welche mit Eintreibung der Steuern unter jenen Nomadenstämmen beauftragt waren, versicherten mich, daß es ganz unmöglich wäre, auch nur annähernd einen Maßstab für die Größe der Besitzthümer jener Leute zu erlangen. Als Mahammed-Aali auf den Gedanken kam, seinen Bedarf an Rindern durch Zufuhren aus dem Sudahn zu decken, legten die Regierungsbehörden den Sudahnesen willkührliche Steuern an Rindern auf, welche nach und nach, aber in sehr kurzer Frist, den Herdenbesitzern nicht nur Hunderttausende, sondern Millionen von Rindern entzogen. In Egypten hatten Seuchen in erschrecklicher Weise unter dem dortigen Rinderstande gewüthet; die Heere, welche der stolze und unternehmende Pascha gegen die Pforte führte, hatten außerdem auffallend viel verbraucht: und alle die entstandenen Lücken wurden nicht nur aus dem Sudahn vollkommen gedeckt, sondern es zeigte sich sogar bald eine solche Ueberfüllung an Rindern, daß man den Befehl rückgängig machte. Dabei muß man nun bedenken, daß auf dem Wege von dreihundert Meilen Länge, von welchem etwa die Hälfte auf Wüsten oder wenigstens unfruchtbares Land gerechnet wird, Tausende und andere Tausende erlagen, ehe sie an den Ort ihrer Bestimmung gelangten: dann erst wird man sich einen Begriff von den Massen machen können, welche aus den beiden Provinzen Senahr und Kordofahn ausgeführt wurden. Noch heutigen Tages ist man im Stande, den Weg, welchen jene Rinderherden nahmen, ohne alle Mühe zu verfolgen. Er ist durch Hunderttausende von Rindergerippen, den Ueberbleibseln der erliegenden Thiere, so deutlich bezeichnet, daß man gar nicht irren kann. Jene Herden aber, von denen ich redete, sah ich nur wenige Jahre nach der beispiellosen Plünderung, welche die Besitzer erlitten hatten: wie groß mag erst der Bestand etwa zehn Jahre früher gewesen sein!

Im Sudahn und in Kordofahn hält man die Rinder nur zur Zucht; in Habesch dagegen müssen sie Dienste leisten. Die Mensa z. B. benutzen sie ebensowohl zum Ziehen, als zum Lasttragen. Gerade sie können ihrer steilen Gebirgswege halber nur ihre Rinder als Lastthiere gebrauchen.

Ueber die Rinderherden, welche die Völkerschaften des tieferen Innern von Afrika besitzen, fehlen zur Zeit noch ausführlichere Nachrichten; von den Völkern Südafrikas aber wissen wir, daß ihre

Rinderherden ebenfalls unglaublich groß sind. Alle Reisenden, welche die Spitze des Räthseldreiecks durchwanderten, sprechen von Tausenden dieser Thiere, welche sie gesehen haben, erzählen, daß bei einem einzigen Kriege manchmal ganz unglaubliche Mengen von den Siegern weggetrieben werden.

In Südrußland, in der Tartarei und wahrscheinlich auch in einem großen Theile des inneren Asien müssen ebenfalls bedeutende Rinderherden gehalten werden. Die ganze südrussische Steppe ist überall mit Pferde=, Schaf= und Rindviehherden bedeckt. Im Sommer leben diese Tag für Tag im Freien; im harten langen Winter finden sie hinter einem Erdwall einigen Schutz gegen die Stürme. Wenn dieser Erdwall an der einen Seite ein elendes Stück Dach hat, gilt er als vorzüglicher Stall.

Unter den genannten Thieren stehen die Rinder der Zahl nach obenan und haben auch in vieler Hinsicht große Vorzüge vor jenen. Sie lassen sich eher und sicherer in Geld umsetzen und verunglücken auch nicht so leicht während der Schafen und Pferden so gefährlichen Schneestürme, weil sie die Besinnung nicht verlieren, sondern, falls die Stürme nicht gar zu arg sind, geraden Weges nach Hause eilen. Von diesem Vieh wandern das ganze Jahr hindurch große Züge nach Galizien und weiter nach Wien und Prag, über Moskau nach Petersburg oder nach Polen und den preußischen Ostseeprovinzen oder südlich nach Odessa.

In den meisten Gegenden sind die Herden sich gänzlich selbst überlassen und werden nur insofern von den Hirten bewacht, als diese sich bemühen, sie einigermaßen zusammenzuhalten und die Stierkälber, wenn sie halb herangewachsen sind, von den Müttern zu trennen. Die Rinder selbst sind unglaublich ausdauernd, fast unempfindlich gegen die Witterung und auch bei schlechter Nahrung noch sehr genügsam. Bei den Kirgisen und Kalmücken, von denen sie auch zum Lasttragen verwendet werden, führen sie ein echtes Wanderleben. Im Sommer gibt die Steppe überall reiche Weide, im Winter wählt man sich Gegenden aus, welche reich an Schilf sind, mit dessen dürr gewordenen Blättern die Rinder sich begnügen müssen.

In den südrussischen Steppen treibt man das Rindvieh, nachdem es am Morgen getränkt wurde, in die Einöde hinaus; gegen Abend kommt die Herde von selbst zurück, und die Mütter vereinigen sich jetzt mit den Kälbern, welche am Morgen von ihnen getrennt wurden. Die Milchkühe und Kälber werden im Winter zu Haus gefüttert, die Ochsen nur dann, wenn viel Schnee liegt Gewöhnlich sind die jungen, frei auf der Steppe aufgewachsenen Ochsen unbändig wild, widerspenstig und dabei faul. Man muß ihrer acht bis zehn an einen einzigen Pflug spannen, wenn man wirklich Etwas leisten will.

Um sie an das Joch zu gewöhnen, treibt man ein Paar in einen Hof, wirft ihnen eine Schlinge um die Hörner und zieht sie mit dieser ganz nahe an einen Pfahl, wo man ihnen dann das Joch auf den Nacken legt. Sobald dasselbe gehörig befestigt ist, treibt man sie wieder zur großen Herde auf die Steppe und läßt sie weiden. Alles Streben, sich des Joches zu entledigen, hilft ihnen Nichts; sie gewöhnen sich endlich daran und werden, wie Schlatter versichert, schließlich so anhänglich an einander, daß sie, auch wenn sie frei vom Joche sind und unter den anderen weiden, sich immer zusammenhalten und einander in allen Nöthen beistehen.

Die Eingewöhnung dieser Thiere zum Ziehen hat ebenfalls ihr Eigenthümliches. Einige Tage, nachdem man die jungen, kräftigen Stiere unter das Joch legte, fängt man sie wieder ein und spannt sie vor einen Wagen. Ein Tartar besteigt den Bock, nimmt eine gewaltige Hetzpeitsche zur Hand und jagt nun mit seinem Gespann in die Steppe hinaus, so schnell, als die Thiere laufen wollen. Er läßt ihnen die vollste Freiheit und erlaubt ihnen, dahin zu laufen, wohin sie wollen. Nach einigen Stunden wüthenden Dahinjagens nehmen die gedemüthigten Stiere Knechtssinn an, und nunmehr lassen sie sich ohne sonderliche Beschwerde lenken.

In Ungarn verfuhr man früher in ganz ähnlicher Weise mit den dort gezüchteten Rindern. Noch heute müssen sie sich selbst ernähren und genießen weder Schutz noch Pflege. Manche sind so wild, daß sie keinem Menschen gestatten, sich ihnen zu nähern. Die Kälber säugen solange, als sie Bedürfniß dazu fühlen, und die Hirten denken gewöhnlich erst im zweiten Jahre ihres Lebens daran,

sie von den Müttern zu trennen. Dies hat seine großen Schwierigkeiten, weil die Kühe sich wüthend auf die Hirten zu stürzen pflegen und diese gar nicht selten arg verletzen oder sogar tödten. Noch heutzutage ist die Rindviehzucht in ganz Ungarn sehr bedeutend, obgleich der lohnenderen Schafzucht wegen im Abnehmen begriffen.

Selbst in Italien lebt noch ein großer Theil der Rinder im halbwilden Zustande. In der Maremma, jenem beinahe vollkommen flachen, hier und da fruchtbaren, sonst aber sumpfigen Küstenstrich zwischen Genua und Gaëta, welcher wegen seines ungesunden Klimas sehr verrufen und nur dünn bevölkert ist, treiben sich zahlreiche Herden des italienischen Rindes umher, welche jahraus jahrein unter freiem Himmel leben, weite Wanderungen ausführen und nur von den rohesten, abgehärtetsten Menschen beaufsichtigt werden.

In der Wallachei, in Serbien, Bosnien, Bulgarien und Syrien finden wir das Rind unter ähnlichen Verhältnissen.

Eine ganz andere Pflege genießt das geschätzte Hausthier in den Gebirgsländern Mitteleuropas, namentlich in den Alpen, obgleich auch hier noch Manches zu wünschen übrig bleibt. Nach Tschudi's Angaben hält die Schweiz gegenwärtig etwa 850,000 Stück Rindvieh, und zwar nimmt sonderbarerweise in den ebenen Gegenden, wo der Weidegang nach den Alpen aufgehoben wurde, die Viehzucht zu, in den Alpen dagegen ab, „weil man," wie Tschudi sagt, „leider wenig Tröstliches von dem Zustande der Rinderherden auf den Alpen erzählen kann. Meistens fehlt eine zweckmäßige, mitunter sogar jede Stallung. Die Kühe treiben sich in ihrer Alp umher und weiden das kurze, würzige Gras ab, welches weder hoch, noch breit wächst. Fällt im Früh- oder Spätjahr plötzlich Schnee, so sammeln sich die brüllenden Herden vor den Hütten, wo sie kaum Obdach finden, wo ihnen der Senn oft nicht einmal eine Hand voll Heu zu bieten hat. Bei andauerndem kalten Regen suchen sie Schutz unter Felsen oder in Wäldern. Hochträchtige Kühe müssen oft weit entfernt vom menschlichen Beistande kalben und bringen am Abend dem überraschten Sennen ein volles Euter und ein munteres Kalb vor die Hütte. Nicht selten aber geht es auch schlimmer ab. Und doch ist auch dem schlecht geschützten Vieh die schöne, ruhige Zeit des Alpenaufenthaltes eine überaus liebe. Man bringe nur jene große Vorschelle, welche bei der Fahrt auf die Alp und bei der Rückkehr ihre weithin tönende Stimme erschallen läßt, im Frühling unter die Viehherde im Thal, so erregt Dies gleich die allgemeine Aufmerksamkeit. Die Kühe sammeln sich brüllend in freudigen Sprüngen und meinen das Zeichen zur Alpfahrt zu vernehmen, und wenn diese wirklich begonnen wird, wenn die schönste Kuh mit der größten Glocke am bunten Bande behangen und wohl mit einem Strauß zwischen den Hörnern geschmückt wird, wenn das Saumroß mit Käsekesseln und Vorrath bepackt ist, die Melkstühle den Rindern zwischen den Hörnern sitzen, die sauberen Sennen ihre Alpenlieder anstimmen und der jauchzende Jodel weit durchs Thal schallt, dann soll man den trefflichen Humor beobachten, in dem die gut- und oft übermüthigen Thiere sich in den Zug reihen und brüllend den Bergen zu marschiren. Im Thale zurückgehaltene Kühe folgen oft unversehens auf eigene Faust den Gefährten auf entfernte Alpen."

„Freilich ist es bei schönem Wetter für eine Kuh auch gar herrlich hoch in den Gebirgen. Frauenmäntelchen, Mutterkraut und Alpenwegerich bieten dem schnoppernden Thiere die trefflichste und würzigste Nahrung. Die Sonne brennt nicht so heiß, wie im Thale, die lästigen Bremsen quälen das Rind während des Mittagsschläfchens nicht, und leidet es vielleicht noch von einem Ungeziefer, so sind die zwischen den Thieren ruhig herumlaufenden Staren und gelben Bachstelzen stets bereit, ihnen Liebesdienste zu erweisen: das Vieh ist munterer, frischer und gesünder, als das im Thale, und pflanzt sich regelmäßiger und naturgetreuer fort; das naturgemäße Leben bildet den natürlichen Verstand besser aus. Das Rind, welches ganz für sich zog, ist aufmerksamer, sorgfältiger, hat mehr Gedächtniß, als das stets verpflegte. Die Alpkuh weiß jede Staude, jede Pfütze, kennt genau die besseren Grasplätze, weiß die Zeit des Melkens, kennt von fern die Lockstimme des Hüters und naht ihm zutraulich; sie weiß, wann sie Salz bekommt, wann sie zur Hütte oder zur Tränke muß,

sie spürt das Nahen des Unwetters, unterscheidet genau die Pflanzen, die ihr nicht zusagen, bewacht und beschützt ihr Junges und meidet achtsam gefährliche Stellen. Letzteres aber geht bei aller Vorsicht doch nicht immer gut ab. Der Hunger dringt oft zu den noch unberührten, aber fetten Rasenstellen, und indem sich die Kuh über die Geröllhalde bewegt, weicht der lockere Grund und sie beginnt bergab zu gleiten. Sowie sie bemerkt, daß sie selber sich nicht mehr helfen kann, läßt sie sich auf den Bauch nieder, schließt die Augen und ergibt sich ruhig in ihr Schicksal, indem sie langsam fortgleitet, bis sie in den Abgrund stürzt oder von einer Baumwurzel aufgehalten wird, an der sie gelassen die hilfreiche Dazwischenkunft des Sennen abwartet. . . ."

„Sehr ausgebildet ist namentlich bei dem schweizerischen Alprindvieh jener Ehrgeiz, welcher das Recht des Stärkeren mit unerbittlicher Strenge handhabt und danach eine Rangordnung aufstellt, der sich Alle fügen. Die Heerkuh, welche die große Schelle trägt, ist nicht nur die schönste, sondern auch die stärkste der Herde und nimmt bei jenem Umzug unfehlbar den ersten Platz ein, indem keine andere Kuh es wagt, ihr voranzugehen. Ihr folgen die stärksten Häupter, gleichsam die Standespersonen der Herde. Wird ein neues Stück hinzugekauft, so hat es unfehlbar mit jedem Gliede der Genossenschaft einen Hörnerkampf zu bestehen und nach dessen Erfolgen seine Stelle im Zuge einzunehmen. Bei gleicher Stärke setzt es oft böse, hartnäckige Zwiegefechte ab, da die Thiere stundenlang nicht von der Stelle weichen. Die Heerkuh, im Vollgefühl ihrer Würde, leitet die wandernde Herde, geht zur Hütte voran, und man hat oft bemerkt, daß sie, wenn sie ihres Ranges entsetzt und der Vorschelle beraubt wurde, in eine nicht zu besänftigende Traurigkeit fiel und ganz krank wurde."

„Bei jeder großen Alpenviehherde ist ein Zuchtstier, welcher sein Vorrecht mit sultanischer Ausschließlichkeit und ausgesprochenster Unduldsamkeit bewacht; es ist selbst für den Sennen nicht rathsam, vor seinen Augen eine rindernde Kuh von der Sente zu entfernen. In den öfters besuchten tieferen Weiden dürfen nur zahme und gutartige Stiere gehalten werden; in den höheren Alpen trifft man aber oft sehr wilde und gefährliche Thiere. Da stehen sie mit ihrem gedrungenen, markigen Körperbau, ihrem breiten Kopf mit krausem Stirnhaar am Wege und messen alles Fremdartige mit stolzen, jähzornigen Blicken. Besucht ein Fremder, namentlich in Begleitung eines Hundes, die Alp, so bemerkt ihn der Herdenstier schon von weitem und kommt langsam mit dumpfem Gebrüll heran. Er beobachtet den Menschen mit Mißtrauen und Zeichen großen Unbehagens, und reizt ihn an der Erscheinung desselben zufällig Etwas, vielleicht ein rothes Tuch oder ein Stock, so rennt er geradeaus mit tief gehaltenem Kopf, den Schwanz in die Höhe geworfen, in Zwischenräumen, wobei er öfters mit den Hörnern Erde aufwirft und dumpf brüllt, auf den vermeintlichen Feind los. Für diesen ist es nun hohe Zeit, sich zur Hütte, hinter Bäume oder Mauern zu retten; denn das gereizte Thier verfolgt ihn mit der hartnäckigsten Leidenschaftlichkeit und bewacht den Ort, wo es den Gegner vermuthet, oft stundenlang. Es wäre in solchem Falle thöricht, sich vertheidigen zu wollen. Mit Stößen und Schlägen ist wenig auszurichten, und der Stier läßt sich eher in Stücke hauen, ehe er sich vom Kampfe zurückzieht."

„Die festlichste Zeit für das Alpenrindvieh ist ohne Zweifel der Tag der Alpfahrt, welche gewöhnlich im Mai stattfindet. Jede der ins Gebirge ziehenden Herden hat ihr Geläut. Die stattlichsten Kühe erhalten, wie bemerkt, die ungeheuren Schellen, welche oft über einen Fuß im Durchmesser halten und 40 bis 50 Gulden kosten. Es sind die Prunkstücke des Sennen; mit drei oder vier solchen in harmonischem Verhältniß zu einander stehenden läutet er von Dorf zu Dorf seine Abfahrt ein. Zwischen hinein tönen die kleinen Erzglocken."

„Trauriger, als die Alpfahrt, ist für Vieh und Hirt die Thalfahrt, welche in ähnlicher Ordnung vor sich geht. Gewöhnlich ist sie das Zeichen der Auflösung des familienartigen Herdenverbandes."

Solches Herdentreiben ist so zu sagen die Dichtung im Rinderleben. In den meisten übrigen Ländern hat das gute Hausthier kein so schönes Loos. In Deutschland genießt es blos in den Gebirgen und in den nördlichen Marschgegenden während des Sommers eine mehr oder weniger be-

schränkte Freiheit. Die Herden im Thüringer Walde erinnern noch lebhaft an jene, welche auf den Alpen weiden. In keinem größeren Walde dieses lieblichen Gebirges wird man die Rinder vermissen. Jede Herde besitzt ihr eigenes vollstimmiges Geläut, und gerade in ihm suchen die Hirten ihren größten Stolz. Es gibt gewisse Tonkünstler, die Schellenrichter, welche im Frühjahr von Dorf zu Dorf ziehen, um das Geläut zu stimmen. Jede Herde muß wenigstens acht verschiedene Glocken haben, welche großer, mittler und kleiner Baß, Halbstampf, Auchschell, Beischlag, Lammschlag und Gitzer genannt werden. Man hat beobachtet, daß die Rinder das Geläut ihrer Herde genau kennen und verirrte Kühe sich durch dasselbe zurückfinden. Die Thiere weiden während des ganzen Sommers im Walde; erst im Spätherbst stallt man sie ein.

In dem Alpenlande Norwegen lebt das Rindvieh in ähnlichen Verhältnissen, wie in der Schweiz; und in dem südlichen Theile des Landes haben es die Thiere vielleicht noch besser, als die schweizer Kühe. Das norwegische Rind ist abgehärtet, wie alle Hausthiere dort es sind, und treibt sich sehr viel im Freien umher; immer aber kehrt es abends in seinen warmen Stall zurück. Das Leben auf dem Hochgebirge in den Sennerwirthschaften hat sicherlich für Menschen und Thiere dieselben Reize, wie das Hirten- und Herdenleben in den eigentlichen Alpen; aber nicht alle Kühe genießen die liebevolle Pflege der schmucken und reinlichen Sennerinnen, welche das Gebirge des Nordens in so anmuthiger Weise zu beleben wissen. In den Waldgegenden z. B. läßt man die Thiere ohne Aufsicht umherstreifen, und da kommt es oft genug vor, daß ein Stück tagelang verirrt in den Wäldern umherstreift, mühselig durch Sumpf und Mor sich arbeitet und nur im günstigsten Falle wieder zu den Menschen kommt, abgemattet, mager, halbverhungert.

Weiter im Norden ist namentlich der Winter eine gar böse Zeit für das Rindvieh. Der kurze Sommer kann in Norland und in Lappland nicht genug Weide mehr erzeugen, und deshalb ist man auf ein sonderbares Hilfsmittel gekommen. Man füttert nämlich nicht blos Heu und Stroh, Laub und Birkenzweige, Renthiermos und Pferdemist, Meerespflanzen, Algen und dergleichen, sondern auch Fische und namentlich die Köpfe der Dorsche, welche man gerade zur Zeit des Futtermangels in großen Mengen fängt. Diese Fischköpfe werden in Kesseln mit Tangen aller Art und Mosen zusammengekocht, und zwar solange, als möglich, damit die Knochen weich oder zur Gallerte werden; dann schüttelt man die breiige Masse den Kühen vor, und diese fressen die ihnen so unnatürliche Nahrung mit Begierde. Die Bewohner der Lofodden haben mir versichert, daß man die Gerüste, auf denen die Dorsche getrocknet werden, vor den Kühen bewahren müsse, weil diese ohne Umstände sich an den halbtrockenen Fischen satt zu fressen pflegen.

In den meisten übrigen Ländern Europas ist das Rindvieh ein trauriger Sklave des Menschen; doch dürfte es unnöthig sein, hierauf weiter einzugehen. Dagegen glaube ich nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn ich von einer der eigenthümlichsten und rohesten Benutzungen des Rindes, von den spanischen Stierhatzen und Stiergefechten noch Einiges und zwar aus eigener Anschauung mittheile. Alle Spanier, ebensowohl die, welche ihr ursprüngliches Vaterland, als diejenigen, welche die neue Welt bewohnen, sind leidenschaftliche Freunde von Schauspielen, wie sie wohl die alten Römer aufführten, nicht aber gebildete und gesittete Völker leiden mögen. In Spanien kommt der Ochse zur Geltung. Er genießt hier eine Achtung, wie sie nur einem indischen Zebu zu Theil werden mag; er kann sich zum Helden des Tages emporschwingen und unter Umständen weit mehr Theilnahme erregen, als alles Uebrige, was den Spanier näher angeht. Dieser hat für die Schönheiten eines Stieres ein ganz besonderes Auge; er prüft und schätzt ihn, wie bei uns ein Kundiger ein edles Pferd oder einen guten Hund. Nicht einmal an einem frommen Zugstiere geht er gleichgiltig vorüber; gegen ein vielversprechendes Kalb zeigt er sich sogar zärtlich.

Die Stierhatzen sind Vergnügungen, welche einen Sonntagsnachmittag in erwünschter Weise ausfüllen und der Menge erlauben, thätig mit einzugreifen; bei den Stiergefechten kämpfen geübte Leute, die Toreros, falls nicht junge vornehme Nichtsthuer als besonderen Beweis ihrer Gesittung

ein solches Schauspiel veranstalten, d. h. das Amt der Stierkämpfer übernehmen und sich also auf die Stufe dieses rohen Gesindels stellen.

Die Stierhatzen werden auf den Märkten der Städte abgehalten. Alle nach dem Platze führenden Straßen sind durch ziemlich feste Holzplanken geschlossen. Eine der Planken dient als Eingang und hier entrichtet jeder Eintretende eine gewisse Summe. Ein Kaufmann in Jativa de San Felipe, hatte uns gelegentlich einer Stierhatze zu sich eingeladen, weil wir von seinem Haus aus den ganzen Marktplatz übersehen konnten. Es war ein sehr eigenthümliches Schauspiel, welches wir genossen. Die Hausthüren waren geschlossen, alle Erker aber geöffnet und gedrängt voll Menschen. Selbstverständlich nahmen auch die Frauen den lebhaftesten Antheil. In der Mitte des Marktes erhob sich ein Gerüst für die Musik, welche um so lauter spielte, je toller der Lärm wurde. Der ganze Markt war voll von Menschen. Ich konnte mir gar nicht erklären, wo sie hergekommen und wohin sie sich zurückziehen wollten, wenn der Held des Tages auf dem Platze erscheinen würde. Man sah wohl einige Gerüste aufgeschlagen; aber diese konnten doch unmöglich die Menschenmenge fassen, welche jetzt auf dem Markte herumwogte. Und doch war es nicht anders! Einige Schläge an die Thür des Gehöftes, in welchem sich die Stiere befanden, benachrichtigte die Menschenmenge von dem baldigen Erscheinen des vierfüßigen Schauspielers. Augenblicklich stob die Masse aus einander. Alle Gerüste oder vielmehr die Pfahl- und Breterverbindungen waren im Nu bis oben hinauf mit Menschen besetzt. Wie Affen hockten die Leute über einander. Unten auf der Erde unter den Gerüsten lag die liebe Jugend auf dem Bauche. An manchen Häusern waren andere Vorrichtungen getroffen worden, um geschützte Plätze gegen den herannahenden Ochsen zu erhalten. Man hatte drei bis fünf starke Stäbe oder Bohlen in Seile eingebunden und an den Erkern befestigt. Die Bohlen waren so schmal, daß eben nur ein Fuß darauf Platz fand; sie genügten aber, wie ich bald sah, vollständig zum Ausweichen. Von oben herab hingen so viele Leinen, als möglicherweise Leute auf diesen Schieferdeckergerüsten Platz finden konnten. Die Leinen waren von Fuß zu Fuß Entfernung in Knoten geschlungen und dienten zum rascheren und sicheren Erklettern des Gerüstes, sowie zum Sichfesthalten da oben. Andere Zuschauer hatten auf den Bänken, welche man hier und da in den Hausthüren sieht, Platz genommen, andere standen in den Thüren, immer bereit, dieselben augenblicks zu schließen; wieder andere hatten die Thore mittelst schwerer Tafeln befestigt. An dem Gerüst, auf welchem die Musikbande thronte, hingen noch außerdem über hundert Menschen, und es brach deshalb auch glücklich später zusammen.

Jetzt öffneten sich die Flügelthüren des Gehöftes. Der Gegenstand der allgemeinen Verehrung und Unterhaltung, ein zünftiger Ochse, stürmte heraus. Augenblicklich saßen alle Menschen auf ihren schwebenden Gerüsten. Die ehrbare Versammlung begrüßte den herausgetretenen Stier mit einem endlosen Gebrüll. Verwundert sah der Ochse sich um. Die bunte Menschenmenge, der ungewohnte Lärm machten ihn stutzig. Er stampfte mit dem Fuße und schüttelte das Haupt, die gewaltigen Hörner zu zeigen, bewegte sich aber nicht von der Stelle. Das verdroß die Leute natürlich. Die Frauen schimpften und schwenkten ihre Tücher, nannten entrüstet den Ochsen ein erbärmliches Weib, eine elende Kuh; die Männer gebrauchten noch ganz andere Kraftworte und beschlossen endlich, den Faulen in Trab zu setzen. Zuerst sollten Mißklänge aller Art ihn aus seiner Ruhe schrecken. Man war erfindungsreich im Hervorbringen eines wahrhaft entsetzlichen Lärmes, pfiff auf wenigstens zwanzigfach verschiedene Weise, brüllte, schrie, kreischte, klatschte in die Hände, schlug mit Stöcken auf den Boden, an die Wände, an die Thüren, zischte, als ob Raketen in Brand gesetzt würden; man schwenkte Tücher, schwenkte von neuem: — der Ochse war viel zu sehr verwundert; er stand noch unbeweglich. Ich fand Dies ganz natürlich. Sein Fassungsvermögen war eben schwach, und wenn es auch sonst bei derartigen Geistern gewöhnlich nicht lange dauert, um zu begreifen, daß man auch als Ochse der Held des Tages sein kann, schien sich unser Stier doch noch nicht so leicht als mancher Mensch an seiner Stelle in die ihm gewidmeten Ehrenbezeugungen finden zu können. Zudem war die Lage des guten Thieres wirklich ungemüthlich. Ueberall Menschen, von denen man nicht wissen konnte, ob sie verrückt oder

bei Verstande waren, und aus diesem allgemeinen Irrenhause keinen Ausweg: Das muß selbst einen Ochsen zum Nachdenken bringen!

Aber das tiefe Nachdenken sollte gestört werden. Spaniens edles Volk wollte sich mit dem Ochsen unterhalten, wollte sich mit ihm verbrüdern. Man griff deshalb zu anderen Mitteln, um den Erstaunten zu stören. Langsam öffnete sich eine Thüre; ein langes, am vorderen Ende mit spitzen Stacheln bewehrtes Rohr wurde sichtbar, weit schob es sich heraus, endlich erschien auch der Mann, welcher es am andern Ende festhielt. Bedächtig richtete und lenkte er besagtes Rohr: — ein furchtbarer Stoß nach dem Hintertheile des Ochsen wurde vorbereitet und ausgeführt, — er gelang, doch ohne die gehoffte Wirkung. „Toro“ hatte den Stoß für einen Mückenstich gehalten. Er schlug zwar wüthend nach hinten aus, das stechlustige Kerbthier zu vertreiben, blieb aber stehen. Neue Mittel ersann man; sogar das Parallelogramm der Kräfte wurde in Anwendung gebracht. Von zwei Seiten zielte und stieß man zu gleicher Zeit nach dem Hintertheile des Stieres. Das trieb ihn endlich einige Schritte vorwärts. Jetzt brachten Stachelbolzen, welche man mit dem Blasrohre nach seinem Felle sandte, ihm zugeworfene Hüte, vorgehaltene Tücher und das bis zum Aeußersten gesteigerte Brüllen, die gewünschte Wirkung hervor. Todesmuthig, zitternd vor Wuth, stürmte das Thier an einer Seite des Marktplatzes hinauf, und fegte diese gründlich rein, — aber nur für einen Augenblick; denn kaum war der Stier vorüber, so war auch die Menge wieder von ihren schwebenden Sitzen herunter und rannte ihrem Lieblinge nach.

Man war wirklich frech. Wenn der Stier längs der Häuser dahinfegte, faßten ihn einige der verwegensten Kerle auf Augenblicke mit den Händen an den Hörnern, Andere traten ihn von oben herab mit Füßen, Andere stellten sich auf kaum mehr als zehn Schritte vor ihm hin und reizten ihn auf alle mögliche Weise, waren aber, wenn der Stier auf sie losstürzte, immer noch geschwind genug, eines der Gerüste zu erklettern. Die Meisten bewiesen einen unglaublichen Muth; Einige aber waren doch recht feig. Sie stachen durch kleine Löcher in den Hausthüren hindurch oder machten nur Lärm, wie ein Mann, welcher unsere Verachtung im reichsten Maße auf sich zog, weil er blos die Thür öffnete, mit der Hand oder dem Stocke dreinschlug, sie aber, sowie der Stier die geringste Bewegung machte, schleunigst wieder verschloß. Während der Hatzen lernte ich einsehen, wie genau die Spanier ihren guten Freund kannten. So waren die untersten Planken, auf denen die Leute standen, kaum höher, als vier Fuß, der Ochse konnte sie also ganz bequem mit seinen Hörnern leer machen: er kam aber nie dazu; denn kurz vor seiner Ankunft faßten die auf solchen Planken Stehenden mit ihren Händen höhere Theile des Gerüstes, zogen die Beine an und erhielten sich so lange in der Schwebe, bis das Thier vorüber war.

Um zum Schluß zu kommen: Sechs Stiere wurden durch Menschen und Hunde so lange auf dem Markte herumgehetzt, bis sie wüthend und später müde wurden. Dann war es für sie stets eine Erlösung aus allem Uebel, wenn der zahme Leitochse erschien, dem die Pflicht oblag, sie in ihre Ställe zurückzubringen. Dies Mal ging die Geschichte ohne Unfall vorüber, obgleich man wiederholt solchen fürchten mußte, namentlich als das erwähnte Gerüst zusammenbrach. Im ungünstigen Augenblick darf nur ein einziges Bret an den Gerüsten brechen, und ein Unglück ist vollendet. Bei einer der letzten Hatzen hatten zwei Menschen das Leben verloren. So Etwas stört aber die Spanier keineswegs; selbst die Polizei thut Nichts, um ein so trauriges Zwischenspiel — denn die Stierhatze wird nicht unterbrochen, wenn ein Paar Menschen dabei umkommen — zu verhüten. Hier begnügte sie sich, die auf wirklich unverantwortlich tollkühne Weise aufgestellten Leute weniger gefahrvollen Plätzen zuzutreiben; im übrigen wirkte sie bei der Hatze selbst sehr thätig mit.

Solche Hatzen sind einfache Sonntagsvergnügungen der Spanier, die Stiergefechte dagegen außerordentliche Feste, ja man kann wohl sagen, die größten des Jahres. In Madrid und in Sevilla werden während der heißen Sommermonate bei gutem Wetter jeden Sonntag Stiergefechte aufgeführt, in den übrigen Städten des Landes nur ein Mal im Jahre, gewöhnlich aber dann drei Tage lang nach

einander. Der Reisende, welcher sich längere Zeit in Spanien aufhält, kann dem Schauspiele gar nicht entgehen. Ich beschreibe ein Stiergefecht, welchem ich in Murcia beiwohnte.

Schon in den ersten Nachmittagsstunden des festlichen Sonntags drängten sich die Menschen in den dahin führenden Straßen. Ueberfüllte Wagen aller Art kreuzten sich mit leeren, welche vom Platze zurückkehrten, um neue Schaulustige dahinzubringen. Am Eingange des Schauplatzes drängte sich die bunte Masse unter Fluchen und Toben, obgleich die Thüren bereits seit mehreren Stunden geöffnet waren und die ärmeren Stadtbewohner, sowie die wie überall geizigen Landleute schon seit Mittag ihre Plätze gewählt und besetzt hatten. Diese Leute mußten fünf Stunden lang die furchtbare Sonnengluth aushalten, um dann während der Vorstellung Schatten zu haben; aber sie ertrugen Alles gern, um nur das erhabene Schauspiel in Ruhe genießen zu können. Der Anblick des Amphitheaters war überraschend. Die Menschenmenge verschmolz zu einem bunten Ganzen; nur die rothen Binden der Männer der Fruchtebene und die lebhaft gefärbten Halstücher der Frauen stachen hervor. Auf der Sonnenseite hatte man Regenschirme zum Schutz gegen das brennende Gestirn ausgespannt. Einige junge Leute schwenkten rothe Fahnen mit daraufgestickten Ochsenköpfen und andere passende d. h. auf das Rindvieh bezügliche Zeichen des Festes. Sehr Viele waren mit Sprachröhren versehen, um den wüsten Lärm, welcher herrschte, noch eigenthümlicher Weise vermehren, um das Gekreisch und Gebrüll noch vervollständigen zu können.

Unsere anfangs noch den Sonnenstrahlen ausgesetzten Plätze befanden sich hart an der zum Stierzwinger führenden Thüre. Links vor uns hatten wir die Pforte, durch welche die Kämpfer hereintreten und die getödteten Thiere hinausgeschafft werden, rechts über uns war der Schausitz der Obrigkeit, dicht vor uns, blos durch eine Planke getrennt, der Kampfplatz. Dieser mochte ungefähr sechzig oder achtzig Schritte im Durchmesser halten und war ziemlich geebnet, jetzt aber voller Pfirsichkerne und anderer Fruchtreste, welche man von oben herabgeworfen hatte und beständig noch herabwarf. Die Planke mochte 4½ Fuß hoch sein, an der inneren Seite hatte sie in einer Höhe von 1½ Fuß ziemlich breite Leisten, dazu bestimmt, den vor dem Stier fliehenden Kämpfern beim Ueberspringen Unterstützung zu leisten. Zwischen dieser Umhegung und den Schauplätzen war ein schmaler Gang für die Toreros leergelassen worden, hierauf folgten „in weiter stets geschweiften Bogen“ die für die Masse bestimmten Bänke, etwa zwanzig oder dreißig an der Zahl. Hierher drängten sich noch immer Menschen, welche es versuchten, sich zwischen bereits Sitzende gewaltsam einzupressen. Ueber diesen Sitzreihen kamen die gesperrten Plätze und über ihnen endlich die Logenreihen, in welchen man die Frauen der Stadt im höchsten Putze sehen konnte. Der Schausitz der Obrigkeit oder des vorsitzenden Alcalden war mit rothem Damast behängt und trug das Wappen der Stadt, die übrigen waren einfacher geschmückt. Auf den Dächern dieser Logen sah man noch Schaulustige in Menge. Hunderte von Menschen standen, den Regenschirm in der Hand, da oben, wahrscheinlich, weil sie unten keine Sitze gefunden hatten. Erst beim Anblick dieser Menschenmenge wurde es glaublich, daß eine Arena ihre zwölf- bis zwanzigtausend Menschen fassen kann.

Jeder Zuschauer that, was er von seinem Platze aus thun konnte, und die Bedeutung des Sprichwortes: „Er beträgt sich, wie auf dem Platz der Stiere“ wurde uns einleuchtend. Nicht ein Einziger saß ruhig, sondern bewegte wenigstens Arme, Regenschirm, Fächer oft nach allen Richtungen hin, schrie aus vollem Halse, warf mit Früchten um sich, kurz, bemühte sich so viel als möglich, einem wilden Thiere gleichzukommen.

Mit dem Schlag der bestimmten Stunde erschien der Alcalde in seiner Loge. Die großen Thore öffneten sich und die Toreros traten herein. Vor ihnen her ritt ein Alguazil in seiner uralten Amtstracht, auf ihn folgten die Espadas, Bandarilleros und Cacheteros, hierauf die Picadores und zuletzt ein Gespann mit drei reichgeschmückten Maulthieren. Die Fechter waren kostbar gekleidet; sie trugen enge, überreich gestickte Kleider und darüber rothe, mit Goldschmuck überladene Sammetmäntel; selbst die sammetenen Beinkleider waren an den Seiten mit goldenem Laubwerk gestickt. Die kurze Jacke war förmlich mit Silber überladen; denn man hatte dicke Platten, welche Edelsteine umfaßten, darauf ge-

heftet. Von den Schultern hingen Goldtroddeln herab. Die schwarzen Käppchen, welche alle trugen, bestanden aus dickem, eigenthümlich gewebten Wollenzeuge, die Füße bekleideten leichte Schuhe mit silbernen Schnallen. Die Bandarilleros trugen, anstatt der Mäntel, buntfarbige, wollene Tücher über dem Arme. Ganz abweichend waren die Picadores gekleidet. Nur die Jacke war ebenso kostbar gestickt, als bei den übrigen, die Beinkleider bestanden aus dickem Leder und waren über schwere, eiserne Schienen gezogen, welche die Unterschenkel und die Füße, sowie den rechten Oberschenkel umhüllten. Auf dem Haupte saßen ihnen breitkrempige Filzhüte, welche mit buntfarbigen Bandrosen verziert waren. Diese Leute ritten erbärmliche Klepper, alterschwache Pferde, welche sie mit einem wirklich furchtbaren Sporn am linken Fuße antrieben. Sie saßen in Sätteln mit hohen Rücklehnen und überaus schweren, wie grobe Holzschuhe gestalteten eisernen Steigbügeln. Alle Fechter trugen dünne Haarzöpfe von größerer oder geringerer Länge.

Der Zug der hereingetretenen Männer bewegte sich nach der Loge des Alcalden, verbeugte sich vor diesem und grüßte dann die schauende Menge. Hierauf rief der Alguazil einige Worte zum Mann des Gesetzes hinauf, welche aber von ungeheurem Lärm der Zuschauer vollkommen verschlungen wurden. Sie enthielten die Bitte um Erlaubniß zum Beginn der Vorstellung. Der Alcalde erhob sich und warf dem Alguazil den Schlüssel zum Stierzwinger zu. Dieser fing denselben auf, ritt zu der Thür des Zwingers und gab ihn einem dortstehenden Diener, welcher die Thür aufschloß, aber noch nicht öffnete. Die Espadas warfen ihre Mäntel ab, hingen sie an der Umplankung auf, ordneten ihre Degen und nahmen, wie die Bandarilleros, bunte Tücher zur Hand. Die Picadores ritten zu einem besonderen Beamten, welcher die nöthigen Quäl- und Schlachtwerkzeuge bewahrte, und erbaten sich von diesem Lanzen, vier bis fünf Ellen lange, runde, etwa 1½ Zoll im Durchmesser haltende Stangen, an deren einem Ende eine kurze, dreischneidige, sehr scharfe Spitze befestigt ist, aber nur soweit hervortritt, als sie in das Fleisch des Stieres eindringen soll. Nachdem sie ihre Waffen empfangen hatten, waren alle zum Beginn des Gefechtes nöthigen Vorbereitungen beendet.

Es läßt sich nicht verkennen, daß bis jetzt das Schauspiel etwas Großartiges und theilweise auch Anziehendes hatte; von nun aber sollte es anders kommen. Bis jetzt hatte man es noch mit Menschen zu thun gehabt; von nun an aber trat das Vieh in seine Rechte.

Man öffnete die Thür des Stalles, um dem eingepferchten Stiere einen Ausweg zu verschaffen. Dieser war vorher regelrecht in Wuth versetzt worden. Der Stierzwinger ist ein breiter Gang mit mehreren kleinen gemauerten oder aus Holz bestehenden Kämmerchen, in deren jedes ein Stier getrieben wird, oft mit großer Gefahr und Mühe, hauptsächlich durch Hilfe der zahmen Stiere, welche gegen ihre wilden Brüder ganz ähnlich verfahren, wie die zahmen Elefanten gegen die frisch gefangenen. In seinem Kämmerchen nun wird der zum Kampfe bestimmte Stier erst stundenlang mit einem Stachelstock gepeinigt oder, wie der Spanier sagt, „gestraft". Die Spitzen sind nadelfein, so daß sie wohl durch die Haut dringen und Qualen verursachen, aber kaum Blutverlust hervorrufen. Man kann sich denken, wie sehr sich die Wuth des armen Gefangenen, der sich nicht einmal in seinem Kämmerchen umdrehen kann, steigert und mit welcher Freude er ins Freie stürzt, sobald sich ihm dazu Gelegenheit bietet.

Sofort nach dem Oeffnen des Zwingers erschien denn auch der erste der Verdammten:

„Ein Sohn der Hölle schwarz und wild,
Unbänd'ger Kraft ein schaurig Bild;
Dumpf drang aus seiner Brust die Stimme,
Er schnaubte wild im Rachegrimme."

Um ihn noch wüthender zu machen, hatte man ihm eine Minute vorher die sogenannte „Devise", eine große buntfarbige Bandrose, vermittelst einer eisernen Nadel mit Widerhaken durch Haut und Fleisch gestochen und damit die vorhergehenden Qualen würdig beschlossen. Beim Heraustreten stutzte er nur einen Augenblick; dann nahm er sofort einen der Bandarilleros an und stürzte gesenkten

Hauptes auf diesen los. Der Fechter empfing ihn mit der größten Ruhe, hielt ihm das Bunttuch vor und zog sich dann gewandt zurück, um den Stier einem der Picadores zuzuführen. Sie saßen mit vorgehaltenen Lanzen unbeweglich auf ihren Pferden, oder ritten höchstens den Stieren ein Paar Schritte entgegen, um sie dadurch zum Angriff zu reizen. Weil sie die wüthenden Thiere immer von der rechten Seite auflaufen ließen, hatten sie ihren Pferden das rechte Auge verbunden. Ihre Aufgabe war es, den Stier von den Pferden abzuhalten; allein die armen, altersschwachen, dem Tode geweihten Mähren besaßen selten genug Widerstandsfähigkeit, dem Stoße des Picador den nöthigen Nachdruck zu verleihen, und wurden deshalb regelmäßig das Opfer des anstürmenden Feindes. Wenn der Stier vor einem der Reiter angekommen war, blieb er eine Zeitlang unbeweglich stehen, stampfte mit den Vorderfüßen den Boden und schleuderte den Sand hinter sich, schlug mit dem Schweife, rollte die Augen, senkte plötzlich den Kopf und rannte auf das Pferd los, dabei aber mit seiner vollen Kraft in die vorgehaltene Lanze, welche der Picador nach seinem Nacken gerichtet hatte. Pferd und Reiter wurden durch den Stoß des Stieres zurückgeschleudert, beide aber blieben dies Mal unversehrt. Brüllend vor Schmerz und Wuth zog sich der Angreifer zurück und schüttelte den blutigen, von der Pike weit aufgerissenen Nacken. Dann stürzte er sich von neuem auf die vor ihm hergaukelnden Fußfechter, deren Mäntel ihn in immer größere Wuth versetzten, oder auf einen andern der Picadores. Beim zweiten Anlaufe gelang es dem gewaltigen Thiere, fast immer bis zu dem Pferde vorzudringen, und dann bohrte es auch im selben Augenblick dem armen Geschöpf seine spitzigen Hörner tief in den Leib. Glücklich für das gefolterte Thier, wenn der erste Stoß ihm in die Brust gedrungen und tödtlich war! Wehe ihm, wenn es nur eine Verwundung an den Beinen oder im Unterleib erhalten hatte! Wenn ein Stier dem Pferde auch den Unterleib aufgeschlitzt hatte und die Gedärme herausquollen oder selbst auf der Erde nachschleppten, daß das gepeinigte edle Geschöpf mit seinen eigenen Hufen auf ihnen herumtrat: seine Marter war dann noch nicht beendigt. Die Picadores zerstießen mit ihren Lanzen die nachschleppenden Eingeweide, damit deren Inhalt ausfließen sollte, oder die Pferde traten sie selbst sich ab, und von neuem trieben ihre Reiter sie dem Stier entgegen. Am ganzen Leibe zitternd, die Lippen krampfhaft bewegend, standen die Pferde und erwarteten einen zweiten, dritten Angriff des wüthenden Stieres, bis der herannahende Tod ihrer Qual ein Ende machte. Hingemartert brachen sie zusammen; die Picadores schleppten sich schwerfällig bis zur Umplankung und erschienen dann nach einiger Zeit mit einem neuen Pferde wiederum auf dem Kampfplatze. Hatten die gefallenen Pferde noch etwas Leben in sich, dann wurden sie geschlagen und gemartert, in der Absicht, sie nach dem gemeinschaftlichen Todtenbette der gefallenen Thiere zu schaffen Dort wurde der Sattel ihnen abgerissen, während die Bandarilleros den Stier auf einer andern Seite beschäftigten, und, wenn es anging, schlug, stieß, schob und zog man sie von neuem, um sie von dem Platze wegzubringen. Nur ein todt zusammengestürztes oder wenigstens schon mehr als halbtodtes Pferd ließ man ruhig auf der Wahlstatt liegen.

Bei jedem gut abgewiesenen Anlaufe des Stieres spendeten die Zuschauer dem Picador, bei jeder Verwundung, welche ein Pferd erhielt, dem Stiere ihren Beifall. Stimmen der empörendsten Gefühllosigkeit wurden laut; — „Geh, Pferd, nach dem Krankenhause und laß dich dort heilen! Sieh, Pferdchen, welch einen Stier du vor dir hast! Weißt du jetzt, mit wem du es zu thun hattest?“ — und ähnliche Worte vernahm man, und rohes Gelächter begleitete solche Ausrufe. Je tiefer die Verwundung eines Pferdes war, um so stürmischer wurde der Beifall des Volkes; mit wahrer Begeisterung aber begrüßte man die Niederlage eines der Picadores. Es kam nämlich während des ganzen Gefechtes mehrere Mal vor, daß einer dieser Leute sammt seinem Pferde von dem Stiere zu Boden geworfen wurde. Einer derselben stürzte mit dem Hinterkopfe gegen die Holzwand, daß er für todt vom Platze getragen wurde, kam aber mit einer Ohnmacht und einer leichten Schramme über dem Auge davon. Ein zweiter erhielt eine bedeutende Verrenkung des Armes und wurde dadurch für die nächste Zeit kampfesunfähig. Den ersteren würde der Stier ebenso wie sein Pferd getödtet

haben, hätten die Fußfechter nicht die Aufmerksamkeit des gereizten Thieres durch ihre Tücher auf sich gelenkt.

So dauerte der erste Gang des Gefechtes ungefähr fünfzehn Minuten oder länger, je nach der Güte, d. h. je nach der Wuth des Stieres. Je mehr Pferde er tödtete oder tödtlich verwundete, je mehr achtete man ihn. Die Picadores kamen oft in große Gefahr, wurden aber immer durch die Fußfechter von dem Stiere befreit; diese selbst entflohen im Nothfalle durch rasches Ueberspringen der Umplankung. Ihre Gewandtheit war bewunderungswürdig, ihre Tollkühnheit überstieg allen Glauben. Der eine Fechter faßte den Stier beim Schwanz und drehte sich mit ihm mehrere Male herum, ohne daß das hierdurch in Raserei versetzte Thier ihm Etwas anhaben konnte. Andere warfen, wenn der Stier sie schon fast mit den Hörnern erreicht hatte, ihnen noch geschwind das Tuch über die Augen; kurz, sie hatten immer Zeit zum Entfliehen.

Nachdem der Stier genug Pikenstöße empfangen hatte, gab ein Trompetenstoß das Zeichen zum Beginn des zweiten Ganges. Jetzt nahmen einige der Fußfechter die Bandarillas zur Hand. Die Picadores verließen den Kampfplatz, die übrigen behielten ihre Tücher bei. Die Bandarilla ist ein starker, ungefähr eine Elle langer, mit Netzen bekleideter Holzstock, welcher vorn eine eiserne Spitze mit Widerhaken hat. Jeder Bandarillero nahm zwei dieser Quälwerkzeuge in seine Hände, reizte den Stier und stieß ihm, sowie derselbe auf ihn losstürzte, beide Bandarillas gekreuzt in den durch die Pikenstöße zerrissenen Nacken. Vergeblich versuchte der Stier, sie abzuschütteln, und immer höher steigerte sich seine Wuth. Im grimmigsten Zorn nahm er den zweiten und den dritten Bandarillero auf. Jedesmal erhielt er neue Bandarillas, ohne jemals den Mann erreichen zu können, welcher sofort nach dem Stoß gewandt zur Seite sprang. Binnen fünf Minuten war ihm der Nacken mit mehr als einem halben Dutzend Bandarillas gespickt. Beim Schütteln schlugen dieselben klappernd an einander, bogen sich allgemach zu beiden Seiten herab, blieben aber immer fest stecken.

Ein neuer Trompetenstoß eröffnete den dritten Gang. Der erste Espada, ein echtes Bravogesicht, ging gegen den Alcalden hin, verneigte sich und brachte ihm und der Stadt ein Hoch. Dann nahm er ein rothes Tuch in die linke, die Espada in die rechte Hand, ordnete Tuch und Waffe und ging auf den Stier los. Den langen, spitzen und starken zweischneidigen Degen, welcher ein Kreuz und einen sehr kleinen Handgriff hat, faßte er so, daß die drei hinteren Finger in dem Bügel staken, der Zeigefinger auf der Breitseite des Degens und der Daumen auf dem Handgriffe lag. Das Tuch breitete er über einen Holzstock aus, an dessen Ende eine Stahlspitze es festhielt. Mit diesem Tuche reizte er den Stier, bis dieser auf ihn losstürzte; aber nur dann, wenn das Thier in günstiger Weise anlief, versuchte er ihm einen Stoß in den Nacken zu geben. Gewöhnlich ließ er den Stier mehrere Male anlaufen, ehe er überhaupt zustieß. Bei einem Stiere gelang es ihm erst mit dem dritten Stoße, die geeignete Stelle hart am Rückgrat zwischen den Rippen zu treffen; die früheren Stöße waren zwischen die Wirbelkörper gekommen. Nach jedem Fehlstoß ließ der Mann die Espada stecken und bewaffnete sich mit einer anderen, während der Stier die erstere durch Schütteln abwarf. Wenn der Stoß gut gerichtet war, fuhr der Degen mit unglaublicher Leichtigkeit durch die Brusthöhle und kam gewöhnlich unten wieder zum Vorschein. Sofort nach dem tödtlichen Stoße blieb das Thier regungslos stehen. Ein Blutstrom quoll ihm aus Mund und Nase; er machte einige Schritte vorwärts und brach dann zusammen.

Jetzt näherte sich der Cachetero oder Matador, stach dem sterbenden Thiere einen breiten Abfänger ins Genick und zog die Bandrose aus seinem Nacken.

Beifallsgebrüll der Zuschauer vermischte sich mit der rauschenden Musik. Die breite Pforte öffnete sich, um das Gespann der Maulthiere einzulassen. Dem Stier wurde eine Schlinge zwischen und um die Hörner gewunden, diese am Zugholze befestigt, und nun schleiften die Maulthiere den gewaltigen Kämpen im vollen Rennen zum Thore hinaus. Hierauf wurden die gefallenen Pferde in eben derselben Weise fortgeschafft, die Blutlachen mit Sand bestreut und der Platz für das zweite Gefecht gereinigt.

Ein zweiter, dritter, sechster Stier erschien auf dem Kampfplatze. Der Gang des Gefechtes war bei allen derselbe, nur mit dem Unterschiede, daß der eine mehr, der andere weniger Pferde tödtete, daß dieser erst mit dem zehnten, jener mit dem ersten Degenstoß zu Boden fiel. Bei diesem Heldenstück wollte das Brüllen der Zuschauer kein Ende nehmen. Der Espada selbst schnitt sich stolz ein Stück Haut des Thieres ab und warf es laut jubelnd in die Luft. In den Zwischenpausen spielte die Musik oder brüllten die Zuschauer. Einige verstanden es meisterhaft, das Brüllen des Stieres vermittelst der Sprachröhre, welche sie jedenfalls zu diesem Zwecke mitgebracht hatten, nachzuahmen. Nach sechs Uhr war das Schauspiel beendet. Vor der Thür des Schlachthauses lagen auf blutgetränktem Bette zwanzig getödtete Pferde und der letzte der Stiere; die übrigen hatte man bereits fortgeschafft. Zehn oder zwölf mit Ochsen bespannte Karren hielten auf dem Platze, um die Mähren abzuräumen. Einzelne Pferde lebten noch, ohne daß eine mitleidige Hand sich gefunden hätte, ihrem Dasein ein Ende zu machen. Man schnitt ihnen die Mähnen und die Schwänze ab, unbekümmert um ihr Röcheln und ihre Zuckungen; man lud sie endlich auf und überließ es ihnen, zu sterben, wo und wann sie könnten.

Es ist leicht erklärlich, daß solche öffentlich aufgeführte, von der Obrigkeit geduldete, ja geleitete Thierquälerei alle Leidenschaften aufstachelt. Die Stiergefechte sind ein deutlicher Beweis der geringen Bildung und Gesittung, welche gegenwärtig noch in Spanien herrschen. Die Pfaffen haben sich alle Mühe gegeben, sie zu erhalten, nachdem die Autodafés nicht mehr ausgeführt werden dürfen. Sie wissen, daß sie, so lange die Stiergefechte abgehalten werden, ihre Herrschaft behaupten können, weil die Menschen so lange roh und ungesittet bleiben werden. Solange die Spanier den gebildeten Völkern Europas nicht gleichstehen, wird man diese Tummelplätze der scheußlichsten Barbarei, der gemeinsten und niederträchtigsten Verhöhnung des Menschlichen im Menschen bestehen lassen.

Die Leidenschaft, mit welcher die Spanier den Stiergefechten beiwohnen, ist unglaublich groß. Nicht nur Männer sehen sich diese nichtswürdigen Spiele an, auch Frauen versäumen, wenn sie können, kein einziges. Sie nehmen selbst ihre säugenden Kinder noch mit sich auf den Kampfplatz. Dabei sind diese Gefechte die theuersten aller Vorstellungen, welche man sich denken kann. In den kleineren Städten Spaniens tritt vor jedem Stiergefecht immer eine Gesellschaft zusammen, welche die bedeutenden Ausgaben verlegt und sich dann in den nur selten fehlenden Gewinn theilt. Man muß den Kampfplatz miethen oder einen neuen aus Holz erbauen, muß Stiere ankaufen und ihre Herschaffungskosten bezahlen, muß die nöthigen Werkzeuge anschaffen, eine bedeutende Abgabe an die Regierung erlegen, etwa vierzig Pferde erwerben und die Stierkämpfer belohnen. Die beiden Gefechte in Murcia kosteten der Gesellschaft über 110,000 Realen; aber diese Summe war schon in der ersten Vorstellung eingenommen. Ein Stier kostet nie unter 2000, oft bis 6000 Realen oder etwa 130 bis 400 Thaler unseres Geldes. Die Fechtergesellschaft erhält bis 5000 Thaler für ihre Vorstellungen. Sie erwerben sich gewöhnlich ein bedeutendes Vermögen und werden zu den Helden des Tages, obgleich sie sonst in sehr geringer Achtung stehen. Der reiche und vornehme Pöbel befreundet sich mit ihnen, obgleich sie der Hefe des Volks angehören. Mehr noch als sie selbst bewundert man die Stiere; einzelne, welche viele Pferde tödteten, genießen jahrelangen Nachruf, und von ihnen her schreibt sich die Achtung, mit welcher die Spanier das Rindvieh überhaupt behandeln. —

Ueber das geistige Wesen des Hausrindes brauche ich nach dem Vorhergegangenen nicht viel zu sagen. Das Thier steht unzweifelhaft auf niederer Stufe; neben dem Schaf ist es das dümmste unserer Hausthiere. Seinen Pfleger lernt es kennen und in gewissem Grade lieben; es gehorcht dem Rufe und folgt der Lockung, es beweist auch eine gewisse Theilnahme gegen Den, welcher sich viel mit ihm beschäftigt; Gewohnheit scheint aber mehr zu wirken, als eigentliche Erkenntniß. „Alles Geistige", sagt Scheitlin, „tritt in den Rindern, welche mehr im Freien als im Stalle leben, schöner auf. Die Alpenkühe lernen ihren Fütterer schneller kennen, sind munter, freuen sich der ihrigen lebendiger, sie werden frischer vom Schellenklang, sie erschrecken weniger, sie kämpfen mit einander ritterlicher im Ernst und Scherz. — Ihr Ehrgefühl ist aber schwach. Hat die eine die andere zurückgedrängt, so macht Dies der Ueberwundenen gar Nichts: sie schämt und ärgert sich nicht, sondern trollt sich auf

die Seite, senkt den Kopf und frißt wieder. Die Siegerin zeigt nicht den mindesten Stolz, nicht die Spur von Freude; auch sie fängt sogleich wieder zu grasen an. Die Heerkuh fühlt sich freilich größer, als jede andere. Man erkennt Dies aus ihrem feierlichen Schritt; auch gestattet sie nicht, daß irgend eine andere Kuh ihr vorausgehe."

„Der Stier ist viel vorzüglicher, als die geistigste Kuh. Er hat weit mehr Körperkräfte, schärfere Sinne, mehr Kraftgefühl, Muth, Gewandtheit, Raschheit. Er schaut viel frischer in die Welt und sieht mit Verstand um sich, er fühlt sich als gewaltiger Beschützer seiner Herde, geht auf den Feind los und kämpft wacker mit ihm. Einen fremden Bullen leidet er nicht bei seiner Herde, er streitet mit ihm auf Leben und Tod."

Das Rind ist im zweiten Jahre seines Lebens zeugungsfähig. Paarungstrieb verräth die Kuh durch Unlust am Fressen und Saufen, durch Unruhe und vieles Brüllen. Die Brunst hält nur einen halben Tag an, kehrt aber, wenn die Lust nicht befriedigt wurde, oft wieder. Die Tragzeit währt gewöhnlich 285 Tage. Das Kalb erhebt sich bald nach seiner Geburt auf die Füße und saugt schon am ersten Tage seines Lebens. Die Kuh bemuttert es, bis sie wieder brünstig wird. Bei der Geburt bringt das junge Rind acht Schneidezähne mit auf die Welt, nach Vollendung des ersten Jahres wechselt es die beiden mittelsten, ein Jahr später die beiden diesen zunächststehenden, nach Verlauf des zweiten Jahres das dritte Paar und ein Jahr später endlich die beiden letzten. Mit dem fünften Lebensjahre gilben sich die anfänglich milchweißen Zähne, zwischen dem sechszehnten und achtzehnten beginnen sie auszufallen oder abzubrechen. Von dieser Zeit an gibt die Kuh keine Milch mehr, und der Stier ist zur Paarung kaum noch geeignet. Die Lebensdauer scheint fünfundzwanzig, höchstens dreißig Jahre nicht zu übersteigen.

Verschiedene Pflanzen im frischen und getrockneten Zustande, Wicken, Erbsen, junges Getreide und saftiges Gras sind die Lieblingsnahrung des Rindes. Schädlich werden ihm Flachs, Eibe, Wasserschierling, Läusekraut, Binsen, Froschlauch, Zeitlose, Wolfsmilch, Eisenhut, junges Eichenlaub und Wallnußblätter, nasser Klee u. dgl. Petersilie, Sellerie, Lauch und Zwiebeln wirken der Milcherzeugung entgegen. Thimian, Saalbreit, Hahnfuß, Wegerich werden im Nothfall gefressen, Früchte aller Art, Kartoffeln, Obst und Möhren dagegen leidenschaftlich gern. Salz ist Bedürfniß. Eine erwachsene Kuh bedarf etwa täglich 20 bis 25, ein Ochs 30 bis 35 Pfund Futter. Erstere verursacht Dem, welcher alles Futter kauft, einen Kostenaufwand von etwa 60 Thalern, bringt aber dafür etwa 80 Thaler ein. Noch besser verwerthet der Landwirth das Rind, wenn er es mästet, und zumal in der Neuzeit erzielt man durch geeignete Fütterung außerordentliche Erfolge. Das Rind gilt mit Recht als das einträglichste aller Hausthiere.

Dreizehnte Ordnung.

Vielhufer (Multungula).

Ein verfallendes Geschlecht, die letzten Stammhalter einer vormals sehr zahlreichen Abtheilung der Säugethiere, tritt vor uns in den Vielhufern oder Dickhäutern. Sie erscheinen uns so recht eigentlich als lebende Zeichen früherer Schöpfungsabschnitte, als auf uns Ueberkommene von längst vergangenen Erdentagen. Die Riesen aus anderen Ordnungen, welche neben ihnen in der Vorzeit lebten, sind längst gestrichen aus dem Buche der Lebendigen; nur sie noch gleichen den gewal-

tigen Geschöpfen, welche einstmals unsere Erde bevölkerten. Jetzt stehen sie allein, fast jeder für sich selbst, weit getrennt von den übrigen, welche wir mit ihnen zu einer Ordnung rechnen. Die Verbindungsglieder sind eben ausgestorben. Auch in ihrer Reihe machte die Natur keine Sprünge: ein Glied reihte sich an das andere; jetzt aber sind die Lücken zwischen ihnen gewaltige geworden.

Die Vielhufer sind gegenwärtig die einzigen Riesen unter den Landsäugethieren. Ein plumper, massiger Leibesbau kennzeichnet sie. Auch die zierlichsten unter ihnen zeigen, anderen Klassenverwandten gegenüber, dieses Merkmal. Die Glieder sind kurz und dick, die Füße drei- bis fünfzehig. Jede Zehe ist mit einem besonderen Huf umschlossen. Bei fast sämmtlichen Arten verlängert sich der Antlitztheil mehr oder weniger, und bei einigen streckt sich die Nase in auffallender Länge als Rüssel hervor. Der Hals ist kurz, vom Leibe kaum abgesetzt; der Schwanz erreicht selten das Fersengelenk; die Ohren schwanken in weiten Grenzen; die Augen sind durchschnittlich klein, gleichsam verkümmert. Eine dicke, oft nur mit wenigen, seltener mit dichter stehenden Borsten bedeckte, auf große Stellen hin fast ganz kahle Haut umhüllt den Leib; eine einzige Familie nur erinnert noch an die pelzbekleideten Vielhufer der Vorwelt.

Der innere Leibesbau steht mit der Massenhaftigkeit des ganzen Thieres im Einklang. Alle Knochen sind schwer, massig, riesenhaft. Am Schädel überwiegt der Antlitztheil gewöhnlich den hirntragenden beträchtlich; bei einigen findet aber auch das Umgekehrte statt. Die Halswirbel sind kurz, ihre Dorn- und Querfortsätze sehr entwickelt, obgleich nicht so, wie an den 13 bis 21 Rückenwirbeln, den 3 bis 8 Lendenwirbeln und den 4 bis 8 meist innig mit einander verwachsenen Kreuzwirbeln. Die Zahl der Schwanzwirbel schwankt zwischen 7 und 27. Die Rippen sind breit und nicht auffallend gekrümmt; nur die wenigsten heften sich vorn an das Brustbein an. Das Schlüsselbein fehlt, und das Bein kann deshalb nur als Stütze des Körpers gebraucht werden. Fast alle übrigen Knochen kennzeichnen sich durch ihre Kürze und Dicke. Das Gebiß ist sehr verschieden. Gewöhnlich finden sich alle drei Zahnarten; ausnahmsweise fehlen aber, wenigstens theilweise, die Schneide- oder Eckzähne. Die Backzähne zeichnen sich durch ihre Falten und Höcker aus. Der Magen ist ziemlich einfach; bei einigen jedoch in zwei Abtheilungen geschieden. Der Darmschlauch mißt gewöhnlich die zehnfache Länge des Leibes. —

Die Dickhäuter bevölkerten unsere Erde zuerst in der Tertiärzeit. Der größte Theil aller damals lebenden aber verschwand bereits vor der Diluvialzeit und wurde durch andere Arten und Sippen der Ordnung ersetzt, von denen einige bis auf unsere Tage herübergekommen sind. Vormals bewohnten sie die ganze Oberfläche der Erde; gegenwärtig leben sie nur in warmen Ländern, zumeist in feuchten, schattigen, hauptsächlich in den Urwaldungen unter den Wendekreisen. Sie ähneln sich vielfach, unterscheiden sich aber noch weit mehr, so daß wir jedenfalls wohl thun, wenn wir das Allgemeine so kurz als möglich behandeln und dafür alsbald zur ausführlichen Betrachtung der hauptsächlichsten Familien übergehen.

Die Eintheilung der Vielhufer hat ihre großen Schwierigkeiten, und deshalb sind auch die meisten Forscher noch heutigen Tages verschiedener Ansicht. Alle aber stimmen in dem Einen überein: sie erkennen die erste Stelle zu den Elefanten oder Rüsselthieren (Proboscidea). Von den vielen Arten dieser Familie, welche unsere Erde bevölkerten, sind nur noch zwei oder vielleicht drei auf unsere Zeiten gekommen. Aber gerade die Elefanten sind es, welche die Jetztwelt so recht eigentlich mit der Vorwelt verbinden; denn ihrer Familie gehörten die Riesen an, deren Leichen mit Haut und Haar das Eis Sibiriens uns durch Hunderttausende von Jahren aufbewahrte. Es erleichtert das Verständniß der ganzen Familie, wenn wir zunächst einen Blick auf diese ausgestorbenen Arten werfen. Sie haben auch in anderer Hinsicht noch ihre Bedeutung für die Jetztwelt; denn sie sind es, welche noch heutigen Tages die größte Masse des Elfenbeins liefern, welches überhaupt in den Handel kommt.

Die Grabstätten der ausgestorbenen Elefanten und zunächst des Mammonts oder Mammuths (Elephas primigenius), welche ich im Sinne habe, liegen im Lande der Ostjacken, Tungusen, Samojeden und Buräten, in der Nachbarschaft der Flüsse Ob, Jenisei und Lena, zwischen dem 58. Grad nördlicher Breite und dem Eismeere. Beim Aufthauen sandiger Stellen geschieht es, daß ganze Berge ungeheurer Zähne zum Vorschein kommen, zwischen denen Massen von großen Knochen zerstreut liegen. Manchmal sitzen die Zähne noch fest in den Kiefern; ja, man hat solche gefunden, welche noch mit Fleisch, mit Haut und Haar umgeben, welche noch blutig waren. Die Einwohner nennen das Thier Mammont und sagen, es sei ungeheuer groß, 4 bis 5 Ellen hoch, habe einen langen und breiten Kopf und Füße wie die des Bären, es lebe und hause unter der Erde, ziehe den gewaltigen Kopf bei seinen unterirdischen Wanderungen bald zurück und strecke ihn bald wieder vor, hierdurch sich die Wege bahnend, welche es mit den Zähnen gebrochen; es suche seine Nahrung im Schlamme, müsse aber sterben, wenn es auf Sandboden gerathe, weil es aus diesem die Füße nicht mehr herausziehen könne und verende auch, sobald es an die Luft komme. So schreibt Ides, welcher auf einer Gesandtschaftsreise nach China im Jahre 1692 von den Knochenlagern sprechen hörte. Pallas, der berühmte Forscher, gibt Ende des vorigen Jahrhunderts umständliche Berichte von diesen Knochen. Aber den größten Fund machte der Reisende Adams am Ausflusse der Lena. Er hatte erfahren, daß man einen Mammont mit Haut und Haar gefunden habe, begab sich deshalb sofort auf die Wanderung, um diese kostbaren Ueberbleibsel zu retten, verband sich mit dem Häuptling der Tungusen, welcher das Thier entdeckt hatte, und reiste auf Renthierschlitten an Ort und Stelle. Der Tunguse hatte das Thier eigentlich schon im Jahre 1799 entdeckt, aber von der Ausbeutung desselben abgesehen, weil einige alte Leute erzählten, daß ihre Väter auf derselben Halbinsel einmal ein ähnliches Ungeheuer entdeckt hätten, welches aber das Verderben über die ganze Familie des Entdeckers gebracht habe, indem diese ausgestorben sei. Diese Nachricht erschreckte den Tungusen so, daß er krank wurde. Die ungeheuren Hauer des Thieres reizten aber seine Habsucht und er beschloß, sich derselben zu bemächtigen. Im März 1804 sägte er denn auch glücklich beide Zähne ab und vertauschte sie gegen Waaren von geringem Werthe.

Als nun Adams zwei Jahre später seine Untersuchungsreise machte, traf er das Thier auf derselben Stelle, aber ganz verstümmelt. Die Jakuten hatten das Fleisch abgerissen und ihre Hunde damit gefüttert; die Eisbären, die Wölfe, Vielfraße und Füchse hatten sich von dem Vorweltsthiere genährt. Nur das Gerippe war noch ganz, mit Ausnahme eines Vorderfußes. Der Kopf war mit einer trockenen Haut bedeckt. Die Augen und das Hirn fanden sich noch. Die Füße hatten noch ihre Sohlen; ein mit borstenartigem Haar bedecktes Ohr war noch gut erhalten. Auch von der Leibeshaut war noch Dreiviertel übrig. Sie erschien dunkelgrau; die Wollhaare auf ihr waren röthlich, die Borsten dazwischen schwarz und dicker als Roßhaare. Adams sammelte, was er zusammenbringen konnte. Er häutete den Riesen ab, und zehn Leute waren kaum im Stande, die Haut von der Stelle zu bringen. Auf dem Boden ließ er die Haare zusammensuchen und bekam über 35 Pfund. Dies Alles wurde nach Petersburg geschickt, und wenn auch auf dem langen Wege von 1200 Meilen die kostbaren Schätze so litten, daß an der Haut selbst kein Haar mehr zu sehen ist, steht doch die Thatsache, Dank der Untersuchung und Bemühung des wackeren Reisenden, unzweifelhaft fest. Die längsten Haare, welche Adams sah, standen auf dem Halse. Sie maßen über 26 Zoll. Aber auch den übrigen Körper deckte ein dichtes Kleid, ein deutlicher Beweis, daß das Mammont für das Leben in kalten Gegenden ausgerüstet war. Die Hauer dieser vorweltlichen Elefanten sind viel mehr gekrümmt, als bei den lebenden. Es gibt solche, welche Dreiviertel eines Kreises vorstellen. Adams hat einen gesehen, welcher 21 Fuß lang war.

Der Fund dieses Thieres hat die Gelehrten lange Zeit beschäftigt, hauptsächlich auch deshalb, weil man sich den plötzlichen Untergang des Lebenden in jenen Gegenden nicht gut erklären konnte. Einige schieben die stattgefundene Umwälzung, welche übrigens auch durch Pflanzenreste, die man

auffand, bestätigt wird, einer plötzlich erfolgten Achsendrehung der Erde zu; Andere sind geneigt, an eine große Sündfluth zu glauben, welche Sibirien überschwemmte.

Ungefähr um die gleiche Zeit, in welcher das Mammont auf der Erde lebte, fanden sich auch die Mastodonten oder Zitzenthiere (Mastodon), von denen man bereits zehn bis zwölf Arten in Europa, Nord- und Südamerika und in Indien ausgegraben hat. Alle Arten dieser Familie ähnelten unserem Elefanten. Die einen waren kleiner, die anderen größer. Zumal in Amerika hat man viele Ueberbleibsel dieser Thiere gefunden, und eine Art, das Ohiothier (Mastodon giganteus) ziemlich vollständig kennen gelernt. Barton erzählt, daß 1761 von Indiern fünf Mammuthsskelette aufgefunden wurden, an deren Kopfe, nach dem Berichte der Entdecker, „sich lange Nasen mit einem Maule unter denselben befanden", und Kalm gedenkt eines anderen Gerippes, welches die Indianer auffanden, an welchem man ebenfalls den Rüssel noch unterscheiden konnte. Diese Entdeckungen ließen glauben, daß noch heutigen Tages das Mastodon in Amerika lebend angetroffen werden könne, was, wie bekannt, die Erfahrung nicht bestätigte. Unter den Indianern gehen viele Sagen über diese riesigen Thiere um. Sie nennen sie „Vater der Ochsen" und glauben, daß zugleich mit den Gewaltigen Menschen von entsprechender Größe gelebt hätten und daß beide durch Donnerkeile des großen Geistes zerstört worden wären. Die längst ausgerotteten Ureinwohner Virginiens erzählten, „daß der große Mann mit seinen Blitzen einst die ganze Herde jener furchtbaren Thiere erschlug, weil sie die Hirsche, die Bisons und anderes für die Menschen bestimmte Vieh vertilgten; der eine Bulle habe mehrere Donnerkeile mit seinem Kopfe aufgefangen und abgeschüttelt, bis er zuletzt in die Seite verwundet wurde und in den großen See floh, wo er in Ewigkeit leben werde". In der Neuzeit hat man in sehr verschiedenen Gegenden Amerikas ähnliche Knochen entdeckt, und somit über die vorzeitliche Verbreitung unserer Ordnung Gewißheit erhalten.

Die jetzt lebenden zwei oder drei Elefanten kennzeichnet der lange bewegliche Rüssel und die Stoßzähne, welche man als umgebildete Schneidezähne betrachtet. Der Rumpf ist kurz und dick, der Hals sehr kurz, der Kopf rund durch Höhlen in dem oberen Schädelknochen aufgetrieben. Die ziemlich hohen, säulenartigen Beine haben fünf bis auf die Hufe verbundene Zehen und bei einer Art an den Hinterfüßen deren vier.

Das wichtigste Glied des Elefanten ist der Rüssel. Er ist eine Verlängerung der Nase, ausgezeichnet durch seine Beweglichkeit, Empfindlichkeit und vor Allem durch den fingerartigen Fortsatz an seinem Ende. Er ist zugleich Geruchs-, Tast- und Greifwerkzeug. Ring- und Längsmuskeln, wie Cuvier angibt, etwa vierzigtausend einzelne Bündel, setzen ihn zusammen, und gerade wegen dieses Baues ist er einer ziemlich bedeutenden Zusammenziehung und Ausstreckung fähig. Dem Munde ersetzt er die Oberlippe, welche diesem fehlt. Der Rüssel ermöglicht dem Elefanten das Leben. Sein Leibesbau erlaubt dem Thiere nicht, den Kopf bis zur Erde herabzubringen; es könnte sich also nicht ernähren, weil es selbstverständlich bald alles in gerader Höhe mit seinem Haupte wachsende Laub abgeweidet haben würde, wenn nicht jenes sonderbare Werkzeug ihm zur Lippe, zum Finger, zur Hand und zum Arm zugleich würde. Der Rüssel heftet sich an der platten Gesichtsfläche des Schädels, auf den Stirnbeinen, dem Oberkiefer, dem Nasenbein und dem Zwischenkiefer an. Oben ist er gerundet, unten verflacht. Von seiner Wurzel zur Spitze verdünnt er sich allmählich.

Alle übrigen Glieder und selbst die Sinneswerkzeuge des Elefanten sind weniger beachtenswerth. Die Augen sind klein und von blödem, aber gutmüthigem Ausdruck; die Ohren dagegen sehr groß, Lederlappen gleichend. — Die kleinen, rundlichen Hufe liegen in einer Reihe neben einander. Die Zehen sind so von der allgemeinen Körperhaut umschlossen, daß Bewegung unter sich unmöglich ist. Jede einzelne wird von einem starken, breiten und platten nagelartigen und vollkommenen Hufe bedeckt, welcher eben nur die Zehenspitze umhüllt. Die Sohlen sind flach und hornartig. Nicht selten kommt es vor, daß einer der Hufe fehlt. Er wird abgestoßen und durch das schnelle Nachwachsen der

übrigen vollends verdrängt. Der Schwanz ist mittellang, ziemlich gerundet. Er reicht bis an das Beugegelenk und endet in einem Büschel von sehr dichten, groben, drahtähnlichen Borsten.

Sehr merkwürdig ist das Gebiß. Der Elefant trägt im Oberkiefer zwei außerordentlich entwickelte Stoßzähne, aber weder Schneidezähne, noch Eckzähne, sondern blos noch einen einzigen, gewaltigen Backzahn in jedem Kiefer. Dieser Zahn besteht aus einer ziemlichen Anzahl einzelner Schmelzplatten, welche mit einander verbunden sind. Wenn er sich durch das Kauen soweit abgenutzt hat, daß er nicht vollständig mehr seine Dienste thut, bildet sich hinter ihm ein neuer Zahn, welcher weiter und weiter nach vorn rückt und noch vor dem Ausfallen des letzten Stummels in Thätigkeit tritt. Man hat beobachtet, daß dieser Zahnwechsel sechs Mal vor sich geht und kann deshalb von vierundzwanzig Backzähnen sprechen, welche der Elefant während seines Lebens besitzt. Die Stoßzähne haben ein ununterbrochenes Wachsthum und können deshalb eine ungeheure Länge und ein Gewicht von 150 bis 180 Pfund erreichen.

Der afrikanische Elefant (Elephas africanus) ist der größte unter allen und durch seinen flachen Kopf mit schief abfallender Stirn und durch seine auffallend großen, unbeweglichen Ohren ausgezeichnet. Der indische Elefant (Elephas indicus) hat einen höheren Kopf mit senkrecht abfallender Stirn und kleinen, beweglichen Ohren, auch kleinere Stoßzähne. Die Backzähne sind verschieden. Bei der indischen Art verlaufen die Schmelzleisten der Quere, bei der afrikanischen dagegen rautenförmig. Verschiedene Spielarten, welche von den elefantenkundigen Indiern als stehende Rassen angesehen werden, kommen vor. Die Haut beider Elefanten ist bald lichter, bald dunkler, gewöhnlich braungrau oder schiefergrau, fast erdfarben, hier und da fleischfarben gefleckt. Die Borsten sind mehr schwärzlich, die Haut schwach röthlich. Der Augenstern ist braun, die Zähne sind lichtgelblichweiß.

Die Größe der Elefanten ist gewöhnlich sehr überschätzt worden. Es läßt sich Dies leicht erklären; der vergleichende Maßstab fehlt, und die Reisenden urtheilen meist ohne scharfe Beobachtung. Corse und Tennent, welche am ausführlichsten und genauesten über den indischen Elefanten berichtet haben, geben übereinstimmend an, daß Elefanten von mehr als zehn Fuß Höhe am Widerrist zu den größten Seltenheiten gehören. Wenn nun auch der afrikanische etwas größer sein mag, als der indische, so wird der Unterschied doch nicht soviel betragen, als man geglaubt hat, und soviel dürfte mit Sicherheit anzunehmen sein, daß Elefanten von sechszehn Fuß Höhe auch in Afrika nicht vorkommen. Die Leibeslänge ohne den Rüssel schwankt zwischen 10 und 15 Fuß; hiervon kommen auf den Schwanz beinahe 4 Fuß. Der Rüssel wird 6 bis 8 Fuß lang. Das Gewicht eines erwachsenen Elefanten schätzt man zu 4 bis 5 Tonnen oder nach anderen Angaben zu 9 bis 10,000 Pfund. Nach Darwin's Bericht aber wog ein Elefant, welcher getödtet werden mußte und dann stückweis auf die Wage gebracht wurde, 12,100 Pfund. Die Haut allein wiegt über 2000 Pfund. Die Stoßzähne des afrikanischen Elefanten können zusammen ein Gewicht von mehr als drei Centnern erreichen. Neugeborene Elefanten, welche gemessen wurden, waren 35 Zoll hoch, wuchsen im ersten Jahre 11 Zoll, im zweiten 8 Zoll, im dritten 6 Zoll, im vierten 5 Zoll, im fünften 5 Zoll, im sechsten 3½ Zoll, im siebenten 2½ Zoll, und waren dann also 6 Fuß 4 Zoll hoch.

Gegenwärtig ist der afrikanische Elefant über ganz Mittelafrika verbreitet. Er reicht vom indischen bis zum atlantischen Weltmeer und vom sechszehnten Grad nördlicher Breite etwa bis zum fünfundzwanzigsten der Südbreite. Vormals kam er auch im Kapland vor; dort ist er jedoch bereits vertilgt worden. In den von mir durchreisten Ländern tritt er unter dem sechszehnten Grad nördlicher Breite auf, ist aber am blauen und weißen Flusse auch schon bedeutend zurückgedrängt worden.

Der indische Elefant bewohnt Indien, zumal Cochinchina, Siam, Pegu, Hindostan, sowie die Insel Ceylon. Ob er auf Borneo und Celebes vorkommt, ist noch fraglich. Der in Sumatra lebende Elefant ist in der Neuzeit von Temminck und Schlegel als besondere Art (Elephas sumatranus) aufgestellt worden.



Afrikanischer Elefant.

Beide Elefantenarten, die afrikanische sowohl als die indische, waren den alten Völkern wohlbekannt. Bereits die alten Aethiopier trieben einen lebhaften Handel mit dem Elfenbein, dessen Namen später zu dem des Elefanten wurde. Erst Herodot meint unter dem Namen „Elephas“ wirklich das Thier. Ktesias, der Leibarzt von Artaxerxes von Nemon, war der erste Grieche, welcher einen Elefanten nach eigener Anschauung beschrieb. Er sah einen lebenden in Babylon, wohin er wahrscheinlich aus Indien gekommen war. Er war es auch, welcher zuerst das Märchen verbreitete, daß der Elefant keine Gelenke in den Beinen habe, weder sich legen noch aufstehen könne und deshalb stehend schlafen müsse. Darius ist geschichtlich der Erste, welcher die Elefanten in der Schlacht verwendete. Er gebrauchte sie gegen Alexander den Großen. Von den durch Alexander erbeuteten Elefanten bekam Aristoteles einige zu Gesicht und konnte nunmehr das Thier ziemlich genau beschreiben. Von dieser Zeit an kommen die Elefanten oft in der Geschichte vor. Fast 300 Jahre nach einander werden sie in den endlosen Kriegen gebraucht, welche die verschiedenen Völker um die Weltherrschaft führen, bis die Römer endlich siegreich aus den Kämpfen hervorgehen. Sogar nach Europa werden sie übergeführt und in italienischen Feldzügen gebraucht. Neben den indischen Elefanten aber wurden auch afrikanische gebraucht und namentlich die Karthager verstanden es, diese Thiere, welche die Neuzeit für unzähmbar erklären wollte, zum Krieg abzurichten und ganz in derselben Weise zu verwenden, wie die indischen. Die afrikanischen Elefanten leisteten den Karthagern vortreffliche Dienste. Sie waren gegen die Menschen außerordentlich tapfer, nur nicht gegen andere Elefanten.

Die Römer brauchten ihre Elefanten hauptsächlich zu den Kampfspielen und schon ihnen haben wir die Schuld zuzuschreiben, daß die Thiere im Norden des Atlas ausgerottet wurden. Wie weit die afrikanischen Elefanten abgerichtet wurden, mag daraus hervorgehen, daß die römischen Schauspieler sie gelehrt hatten, Buchstaben mit einem Griffel zu zeichnen, auf einem schräg gespannten Seile auf- und abzugehen, zu Viert auf einer Senfte einen Fünften zu tragen, welcher den Kranken vorstellte, nach dem Takt zu tanzen, von einer prächtig besetzten Tafel aus Gold- und Silbergeschirr mit aller Beobachtung der feinen Sitte und des Anstandes zu speisen rc.

Soviel Gelegenheit nun auch die Alten hatten, Elefanten im Leben zu beobachten, so wenig zuverlässig sind die Beschreibungen, welche auf uns gekommen sind. Sonderbarerweise haben sich manche Märchen und Fabeln hartnäckig erhalten, und eigentlich kennen wir erst seit der allerneuesten Zeit die Elefanten wirklich. Unter allen Beobachtern, welche über diese merkwürdigen und edlen Geschöpfe geschrieben haben, müssen wir die beiden genannten Forscher als die zuverlässigsten bezeichnen, und deshalb werde ich ihre Arbeiten meiner Beschreibung hauptsächlich zu Grunde legen. Da der indische Elefant ohnehin weit bekannter ist, als der afrikanische, fasse ich diesen vorzugsweise ins Auge, ohne dabei den afrikanischen zu vergessen, oder auch nur zu beeinträchtigen.

In den angegebenen Ländern findet man die Elefanten in jeder größeren Waldung. Je reicher eine solche an Wasser ist und jemehr sie dadurch zum eigentlichen Urwalde wird, umsomehr Elefanten enthält sie. Allein man würde sich irren, wenn man glauben wollte, daß nur derartige Wälder der Aufenthaltsort unserer Thiere seien. Es ist behauptet worden, daß der Riese unter den Säugethieren die Kühle und die Höhe scheue. Gewissenhafte Beobachtungen haben Dies jedoch widerlegt. Auf Ceylon sind gerade die hügeligen und bergigen Gegenden die Lieblingsplätze der Elefanten.

„In Uvah,“ sagt Tennent, „wo die Hochebenen oft mit Reif überzogen sind, finden sich die Elefanten noch in Höhen von mehr als 8000 Fuß über dem Meere in Herden, während der Jäger in den Dschungeln der Tiefe vergeblich nach ihnen suchen wird. Keine Höhe scheint ihnen zu luftig oder zu frostig, vorausgesetzt nur, daß sie Wasser im Ueberflusse enthalte. Der gewöhnlichen Meinung entgegen meidet der Elefant das Sonnenlicht so viel als möglich und bringt deshalb den Tag in den dichtesten Gegenden des Waldes zu, während er gerade die kühle, dunkele Nacht zu seinen Ausflügen erwählt. Er ist, wie alle Dickhäuter, mehr Nacht- als Tagethier und wenn er auch bei Tag ab und zu weidet, ist doch die stille, ruhige Nacht die eigentliche Zeit, in welcher er sich seines Lebens

ſkent. Wenn der Wanderer zufällig oder der Jäger auf ſeinem vorſichtigen Schleichgange bei Tage an die Herde herankommt, findet er ſie in der größten Ruhe und Gemüthlichkeit bei einander ſtehen. Ihre ganze Erſcheinung iſt geeignet, alle die Erzählungen von ihrer Boshaftigkeit, Wildheit und Rachſucht zu widerlegen. Im Schatten des Waldes hat ſich die Herde in den verſchiedenartigſten Stellungen gelagert oder aufgeſtellt. Einige brechen mit dem Rüſſel Blätter und Zweige von den Bäumen, andere fächeln ſich mit Blattfächern, die ſie abbrechen, und einige liegen und ſchlafen, während die jungen, ſpielluſtigen unter der Herde umherlaufen, das anmuthigſte Bild von Unſchuld, wie die Alten das der Friedfertigkeit und des Ernſtes gebend. Dabei bemerkt man, daß jeder Elefant, wie es die zahmen auch thun, in einer ſonderbaren Bewegung ſich befindet. Einige bewegen ihr Haupt eintönig in einem Kreiſe herum oder in Bogen von der rechten zur linken Hand, andere ſchwingen einen ihrer Füße vor- und rückwärts, andere ſchlagen ihre Ohren an das Haupt oder bewegen ſie hin und her, andere erheben oder ſenken in gleichen Zeiträumen ihre Vorderfüße auf und nieder. Mehrere Reiſebeſchreiber haben geglaubt, daß dieſe ſonderbaren Bewegungen, welche man alle auch an den Gefangenen beobachten kann, nur eine Folge von der langen Seereiſe wäre. Sie haben aber niemals Elefanten in der Wildniß geſehen. Sobald eine Herde von Menſchen überraſcht wird oder ſie auch nur wittert, entflieht die ganze Geſellſchaft furchtſam in die Tiefe des Waldes, gewöhnlich auf einen der von ihr gebahnten Pfade.“

Für Afrika gilt hinſichtlich des Aufenthaltes Daſſelbe. In den Bogosländern habe ich die Loſung der Elefanten noch in Höhen von 5000 bis 6000 Fuß gefunden und von den Eingeborenen erfahren, daß in den benachbarten Hamaſeen die Elefanten regelmäßig auf den höchſten Bergen, alſo bis zu 8000 bis 10,000 Fuß über dem Meere vorkommen. Von der Decken fand bei ſeiner Beſteigung des Kilimandſcharo noch in einer Höhe von faſt 9000 Fuß über dem Meere Spuren unſerer Dickhäuter.

Elefantenwege bemerkt man in allen dichteren Wäldern, wo die Thiere ſich aufhalten. Sie laufen gewöhnlich von der Höhe zum Waſſer herab und nur ſelten findet man Pfade, welche die übrigen durchkreuzen. In allen größeren Urwaldungen zu beiden Seiten des oberen blauen Nil kann man, wie ſchon einmal bemerkt, nur auf dieſen Wegen in den Urwald eindringen, und dort ſind die Elefanten geradezu als Straßenbauer anzuſehen. Das leitende Mitglied einer Herde geht ruhig durch den Wald, unbekümmert um das Unterholz, welches er unter ſeinen breiten Füßen zuſammentritt, unbekümmert auch um die Aeſte, welche von ſtärkeren Bäumen herabhängen, denn dieſe werden einfach mit dem Rüſſel abgebrochen und bis auf die ſtärkeren Theile verſpeiſt. Auf freien, ſandigen oder auch ſtaubigen Flächen des Waldes ſcheint die Elefantenherde gewöhnlich Raſt zu halten und ein Staubbad zu nehmen, wie die Hühner es thun. Ich beobachtete an ſolchen Orten tiefe, der Größe des Elefanten entſprechende Keſſel, welche wahrſcheinlich mit Hilfe der Stoßzähne ausgewühlt worden waren und deutlich zeigten, daß die gewaltigen Thiere hier ſich gepaddelt hatten. Alle Elefantenwege ſind von denen anderer Thiere leicht zu unterſcheiden an der Loſung der Elefanten ſelbſt, welche ich, weil ſie es verdient, weiter unten beſchreiben werde. In bergigen Gegenden werden die Wege mit einer Klugheit angelegt, welche ſelbſt menſchliche Straßenbauer in Erſtaunen ſetzen. Tennent erfuhr von engliſchen Baumeiſtern, daß die Elefanten, wenn ſie Gebirge überſchreiten, ſtets die am günſtigſten gelegenen Sättel auszuwählen und alle Regeln zur Ueberwindung bedeutender Steilungen aufs geſchickteſte zu benutzen verſtehen. Es iſt eine bemerkenswerthe Thatſache, daß ſolche Wege ſelbſt über Gebirge verlaufen, in denen gewöhnliche Pferde unbeſiegbare Hinderniſſe finden würden. Genau das Gleiche gilt für die Bogosländer. Hier haben ſich die Elefanten immer die günſtigſten Päſſe des Gebirges, welche weit und breit zu finden ſind, zu ihren Wegen ausgeſucht und dieſe mit wunderbarer Klugheit benutzt. Im Menſagebirg durchkreuzen die Elefantenwege nur da das Hauptthal, wo von beiden Seiten her Querthäler einmünden. Sie ſteigen in den Querthälern ſo hoch als möglich aufwärts und dann im Zickzack vollends bis zum Kamm empor; von hier aus führt der Weg in umgekehrter Weiſe nach unten.

Die Plumpheit unserer Thiere ist überhaupt nur eine scheinbare. Der Elefant ist in Allem sehr geschickt. Für gewöhnlich geht er einen ruhigen, gleichmäßigen Paß, wie das Kamel und die Girafe; dieser ruhige Gang aber kann so beschleunigt werden, daß ein Reiter Mühe hat, dem trabenden Elefanten nachzukommen. Andererseits versteht dieser es, so leise durch den Wald zu schleichen, daß man ihn kaum noch gehen hört. „Anfangs," sagt Tennent, „stürzt eine wilde Herde mit lautem Geräusch durch das Unterholz; bald aber sinkt der Lärm zur vollständigsten Geräuschlosigkeit herab, so daß ein Neuling glauben muß, die flüchtenden Elefanten hätten nur einige Schritte gethan und sich dann ruhig wieder aufgestellt." — Beim Ueberschreiten sehr bedeutender Steilungen wird der Elefant geradezu zum kletternden Thier. An dem Gefangenen unseres Thiergartens habe ich mit wahrem Vergnügen gesehen, wie geschickt er es anfängt, schroffe Gehänge zu überwinden. Er biegt beim Ersteigen steiler Berglehnen sehr klug seine Vorderläufe in den Handgelenken ein, erniedrigt also den Vorderleib und bringt den Schwerpunkt nach vorn: dann rutscht er auf den eingeknickten Beinen vorwärts, während er hinten mit gerade ausgestreckten Beinen geht. Bergauf also geht die Wanderung noch ganz leidlich; bergab dagegen hat das schwere Thier selbstverständlich wegen seines ungeheuern Gewichtes noch größere Schwierigkeiten zu überwinden. Wollte der Elefant in seiner gewöhnlichen Weise fortgehen, so würde er unbedingt das Gleichgewicht verlieren, sich nach vorn überschlagen und solchen Sturz vielleicht mit seinem Leben bezahlen. Das kluge Geschöpf thut Dies jedoch nicht. Es kniet am Rande des Abhangs nieder, so daß seine Brust auf den Boden zu liegen kommt und schiebt nun seine Vorderbeine höchst bedächtig vor sich her, bis sie irgendwo wieder Halt gewonnen haben. Hierauf zieht es die Hinterbeine nach und so gelangt es gleitend und rutschend nach und nach in die Tiefe herab.

Zuweilen kommt es übrigens doch vor, daß der Elefant auf seinen nächtlichen Wanderungen einen schweren Fall thut. Im oberen Mensathale sah ich hiervon unverkennbare Spuren. Eine starke Herde war beim Uebergang des Hauptthales längs einer Bergwand hingegangen und dabei auf einen schmalen Weg gerathen, welchen das Regenwasser hier und da unterwaschen hatte. Ein theilweise überragender Stein war von einem Elefanten betreten und dadurch zur Tiefe herabgestürzt worden, hatte aber auch zugleich den Elefanten aus dem Gleichgewicht gebracht und nach sich gezogen. Der Dickhäuter mußte einen gewaltigen Purzelbaum geschossen haben; denn Gras und Büsche waren auf mindestens funfzig Fuß nach unten niedergebrochen und theilweise ausgerissen, in einer Breite, welche der Länge eines Elefanten etwa entsprach. Ein stärkeres und dichteres Gebüsch hatte den Rollenden endlich aufgehalten; von dort aus führte die Fährte wieder zum Hauptwege empor. Einige Kreuzschmerzen mochte das gute Thier wohl davon getragen haben; zu ernstlichem Schaden aber war es doch nicht gekommen.

Der alte Glaube, daß der Elefant sich nicht niederlegen könne, wird von jedem, den wir in Thierschaubuden sehen, aufs gründlichste widerlegt. Allerdings schläft der Elefant nicht immer im Liegen, sondern oft auch im Stehen: wenn er es sich aber bequem machen will, läßt er sich mit derselben Leichtigkeit, mit welcher er sich anderweitig bewegt, nieder oder erhebt sich vom Lager. Nicht minder vortrefflich versteht der ungeschlachte Gesell das Schwimmen. Er wirft sich mit wahrer Wollust in das Wasser und versenkt sich nach Belieben in die Tiefe desselben. Falls es ihm gefällt, schwimmt er in gerader Richtung über die breitesten Ströme hinweg, und manchmal lagert er sich förmlich unter Wasser, wobei er dann einzig und allein die Spitze seines Rüssels über die Oberfläche emporstreckt.

Die wunderbarsten Bewegungen, deren der Elefant überhaupt fähig ist, führt er mit seinem Rüssel aus. Dieses herrliche Werkzeug ist ebenso ausgezeichnet wegen seiner gewaltigen Kraft, als wegen der Manchfaltigkeit der Biegungen und Drehungen, deren es fähig ist, oder der Geschicklichkeit, mit welcher es Etwas ergreifen kann. Mit dem fingerartigen Fortsatz am Ende erfaßt der Elefant die kleinsten Dinge, leichte Silbermünzen oder Papierschnitzel zum Beispiel, und mit demselben Rüssel bricht er ziemlich starke Bäume um. Man kann eben nur sagen, daß der Rüssel zu jeder Arbeit und

in jeder Richtung gebraucht werden kann; denn es würde geradezu unmöglich sein, Alles zu beschreiben, was das Thier mit seiner langen Nase auszuführen im Stande ist.

Nächst dem Rüssel benutzt der Elefant auch die Zähne zu mancherlei Arbeiten. Er hebt mit ihnen Lasten auf, wälzt Steine um, wühlt Löcher und gebraucht sie endlich wohl auch als Waffen zur Abwehr oder zum Angriff; schont sie übrigens so viel als möglich; denn in ihnen liegt seine eigentliche Stärke nicht! Mercer sandte an Tennent die Spitze eines Elefantenzahns von 5 Zoll im Durchmesser und 20 bis 25 Pfund Gewicht, welche dem Thier im Kampfe von einem anderen Elefanten und zwar mit dem Rüssel abgeschlagen worden war. Eingeborene hatten ein eigenthümliches Geräusch gehört, waren dem Schall nachgegangen und an zwei kämpfende Elefanten gekommen, einen Zahntragenden und ein Weibchen ohne Zahn, welches dem so Schwerbewaffneten mit einem einzigen Schlage den halben Zahn abbrach.

Alle höheren Fähigkeiten des Elefanten stehen im Einklang mit den bereits erwähnten Begabungen. Er zeichnet sich durch Sinnenschärfe aus. Das Gesicht ist nicht besonders entwickelt; wenigstens sind alle Jäger der Meinung, daß das Gesichtsfeld des Thieres ein sehr beschränktes ist. Um so besser aber sind Geruch und Gehör. Geschmack und Gefühl sind, wie man an Gefangenen sich leicht überzeugen kann, verhältnißmäßig fein. Von dem scharfen Gehör des Elefanten wissen alle Jäger zu berichten. Der geringste Laut ist hinreichend, um einen Elefanten aufmerksam zu machen; das Brechen eines kleinen Zweiges genügt, um seine ruhige Behäbigkeit zu unterbrechen. Der Geruch ist fast ebenso scharf, wie bei den Wiederkäuern: jeder geübte Jäger vermeidet es sorgfältig, sich weidenden Elefanten mit dem Winde zu nähern. Im Rüssel hat auch der Tastsinn seinen bevorzugten Sitz und zumal der fingerförmige Fortsatz an der Spitze desselben wetteifert an Feinheit der Empfindung mit dem geübten Finger eines Blinden.

Die geistigen Fähigkeiten des Elefanten werden von Allen, welche mit den Thieren zu thun haben, in ihrem vollen Werthe anerkannt. Scharfer, überlegender Verstand läßt sich gar nicht verkennen, und im Umgang mit dem Menschen entwickelt sich dieser Verstand zuletzt zu einer wahrhaft bewunderungswürdigen Höhe. Der Elefant steht den klügsten Säugethieren, dem Hunde und dem Pferde, ziemlich gleich. Er überlegt, bevor er handelt; er verbessert und vervollkommnet sich mehr und mehr; er ist für Lehre empfänglicher, als jedes andere Thier und erwirbt sich mit der Zeit einen wahren Schatz von Kenntnissen. Ein wilder und ein zahmer Elefant sind gar nicht mehr zu vergleichen: beim ersten beherrscht die angeborne Scheu und Vorsicht die herrlichen Verstandesgaben, beim letzteren ist der Verstand zur vollsten Entwickelung gelangt. Für diese Behauptung ließen sich aus den vielen Geschichten, welche von Elefanten erzählt wurden, leicht die nöthigen Beweise finden. Zwei Belege mögen genügen. Ein Kaffeepflanzer, Raxava, erzählte Tennent, daß er mehr als ein Mal beobachtet habe, wie die wilden Elefanten bei Gewitter plötzlich die Wälder verließen und sich fern von allen Bäumen auf freie Wiesenflächen lagerten, solange die Blitze leuchteten und der Donner noch rollte! Diese einzige Angabe spricht für den Verstand unserer Thiere besser, als die ausführlichste Geschichte: sie zeigt uns den Elefanten wie er ist, wenn er einzig und allein auf sich selbst angewiesen ist. In der Gefangenschaft, im Umgange mit dem Menschen tritt die hohe Begabung des Thieres aber noch schärfer hervor. „Eines Abends,“ sagt Tennent, „ritt ich in der Nähe von Kandy durch den Wald. Plötzlich stutzte mein Pferd über ein Geräusch, welches aus dem ziemlich dichten Wald herübertönte und in einer Wiederholung von dumpfen wie Urmf, Urmf klingenden Lauten bestand. Dieses Geräusch erklärte sich beim Näherkommen. Es rührte von einem zahmen Elefanten her, welcher eben mit harter Arbeit beschäftigt und ganz auf sich selbst angewiesen, d. h. ohne Führer war. Er bemühte sich nach Kräften, einen schweren Balken, welchen er über seine Zähne gelegt hatte und wegen des engen Weges nicht gut fortbringen konnte, wegzutragen. Die Enge des Pfades zwang ihn, sein Haupt beständig bald nach dieser, bald nach jener Seite zu kehren, sonst hätte er gar nicht durchkommen können. Diese Anstrengung eben erpreßte ihm die beschriebenen mißwilligen Töne. Als das kluge Thier uns erblickte, erhob es sein Haupt, besah uns einen Augenblick, warf plötzlich

den Balken weg und drückte sich rückwärts gegen das Unterholz, um uns den Weg frei zu machen. Mein Pferd zögerte. Der Elefant bemerkte Dies, drückte sich noch tiefer in das Dickicht und wiederholte sein „Urmf", aber entschieden in viel milderem Tone, offenbar in der Absicht, uns zu ermuthigen. Noch zitterte mein Pferd. Ich war viel zu neugierig auf das Beginnen der beiden klugen Geschöpfe, als daß ich mich eingemengt hätte. Der Elefant wich weiter und weiter zurück und wartete ungeduldig auf unseren Vorüberzug. Endlich betrat mein Pferd den Weg, zitternd vor Furcht. Wir kamen vorüber, und augenblicklich trat der Elefant aus dem Dickicht hervor, erhob seine Last von neuem und setzte seinen mühseligen Weg fort, wie vorher."

Der wildlebende Elefant zeigt übrigens mehr Einfalt als Klugheit. Seine Geistesfähigkeiten erheben sich nicht einmal zur List. Die reiche Natur, welche ihn umgibt und ernährt, überhebt ihn der Nothwendigkeit, seinen Verstand anzustrengen. Er lebt deshalb ein ruhiges und harmloses Leben. Dem Beobachter will es zuerst scheinen, als wäre er das stumpfsinnigste aller Geschöpfe. Sobald aber Angst oder Besorgniß über ihn kommt und zum Handeln zwingt, unterschätzt Niemand mehr seine Geistesgaben.

Es ist ganz falsch, wenn von dem Elefanten behauptet wird, daß er ein furchtbares Thier sei. Sein Wesen ist mild und ruhig. Er lebt eigentlich mit jedem Geschöpf in Freundschaft und Frieden. Ungereizt greift er niemals an, ja, im Gegentheil, er weicht allen Thieren, selbst kleinen, ängstlich aus. „Der ärgste Feind des Elefanten," sagt Tennent, „ist — die Fliege." — „Eine Maus," behauptet Cuvier, „entsetzt den zahmen Elefanten, daß er zittert." Alle die so schön ausgedachten Erzählungen von Kämpfen zwischen Elefant und Nashorn oder Elefant, Löwe und Tiger müssen unerbittlich in das Reich der Fabel geworfen werden. Jedes Raubthier hütet sich, den Elefanten anzugreifen, und dieser gibt keinem Geschöpf Veranlassung zum Zorn oder zur Rachsucht. Einzelne Thiere, namentlich einzelne Vögel, leben sogar in besonderer Freundschaft mit ihm. Es sind dies in Südafrika die Madenhacker (Buphaga africana), im nördlichen die kleinen Kuhreiher (Ardeola Bubulcus), und in Indien ähnliche gutmüthige Vögel, welche das große Säugethier beständig von Ungeziefer rein halten, freilich nur aus Selbstsucht, weil sie in ihren Freunden eben nur Broderzeuger sehen.

Der Kuhreiher gehört wesentlich zum Bilde des afrikanischen Elefanten. Man kann sich auch schwerlich einen hübscheren Anblick denken, als einen der gewaltigen, dunklen Riesen im ruhigen Dahinschreiten, auf welchem ein ganzes Dutzend der anmuthigen, blendend weißen Vögel sitzt oder herum wandelt, der eine ruhend, und der andere sich putzend, der dritte alle Falten der Haut untersuchend und hier und dort jagend, ein Kerbthier oder einen Egel, den sich der Elefant bei seinem nächtlichen Bade geholt, pickend aufnehmend.

Jede Elefantenherde ist eine große Familie und umgekehrt, jede Familie bildet ihre eigene Herde. Die Zahl solcher Gesellschaft kann sehr verschieden sein; denn die Herde kann von zehn, funfzehn, zwanzig Stück anwachsen bis auf Hunderte. Anderson sah am Ngamisee eine Herde, welche 50, Barth am Dschad eine solche von 96, Wahlberg im Kafferland eine andere von 200 Stück. Manche Reisende sprechen von vier= und fünfhundert Elefanten, welche sie zusammen gesehen haben wollen, übertreiben aber höchst wahrscheinlich. In den von mir durchreisten Ländern zählen die Herden gewöhnlich nur 30 bis 50 Stück.

Die Familie bildet einen geschlossenen Verband unter sich. Kein anderer Elefant findet Zutritt und derjenige, welcher so unglücklich war, durch irgend welchen Zufall von einer Herde wegzukommen, vielleicht übrig zu bleiben oder aus der Gefangenschaft zu entfliehen, ist gezwungen, ein Einsiedlerleben zu führen. Er mag weiden in der Nähe der Herde, dieselben Trink= und Badeplätze besuchen; er mag der Familie nachziehen, wohin sie auch will: immer muß er in einer gewissen Entfernung sich halten; niemals wird er in den eigentlichen Familienkreis aufgenommen. Wagt er sich einzudrängen, so gibt es Schläge und Stöße von allen Seiten; selbst das harmloseste Elefantenweib schlägt mit seinem Rüssel auf ihn los. Solche Elefanten werden von den Indiern Gundahs, oder,

falls sie sich bösartig zeigen, Rogues genannt. Sie sind vorzugsweise gefürchtet. Während die Herde ruhig und still ihres Weges geht, dem Menschen immer ausweicht und nur im äußersten Nothfall sich an ihm vergreift; während sie sogar sein Besitzthum achtet, kennen die Rogues derartige Rücksichten nicht: das einsame, unnatürliche Leben hat sie erbittert und wüthend gemacht. Auf sie werden in Indien besondere Jagden angestellt, und Niemand hat mit einem Rogues Mitleiden; man mag ihn nicht einmal in der Gefangenschaft haben. Die Indier, welche wir unbedingt als die größten Elefantenkenner betrachten müssen, versichern, daß jede Familie sich durch ihre Aehnlichkeit auszeichnet, und die Engländer bestätigen, daß manche Indier Familienangehörige einer Herde mit aller Sicherheit erkennen, die Familie mag zerstreut sein, wie sie will. „In einer Herde von einundzwanzig Elefanten,“ sagt Tennent, „welche 1844 gefangen wurden, zeigten die Rüssel von allen dieselbe eigenthümliche Gestaltung. Sie waren lang und von derselben Dicke, anstatt sich nach der Spitze hin zu verdünnen. In einer anderen Herde von fünfunddreißig Stück zeigten alle dieselbe Stellung der Augen, dieselbe Wölbung des Rückens, dieselbe Bildung des Vorderkopfes.“ Die Indier wissen, daß die Zahl einer Herde sich immer, abgesehen von der natürlichen Vermehrung, gleich bleibt, wenn nicht besondere Unglücksfälle sie heimsuchen, und Jäger, welche den edlen Thieren nachstellten, haben durch Jahre hindurch immer nur so viele von der Herde gefunden, als ihren tödtlichen Geschossen entronnen waren. In allen Herden überwiegen die Weibchen entschieden; in manchen gibt es gar keine männlichen Elefanten, wahrscheinlich, weil sie der größeren Zähne wegen den Nachstellungen bereits zum Opfer gefallen waren. Durchschnittlich kann man annehmen, daß auf einen männlichen sechs bis acht weibliche Elefanten kommen.

Der klügste Elefant pflegt der Herde vorzustehen. Er kann männlichen oder weiblichen Geschlechts sein, je nach den Umständen. Sein Amt ist, die Herde zu führen, auf alle Gefahren zu achten, die Gegend zu untersuchen, kurz für die Sicherheit derselben beständig Sorge zu tragen. Alle wilden Elefanten sind, wie bemerkt, im höchsten Grade scheu und vorsichtig; der Leitelefant aber zeigt diese Eigenschaften gleichsam verzehnfacht. Sein Amt ist ein sehr mühevolles: er ist so zu sagen ununterbrochen in Thätigkeit. Aber dafür lohnt ihn auch der unbedingteste Gehorsam seiner Untergebenen. Widerspruch gegen seine Anordnungen kommt niemals vor; er geht voran, und alle übrigen folgen ihm rücksichtslos nach und sei es in das Verderben. „In der Höhe der dürren Jahreszeit“, erzählt Major Skinner, „trocknen bekanntlich alle Ströme aus und die Teiche und Lachen ebenso. Die indischen Thiere leiden dann große Noth, des Wassers wegen, und sammeln sich massenhaft um diejenigen Teiche und Tümpel, welche das ihnen so nothwendige Element am längsten behalten. In der Nähe eines solchen Teiches hatte ich einmal Gelegenheit, die erstaunliche Vorsicht der Elefanten zu beobachten. An der einen Seite des Pfuhles und hart an seinem Ufer begann ein dichter Urwald, auf der anderen umgab ihn offenes Land. Es war eine jener prachtvollen, klaren Mondlichtnächte, die fast ebenso hell sind, als unser nordischer Tag, in welcher ich beschloß, die Elefanten zu beobachten. Die Oertlichkeit war meinem Zweck günstig. Ein gewaltiger Baum, dessen Zweige über den Teich weg hingen, bot mir ein sicheres Unterkommen in seiner Höhe. Ich begab mich bei Zeiten an meinen Platz und achtete mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf Alles, was vorging. Die Elefanten waren keine fünfhundert Schritte von mir entfernt; aber doch mußte ich zwei volle Stunden warten, bevor ich einen von ihnen zu sehen bekam. Endlich schlüpfte, etwa dreihundert Schritt vom Teiche entfernt, ein großer Elefant aus dem dunkelen Wald, ging mit höchster Vorsicht beiläufig zweihundert Schritte vor und stand dann still, um zu lauschen. Er war so ruhig gekommen, daß nicht das leiseste Geräusch gehört werden konnte, und er blieb mehrere Minuten stehen, bewegungslos, wie ein Felsblock. Dann erst rückte er in drei Absätzen weiter und weiter vor, zwischen jedem Vorrücken mehrere Minuten lang anhaltend und die mächtigen Ohren nach vorwärts öffnend, um auch das leiseste Geräusch aufzufangen. So bewegte er sich langsam bis an das Wasserbecken. Er dachte nicht daran, seinen Durst zu löschen, obgleich er dem Wasser so nahe stand, daß seine gewaltige Gestalt sich in ihm wieder spiegelte. Minutenlang verweilte er lauschend, ohne ein Glied zu rühren.

Dann drehte er sich vorsichtig und leise um, und ging nach derselben Stelle des Waldes zurück, von woher er gekommen war. Nach einer kleinen Weile erschien er wieder mit fünf anderen, mit denen er wiederum ebenso vorsichtig, aber weniger lautlos als früher auf das Wasser losging. Die fünf wurden von ihm als Wächter aufgestellt. Er kehrte in den Wald zurück und erschien nochmals, umgeben von der ganzen Herde, von etwa achtzig bis hundert Stück, und diese führte er über die Blöße mit solcher Stille, daß ich, trotz der Nähe, die Thiere sich nur bewegen sah, nicht aber sie sich auch bewegen hörte. In der Mitte der Blöße blieb die Herde stehen. Er ging von neuem vor, verkehrte mit den Wächtern, untersuchte Alles, überzeugte sich von vollständiger Sicherheit, kehrte zurück und gab nun Befehl zum Vorrücken. In demselben Augenblick stürzte die Herde gegen das Wasser los und warf sich ohne jede Scheu und ohne noch an Gefahr zu denken, mit aller Wollust in die Fluthen. Von ihrer Schüchternheit und Furchtsamkeit war keine Spur mehr zu bemerken. Alle vertrauten ihrem Führer so vollkommen, daß sie sich um gar Nichts mehr zu kümmern schienen."

„Nachdem die armen, durstigen Thiere den Teich eingenommen hatten und auch, als Letzter, der Leitelefant, eingetreten war, überließen sie sich gleichsam frohlockend der Wonne, ihren Durst zu stillen, sowie der Wohlthat des Bades. Niemals hatte ich eine solche Menge von thierischem Leben in einem so engen Raume gesehen. Es wollte mir erscheinen, als tränken die Elefanten den ganzen Teich trocken. Ich beobachtete sie mit der größten Theilnahme, bis sie sich mit Trinken und Baden Genüge gethan hatten. Dann versuchte ich, welche Wirkung ein unbedeutendes Geräusch auf sie ausüben würde. Nur einen kleinen Zweig brauchte ich zu brechen und die ganze feste Masse kam augenblicklich in Aufruhr und floh dahin, wie eine Herde aufgescheuchten Wildes in toller Hast und Eile."

Mit ähnlicher Vorsicht gehen die Elefanten auf ihre Nahrung aus. Der Reichthum ihrer Waldungen ist so groß, daß die edlen Thiere eigentlich niemals Mangel leiden, und weil sie beständig an Oertlichkeiten leben, in welchen es Nahrung in Hülle und Fülle gibt, erscheinen sie auch weder gefräßig, noch begierig. Sie brechen die Zweige von allen Bäumen, gleichsam als geschähe es zu ihrem Vergnügen, fächeln sich mit ihnen, vertreiben die so gehaßten Fliegen und verzehren sie dann allgemach, nachdem sie dieselben einigermaßen zusammengebrochen haben. Aeste von Armstärke werden noch ruhig mit hinabgeschlungen: in der $1\frac{1}{2}$ Fuß langen und 5 bis 6 Zoll dicken, 14 bis 16 Pfund schweren, wurstartigen Losung fand ich Aststücke von 4 bis 5 Zoll Länge und $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll im Durchmesser. Niedrige Zweige, zumal solche, welche in Mundhöhe stehen, schieben sie mit dem Rüssel bündel= oder buschweise ins Maul und beißen oder richtiger quetschen sie dann mit den Zähnen ab. So geschändete Büsche geben ein sicheres Merkmal für den Jäger ab. Stärkere Aeste schälen sie ganz oder theilweise, lassen aber das Holz liegen. In jeder Gegend gibt es Lieblingsbäume der Elefanten: sie werden vor allen anderen heimgesucht. In Mittelafrika heißt ein Baum geradezu „Elefantenbaum", weil er vor allen übrigen von den Thieren besucht und beweidet wird. Er ist dornig, aber die Dornen sind weich und deshalb kein Hinderniß für den Gaumen des Elefanten, welcher den härteren Stacheln der Mimosenzweige — ein Lieblingsfutter des Kamels — nicht gewachsen zu sein scheint. Baumzweige werden von den Elefanten unter allen Umständen dem Grase vorgezogen, obwohl letzteres auch nicht verschmäht wird. Kommt eine Elefantenherde auf einen mit saftigem Gras bewachsenen Platz, so weidet sie davon, packt mit dem Rüssel einen hübschen Busch, reißt ihn mit sammt den Wurzeln aus dem Boden, klopft diese Wurzeln gegen einen Baum, um sie von der ihnen anhängenden Erde zu befreien und steckt sie sich dann einen nach dem anderen in den Schlund. Auf den nächtlichen Weidegängen wird wohl auch ab und zu einmal ein Feld besucht; und dann freilich thut die Herde in ihm großen Schaden. Aber schon das einfachste Scheusal oder die leichteste Umzäunung genügt, um die Elefanten von den Feldern abzuhalten. Die Indier lassen zwischen ihren Pflanzungen breite Wege für die zur Tränke gehenden Elefanten, und umzäunen ihre Felder mit leichten Rohrstäben; ein einziger Schlag mit dem gewaltigen Rüssel würde eine ganze Wand dieser Pfähle niederwerfen, aber niemals kommt es vor, daß die Elefantenherde die

Umzäunung durchbricht. Nur die Gondahs thun Dies zuweilen. Dieselbe Herde geht aber sofort auf die Felder, wenn die Thür dazu geöffnet ist. Nach der Ernte des Reises zum Beispiel überlassen die Indier den Elefanten ruhig das Stroh und halten deshalb die Umhegungen nicht mehr verschlossen. Sobald Dies geschieht, dringen die Thiere ein und fressen alles Uebriggebliebene auf. Die Sudahnesen schreiben dieses Benehmen der Elefanten nicht ihrer Scheu und Vorsicht, sondern dem ihnen innewohnenden Gerechtigkeitssinne zu. „Elefanten," sagte mir ein Scheich am blauen Flusse, „werden Dir Nichts zu leide thun, wenn Du sie in Frieden läßt, wie sie mir und meinen Vorfahren nie Etwas gethan haben. Wenn die Zeit der Ernte herankommt, hänge ich an hohen Stangen Schutzbriefe auf und diese genügen den gerechten Thieren, denn sie achten das Wort des gottgesandten Mahammed — über welchen der Friede des Allbarmherzigen walten möge! Sie fürchten die Strafe, welche den Gotteslästerer ereilen wird. Sie sind eben gerechte Thiere!"

In den Gebirgen von Habesch zwingt der Wechsel der Jahreszeiten die Elefanten zu regelmäßigen Wanderungen. Im Bogoslande ziehen sie auf ziemlich streng eingehaltenen Wegen alljährlich zwei Mal auf und nieder, also vier Mal an einem Orte vorüber, — so bei der Ortschaft Mensa. Der Wassermangel treibt sie in die tiefsten Flußthäler hinab. Der Frühling, d. i. die Regenzeit, welche gerade im Gebirg reiches Leben hervorzaubert, lockt sie wieder zur ergiebigen und unbehelligten Weide empor. Sie ziehen von den Gebirgskämmen bis in das Flußbett des Ain-Saba hinab und von dort aus wieder nach ihren ersten Weideplätzen empor. Alle Wanderungen geschehen selbstverständlich nur des Nachts.

Wie die Nahrung, führt der Elefant auch seine Getränke mit Hilfe des Rüssels zum Munde; er saugt beide Röhren desselben voll und spritzt sich den Inhalt dann in das Maul. Sobald eine Herde an das Wasser kommt, ist Dies ihr nächstes Geschäft, und erst wenn der Durst gestillt ist, denken die Thiere daran, in derselben Art und Weise auch ihren Körper zu nässen. Der Rüssel ist übrigens nicht blos zum Aufsaugen des Wassers, sondern auch zur Aufnahme von Sand und Staub geeignet. Diese Stoffe werden angewendet, um die so lästigen Kerbthiere zu verscheuchen.

Wie leicht erklärlich, ist die Vermehrung unserer Landriesen nur eine geringe. Man erkennt den Zustand des brünstigen Elefanten zunächst daran, daß zwei Drüsen neben den Ohren eine übelriechende Flüssigkeit in reichlicher Menge ausschwitzen. Das Thier selbst ist sehr erregt und wird oft furchtbar wild gegen seine Treiber, welche es sonst vortrefflich behandelt. Früher glaubte man, daß die Elefanten sich nur im Freien, fern von allem menschlichen Treiben, paarten und wollte deshalb von einer großen Schamhaftigkeit des Thieres reden. Corse aber beobachtete, daß sich zwei frisch gefangene Elefanten vor einer Menge Zuschauer begatteten. Vorher erwiesen sie sich mit ihren Rüsseln Liebkosungen; dann paarten sie sich in 16 Stunden vier Mal, ganz nach Art der Pferde. Die Brunstzeit ist nicht bestimmt. Das eine Mal zeigte sie sich im Februar, das andere Mal im April, ein drittes Mal im Juni, ein viertes Mal im September und ein fünftes Mal im Oktober. Aufgeregt sind die paarungslustigen Thiere immer, und die kleinste Veranlassung kann sie in Zorn bringen. Drei Monate nach der Paarung bemerkte Corse die ersten Anzeichen der Trächtigkeit des Weibchens. Nach einer Tragzeit von 20 Monaten und 18 Tagen warf es ein Kalb, 35 Zoll hoch, welches sofort nach seiner Geburt zu saugen anfing. Die Mutter stand dabei, das Junge legte den Rüssel zurück und ergriff das Euter mit seinem Maul. Fast alle Beobachter sind darin einstimmig, daß die Liebe der Mutter zu ihrem eigenen Kinde nicht besonders groß ist; dagegen bemerkte man, daß sich alle weiblichen Elefanten eines jungen mit großer Zärtlichkeit annehmen. Die wilden sollen allen Jungen ohne Ausnahme ihr Euter bieten.

Ein Elefant wächst 20 bis 24 Jahre, ist aber wahrscheinlich schon im 16. Jahr zur Fortpflanzung geeignet. Der erste Zahnwechsel findet im zweiten, der zweite im sechsten, der dritte im neunten Lebensjahre statt. Später dauern seine Zähne länger aus. Das Alter, welches das Thier überhaupt erreichen kann, wird sehr verschieden angegeben. Tennent spricht von Elefanten, welche über hundert Jahre in der Gefangenschaft gelebt haben sollen, stellt jedoch vorher eine beglaubigte Todten-

liste von denen auf, welche durch die Regierung verwendet wurden; aus dieser Liste geht hervor, daß von 138 Gefangenen nach Ablauf von zwanzig Jahren nur ein einziger noch lebte. — Andere Beobachter nehmen an, daß wilde Elefanten 150 Jahre alt werden können.

Der Elefant steht leider auch schon auf der Reihe derjenigen Thiere, welche ihrem Untergang verfallen sind. Man jagt die edlen Geschöpfe nicht, um sich wegen des von ihnen verübten Schadens zu rächen, sondern des kostbaren Elfenbeins halber, und hat deshalb schon lange einen Vernichtungskrieg gegen sie geführt. Der Schaden, welchen die Thiere anrichten, ließe sich ertragen, — denn nur die Rogues werden lästig, — die Herden bleiben in ihren Wäldern. Manchmal freilich machen sich die Elefanten durch sonderbare Gelüste unangenehm. So zogen sie den indischen Straßenbaumeistern wiederholt die Merkpfähle aus dem Boden, welche die Leute mühsam zur Bezeichnung der anzulegenden Straßen gesetzt hatten, und andere fielen hartnäckig immer und immer wieder in ein und dieselbe Pflanzung ein, so daß der Besitzer genöthigt war, die berüchtigtsten Jäger zu sich zu erbitten. Wenn ich die Jäger anstatt berühmt, berüchtigt nenne, habe ich leider dazu guten Grund. Die meisten von ihnen betragen sich der Jagd, welche sie betreiben, vollkommen unwürdig. Es sind hauptsächlich Engländer, welche der Elefantenjagd obliegen, und deren Rohheit ist bekannt genug: wie weit sie aber gehen kann, wissen die Wenigsten von uns. Ich will Einen von ihnen, den oft genannten Gordon Cumming, seine Art und Weise Elefanten zu erlegen, selbst schildern lassen. „Am 31. August erblickte ich den größten und höchsten Elefanten, welchen ich jemals gesehen. Er stand, mit der Seite sich mir zuwendend, in einer Entfernung von ungefähr 150 Schritten vor mir. Ich machte Halt, schoß in die Schulter und bekam ihn durch diesen einzigen Schuß in meine Gewalt. Die Kugel hatte ihn hoch in das Schulterblatt getroffen und auf der Stelle gelähmt. Ich beschloß, eine kurze Zeit der Betrachtung dieses stattlichen Elefanten zu widmen, ehe ich ihm vollends den Rest gab. Es war in der That ein gewaltiger Anblick, den er mir bot. Ich fühlte mich als Herr der grenzenlosen Wälder, welche eine unaussprechlich edle und ansprechende Jagd möglich machten. Nachdem ich den Elefanten eine Zeitlang bewundert, beschloß ich einige Versuche anzustellen, um die verwundbarsten Punkte des Thieres kennen zu lernen(!). Ich näherte mich ihm auf ganz kurze Entfernung und feuerte mehrere Kugeln auf verschiedene Theile seines ungeheuren Schädels ab. Bei jedem Schuß neigte er gleichsam grüßend seinen Kopf nieder und berührte dann mit dem Rüssel seltsam und eigenthümlich sanft die Wunde. Ich war verwundert und wurde wirklich von Mitleid ergriffen, als ich sah, daß das edle Thier sein Schicksal, seine Leiden mit so würdevoller Fassung ertrug und beschloß, der Sache so schnell als möglich ein Ende zu machen. Deshalb eröffnete ich nun das Feuer auf ihn an einer geeigneten Stelle. Ich gab ihm nach einander sechs Schüsse aus meiner Doppelbüchse hinter die Schulter, welche zuletzt tödtlich sein mußten, im Anfange aber keine unmittelbare Wirkung zur Folge zu haben schienen. Hierauf feuerte ich drei Kugeln aus dem holländischen Sechspfünder auf dieselbe Stelle. Jetzt rannen ihm große Thränen aus den Augen; er öffnete diese langsam und schloß sie wieder. Sein gewaltiger Leib zitterte krampfhaft; er neigte sich auf die Seite und verendete."

Nun entschuldigt sich zwar der Mann damit, daß er diese Versuche blos gemacht hat, um künftighin die Leiden anderer Elefanten abzukürzen: wir aber können diese Entschuldigung unmöglich gelten lassen, weil ein Elefantenjäger im Voraus wissen muß, wohin er seine Geschosse zu richten hat. Auch gibt Gordon Cumming in seinem Buche so unzählige Beweise eines wilden und zwecklosen Blutdurstes, daß wir jene Entschuldigung sicherlich nur als ein Anerkenntniß seiner Gemeinheit ansehen können. Wie unendlich hoch stand jener Elefant über dem Menschen, wie erbärmlich, wie niederträchtig zeigte sich der elende, heimtückische Feind dem herrlichen Geschöpfe gegenüber! Bei Gelegenheit einer anderen Elefantenjagd erzählt Cumming, daß er einem großen, männlichen Thiere 35 Schüsse gab, ehe es verendete. Die Jäger in Indien machen es nicht besser; Tennent läßt Dies deutlich genug merken. Sie sind ebenso schamlos, als unsere Großen es früher waren, wenn sie Hunderte von edlen Thieren in einen engen Raum zusammentreiben ließen und dann bequem

von einem hohen Sitze aus niedermeuchelten. Die prahlenden Elefantenjäger Indiens haben einen guten Theil ihrer Beute in den Corrals oder Fangplätzen, welche wir bald kennen lernen werden, erlegt. Sie haben die in einem engen Raum eingepferchten Thiere kaltblütig niedergeschossen und dann verfaulen lassen, aus dem einfachen Grunde, um in ihr schändliches Jagdregister einige Zahlen mehr eintragen zu können. Sie haben Alte und Junge zusammengeschossen, ohne die Leichname nützen zu können. Zu solchen Scheußlichkeiten sind von den sogenannten gebildeten Völkern wahrhaftig nur Engländer fähig!

Die wahren Elefantenjäger gehen ihrem Wilde im großen, freien Walde nach und erlegen sie, um das Elfenbein zu gewinnen. Ihre Jagd mag entschuldigt sein; sie ist wenigstens kein feiges Meucheln. Der Jäger setzt dabei sein Leben ein. Eingeborene, welche die Gewehre tragen, spüren das Wild aus. Der Jäger nähert sich so weit als möglich und feuert aus einer weitläufigen Büchse eine Kugel, unmittelbar hinter dem Ohr in den Schädel. Gute Schützen brauchen höchst selten noch den zweiten Lauf ihres Gewehrs und oft schon haben einzelne Jäger mit jedem Laufe der Büchse einen Elefanten erlegt. Die Gefahr ist übrigens doch nicht so groß, als sie scheinen mag. Allerdings kommt es vor, daß gereizte Elefanten sich auf ihre Verderber stürzen, und einzelne von diesen haben dann auch ihr Leben unter den Fußtritten der Waldriesen ausgehaucht; drei Viertheile aber von Denen, welche wirklich angegriffen wurden, konnten sich noch retten, selbst wenn sie sozusagen schon zwischen den Füßen lagen. Die große Furchtsamkeit des Dickhäuters siegt bald wieder über seine Erregung, und nur höchst selten geschieht es, daß ein verwundeter Elefant seinen Feind so weit verfolgt, wie nach Tennent's Bericht einmal ein Rogues einen Indier, welcher bereits die Stadt erreicht hatte, aber auf dem Basar noch von dem wüthenden Elefanten eingeholt und zerstampft wurde.

Die Neger im Westen Afrikas flechten, wie Du Chaillu berichtet, im Walde die Schlingpflanzen netzartig zusammen, jagen dann die Elefanten nach den so eingezäunten Stellen hin, verfolgen sie und schleudern, wenn die Thiere unschlüssig vor den verschlungenen Ranken stehen bleiben, Hunderte von Lanzen in den Leib der stärksten und größten, bis sie zusammenbrechen. In ähnlicher Weise mögen wohl auch die Neger am weißen Flusse jagen. Sie liefern einen guten Theil des afrikanischen Elfenbeins, und man hat eigentlich noch nie recht gewußt, wie sie diesen kostbaren Stoff erlangen. Nach den Nachrichten, welche ich erhielt, sollen sie Fallgruben anlegen, in welchen die Elefanten auf ihren nächtlichen Weidegängen hinabstürzen und in denen sie dann entweder verhungern müssen oder durch die herbeikommenden Neger getödtet werden. — Auf die übrigen Jagdarten wollen wir hier nicht eingehen; sie sind mehr oder weniger immer eine Metzelei. Ich will nur erwähnen, daß nächst den Stoßzähnen, dem kostbarsten Theil der Beute, hier und da auch das Fleisch, zumal der Rüssel und die Füße und die Haut benutzt werden. Die eigentlichen Muskeln sind so hart und zähe, daß sie nur von einem Negergebiß zermalmt werden können. Du Chaillu versichert, daß zwölfstündiges Kochen das Fleisch noch immer nicht erweichen könne. Tennent rühmt die Zunge als wohlschmeckend. Corse läßt den in heißer Asche gebratenen Füßen und dem ebenso zubereiteten Rüssel Gerechtigkeit widerfahren. Im Ganzen aber widerstehen auch diese Theile den Europäern.

Weit anziehender und menschlicher ist die Art und Weise, wilde Elefanten lebend in seine Gewalt zu bekommen, um sie zu zähmen. Hier gilt es, sehr kluge Thiere doch noch zu überlisten, Wildlinge zu zähmen und dem Dienst des Menschen unterthan zu machen. Die Indier sind gegenwärtig die Meister in dieser Kunst. Unter ihnen gibt es eine förmliche Zunft von Elefantenjägern, in welcher das Gewerbe vom Vater auf den Sohn forterbt. Die Kunstfertigkeit, List, Vorsicht und Kühnheit, mit welcher diese Leute zu Werke gehen, ist wahrhaft bewunderungswürdig. Ihrer Zwei gehen in den Wald hinaus und fangen einen Elefanten aus seiner Familie heraus! Man hält Dies für unmöglich, und doch ist es wahr.

Die besten Elefantenjäger auf Ceylon, Panikis genannt, bewohnen die maurischen Dörfer im Norden und Nordwesten der Insel und stehen schon seit mehreren hundert Jahren im hohen Ansehen. Sie verfolgen, sozusagen, instinktmäßig ihre Beute durch die Wälder, und sie sind es auch, welche



Indischer Elefant.

die europäischen Schlächter auf ihren sogenannten Jagdzügen begleiten müssen. Der Fährte eines Elefanten folgen sie, wie ein guter Hund der Spur eines Hirsches folgt. Sie bestimmen im Voraus an allen gerechten und vollkommenen Jägerzeichen, wie stark die Herde, wie hoch die größten und wie niedrig die kleinsten Elefanten sind. Für europäische Augen unmerkliche Zeichen sind für sie deutlich geschriebene Blätter eines ihnen verständlichen Buches. Ihr Muth steht mit ihrer Klugheit im Einklange; sie wissen mit den Elefanten zu machen, was sie wollen. Sie setzen sie in Angst, in Wuth, wie es ihnen eben erwünscht ist. Ihre einzige Waffe ist eine feste und dehnbare Schlinge aus Hirsch- oder Büffelhaut, welche sie, wenn sie allein zum Fang ausziehen, dem von ihnen bestimmten Elefanten um den Fuß werfen. Dies geschieht, indem sie ihn unhörbaren Schrittes auf seinem Wege folgen und im günstigen Augenblick die Schlinge um den Fuß werfen oder selbst, wenn er ruhig steht, um ein Bein hin und her schlingen. Wie sie es anstellen, unbemerkt an das so furchtsame Thier heranzukommen, ist und bleibt ein Räthsel. Und während der Eine die Schlinge um den Fuß legt, schlingt sie der Andere bereits an einem Baume fest, und sollte kein solcher in der Nähe sein, so erzürnt der Eine den Elefanten und lockt ihn nach einer Baumgruppe hin, um deren stärksten Stamm dann der Andere den Strick befestigt und dadurch die Verfolgung endet. Der gefangene Elefant ist natürlich rasend, aber die Fänger wissen ihm zu begegnen. Sie kennen ihn genau, und zähmen ihn in verhältnißmäßig kurzer Zeit.

Zuerst gebrauchen sie alle Schreckmittel: brennendes Feuer, Rauch u. dergl.; dann lassen sie ihren Gefangenen hungern und dürsten, gönnen ihm keine Ruhe und ängstigen und matten ihn ab, so viel als möglich. Später ändern sie ihr Betragen vollständig um und erweisen ihm nur Liebes und Gutes. Kurz und gut, sie wenden hier unbeschreibliche Künste an, und es gelingt ihnen nach wenig Monaten, ihren anfangs rasenden Zögling zu einem ihrem Willen unterwürfigen Geschöpf umzuwandeln. Ein Europäer ist gar nicht im Stande, diesen Leuten auf derartigen Zügen zu folgen, — er würde Alles verderben — und muß sich also mit Hörensagen begnügen. Aber dafür kann er um so eher an den großartigen Treiben theilnehmen, welche unter Umständen Hunderte von Elefanten auf einmal in die Gewalt des Menschen bringen. Einen solchen Elefantenfang hat Tennent in so anziehender und ausführlicher Weise beschrieben, daß ich nichts Besseres thun kann, als seine Erzählung, wenn auch theilweise im Auszuge, so doch möglichst mit seinen eigenen Worten hier wieder zu geben.

„An einer kühlen und angenehmen Stelle des Waldes fanden wir die luftigen Wohnungen, welche für uns in der Nähe des Corrals (Fangraum) hergestellt worden waren. Man hatte Hütten aus Zweigen erbaut und mit Palmblättern und Gras bedeckt; man hatte einen hübschen Saal zum Speisezimmer errichtet, Küchen, Ställe erbaut und nach besten Kräften für unsere Bequemlichkeit gesorgt. Dies Alles war von den Eingeborenen im Laufe weniger Tage ausgeführt worden."

„Früher wurde die mit der Elefantenjagd nothwendig verbundene Arbeit zwangsweise von den Eingeborenen verrichtet; denn das gehörte mit zu den Frohndiensten, welche das Volk seinen Herrschern zu leisten hatte. Die Holländer und Portugiesen verlangten diese Dienste, ebenso die britische Regierung, bis die Frohnen im Jahre 1832 abgeschafft wurden. Es wurden damals 1500 bis 2000 Männer unter der Leitung eines Oberen beschäftigt. Sie hatten den Corral zu bauen, die Elefanten zu sammeln, die Kette von Wachfeuern und Wächtern zu unterhalten und überhaupt alle mühsamen Verrichtungen des Fanges auszuführen. Seit der Abschaffung der Frohnen ist es jedoch nicht schwer gewesen, die freiwillige Mitwirkung der Eingeborenen bei diesen Unternehmungen zu erlangen. Die Regierung bezahlte denjenigen Theil der Vorbereitungen, der wirkliche Kosten mit sich bringt: die geschickte Arbeit, die auf die Errichtung des Corrals und seines Zubehörs verwendet wird, die Anschaffung von Speeren, Seilen, Waffen, Flöten, Trommeln, Schießgewehren und andere nothwendige Erfordernisse."

„Die Zeit des Jahres, welche man zum Fange wählt, ist natürlich diejenige, die dem Anbau der Reisfelder am wenigsten Eintrag thut, die Zeit zwischen der Aussaat und der Ernte. Das Volk

selbst hat, ganz abgesehen von der Aufregung und dem Genuß der Jagd, seinen eigenen Vortheil dabei, die Zahl der Elefanten zu vermindern, da diese ihren Gärten und ihren aufwachsenden Ernten ernsten Schaden zufügen. Aus einem ähnlichen Grunde ermuthigen auch die Priester diese Jagd, weil nämlich die Elefanten einen heiligen Baum, dessen Blätter sie außerordentlich lieben, oft vernichten. Zudem wünscht man auf leichte Weise Elefanten zum Tempeldienst zu erhalten. Die Häuptlinge endlich suchen ihren Stolz darin, die Zahl ihrer Untergebenen im Felde zur Schau zu stellen, als auch die Leistungen der zahmen Elefanten, welche sie für das Jagdgeschäft darleihen, zu zeigen. Eine große Zahl von Bauern finden willkommene Arbeit auf viele Wochen; denn sie haben die Pfähle zu pflanzen, Pfade durch das Sumpfrohr auszuhauen und die Treiber abzulösen, von welchen die Elefanten umringt und herangetrieben werden sollen."

„Als Platz der Jagd wählt man einen, der an einer alten und viel betretenen Straße dieser Thiere liegt, auf welcher sie gewöhnlich nach Nahrung und Wasser zu wandern pflegen; namentlich ist die Nähe eines Stromes unerläßlich, nicht nur, um den Elefanten den nöthigen Wasservorrath zu bieten, während man sie der Umzäunung zu nähern sucht, sondern auch, um ihnen nach dem Fang während des Zähmungsverfahrens eine Gelegenheit zum Baden und zum Abkühlen verschaffen zu können. Bei der Errichtung der Corrals vermeidet man es sorgfältig, die Bäume oder das Unterholz innerhalb des eingeschlossenen Raumes zu vernichten, namentlich auf der Seite, von welcher die Elefanten kommen sollen, da es ein wesentliches Erforderniß ist, ihnen die Einpfählung soviel als möglich durch das dichte Laub zu verbergen."

„Die zum Bau verwendeten Stämme haben 10 bis 12 Zoll im Durchmesser; man bringt sie etwa drei Fuß tief in die Erde, so daß noch 12 bis 15 Fuß über dem Boden bleiben. Zwischen jedem Paar Pfählen bleibt Raum genug, daß ein Mann hindurchschlüpfen kann. An die so aufgerichteten Säulen befestigt man mit biegsamen Schlingpflanzen oder mit Rohr Querbalken, und das Ganze wird dann noch durch eine Art Gabeln gestützt, welche die Querbalken fassen und es verhindern, daß das Pfahlwerk durch einen Anprall der wilden Elefanten nach außen gedrängt werde. Der also eingeschlossene Platz, welchen ich im Sinne habe, war ungefähr fünfhundert Fuß lang und halb so breit. An dem einen Ende war ein Eingang offen gelassen, der jeden Augenblick durch Schiebebalken verschlossen werden konnte, und von jeder Ecke des Endes, wo die Elefanten herkommen sollten, zogen sich zwei Linien derselben starken Einzäunung auf beiden Seiten hin, ebenfalls sorgfältig von Bäumen verdeckt. Wäre nun also die Herde nicht durch den offen gelassenen Eingang hineingekommen, sondern rechts oder links abgeschweift, so würden sie hier ein Hinderniß gefunden und sich genöthigt gesehen haben, die alte Richtung nach dem Eingang zu wieder einzuschlagen. Endlich war auf einer Gruppe Bäume für die Gesellschaft des Statthalters eine Schaubühne errichtet worden, welche die ganze Einfassung übersehen ließ, so daß man das gesammte Verfahren vom ersten Eintreten der Herde in die Einfassung bis zum Herausführen der gefangenen Elefanten beobachten konnte."

„Es ist kaum nöthig zu bemerken, daß das eben beschriebene Pfahlwerk, so stark es auch ist, blutwenig nützen würde, wenn ein Elefant sich mit aller Kraft darauf stürzte; es sind auch wirklich manche Unfälle vorgekommen, indem die Herden durchbrachen. Man verläßt sich aber nicht sowohl auf den Widerstand der Einpfählung, als auf die Schüchternheit der Gefangenen, die ihre eigene Kraft nicht kennen, und auf die Kühnheit und List ihrer Fänger."

„Wenn nun der Corral fertig ist, beginnen die Treiber ihr Werk. Sie haben oft einen Umfang von vielen Meilen zu umstellen, damit die Anzahl der Elefanten ansehnlich genug werde, und die anzuwendende Vorsicht verlangt viel Geduld. In keinem Fall darf man die Elefanten beunruhigen; sonst möchten sie leicht die entgegengesetzte Richtung einschlagen. Die Thiere sind äußerst friedlich und wünschen nur in Stille und Sicherheit zu weiden. Vor der geringsten Störung weichen sie zurück, und Dies muß man um so benutzen, daß man sie gerade nur soviel beunruhigt, daß sie langsam in der gewünschten Richtung vorgehen. Auf diese Weise werden dann verschiedene Herden

zusammengetrieben, und Tag für Tag bringt man sie langsam vorwärts, dem Corral zu. Wird ihr Argwohn rege, zeigen sie Unruhe und Befürchtung, so ergreift man schärfere Maßregeln, um ihr Entkommen zu verhindern. Aller zehn Schritte wird rings um den Plan, in welchem man sie schon beisammen hat, ein Feuer angezündet und Tag und Nacht unterhalten. Die Treiber steigen bis auf zwei- bis dreitausend; es werden Fußwege durch den Dschungel hergestellt, um die ganze Linie in steter Verbindung zu erhalten. Die Führer üben seine ununterbrochene Aufsicht, damit ein jeder Treiber auf seinem Posten munter ist. Denn Nachlässigkeit an irgend einer Stelle der Linie könnte die ganze Herde entkommen lassen und in einem Augenblick die mühevolle Arbeit von Wochen vernichten. Auf diese Weise wird jeder Versuch der Elefanten, rückwärts durchzubrechen, sogleich abgewiesen, und wo immer ein solcher droht, kann augenblicklich eine hinreichende Menge versammelt werden, um sie zurückzuscheuchen. Endlich werden die Elefanten so dicht an die Einzäunung getrieben, daß sich der Treibergürtel an beiden Flügeln an das Ende des Corrals anlehnt; das Ganze bildet nun einen Umkreis von ziemlich einer Stunde, und man wartet nun blos noch auf das Zeichen zum Schlußtreiben."

„Diese Vorbereitungen hatten zwei volle Monate in Anspruch genommen und waren nun eben soweit vollendet, als wir ankamen und unseren Platz auf der oben erwähnten Schaubühne einnahmen, von welcher wir den Eingang zum Corral übersehen konnten. Dicht neben uns im Schatten lagerte eine Gruppe zahmer Elefanten, die aus den Tempeln und von den Fürsten geschickt waren, um beim Fang der wilden zu helfen. Drei verschiedene Herden, zusammen 40 bis 50 Elefanten, waren umzingelt und lagen gerade in dem Dschungel und bei der Einpfählung verborgen. Jeder Laut wurde vermieden; man sprach nur flüsternd, und das Stillschweigen unter der ungeheuren Menge der Treiber war so streng, daß man hin und wieder die Zweige rascheln hörte, wenn einer der Elefanten die Blätter abstreifte."

„Plötzlich wurde das Zeichen gegeben, nur die Stille des Waldes wurde von den Rufen der Wachen, dem Rollen der Trommeln und dem Knattern der Gewehre unterbrochen. Man begann an dem entferntesten Punkte und trieb so die Elefanten immer näher dem Eingange des Corrals zu. Die Treiber entlang der Linie waren nur solange still, bis die Herde an ihnen vorüber war. Dann stimmten sie in das allgemeine Geschrei der Anderen hinter ihnen nach Herzenslust ein. So wuchs natürlich das Getöse mit jedem Schritt der Herde. Diese suchte wiederholt die Linie zu durchbrechen, wurde aber durch Kreischen, Trommeln und Kleingewehrfeuer immer wieder zurückgeschlagen."

„Endlich zeigte das Knacken der Zweige und das Prasseln des Unterholzes die Näherkunft der Elefanten an. Ihr Führer brach aus dem Dschungel heraus und stürzte wild vorwärts bis auf dreißig Ellen Entfernung vom Eingang des Corrals. Die ganze Herde folgte ihm: noch einen Augenblick und sie wären in die offene Thür hineingestürzt; als sie plötzlich rechts umschwenkten und, trotz der Jäger und Treiber, ihrem früheren Platz im Dschungel wieder zueilten. Der Oberste der Treiberaufseher kam vor und erklärte ihren Durchbruch dadurch, daß ein wildes Schwein plötzlich aus seinem Lager herausgekommen und dem Leitthiere der Herde über den Weg gelaufen sei. Er fügte hinzu, daß es bei dem aufgeregten Zustande der Herde Wunsch der Jäger wäre, ihre letzte Anstrengung bis zum Abend zu verschieben, wo ihnen die Dunkelheit, die Feuer und die Fackeln um so mächtigere Gehilfen sein würden."

„Nach Sonnenuntergang wurde der Schauplatz von außerordentlichem Interesse. Die niedrigen Feuer, die offenbar im Sonnenlichte nur gedampft hatten, glühten nun wieder düster roth in der Dunkelheit und warfen ihren Schein über die Gruppen. Wirbelnd stieg der Rauch durch das reiche Laubwerk der Bäume. Die Scharen der Zuschauer beobachteten tiefe Stille. Kein Laut war hörbar, als das Summen der Kerbthiere. Auf einmal brach wiederum das Rollen einer Trommel und gleich darauf Gewehrfeuer durch die Stille. Dies war das Zeichen für den erneuten Angriff. Rufend und lärmend betraten die Jäger den Kreis. Trockene Blätter und Reißer wurden auf die Wacht-

feuer geworfen, bis sie emporloderten und ringsum eine Flammenlinie bildeten, nur nicht nach dem Corral zu, wo man aufs sorgfältigste die Dunkelheit zu bewahren wußte. Dorthin begaben sich denn nun die erschreckten Elefanten, hinter sich das Getöse und das Gellen ihrer Verfolger. Sie näherten sich mit rasender Eile, das Unterholz niedertretend und die trockenen Zweige zerknickend. Das leitende Thier erschien dem Corral gegenüber, hielt einen Augenblick inne, starrte wild um sich, stürzte dann über Hals und Kopf durch das offene Thor und die ganze Herde ihm nach. Der gesammte Umfang des Corrals, der bis zu diesem Augenblicke in tiefste Dunkelheit gehüllt gewesen war, strahlte nun, wie durch Zauberei, plötzlich von tausend Lichtern wieder. Denn im Augenblick, wo die Elefanten hinein waren, rannte jeder Jäger mit einer Fackel herbei, die er am nächsten Wachtfeuer angezündet hatte."

„Zuerst stürmten die Elefanten bis zum äußersten Ende der Einpfählung; da sie aber hier Widerstand fanden, schossen sie zurück, um das Thor zu erreichen. Sie fanden es natürlich verschlossen. Ihr Schrecken war entsetzlich. Sie eilten rings im Corral in reißend schnellen Schritten umher, sahen ihn aber nun von Feuer umringt. Sie versuchten das Pfahlwerk zu durchbrechen, wurden jedoch mit Speren und Fackeln zurückgetrieben; überall, wo sie sich näherten, kam ihnen Geschrei und Gewehrfeuer entgegen. Dann sammelten sie sich in eine einzige Gruppe, hielten einen Augenblick in offenbarer Bestürzung inne, traten dann in einer anderen Richtung auf, als wenn ihnen plötzlich eine Stelle eingefallen wäre, die sie vorher übersehen gehabt hätten. Aber immer wieder abgewiesen, kehrten sie langsam zu ihrem einsamen Ruheplatze inmitten des Corrals zurück."

„Die Theilnahme an diesem außerordentlichen Schauspiele beschränkte sich nicht auf die Zuschauer; sie erstreckte sich auch auf die außen aufgestellten zahmen Elefanten. Schon bei der ersten Annäherung der fliehenden Herde legten sie ihre Achtsamkeit an den Tag; zwei besonders, die vorn angebunden waren, zeigten ungemeine Aufregung, und als endlich die Herde in den Corral hineingebraust war, riß einer von diesen beiden sich los und stürzte den wilden nach, wobei er einen ziemlich ansehnlichen Baum, der ihm im Wege stand, umbrach."

„Länger als eine Stunde durchtrabten die Elefanten den Corral und griffen mit unermüdlicher Kraft die Pfähle an. Nach jedem fehlgeschlagenen Versuch trompeteten und kreischten sie vor Wuth. Wieder und wieder strebten sie, das Thor zu erstürmen, als wenn sie wüßten, daß es einen Ausgang bieten müsse, da es ja doch zum Eingang gedient hatte; aber betäubt und verwirrt wichen sie immer zurück. Nach und nach wurden ihre Anstrengungen seltener; einzelne Thiere rannten hier- und dorthin und kehrten dann düster zu ihren Genossen zurück. Endlich bildete die ganze Herde, verdutzt und erschöpft, eine einzige Gruppe mit den Jungen in der Mitte, und so standen sie regungslos unter den düsteren Schatten der Bäume, mitten in dem Corral."

„Es wurden nun Anstalten getroffen, während der Nacht Wache zu halten. Die Zahl der Wächter rund um die Einfriedigung wurde verstärkt und den Feuern frische Nahrung gegeben, damit sie bis Sonnenaufgang hoch emporflammten."

„Ursprünglich waren von den Treibern draußen drei Herden umstellt worden; aber mit eigenthümlicher Vorausahnung hatten die drei sich einander fern gehalten. Als nun das Schlußtreiben stattfand, so war nur eine Herde in den Corral gekommen, weil die anderen beiden sich noch zurückhielten. Da nun das Thor augenblicklich hinter der ersten Abtheilung geschlossen werden mußte, so waren die beiden anderen natürlich ausgesperrt und blieben noch im Dschungel verborgen. Um ihr Entkommen zu hindern, wurden die Wachen an ihre früheren Plätze zurückbefehligt; die Feuer wurden neu genährt, und nachdem so alle Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, kehrten wir zurück, um die Nacht in unseren Häusern am Flusse zu verbringen. Diese waren nur etwa dreißig Schritte vom Corral entfernt, und so wurden wir in unserem ersten Schlafe oft von dem Lärm der Menge geweckt, die in dem Walde lagen, dann und wann auch von dem Geschrei, welches die Elefanten von einem plötzlichen Angriff auf die Einfriedigung zurückscheuchte. Bei Tagesanbruch aber fanden wir am

Corral Alles still und wachsam. Man ließ die Feuer ersterben, als die Sonne aufging. Die abgelösten Wächter schliefen nahe der großen Einzäunung; ringsum aber waren Haufen von Männern und Knaben mit Speren oder langen Ruthen, während die Elefanten drinnen in einer dicht gedrängten Gruppe zusammenstanden, nicht mehr ungestüm und stürmisch, sondern erschöpft und ruhig und gänzlich gebrochen durch Furcht und vor Erstaunen über Alles, was um sie herum vorgegangen war. Nur ihrer neun waren bisjetzt gefangen, darunter drei sehr große und zwei kleine, nur ein paar Monate alte. Einer der großen war ein „Landstreicher", der in keiner Verbindung mit der übrigen Herde stand, daher auch nicht in ihren Kreis gelassen wurde, sondern sich nur in ihrer Nähe aufstellte."

„Draußen schickte man sich nun an, die zahmen Elefanten in den Corral zu führen, damit diese die Gefangenen fest machen möchten. Die Schlingen waren bereit, und endlich zog man behutsam die Stämme weg, die den Eingang geschlossen, und zwei abgerichtete Elefanten gingen leise hinein, jeder von seinem Führer und einem Diener geritten und mit einem starken Halsband versehen, von welchem herab auf beiden Seiten Stricke von Antilopenhaut mit einer Schlinge hingen. Zugleich mit ihnen und hinter ihnen verborgen kam der Führer der Schlingenmänner hereingekrochen, begierig, sich die Ehre zu sichern, den ersten Elefanten fest zu machen. Es war ein behender, kleiner Mann, ungefähr siebzig Jahre alt, der sich in solchen Diensten bereits zwei silberne Spangen als Ehrenzeichen erworben hatte. Er wurde von seinem Sohne begleitet, welcher wegen seines Muthes und seiner Geschicklichkeit gleich berühmt war."

„Bei dieser Jagd waren zehn zahme Elefanten zur Verfügung. Zwei waren das Eigenthum eines nahen Tempels, und von diesen beiden war einer erst das Jahr vorher gefangen worden und dennoch jetzt schon zum Fang anderer fähig; vier gehörten benachbarten Häuptlingen, die übrigen waren aus den Ställen der Regierung, so auch die beiden, welche jetzt den Corral betraten."

„Einer von diesen letzteren war von ungemeinem Alter und bereits im Dienste der holländischen und der englischen Regierung seit mehr denn einem Jahrhundert. Der andere, Namens Siribeddi, war etwa funfzig Jahre alt und durch sanftes und gelehriges Wesen ausgezeichnet. Siribeddi war eine vollendete Sirene, und ein solcher Fang war nun ganz und gar nach ihrem Geschmacke. Geräuschlos betrat sie den Corral und ging langsam mit schlauem Blick, aber anscheinend sehr gleichgiltig vorwärts. Ganz gemüthlich schlenderte sie in der Richtung nach den Gefangenen hin und blieb hin und wieder stehen, um ein wenig Gras oder einige Blätter im Vorbeigehen zu pflücken. Als sie sich den eingeschlossenen wilden Elefanten näherte, kamen diese ihr entgegen, und ihr Anführer strich sie sanft mit seinem Rüssel über den Kopf, wandte sich dann um und ging langsam zu seinen niedergeschlagenen Gefährten zurück."

„Siribeddi folgte ihm mit demselben gleichgiltigen Schritte und stellte sich dicht hinter ihm auf, so daß der alte Mann unter ihr hinkriechen und seine Schlinge um den Hinterfuß des wilden Elefanten gleiten lassen konnte. Derselbe bemerkte augenblicklich seine Gefahr, schüttelte das Seil ab und wandte sich zum Angriff gegen den Mann. Dieser würde seine Keckheit schwer gebüßt haben, hätte nicht Siribeddi ihn mit ihrem Rüssel beschützt und den Angreifer in die Mitte der Herde getrieben. Der Alte war nur leicht verwundet und verließ den Corral, während sein Sohn Ranghanie seine Stelle einnahm. Die Herde stellte sich wieder in einen Kreis mit den Köpfen in der Mitte zusammen. Zwei zahme Elefanten drängten sich keck zwischen sie und zwar so, daß sie das größte Männchen in die Mitte nahmen. Dieses leistete keinen Widerstand, zeigte aber doch sein Unbehagen dadurch an, daß es fortwährend einen Fuß um den anderen hob. Ranghanie kroch jetzt herbei und hielt mit beiden Händen die Schleife offen, deren anderes Ende an Siribeddis Halsband befestigt war, und lauerte nun den Augenblick ab, wo der wilde Elefant seinen Hinterfuß erhob; endlich gelang es ihm, die Schlinge über das Bein zu bringen, er zog sie an und floh nun rückwärts. Die beiden zahmen Elefanten wichen augenblicklich zurück. Siribeddi spannte das Seil zur vollen Länge

an, und während sie den Gefangenen von der Herde abzog, stellte sich der andere zahme zwischen Siribeddi und die Herde, um jede Einmischung zu verhindern."

„Nun war der Gefangene aber an einem Baum festzumachen und mußte deswegen 30 oder 40 Ellen weit rückwärts gezogen werden, während er doch wüthend widerstand, unablässig voll Entsetzen brüllte, nach allen Seiten hinsprang und die kleineren Bäume wie Schilf zertrat. Siribeddi zog ihn stetig nach sich, und wand das Seil um den geeigneten Baum, wobei sie es fortwährend in voller Spannung erhielt. Schließlich schritt sie behutsam über das Seil hinweg, um es ein zweites Mal um den Stamm zu wickeln, wobei sie denn natürlich zwischen dem Baum und den Elefanten durchzugehen hatte. Es war ihr jedoch nicht möglich, den Gefangenen dicht an den Baum zu fesseln, was indeß nöthig war. Der zweite zahme aber, der die Schwierigkeit bemerkte, kam ihr zu Hilfe, und Schulter an Schulter, Kopf an Kopf drängte er den Gefangenen rückwärts, während Siribeddi bei jedem seiner Schritte das schlaff gewordene Seil anzog, bis er richtig am Fuße des Baumes fest stand. Dann wurde er von dem Fänger fest gemacht. Eine zweite Schlinge wurde nunmehr um das andere Hinterbein gelegt, und so wie die erste am Baume befestigt. Endlich wurden beide Beine mit geschmeidigeren Stricken zusammengefesselt, um die Wunden und die Eiterung weniger gefährlich zu machen."

„Wiederum stellten sich nun die beiden Fängerelefanten neben den Gefangenen wie zuvor, so daß Ranghanie unter ihrem Leibe hervor seine Schlingen auch um die beiden Vorderfüße des wilden befestigen konnte. Nachdem er dann auch diese Seile an einen hervorstehenden Baum gebunden hatte, war der Fang vollständig, und die zahmen Elefanten und die Wärter verließen ihr Opfer, um es mit einem anderen Gliede der Herde zu versuchen. Solange die beiden zahmen neben ihm gestanden hatten, blieb das arme Thier verhältnißmäßig ruhig und fast widerstandslos unter seinen Leiden. Aber den Augenblick, wo sie weggingen und es ganz allein gelassen war, begann es die erstaunlichsten Anstrengungen, um sich frei zu machen und wieder zu seinen Gefährten zu kommen. Es befühlte die Stricke mit seinem Rüssel und versuchte die unzähligen Knoten aufzuknüpfen; es zog nach hinten, um seine Vorderfüße zu befreien; dann lehnte es sich vorwärts, um die Hinterbeine los zu bekommen, so daß jeder Ast des großen Baumes erzitterte. Es kreischte in seiner Angst und erhob den Rüssel hoch in die Luft, dann legte es sich seitwärts mit dem Kopfe auf den Boden und preßte seinen zusammengebogenen Rüssel, als ob es ihn in die Erde stoßen wollte. Dann sprang es plötzlich wieder auf und erhob sich auf Kopf und Vorderbeinen frei in die Höhe. Dieses traurige Schauspiel währte mehrere Stunden. Es hielt mitunter in offenbarem Hinbrüten inne, erneuerte dann plötzlich die Anstrengungen; nur zuletzt aber gab es ihn hoffnungslos auf und stand dann vollkommen regungslos, ein Bild der Erschöpfung und Verzweiflung. Unterdessen stellte sich Ranghanie vor der Schaubühne des Statthalters auf, um die gewohnte Belohnung für das Fesseln des ersten Elefanten in Empfang zu nehmen. Ein Platzregen von Rupien belohnte ihn, und er ging aufs neue an sein gefährliches Amt."

„Die Herde stand in einer gedrängten Masse mürrisch und unruhig. Mitunter trieb den einen oder den anderen die Ungeduld, ein paar Schritte zu thun und Umschau zu halten; dann folgten die anderen, erst langsam, dann schneller, und zuletzt stürmte die ganze Herde wüthend zum erneuten Angriff auf das Pfahlwerk. Diese erfolglosen Angriffe waren eben so großartig, wie lächerlich; die Anstrengung der riesigen Kraft ihrer gewaltigen Glieder, gepaart mit dem fast lächerlichen Wackeln ihres schwerfälligen Schrittes und der Wuth ihrer anscheinend unwiderstehlichen Angriffe verwandelte sich einen Augenblick später in einen furchtsamen Rückzug. Sie stürzten wie toll die Einfriedigung hinunter, den Rücken gekrümmt, den Schwanz erhoben, die Ohren ausgebreitet, den Rüssel hoch über den Kopf erhoben, schrillend, trompetend und kreischend: — und wenn ein Schritt mehr das Pfahlwerk zu Trümmern zerschmettert haben würde, da blieben sie plötzlich vor einigen weißen Stäbchen stehen, die ihnen durch das Gitter entgegengehalten wurden! Und wenn sie dann das verhöhnende Geschrei der Menge draußen vernahmen, verschwanden sie, vollständig

aus der Fassung gebracht, durchkreisten den Corral ein oder ein paar Mal und gingen wieder langsam an ihren Standplatz im Schatten. Die Masse der Wächter, welche namentlich aus Knaben und jungen Männern bestand, legte aber auch wirklich eine erstaunliche Ausdauer und Unermüdlichkeit an den Tag. Sie stürzten immer wieder nach dem Punkte hin, der von den Elefanten bedroht schien, und hielten den Rüsseln ihre Stäbe entgegen, wobei ihr ununterbrochenes Geschrei: „Huub, Huub" ertönte und die Thiere unabänderlich in die Flucht trieb."

„Das zweite von der Herde getrennte Opfer, ein weiblicher Elefant, wurde auf dieselbe Weise festgemacht, wie das erste. Als diesem Thiere die Schlinge an den Vorderfuß gelegt wurde, ergriff es dieselbe mit seinem Rüssel, und es gelang ihm, sie in den Mund zu bringen, wo sie sich schleunigst getrennt haben würde, hätte nicht ein zahmer Elefant seinen Fuß auf das Seil gesetzt und so die Schlinge niedergedrückt und seinen Kinnladen entrissen. Die Fänger wählten nun immer zunächst dasjenige Thier, das bei den nachfolgenden Angriffen auf die Einpfählung den Führer gemacht hatte, und der Fang eines jeden erforderte durchschnittlich nicht mehr als dreiviertel Stunden." —

„Höchst merkwürdig ist es, daß bei diesem Kampfe die wilden Elefanten keinen Versuch machten, die Leiter, welche auf den zahmen Thieren ritten, anzugreifen oder herunterzuziehen. Diese ritten gerade mitten in die Herde hinein, aber kein Thier machte einen Versuch, sie zu belästigen." (Major Skinner sagt in einem Briefe: Es scheint, daß man in einem Corral vollständig vor den Angriffen der wilden gesichert ist, sobald man auf einem zahmen Elefanten sitzt. Ich sah einst den alten Häuptling Mollegadde in eine Herde wilder Elefanten hineinreiten, und zwar auf einem so kleinen Elefanten, daß der Kopf des Häuptlings in gleicher Höhe mit dem Rücken der wilden Thiere war. Ich war sehr besorgt um den Mann, aber er blieb ohne alle Belästigung.)

„Da der Herde alle ihre Führer nach einander weggefangen wurden, so wuchs die Aufregung der anderen immer mehr. Wie groß aber auch ihre Theilnahme für die verlorenen Gefährten sein mochte: sie wagten doch nicht, ihnen zu den Bäumen zu folgen, an welchen sie angebunden waren. Wenn sie nachher an ihnen vorüberkamen, so blieben sie manchmal stehen, umschlangen einander mit dem Rüssel, leckten sich an Hals und Gliedern und legten die rührendste Trauer über ihre Gefangenschaft an den Tag, machten aber keine Versuche, die Seile zu lösen, welche sie banden. Die Charakterverschiedenheit der einzelnen Thiere zeigte sich sehr deutlich in ihrem Benehmen. Einige ergaben sich mit verhältnißmäßig geringem Widerstande und warfen sich in ihrer Wuth mit solcher Gewalt zu Boden, daß jedes andere schwächere Thier dabei seinen Tod gefunden hätte. Sie ließen ihren Zorn an jedem Baume, an jeder Pflanze aus, die sie erreichen konnten. War sie klein genug, um niedergerissen zu werden, so machten sie dieselbe mit ihrem Rüssel dem Boden gleich, streiften die Blätter und Zweige ab und streuten diese wild nach allen Seiten über ihre Köpfe hin. Einige gaben bei ihrem Kampfe keinen Ton von sich, während andere wüthend trompeteten und brüllten, dann wohl ein kurzes, krampfhaftes Gekreisch ausstießen und zuletzt erschöpft und hoffnungslos nur noch dumpf und kläglich stöhnten. Manche blieben nach einigen heftigen Versuchen regungslos auf dem Boden liegen, und nur die Thränen, welche unaufhörlich aus ihren Augen flossen, sprachen aus, was sie duldeten. Andere machten in der Kraft ihrer Wuth die erstaunlichsten Windungen und Verrenkungen und uns, die wir bei dem unbehilflichen Körper des Elefanten unbedingt an Steifheit denken, uns erschienen die Stellungen, in welche sie sich drängten, geradezu unglaublich. Ich sah einen liegen, der die Wangen an die Erde drückte, die Vorderfüße vor sich hingestreckt hatte, während der Körper so herumgebogen war, daß die Hinterfüße nach der entgegengesetzten Seite hinausragten."

„Es war höchst wunderbar, daß ihre Rüssel, die sie doch so gewaltig nach allen Seiten schleuderten, nicht verletzt wurden. Einer wand ihn so, daß er den Krümmungen eines riesigen Wurmes ähnlich sah. Mit rastloser Schnelligkeit zog er ihn ein und stieß ihn aus, legte ihn, wie eine Uhrfeder, zusammen und schoß ihn dann plötzlich wieder in voller Länge aus; ein anderer, der sonst ganz regungslos dalag, schlug langsam den Boden mit der Spitze seines Rüssels, wie ein Mann in Verzweiflung wohl mit der flachen Hand auf sein Knie schlägt."

„Die Empfindlichkeit ihres Fußes war bei so plumpen Verhältnissen und einer solchen Dicke der Haut äußerst auffallend. Die Fänger konnten sie jeden Augenblick dazu zwingen, den Fuß zu heben, sobald sie ihn nur mit einem Blatte oder Zweige kitzelten. Die Anlegung der Schlinge bemerkte das Thier augenblicklich, und wenn es dieselbe mit dem Rüssel erreichen konnte, so näherte es den anderen Fuß, um sie womöglich schnell abzustreifen."

„Eins war fast bei Allen zu bemerken: sie zertrampelten den Boden mit ihren Vorderfüßen und nahmen mit einer Wendung ihres Rüssels die trockene Erde oder den Sand auf, und bestreuten sich damit geschickt über und über. Dann führten sie die Spitze des Rüssels in den Mund und entnahmen das Wasser, welches sie über ihren Rücken ausgossen; Dies wiederholten sie so oft, bis der Staub gewöhnlich durchnäßt war. Ich verwunderte mich über die Menge Wasser, die sie dazu verwendeten, denn sie bekleideten sich förmlich mit einem dünnen Schlammmantel, und hatten nun doch seit vierundzwanzig Stunden keinen Zugang zum Wasser gehabt und waren von Kampf und Schrecken erschöpft. Man kann sich darnach denken, welchen Vorrath von Feuchtigkeit der an seinem Magen angefügte Behälter auffassen kann."

„Wirklich bewunderungswerth war das Benehmen der zahmen Elefanten. Sie bewiesen das vollkommenste Verständniß jeder Bewegung, des erstrebten Zieles und der Mittel, es zu erreichen. Offenbar machte ihnen die Sache ungemeines Vergnügen. Es war keine böse Stimmung, kein Uebelwollen in ihnen: sie schienen die ganze Sache als einen angenehmen Zeitvertreib zu betrachten. Ebenso merkwürdig wie ihre Klugheit war aber auch ihre Vorsicht. Uebereilung oder Verwirrung kam nie vor. Nie verwickelten sie sich in die Seile, nie kamen sie den gefesselten in den Weg, und mitten in den heftigsten Kämpfen, wo die zahmen oft über die gefangenen wegzusteigen hatten, traten sie weder auf diese, noch fügten sie ihnen das geringste Leid zu, vielmehr suchten sie aus freien Stücken jede Schwierigkeit oder Gefahr für dieselben zu beseitigen. Mehr als ein Mal, wenn ein wilder seinen Rüssel ausstreckte, um das Seil aufzufangen, das um sein Bein gewickelt werden sollte, schob Siribeddi seinen Rüssel schnell bei Seite. Ein Elefant, der schon an einem Fuße gefesselt war, setzte den anderen immer weislich fest auf den Boden, so oft man versuchte, die Schlinge darum zu legen. Da lauerte Siribeddi die Gelegenheit ab, als jener den Fuß wieder erhob, schob geschwind ihr eigenes Bein darunter und hielt es in die Höhe, bis die Schlinge angelegt und zugezogen war. Es schien fast, als ob sie mit der Furcht der wilden ihr Spiel trieben und ihren Widerstand verspotteten. Drängten die wilden sich zurück, so schoben sie sie vorwärts; wollten sie erzürnt eine andere Richtung einschlagen, so trieben jene sie zurück. Warfen sie sich nieder, so stemmte sich ein zahmer mit Kopf und Schulter dagegen und zwang sie wieder in die Höhe. War es aber nöthig, sie niederzuhalten, so kniete er auf sie und hielt sie nieder, bis die Seile fest gemacht waren. Nur der Fänger, der besonders gute Dienste leistete und vor dem sich die wilde Herde ganz vorzüglich zu fürchten schien, hatte Stoßzähne, brauchte sie aber durchaus nicht zum Verwunden, sondern drängte sich mit ihnen zwischen zwei Elefanten hinein, wo er den Kopf nicht hätte hineinbringen können, und benutzte seine Zähne außerdem, die Gefallenen oder Widerspenstigen mit größerer Bequemlichkeit aufzuheben. Mehrere Male, als die Vermittelung der anderen zahmen Elefanten nicht genügte, um einen wilden zur Ordnung zu bringen, schien die blose Annäherung dieses Stoßzahnträgers Furcht einzuflößen und Unterwürfigkeit zu erzwingen."

„Vielleicht wurde der Muth und die Geschicklichkeit der Menschen durch die überraschenden Eigenschaften der zahmen Elefanten in den Schatten gestellt. Gewiß besaßen die ersteren ein schnelles Auge, das die geringste Bewegung des Elefanten erlauerte, und großes Geschick, die Schlingen überzuwerfen und schnell zu befestigen; jedoch hatten sie dabei stets den Schutz der zahmen Elefanten, ohne welchen auch die kühnsten und geschicktesten Jäger Nichts in einem Corral ausrichten würden."

„Von den beiden jungen Elefanten war der eine etwa zehn Monate, der andere etwas älter. Der kleinere hatte einen kolbigen Kopf mit wolligen, braunen Haaren bedeckt und war die belustigendste und anziehendste Taschenausgabe eines Elefanten, die man sich denken kann. Bei jedem

Angriff auf die Einfriedigung trabten sie beide der Herde nach. Standen die anderen ruhig, so liefen sie den älteren zwischen den Beinen umher. Als die Mutter des jüngsten gefangen wurde, hielt sich das kleine Geschöpf neben ihr, bis sie dicht an den verhängnißvollen Baum gezogen war. Anfangs waren die Männer von seinem Aerger mehr belustigt; bald aber fanden sie, daß es durchaus nicht zugab, seiner Mutter die zweite Schlinge anzulegen. Es lief dazwischen hinein, griff nach dem Seile, stieß und schlug sie mit seinem Rüssel, und sie mußten es endlich zur Herde zurücktreiben. Langsam zog es sich zurück, fortwährend brüllend und sich bei jedem Schritte umsehend: dann machte es sich an das größte Weibchen, das noch unter der Herde war, stellte sich zwischen dessen Vorderfüße, während dieses es mit seinem Rüssel liebkoste und ihm zuzureden schien. Hier blieb es stöhnend und wehklagend, bis die Fänger seine gefesselte Mutter sich selbst überlassen hatten. Dann kehrte es augenblicklich zu dieser zurück. Da es aber wieder störend wurde und jeden Vorbeigehenden angriff, so wurde es endlich nebst dem anderen Jungen an einen nahen Baum gebunden. Letzteres hatte sich übrigens beim Fange seiner Alten ganz ebenso benommen. Die beiden Jungen waren die Lustigsten der ganzen Gesellschaft. Ihr Geschrei nahm kein Ende und Jeden, der in ihre Nähe kam, suchten sie zu packen. Ihre Wendungen erregten ganz besonders Erstaunen, da ihr Körper noch sehr geschmeidig war. Das Belustigendste war, daß die kleinen Burschen mitten in all ihrer Noth und Betrübniß doch alles Eßbare, was ihnen zugeworfen wurde, schleunigst ergriffen und dann gleichzeitig brüllten und fraßen."

„Unter den letzten, welche eingefangen wurden, befand sich auch der Landstreicher. Obgleich er viel wilder war, als die anderen, verband er sich doch nicht mit ihnen zum Angriff gegen die Einfriedigung, da sie ihn einmüthig von sich trieben und ihn nicht in ihren Kreis aufnahmen. Als er neben einem seiner Unglücksgefährten vorbeigeschleppt wurde, stürzte er auf ihn zu und suchte ihn mit seinen Zähnen zu durchbohren. Dies war auch das einzige Beispiel von Böswilligkeit, welches sich während dieses Vorfalls im Corral zeigte. Als er überwältigt war, zeigte er sich erst lärmend und ungestüm, legte sich aber bald friedlich nieder, — ein Zeichen, wie die Jäger sagten, daß sein Ende nahe war. Etwa zwölf Stunden lang deckte er sich noch ununterbrochen mit Staub, wie die anderen, und befeuchtete diesen mit Wasser aus seinem Rüssel; endlich aber lag er erschöpft da und starb so ruhig, daß der Eintritt seines Todes nur durch das Heer von schwarzen Fliegen bemerklich wurde, von welchem sein Körper fast augenblicklich bedeckt wurde, obschon wenige Minuten vorher nicht eine sichtbar gewesen. Der Leichnam wurde losgebunden und zwei zahme Elefanten zogen ihn hinaus."

„Als endlich sämmtliche Elefanten gefesselt waren, vernahm man aus der Entfernung die Töne einer Flöte. Sie wirkten auf mehr als Einen ganz wundersam. Die Thiere wandten den Kopf nach der Richtung, wo die Musik herkam, und spannten ihre breiten Ohren: der klägliche Laut besänftigte sie offenbar. Nur die Jungen brüllten noch nach Freiheit, stampften mit den Füßen, bliesen Staubwolken über ihre Schultern, schwangen ihre kleinen Rüssel hoch empor und griffen Jeden an, den sie erreichen konnten."

„Anfangs verschmähten die älteren Thiere jedes angebotene Futter, traten es unter die Füße und wandten sich verächtlich ab. Einige konnten, als sie ruhiger wurden, der Versuchung eines saftigen Bäumchens nicht mehr widerstehen, sondern rollten ihn unter den Füßen, bis sie die zarten Zweige abgelöst hatten, hoben sie dann wieder mit ihrem Rüssel auf und kauten sie sorglos."

„Wenn die Klugheit, die Ruhe und die Gelehrigkeit der Lockthiere lebhaftes Erstaunen erregte, so mußte man andererseits auch das würdige Benehmen der Gefangenen bewundern. Ihr ganzes Betragen stand im Widerspruch mit den Schilderungen, welche manche Jäger geben, die sie als falsch, wild und rachsüchtig darstellen. Wenn die Thiere freilich von den Gewehren ihrer Verfolger gequält werden, so wenden sie natürlicherweise ihre Stärke und ihre Klugheit dazu an, daß sie zu entkommen oder zu vergelten suchen. Hier im Corral aber zeigte jede ihrer Bewegungen von Unschuld und Schüchternheit. Nach einem Kampfe, in welchem sie keine Neigung zur Gewaltthätigkeit

oder Rache sehen ließen, unterwarfen sie sich endlich mit der Ruhe der Verzweiflung. Erbarmend war ihre Stellung, rührend ihr Schmerz, ihr dumpfes Stöhnen zum Herzen gehend. Wären sie mit unnöthiger Quälerei gefangen worden oder wären sie einer übeln Behandlung entgegengegangen, es wäre geradezu unerträglich gewesen.“

„In ähnlicher Weise, wie die erste Herde, wurden dann auch die anderen nach und nach eingetrieben, bald mit vollerem, bald mit geringerem Erfolge. Der Eintritt der neuen Gäste in den Corral beunruhigte natürlich die bereits gefangenen nicht wenig. Die zweite Herde kam nun aber bei Tageslicht hinein, und ihre Angriffe waren daher noch viel entschiedener, als die der ersten. Sie wurde von einem weiblichen Elefanten, der ziemlich neun Fuß hoch war, angeführt, und dieses muthige Thier konnte bei einem Angriffe auf die Umfriedigung, da alle weißen Stäbe Nichts mehr halfen, nur dadurch zurückgetrieben werden, daß ihm ein Jäger eine lodernde Fackel an den Kopf warf. Um die bereits gefangenen kümmerten sich die später gekommenen nicht, sondern stürzten öfters wie toll über deren Körper dahin. Die oben erwähnte weibliche Führerin wurde natürlich zuerst erkoren. Als sie die Schlinge am Hinterfuße hatte, zeigte es sich, daß sie für Siribeddi zu stark war. Da diese fühlte, daß ihre Kraft nicht hinreichte, die widerstrebende Beute an den bestimmten Ort zu bringen, so kniete sie nieder, um ihr Ziehen durch das volle Gewicht ihres Körpers zu verstärken. Der Stoßzähner aber, der wohl sah, wie sauer sie sich es werden ließ, stellte sich vor die Gefangene und trieb sie Schritt für Schritt rückwärts, bis sie glücklich an den Baum gebracht und festgebunden war.“

„Das letzte war, die Seile minder straff zu machen, welche die Beine der Gefangenen fesselten; dann führte man jeden zum Flusse. Zwei zahme mit starken Halsbändern traten ihm zur Seite; dem Neugefangenen legte man ein gleich starkes Halsband aus Kokosnußfäden an, band dann alle drei zusammen, wobei der zahme Elefant mitunter seinen Rüssel brauchte, um den Arm seines Reiters vor dem Rüssel des Gefangenen zu schützen, der sich natürlich das Seil nicht gern um den Hals legen ließ. Nachdem Dies geschehen war, wurden die Schlingen von seinen Beinen abgenommen und er zum Flusse geleitet, wo er sich baden durfte, — ein Genuß, den Alle gierig ergriffen. Dann wurde jeder an einen Baum im Walde festgemacht und ihm seine Wärter zugewiesen, die ihn reichlich mit seinem Lieblingsfutter versorgten.“

„Die Zähmung des Elefanten ist ziemlich einfach. Nach etwa drei Tagen beginnt er ordentlich zu fressen, und bekommt dann in der Regel einen zahmen zum Gesellschafter. Zwei Männer beginnen ihm den Rücken zu streicheln und ihm in sanften Tönen zuzureden. Anfangs ist er wüthend und schlägt mit seinem Rüssel nach allen Seiten; vorn aber stehen andere Männer, welche alle seine Schläge mit der Spitze ihrer Eisenstangen auffangen, bis das Vorderende des Rüssels so wund wird, daß das Thier ihn endlich einzieht und dann selten wieder zum Angriffe benutzt. So lernt er zuerst die Macht des Menschen fürchten, dann helfen die zahmen Elefanten seine Erziehung weiter führen. In etwa drei Wochen bringt man das Thier soweit, daß es sich im Wasser niederlegt, sobald die Spitze der eisernen Ruthe ihm droht, die ihn vorher öfters am Rücken verwundet hatte.“

„Sehr schwierig ist es, die Wunden zu heilen, die auch die weichsten Seile an seinen Beinen hervorbringen. Die Wunden eitern oft viele Monate lang, und manchmal vergehen Jahre, ehe der Elefant bei einer Berührung der Füße ruhig bleibt.“

„Während ihre Größe keinen besonderen Einfluß auf die Dauer ihrer Abrichtung zu haben scheint, sind die Männchen gewöhnlich schwieriger zu behandeln, als die Weibchen. Die, welche anfangs die heftigsten und widerspenstigsten sind, werden am schnellsten und wirksamsten gezähmt und bleiben gewöhnlich gehorsam und unterwürfig; die mürrischen oder tückischen aber sind langsamer abzurichten, und es ist ihnen selten zu trauen. Ueberhaupt darf man einen gefangenen Elefanten nie mit unbegrenztem Zutrauen begegnen. Auch die zahmsten und sanftesten bekommen mitunter Anfälle von Halsstarrigkeit, und selbst nach jahrelangem Gehorsam macht sich ihre Reizbarkeit und Rachsucht doch bemerklich.“

„Im allgemeinen kann die Gegenwart der zahmen Elefanten nach zwei Monaten entbehrt und der eingefangene darf dann vom Cornac allein geritten werden; nach drei bis vier Monaten läßt er sich zur Arbeit verwenden; nur darf man ihn nicht zu zeitig dazu bringen, da es oft vorgekommen ist, daß ein werthvolles Thier beim ersten Mal Anschirren sich niedergelegt hat und gestorben ist, die Einwohner sagen „am gebrochenen Herzen gestorben ist“, jedenfalls ohne daß irgend eine Ursache nachgewiesen werden konnte. Gewöhnlich läßt man den Elefanten Lehm tragen oder ihn in Gemeinschaft mit einem zahmen einen Wagen ziehen. Am schätzbarsten wird er jedoch durch Herbeischaffung schwerer Baustoffe, Balken oder Steine, wobei er Einsicht und Geschick in hohem Grade beweist und stundenlang ohne irgend einen Wink seines Aufsehers arbeitet; indeß läßt sein Eifer nach, wenn er sich unbeobachtet glaubt.“

Was man von der Vorliebe des Elefanten für eine einmal angenommene Ordnung der Zeit oder seiner Arbeitsweise oft behauptet hat, ist nach Tennent's Beobachtungen ungenau. Er ist auch in dieser Beziehung so gefügig, wie etwa ein Pferd. Sein Gehorsam gegen seinen Treiber gründet sich sowohl auf Furcht, als auf Liebe, und obschon er dem einen oft sehr zugethan ist, gewöhnt er sich doch auch leicht an einen anderen, falls dieser ihn nur ebenso freundlich behandelt, wie der frühere. Die Stimme des Führers reicht hin, den Elefanten in seinen Verrichtungen zu leiten. Wenn zwei eine gemeinsame Arbeit verrichten sollen, lassen sich ihre Bewegungen leicht durch eine Art Gesang in Einklang bringen.

Die größte Probe seines Gehorsams legt der Elefant ab, wenn er auf Geheiß seines Wärters die ekelhaften Arzneien der Elefantenärzte verschluckt, oder wenn er schmerzvolle chirurgische Verrichtungen an sich vornehmen lassen muß.

Als Lastthier muß der Elefant zart behandelt sein, denn seine Haut ist äußerst empfindlich und Eiterungen und dergleichen ausgesetzt. Ebenso bekommt er leicht böse Füße und ist dann monatelang nicht zu brauchen. Auch von Augenentzündungen ist er häufig heimgesucht, und gerade in dieser Beziehung leisten die Elefantenärzte wirklich soviel, daß sie seit den Zeiten der alten Griechen berühmt geworden sind. An der Viehseuche leiden wilde und zahme Elefanten gleich stark.

Von 240 Elefanten, welche der Regierung von Ceylon gehörten und zwischen 1831 bis 1856 starben, war bei 138 die Dauer ihrer Gefangenschaft aufgezeichnet worden. Im ersten Jahre derselben starben 72 (29 männliche und 43 weibliche), zwischen dem ersten und zweiten Jahre 5 männliche und 9 weibliche. Die längste Dauer der Gefangenschaft zeigte sich bei einem Weibchen, welches fast 20 Jahre aushielt. Von 72, welche im ersten Jahre ihres Dienstes starben, verschieden 35 innerhalb der ersten sechs Monate ihrer Gefangenschaft, darunter viele in der unerklärlichen Weise, die wir oben andeuteten: nämlich, daß sie sich plötzlich hinlegten und verschieden. Regelmäßiges Baden scheint ihnen sehr zuträglich zu sein; ebenso ist es gut für sie, wenn sie mit den Füßen im Wasser oder in feuchter Erde stehen.

Die alte Angabe, daß der Elefant ein Alter von 200 bis 300 Jahren erreiche, wird durch einzelne Beispiele auf Ceylon allerdings bestätigt, wo einzelne in der Gefangenschaft länger als 140 Jahre zugebracht haben. Indeß glaubt man jetzt, daß ihre eigentliche Lebensdauer etwa 70 Jahre betrage. Der Glaube an ihr fast unbegrenztes Alter kommt jedenfalls daher, daß der Leichnam selten oder nie in den Wäldern gefunden wird. Nur nach einer verheerenden Seuche fanden sich solche vor. Ein Europäer, der 36 Jahre lang ununterbrochen in dem Dschungel gelebt und die Elefanten fleißig beobachtet hat, pflegte oft seine Verwunderung auszusprechen, daß er, der doch viele Tausende lebendiger Elefanten gesehen, noch nie das Geripp eines einzigen todten gefunden habe, ausgenommen solche, die durch eine Krankheit gefallen waren. Diese Bemerkung gilt übrigens nur von den Elefanten auf Ceylon; denn in Afrika werden die Gebeine der in den Hölzern gestorbenen Elefanten häufig gefunden. Der Eingeborene in Ceylon glaubt, daß jede Elefantenherde ihre Todten begrabe. Außerdem behauptet er auch, daß der Elefant, der seinen Tod heran-

nahen fühle, stets ein einsames Thal zu seinem Sterbeplatze erwähle, welches zwischen den Bergen östlich von Adams Peak liegt und einen klaren See umschließt.

Fragt man, ob es zweckmäßig ist, einen Marstall von Elefanten z. B. auf Ceylon zu halten, so muß geantwortet werden: daß sie allerdings in den noch unbebauten Landtheilen von Nutzen sind, wo Wälder nur durch rauhe Pfade durchschnitten werden und Flüsse zu durchkreuzen sind; in Gegenden aber, wo Ochsen und Pferde zum Zuge angewendet werden können, darf sicher die kostbare Verwendung der Elefanten sehr eingeschränkt, wenn nicht ganz entbehrt werden.

Nach Europa kommen gegenwärtig fast ausschließlich indische Elefanten, während früher hier auch die afrikanischen, und vielleicht häufiger noch, als jene, gesehen wurden. Der Grund, warum so wenige Elefanten auch aus Afrika zu uns gelangen, ist leicht einzusehen, wenn man bedenkt, daß gegenwärtig die Afrikaner wohl mit dem Feuergewehr jagen, nicht aber Fanganstalten treffen, nach Art der Indier. Daß sich der afrikanische Elefant in demselben Grade zähmen läßt, wie der indische, wußten bereits die alten Römer und Karthager. Wir haben aber neuerdings das Thier auch zwei Mal bei uns gesehen und es als durchaus liebenswürdiges Geschöpf kennen gelernt. Der eine der jungen afrikanischen Elefanten, welcher zu uns gelangte, wurde in den Barkaländern gefangen und von dem Thierbudenbesitzer Casanova zu uns gebracht. Er hatte sich sehr rasch an seinen Gebieter gewöhnt und zeigte sich bereits nach wenigen Tagen so zutraulich, daß er frei im Hofe umherlaufen durfte. Später folgte er seinem Pfleger auf dem Fuße nach, auch ins Freie, und bereits nach Monatsfrist konnte er als gezähmt angesehen werden. Auf der zweiundfunfzigtägigen Reise vom Inneren des Landes bis zur Küste lief der Elefant, nach Casanova's Ausspruch, wie ein Hündchen hinter dem Herrn her.

Das mir und anderen Naturforschern höchst anziehende Thier wurde zunächst in Leipzig zur Schau gestellt und hier von Kreuzberg angekauft, welcher es noch besitzt. Es hat inzwischen gelernt, verschiedenen Befehlen zu gehorchen, so namentlich auf Zuruf die gewaltigen Ohren, sein bezeichnendes Merkmal, aufzuklappen oder den Beschauern zu zeigen. In allen übrigen Stücken ähnelt es jungen indischen Elefanten derselben Größe so, daß ich wenigstens keinen Unterschied habe wahrnehmen können.

Ueber die Jagd des Elefanten habe ich nach dem bereits Mitgetheilten kaum noch Etwas hinzuzufügen. Sie kann dem wahren Waidmann wenig Freude gewähren und ist höchstens mit dem Wallfischfang oder der Robbenschlächterei auf ein und dieselbe Stufe zu stellen. Die Aussicht auf Gewinn ist die hauptsächlichste Triebfeder des Jägers, welcher, wenn er Glück hat, mit einem einzigen Schusse eine nicht unbeträchtliche Geldsumme erwerben kann; denn das Elfenbein steht gegenwärtig auch im Inneren Afrikas hoch im Preise. Früher benutzten die innerafrikanischen Fürsten Elefantenzähne, um ihre Strohpaläste mit ihnen zu umzäunen; gegenwärtig dürften diese kostbaren Umfriedigungen selten geworden und nach Europa gewandert sein. Von dem Elfenbein, welches wir gegenwärtig bei uns verarbeiten, stammt ein guter Theil aus Afrika, kaum weniger aus Sibirien, von den vorweltlichen Arten nämlich, und der geringste Theil endlich aus Indien. Die Negerländer im oberen Nilgebiete führen alljährlich eine bedeutende Menge des kostbaren und von Jahr zu Jahr im Preise steigenden Stoffes aus. Die größte Handelsstadt des inneren Afrikas, Chartum, die Hauptstadt Kordofahns, Obëid, und die Hafenstadt Massana am rothen Meer, sind zur Zeit wichtige Stapelplätze für diesen Handel. Von den ersten beiden Plätzen aus werden alljährlich Jagdreisen in das obere Flußgebiet des weißen Stromes unternommen und mehrere Karavanen nach Egypten hin mit der gewonnenen Waare befrachtet. Von Massana aus wird vornehmlich das in Abissinien und in den Barkaländern erbeutete Elfenbein verschifft, und zwar zunächst nach Indien, weshalb auch die von dort kommende Menge größer ist, als sie sein könnte, wenn nur die Zähne des indischen Elefanten in den Handel kämen. Sehr bedeutende Geschäfte werden alljährlich in Berbera gemacht, jenem eigenthümlichen Marktplatze, Aden gegenüber, welcher nur zeitweilig von Kaufleuten besucht und bewohnt wird, sonst aber wüst ist. In den letzten Jahren hat sich auch Sansebar zum

Stapelplatz für Elfenbein aufgeschwungen, und ganz in der Neuzeit beginnt die Verfolgung des Elefanten seiner Zähne wegen längs der ganzen Westküste. Noch durchziehen zahlreiche Herden der stattlichen Thiere die Wälder Afrikas; aber mehr und mehr lichtet sie der verfolgende Mensch. Nicht blos im nördlichen Theile Afrikas, sondern auch in den Kapländern ist der Elefant bereits ausgerottet, und dasselbe Schicksal steht ihm wenigstens in allen Küstengebieten bevor.

*　　*
*

Es ist nicht eben leicht, die Dickhäuter, welche gegenwärtig unsere Erde noch bevölkern, nach Rang und Gebühr zu ordnen. Die Wenigen, welche von den Vielen übrig geblieben sind, stehen so vereinzelt da, daß wir eine Reihe nur dann herstellen können, wenn wir die ausgestorbenen Arten mit in sie hineinziehen. In der Vorzeit waren neben den riesenhaften Gestalten der Rüsselträger und Plumpen kleinere und zierlichere Dickhäuter sehr häufig; gegenwärtig kennen wir außer den Schweinen und den Klippschliefern blos noch eine einzige Familie, deren Glieder den ausgestorbenen ähneln. Es sind Dies die Tapire (Tapiri), verhältnißmäßig kleine, elefantenartige Thiere, welche aber ebensogut auch als Mittelglieder zwischen diesen und den Schweinen oder den Nashörnern betrachtet werden können. Viele Naturforscher sehen in ihnen nur eine Sippe der Plumpen und stellen sie mit Nashorn und Nilpferd zusammen; Andere, denen ich mich anschließe, bilden eine eigene Familie aus ihnen. Sie kennzeichnen sich durch verhältnißmäßig geringe Größe, einen noch immer wohlgebildeten Leib, mit verlängertem, schmächtigen Kopf, schlanken Hals, kurzen Schwanz und mittelhohen, kräftigen Beinen. Die aufrecht stehenden Ohren sind kurz und ziemlich breit, die schief liegenden Augen dagegen klein. Die Oberlippe verlängert sich rüsselförmig und hängt weit über die Unterlippe herab. Die kräftigen Füße haben vorn vier, hinten drei Zehen. Der Schwanz ist ein Stummel. Das starke Fell zeigt nirgends Schilder und tiefe Hautfalten, wie sie bei anderen Dickhäutern vorkommen, sondern liegt überall glatt auf. Die Behaarung ist kurz, aber dicht; bei den amerikanischen Arten verlängert sie sich von der Mitte des Hauptes an bis zum Widerrist mähnenartig. Das Gebiß besteht aus sechs Schneidezähnen und einem Eckzahn in jedem Kiefer, sieben Backzähnen in der oberen und sechs in der unteren Kinnlade. Das Geripp, welches mit dem anderer Dickhäuter entschiedene Aehnlichkeit hat, zeichnet sich durch verhältnißmäßig leichte Form aus. Die Wirbelsäule besteht, außer den Halswirbeln, aus 20 rippentragenden, 4 rippenlosen, 7 Kreuzbein- und 12 Schwanzwirbeln; den Brustkorb bilden acht Rippenpaare, die übrigen sind sogenannte falsche Rippen. Am Schädel überwiegt der lange, schmale Antlitztheil den sehr zusammengedrückten Hirnkasten beträchtlich; die frei hervorragenden Nasenbeine sind hoch hinaufgerückt, der breite, starke Jochbogen beugt sich tief nach vorn hinab, und die großen Augenhöhlen öffnen sich weit in die tiefen Schläfengruben.

Von den drei Arten, welche dieser Familie zugezählt werden, ist uns wenigstens eine Art schon seit längerer Zeit bekannt, während die beiden übrigen Arten erst in der Neuzeit entdeckt, beschrieben und bezüglich unterschieden wurden. Zwei dieser Arten bewohnen Amerika, die dritte lebt in Indien und auf seinen benachbarten Inseln. Auffallenderweise ist der amerikanische Tapir zuerst in den Büchern der Wissenschaft verzeichnet worden; vom indischen haben wir erst zu Anfang dieses Jahrhunderts Sicheres erfahren. Bekannt war auch er schon seit langer Zeit, aber freilich nicht uns, sondern nur den Chinesen, deren Lehr- und Schulbücher ihn erwähnen. Die dritte Art wurde in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts von dem sogenannten amerikanischen Tapir unterschieden, als dessen Spielart man sie früher betrachtet hatte.

Es bekundet sich hinsichtlich der Tapire dasselbe Verhältniß, welches wir fast regelmäßig beobachten können, wenn eine Familie in der alten und in der neuen Welt vertreten ist. Die alt-

weltlichen Arten sind edler gestaltete, falls man so sagen darf, vollkommenere Thiere, als die in der neuen Welt lebenden. Unter den drei Arten, mit welchen wir uns zu beschäftigen haben, gebührt dem indischen, oder wie ich ihn nennen will, dem Schabrackentapir, die erste Stellung. Er hat noch soviel von seinem edleren Verwandten, dem Elefanten, an sich, als ein Säugethier haben kann, welches einer anderen Familie angehört.

Der Schabrackentapir, in seiner Heimat Maiba, Kuda, Ayer, Tennu, Me, Kuda-Ager, Babi-Alu, Saladang, Gindal ꝛc. genannt (Rhinochoerus indicus), zeichnet sich vor seinen Verwandten aus durch seine beträchtlichere Größe, durch den verhältnißmäßig schlankeren Leibesbau, den im Antlitztheil mehr verschmächtigten, am Hirntheil aber mehr gewölbten Kopf, durch den stärkeren, aber gleichzeitig auch längeren Rüssel, die kräftigeren Füße, den Mangel der Mähne und endlich durch die Färbung. Besonders wichtig für die Kennzeichnung des Thieres scheint mir der Bau des Rüssels zu sein. Während sich dieser bei den amerikanischen Tapiren deutlich von der Schnauze absetzt und röhrenförmig gerundet erscheint, geht die obere Schnauzenhälfte des Schabrackentapirs unmerklich in den Rüssel über, welcher dasselbe Gepräge bekundet, wie der Elefantenrüssel, d. h. auf der Obenseite schön gerundet, auf der Untenseite hingegen gerade abgeschnitten ist. Außerdem zeigt dieser Rüssel viel deutlicher, als der seiner amerikanischen Verwandten, den fingerförmigen Fortsatz, — wiederum eine Andeutung an den Elefantenrüssel.



Der Schabrackentapir (Rhinochoerus indicus).

Sehr bezeichnend ist die Färbung des höchst gleichmäßigen Haarkleides. Ein reines Tiefschwarz darf als Grundfarbe angesehen werden; von ihr hebt sich, scharf abgegrenzt, die graulichweiße Schabracke lebhaft ab. Kopf, Hals und Vordertheil des Leibes bis hinter die Schulterblätter, einschließlich die Beine, ein neun Zoll breiter Streifen, welcher längs der Brust und Bauchmitte verläuft, die Hinterbeine einschließlich die Oberschenkel, sowie endlich der Schwanz sind tiefschwarz; alles Uebrige hingegen ist graulichweiß. Die Ohren sind, wie bei dem amerikanischen Tapir, an der Spitze licht gerändert. Das Schwarz ebensowohl wie das Weiß schillern in eigenthümlicher, mit Worten kaum zu beschreibender Weise. Das einzelne Haar ist von der Wurzel bis zur Spitze gleich gefärbt. Die Klauen sind dunkelhornfarben, die Iris ist dunkelviolett, der runde Augenstern schwarz.

Da ich so glücklich bin, den in unseren Sammlungen noch äußerst seltenen Dickhäuter gegenwärtig lebend vor mir zu haben, will ich ausnahmsweise genaue Maße von ihm und zwar von einem Thiere weiblichen Geschlechts hier folgen lassen. Eine Messung von der Spitze des eingezogenen Rüssels bis zur Spitze des Schwanzes längs der Mittellinie des Leibes ergibt 8 Fuß 3 Zoll hamburger Maß. Die Länge des Kopfes von der Rüsselspitze bis hart hinter das Ohr beträgt 2 Fuß; der Rüssel selbst ist zusammengezogen 2½ Zoll, ausgestreckt 6 Zoll lang. Der Schwanz mißt nur 3 Zoll. Die Höhe am Widerrist beträgt 3 Fuß 4 Zoll, die Kreuzhöhe 3 Fuß 6 Zoll. Die Vorderfüße sind bis zum Kniegelenk 1 Fuß 7 Zoll, die Hinterfüße 1 Fuß 9 Zoll, die letzteren bis zum Hüftengelenk 3 Fuß 2 Zoll hoch; die Länge der Klauen schwankt zwischen 1¾ und 2 Zoll, und zwar sind die äußeren 1¾ Zoll, die mittleren 2 Zoll lang. Die Länge der Schabracke über den Rücken gemessen ist 3 Fuß 10 Zoll. Der Umfang des Leibes beträgt an der dicksten Stelle 6 Fuß, hart vor der Schabracke 5 Fuß 4 Zoll, der Umfang des Kopfes zwischen Auge und Ohr herabgemessen 3 Fuß, der Umfang des Rüssels 1 Fuß, der Umfang des Vorderbeines am Kniegelenk 1 Fuß 9½ Zoll, am Fersengelenk 1 Fuß 3½ Zoll, an der Handwurzel 1 Fuß ½ Zoll, der Umfang des Hinterbeines am Kniegelenk gegen 3 Fuß, am Fersengelenk 1 Fuß 7 Zoll, an der Handwurzel 1½ Zoll.

Es ist eigenthümlich genug, daß über den Schabrackentapir trotz unseres lebhaften Verkehrs mit Indien und Südchina überhaupt, erst im Jahre 1819 und zwar durch Cuvier etwas Bestimmtes bekannt wurde. Der berühmte Forscher hatte kurz vorher ausgesprochen, daß zu unserer Zeit ein großes Säugethier schwerlich noch entdeckt werden dürfte, und erfuhr durch Diard, einen seiner Schüler, den schlagendsten Beweis des Gegentheils. Diard sandte zunächst nur eine Abbildung des Thieres nach Europa und begleitete dieselbe mit den Worten: „Als ich den Tapir, dessen Abbildung ich Ihnen sende, zum ersten Male zu Barakpoore sah, wunderte ich mich, daß ein so großes Thier noch nicht entdeckt worden, ja, ich wunderte mich darüber noch mehr, als ich in der asiatischen Gesellschaft den Kopf eines ähnlichen Thieres sah, welchen am 29. April des Jahres 1806 der Statthalter Farquhar gesendet hatte, mit der Bemerkung, daß dieser Tapir in den Wäldern der Halbinsel ebenso gemein sei, wie Nashorn und Elefant.“ Der Mann hat aber Unrecht, wenn er annahm, daß wirklich Niemand etwas von dem Schabrackentapir wisse; denn nicht blos die Chinesen, sondern auch europäische Forscher hatten das Thier lange vor Diard schon beschrieben. Was die braven Chinesen anlangt, so muß freilich bemerkt werden, daß ihre Artbeschreibung des Schabrackentapirs Einiges zu wünschen übrig läßt. In dem sehr alten Wörterbuche „Eul-Ya“ wird das Wort Me, der Name unseres Thieres, auf einen weißen Panther gedeutet, jedoch hinzugefügt, daß der Me auch einem Bären gleiche, aber einen kleinen Kopf und kurze Füße habe; die Haut sei weiß und schwarz gefleckt, halte auch sehr gut die Nässe ab. — Aus einem zweiten Wörterbuche „Chuen-Wen“ betitelt, erfahren wir dagegen, daß der Me zwar einem Bären gleicht, aber gelblich aussieht, auch nur im Lande Chu vorkommt. — Ungleich vollständiger und genauer schildert das Pen-thsaokana-mon, ein Buch, welches etwa der Raff'schen Naturgeschichte entspricht, unseren Vielhufer: „Der Me“, so belehrt es uns: „gleicht einem Bären. Sein Kopf ist klein und seine Beine sind niedrig. Das kurze, glänzende Haar ist schwarz und weiß gefleckt, obwohl Einige sagen, daß das Thier gelblichweiß, und An-

dere, daß es graulichweiß von Farbe sei. Es hat einen Elefantenrüssel, Nashornaugen, einen Kuhschwanz und Füße, wie ein Tiger.“ Diese Beschreibung klingt schon etwas besser; sie kann sich einer von unserem großen Thierkundigen Masius entworfenen etwa gleichstellen, unterscheidet sich von einer solchen höchstens durch ihren bemerklichen Mangel an anmuthigem Wortgeklingel, mit welchem der genannte Naturverschönerer empfindsame Gemüther zu erquicken versteht. Außerdem finden sich in chinesischen und japanesischen Werken mehrfach Abbildungen des Schabrackentapirs, zumal in Büchern, geschrieben, gedruckt und gebunden zur Freude und Belehrung der Kindlein. Diese Abbildungen behandeln den Me als ein entschieden bekanntes, gewöhnliches Säugethier.“

Abgesehen von chinesischer Wissenschaft, ist die Entdeckungsgeschichte des Schabrackentapirs folgende: Lange bevor Diard an Cuvier schrieb, im Jahre 1772 bereits, hatte der Engländer Wahlfeldt des zweifarbigen Tapirs in einem Bericht über Sumatra Erwähnung gethan. Er hielt das Thier für ein Flußpferd und beschrieb es als solches, legte aber eine Zeichnung bei, welche unseren Dickhäuter nicht verkennen läßt. Um dieselbe Zeit veröffentlichte Marsden, damaliger Sekretär der Residentschaft von Benkulen, eine Geschichte von Sumatra und in ihr bestimmte Angaben über den Tapir. Im Jahre 1805 erhielt Raffles Nachricht von dem Maiba; wenig später fand ihn der Major Farquhar in der Umgebung von Malakka auf, theilte auch der Asiatic Society bereits im Jahre 1816 seine Beschreibung und Abbildung mit. In demselben Jahre gelangte der Tapir lebend in die Thiersammlung zu Barakpoore bei Calcutta, und hier war es, wo Diard ihn kennen lernte. Die Ehre der Entdeckung dieses Dickhäuters gebührt also den Engländern, nicht den Franzosen.

Im Jahre 1820 trafen der erste Balg, ein Gerippe und verschiedene Eingeweide des bis dahin noch immer sehr unbekannten Geschöpfes in Europa ein, und nunmehr endlich konnte dessen Beschreibung entworfen werden. Seitdem haben wir Manches vom Schabrackentapir erfahren, ohne uns jedoch rühmen zu können, über ihn vollständig unterrichtet zu sein. Ueber das Freileben mangelt fast jede Kunde noch, und auch die Beobachtungen über das Gefangenleben sind keineswegs als erschöpfende zu bezeichnen. Lebend wurde der Schabrackentapir schon einige Male nach Europa gebracht, unseres Wissens aber immer nur nach England und bezüglich nach London. Hier hat man ihn allerdings beobachtet; es scheint jedoch, als habe man es für unnöthig erachtet, die Ergebnisse der Beobachtung in wünschenswerther Vollständigkeit der Gelehrtenwelt mitzutheilen. So nur läßt sich unsere geringe Kenntniß von dem ebenso auffallenden als beachtenswerthen Thiere erklären.

Eine kurze Nackenmähne und ein einfarbiges Haarkleid kennzeichnet den amerikanischen Tapir (Tapirus americanus). Er ist diejenige Art seiner Familie, mit welcher wir am frühesten bekannt wurden. Die Reisenden sprachen schon wenige Jahre nach Entdeckung der Westhälfte von einem großen Thier, welches sie für ein Nilpferd hielten, und die heimischen Forscher verliehen diesem Thier deshalb auch den Namen Hippopotamus terrestris. Erst der hochverdiente Marcgrav von Liebstad gibt um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine ausführlichere Beschreibung nebst Abbildung. Spätere Reisende und Forscher vervollständigten die erste Schilderung, und gegenwärtig sind wir über wenige Dickhäuter besser unterrichet, als eben über diesen Tapir. Wenn man die Unterschiede festhält, welche ich bei Beschreibung des indischen Verwandten hervorgehoben habe, ist es nicht schwer, den amerikanischen Tapir zu erkennen. Ein ziemlich gleichmäßiges Haarkleid, welches sich nur von der Mitte des Oberkopfes längs des Nackens bis zu den Schultern steifmähnig, jedoch nicht bedeutend verlängert, deckt den Leib. Die Färbung desselben ist ein schwärzliches Graubraun, welches an den Seiten des Kopfes, besonders aber am Halse und an der Brust etwas heller ist; Füße und Schwanz, die Mittellinie des Rückens und der Nacken pflegen dunkler gefärbt zu sein; die Ohren sind weißlichgrau gesäumt. Verschiedene Abweichungen kommen vor. Es gibt fahle, graue, gelbliche, bräunliche Spielarten. Bei den jungen Thieren zeigt nur der Rücken die Grundfarbe der Alten; die Oberseite ihres Kopfes ist dicht mit weißen, kreisförmigen Flecken besetzt, und längs jeder Seite des Leibes verlaufen vier ununterbrochene Punktreihen von lichter Farbe, welche sich auch über die Glieder er-

strecken. Mit zunehmendem Alter verlängern sich diese Flecken streifenförmig, und nach Ende des zweiten Jahres verschwinden sie gänzlich. Nach Tschudi's Messungen kann der Tapir bis 6½ Fuß Länge und 3½ Fuß Höhe erreichen. Auffallenderweise kommen diese Maße nicht dem männlichen, sondern dem weiblichen Thiere zu, welches regelmäßig größer zu sein pflegt.

Der Tapir findet sich im größten Theile Südamerikas, von Mittelamerika an bis Buenos-Ayres hinauf und vom atlantischen bis zum großen Weltmeer. In Surinam, Guayana, Brasilien, Paraguay, Columbien und Peru fehlt er an geeigneten Orten nirgends. Je nach den Ländern seines Aufenthalts wird er verschieden benannt. In Guayana führt er den Namen Maipuri oder Menipuri, auch Tapiirété; Azara erwähnt ihn unter dem Namen „großes Vieh"



Der amerikanische Tapir (Tapirus americanus).

(gran Bestia); bei den Portugiesen, welche ihn mit Büffel und Elen vergleichen, heißt er Anta oder Danta.

Im Jahre 1829 unterschied der französische Naturforscher Roulin eine zweite amerikanische Tapirart, welche er in dem Waldgürtel der Andes wieder auffand, nicht aber entdeckte, da schon Hernandez von ihr gesprochen hat. Man hat diesen Tapir, welcher in seiner Heimat den Namen Pinchague führt, wegen seiner dichten Behaarung Tapirus villosus genannt. Die Beschreibungen, welche wir von dem Thier besitzen, sind noch mangelhaft. „Der Körper," sagt Tschudi, „ist schwarzbraun, die Hälfte der Oberlippe, der Saum der Unterlippe und das Kinn sind weiß, die Ohren haben ebenfalls eine weiße Einfassung. Jederseits auf dem Kreuze ist ein fahler, aber nicht schwieliger Fleck, der Rücken und der Hals sind walzig, ohne Ringel. Der Pelz ist dicht und lang,

das Haar an seiner Wurzel heller, als an der Spitze." Im Nacken bildet es keine Mähne. Wichtiger noch sind die Unterschiede im Knochenbau, welche sich zwischen dem Pinchague und dem eigentlichen amerikanischen Tapir bemerklich machen; zumal die Schädel Beider weichen bedeutend von einander ab. In der Größe soll der Pinchague hinter dem Tapir zurückstehen. Die Länge wird zu 5½ Fuß, die Höhe zu 2¾ Fuß angegeben.

Noch vermögen wir nicht zu sagen, wie weit das Vaterland dieser Art sich erstreckt. Es scheint, daß der Pinchague mehr Gebirgsthier ist, als seine Verwandten; Tschudi glaubt mit einer „zur Gewißheit werdenden Wahrscheinlichkeit" sagen zu können, daß das Thier am östlichen Abhange der Binnencordilleren und zumal im mittleren Peru in einem Höhengürtel zwischen 7 und 8000 Fuß über dem Meere nicht selten vorkommt und oft von den Indianern erlegt wird. Diese pflegen ihn auch Vaca del Monte, Gebirgskuh, zu nennen.

Einer Lebensbeschreibung unserer Dickhäuter müssen wir die Mittheilung zu Grunde legen, welche wir von Azara, Rengger, Prinz von Wied, Tschudi, Schomburgk und Anderen über den amerikanischen Tapir erhalten haben; denn über das Leben des Schabrackentapirs und des Pinchague wissen wir eben Nichts. Die Thiere sind sich übrigens so ähnlich, daß man sich wohl kaum eines Fehlers schuldig macht, wenn man das Leben und Treiben des Einen vorzugsweise berücksichtigt.

Die Tapire halten unter allen Umständen fest am Walde und vermeiden ängstlich alle Blößen oder offenen Stellen desselben. Im Dickicht treten sie sich regelmäßig Pfade aus, welche sich von den Wegen der Indianer schwer unterscheiden lassen und den Ungeübten leicht verlocken, sie zu betreten. Wehe ihm, wenn er Dies thut. Er kann Tage, Wochen wandern, ehe er eine Hütte oder ein menschliches Wesen antrifft, wenn ihn nicht schon früher Hunger und Durst tödten! Diese Wildbahnen benutzen die Tapire, solange sie nicht gestört werden; in der Angst hingegen brechen sie ohne weiteres durch das ärgste Dickicht, Alles unwiderstehlich vor sich niederreißend, was ihnen im Wege steht.

Die Tapire sind Dämmerungsthiere. „Wir haben," sagt Tschudi, „monatelang die dichten Urwälder, in denen Scharen der Tapire leben, durchstrichen, ohne je einen im Laufe des Tages zu sehen. Sie scheinen sich dann nur im dichten Gebüsch, an den kühlen, schattigen Plätzen aufzuhalten, am liebsten in der Nähe von stehendem Wasser, in welchem sie sich gern wälzen." In gänzlich ungestörten und sehr dunkeln Wäldern hingegen streifen, wie Prinz von Wied versichert, die Thiere auch bei Tage umher, und diese Angabe findet Unterstützung in der Beobachtung des Betragens der Gefangenen, welche ebenfalls nicht selten in den Tagesstunden sich erheben und eine Zeitlang in ihrem Gehege umherlaufen. Im Sonnenschein freilich bewegen sie sich höchst ungern, und während der eigentlichen Mittagsstunden suchen sie stets im Schatten des Dickichts Schutz gegen die erschlaffende Hitze und noch mehr gegen die sie in hohem Grade peinigenden Mücken. „Wenn man," sagt der Prinz, „am frühen Morgen oder am Abend leise und ohne Geräusch die Flüsse beschifft, bekommt man häufig Tapire zu sehen, wie sie sich baden, um sich zu kühlen oder um sich vor den Stechfliegen zu schützen. Wirklich weiß kein Thier sich besser gegen diese lästigen Gäste zu schützen, als der Tapir; denn eine jede Schlammpfütze, ein jeder Bach oder Teich wird von ihm aus dieser Ursache aufgesucht und benutzt. Daher findet man auch oft seine Haut mit Erde und Schlamm bedeckt, wenn er erlegt wird." Tschudi behauptet, daß die Farbenabänderung, welche man so häufig bemerkt, von dieser Gewohnheit des Thieres herrühre, da sie auf weiter Nichts beruhe, als auf der größeren oder geringeren Menge von Erde, welche ihm beim Wälzen im Schlamm und Sande die Haut verunreinigen. Gegen Abend gehen die Tapire ihrer Nahrung nach, und wahrscheinlich sind sie während der Nacht fortwährend in Bewegung. Sie zeigen also in ihrer Lebensweise große Aehnlichkeit mit unserem Wildschwein. Doch halten sie sich nicht in so starken Rudeln, wie dieses, sondern leben nach Art des Nashorns mehr einzeln. Namentlich die Männchen sollen ein einsiedlerisches Leben führen, sich blos zur Paarungszeit zu dem Weibchen gesellen, sonst aber ihre eigenen Wege gehen. Familien trifft man

höchst selten an, und Gesellschaften von mehr als drei Stücken sind bisjetzt nur da beobachtet worden, wo eine besonders fette, gute Weide zufällig verschiedene Tapire vereinigt hat. Doch bemerkt Tschudi, daß sie haufenweise an die Ufer der Flüsse kämen, um sich hier zu baden und um zu saufen.

In ihren Bewegungen erinnern die Tapire an die Schweine. Der Gang ist langsam und bedächtig: ein Bein wird gemächlich vor das andere gesetzt, der Kopf dabei zur Erde herabgebogen, und nur der beständig sich hin und her drehende, schnüffelnde Rüssel, sowie die fortwährend spielenden Ohren beleben die sonst äußerst träg erscheinende Gestalt. So geht der Tapir ruhig seines Weges dahin. Der geringste Verdacht aber macht ihn stutzen; Rüssel und Ohren drehen und bewegen sich kurze Zeit fieberisch schnell, und plötzlich fällt das Thier in eilige Flucht. Es beugt den Kopf tief zur Erde herab und stürzt in gerader Richtung blindlings vorwärts, durch das Dickicht ebenso rasch, als durch Sumpf oder Wasser. „Begegnet man," sagt der Prinz, „zufällig einem solchen Thier im Walde, so pflegt es heftig zu erschrecken und schnell mit großem Geräusch zu entfliehen. Auf eine kurze Entfernung ist es ziemlich flüchtig; doch kann es einem raschen Hunde nicht entgehen und pflegt sich bald vor diesem zu stellen." Der Tapir ist ein ganz vortrefflicher Schwimmer und ein noch vorzüglicherer Taucher, welcher ohne Besinnen über die breitesten Flüsse setzt und zwar nicht blos auf der Flucht, sondern bei jeder Gelegenheit. Dies ist früher bezweifelt worden; alle neueren Beobachter aber stimmen darin vollständig überein, und der Prinz behauptet geradezu, daß die Aeußerung eines Reisenden, welcher sagt, der Tapir gehe nur selten und blos auf der Flucht ins Wasser, hinlänglich zeige, daß sie aus einer mit der Natur dieser Thiere völlig unbekannten Quelle geflossen sei. Wahrscheinlich läuft der Tapir auch längere Zeit, wie das Flußpferd, auf dem Grunde der Gewässer hin; wenigstens beobachtete man Dies an dem gefangenen Schabrackentapir zu Barakpoore, welchen man oft in dieser Weise sein Wasserbecken durchschreiten sah, während er hier niemals wirklich schwamm. Das Wasserbecken, welches unserem Gefangenen zur Verfügung steht, ist nicht tief genug, als daß ich diese immerhin auffällige Angabe durch weitere Beobachtung prüfen könnte.

Unter den Sinnen des Tapirs stehen Geruch und Gehör entschieden oben an und wahrscheinlich auf gleicher Stufe; das Gesicht hingegen ist schwach, wie man schon aus dem kleinen Auge schließen kann. Ueber den Geschmack ist schwer ein Urtheil zu fällen; doch habe ich an unseren Gefangenen beobachtet, daß sie zwischen den Nahrungsmitteln sehr scharf zu unterscheiden wissen und besondere Leckerbissen wohl zu würdigen verstehen. Das Gefühl bekundet sich als Tastsinn und als Empfindung. Der Rüssel ist ein sehr feines Tastwerkzeug und findet als solches vielfache Verwendung. Gefühl beweist der Tapir nicht blos durch seine Furcht vor den Sonnenstrahlen und Mücken, sondern auch durch Kundgeben einer ersichtlichen Behaglichkeit, wenn seine Dickhaut an irgend einer Stelle des Leibes gekraut wird. Unsere Gefangenen legen sich, wenn wir sie bürsten oder abreiben, sofort nieder und zeigen sich willig wie ein Kind, wenn ihnen diese Liebkosungen werden. Wir können sie dann nach allen Seiten hin drehen und wenden, ja auch zum Aufstehen bringen, je nachdem wir die Bürste an dieser oder jener Stelle des Leibes anwenden.

Die Stimme ist ein eigenthümliches, schrillendes Pfeifen, welches, wie Azara sagt, in gar keinem Verhältnisse mit dem großen Körper des Thieres steht. Derselbe Naturforscher behauptet, daß man es von dem freilebenden Tapir nur während der Paarungszeit vernehme, und Schomburgk glaubt, daß es blos von jungen Thieren ausgestoßen werde. Beides ist falsch; unsere Gefangenen wenigstens haben dieses Pfeifen schon wiederholt und auch außer der Brunstzeit vernehmen lassen — der Schabrackentapir ebenso gut, wie der amerikanische. Von dem erstgenannten hört man, wenn man ihn stört, noch ein ärgerliches Schnauben, welches mit Worten nicht beschrieben werden kann.

Alle Tapire scheinen gutmüthige, furchtsame und friedliche Gesellen zu sein, welche nur im höchsten Nothfalle von ihren Waffen Gebrauch machen. Sie fliehen vor jedem Feinde, auch vor dem kleinsten Hunde, am ängstlichsten aber vor dem Menschen, dessen Uebermacht sie wohl erkannt haben.

Dies geht schon daraus hervor, daß sie in der Nähe von Pflanzungen viel vorsichtiger und scheuer sind, als im ungestörten Walde. Doch erleidet diese Regel Ausnahmen. Unter Umständen stellen sie sich zur Wehre und sind dann immerhin beachtenswerthe Gegner. Sie stürzen sich blindwüthend auf ihren Feind, versuchen ihn umzurennen und gebrauchen auch wohl die Zähne nach Art unserer Bache. In dieser Weise vertheidigen die Mütter ihre Jungen, wenn sie diese vom Jäger bedroht sehen. Sie setzen sich dann ohne Bedenken jeder Gefahr aus und achten keine Verwundung. Im übrigen ist die geistige Begabung der Tapire freilich gering, obwohl die Thiere auf den ersten Anblick hin noch viel stumpfsinniger erscheinen, als sie wirklich sind. Wer längere Zeit gefangene Tapire behandelt hat, erkennt, daß sie immer noch hoch über Nashorn und Nilpferd und ungefähr mit dem Schweine auf gleicher Höhe stehen. „Ein jung eingefangener Tapir," sagt Rengger, „gewöhnt sich nach wenigen Tagen seiner Gefangenschaft an den Menschen und dessen Wohnort, den er alsdann nicht mehr verläßt. Allmählich lernt er seinen Wärter von anderen Leuten unterscheiden, sucht ihn auf und folgt ihm auf kleine Entfernungen nach; wird ihm aber der Weg zu lang, so kehrt er allein nach der Wohnung zurück. Er wird unruhig, wenn sein Wärter ihm lange fehlt und sucht diesen, falls er Dies kann, überall auf. Uebrigens läßt er sich von Jedermann berühren und streicheln. Mit der Zeit verändert er seine Lebensart insofern, als er den größten Theil der Nacht schlafend zubringt; auch lernt er nach und nach, wie das Schwein, jegliche Nahrung des Menschen genießen und frißt nicht nur alle Arten von Früchten und Gemüsen, sondern auch gekochtes, an der Sonne getrocknetes Fleisch, verschlingt Stückchen von Leder, Lappen u. dgl., wahrscheinlich aus Liebe zu dem salzigen Geschmack, welchen altes Leder und Lumpen besitzen. Wenn er frei umher laufen kann, sucht er das Wasser selbst auf und bleibt oft halbe Tage hindurch in einer Pfütze liegen, falls diese von Bäumen beschattet wird. Es scheint überhaupt, als bedürfe er das Wasser mehr zum Baden, als zum Trinken." Die Gefangenen des hamburger Thiergartens bestätigen Rengger's Beobachtungen, soweit Dies möglich. Es ist mir noch nicht gelungen, in dem Gebahren der beiden Arten, welche der Thiergarten besitzt, einen Unterschied wahrzunehmen. Beide sind höchst gutmüthige Geschöpfe. Sie sind ganz zahm, friedlich gesinnt gegen jedes Thier, höchst verträglich unter sich und ihren Bekannten zugethan. Wenn ich zu ihnen gehe, kommen sie herbei und beschnüffeln mir Gesicht und Hände, wobei sie die wunderbare Beweglichkeit ihres Rüssels bekunden. Andere Thiere, welche zufällig in ihre Nähe kommen, werden neugierig dumm längere Zeit beschnüffelt. Der Maipuri hat mit dem neben ihm stehenden Wasserschwein sogar innige Freundschaft geschlossen: er leckt es zuweilen minutenlang äußerst zärtlich. Ihre Trägheit ist sehr groß; sie schlafen viel, zumal an heißen Sommertagen und ruhen auch des Nachts mehrere Stunden. Am lebendigsten sind sie gegen Sonnenuntergang; dann können sie zuweilen ausgelassen lustig sein. Sie jagen in dem ihnen gewährten Raum auf und nieder und tummeln sich mit Wollust im Wasser umher; in ihm pflegen sie, solange sie sich frei bewegen können, auch ihre Losung abzusetzen. Ihre Stimme lassen sie nur höchst selten vernehmen; manchmal schweigen sie monatelang. Auf den Ruf folgen sie nicht, überhaupt thun sie nur Das, was ihnen eben behagt, und es kostet ihnen immer eine gewisse Ueberwindung, bevor sie sich von ihrer Trägheit aufraffen.

Bei geeigneter Pflege halten Tapire auch bei uns jahrelang in der Gefangenschaft aus. Ein warmer Stall ist ihnen vor Allem Bedürfniß; namentlich im Winter muß man sie gegen die Unbill des Wetters bestmöglichst zu schützen suchen. In den meisten Fällen verenden sie an Lungenkrankheiten, welche sie, wie alle Thiere der Wendekreisländer, in dem kalten Europa leicht heimzusuchen pflegen. Zur Fortpflanzung hat man sie bei uns noch nicht gebracht, wie es scheint, in ihrer Heimat aber auch nicht; wenigstens finde ich darüber nirgends eine Angabe. Es wird behauptet, daß man daran gedacht habe, den Schabrackentapir in seinem Vaterland zum Hausthier zu machen, weniger seines Fleisches halber, als um ihn zum Lasttragen und bezüglich zum Ziehen zu verwenden. Die Absicht muß zum mindesten als eine eigenthümliche betrachtet werden. Sie scheint gut gemeint zu sein, dürfte sich aber schwerlich ausführen lassen, und so groß ist die Gelehrigkeit des Tapirs denn doch nicht, daß

er als arbeitender Haussklave wesentliche Dienste leisten könne. Namentlich als Zugthier dürfte er nicht eben besonders Glück machen. So hübsch es auch aussehen würde, mit einem Paar Schabrackentapire durch die Straßen indischer Städte zu fahren, so wenig möchte diese Beförderungsweise unseren neuzeitlichen Reiseeinrichtungen entsprechen; denn einen gefangenen Tapir zum Traben zu bringen, hat größere Schwierigkeiten, als jene Leute glauben mochten, welche solchen Gedanken zuerst aussprachen.

Die freilebenden Tapire nähren sich nur von Pflanzen und namentlich von Baumblättern. In Brasilien bevorzugen sie die jungen Palmenblätter; nicht selten aber fallen sie auch in die Pflanzungen ein und beweisen dann, daß ihnen Zuckerrohr, Mango, Melonen und andere Gemüse ebenfalls behagen. In den Cocapflanzungen richten sie, wie Tschudi versichert, manchmal in einer Nacht durch Niedertreten der zarten Pflanzen und das Abfressen der jungen Blätter einen Schaden von mehreren tausend Thalern an. Im freien, großen Walde leben sie oft monatelang von den abgefallenen Baumfrüchten oder in den Brüchen von den saftigen Sumpf- und Wasserpflanzen. Besonders erpicht sind sie auf Salz, es ist ihnen, wie den Wiederkäuern, Bedürfniß. „In allen tiefliegenden Ländern Paraguays," sagt Rengger, „wo das Erdreich schwefelsaures und salzsaures Natron enthält, findet man die Tapire in Menge. Sie belecken hier die mit Salz geschwängerte Erde." Auch unsere Gefangenen zeigen eine große Vorliebe für Salz. Im übrigen nehmen diese Alles an, was Schweine fressen; sie erkennen aber dankbar jede brauchbare Gabe, welche ihnen gereicht wird. Baumblätter und Früchte, Zwieback und Zucker gehören zu ihren besonderen Leckerbissen.

Die Brunst der freilebenden Tapire fällt in die Monate, welche der Regenzeit vorausgehen. Beide Geschlechter pfeifen sich dann zusammen und leben während einiger Wochen paarweise. Etwa vier Monate später wirft das Weibchen ein Junges, ein kleines, niedliches Geschöpf, welches nach Art der Wildschweine gestreift ist. Beim Schabrackentapir ist das Jugendkleid schwarz, oben fahl, unten weiß gefleckt und gestreift; beim amerikanischen ist die Grundfarbe ein helles Grau, die Flecken und Streifenzeichnung aber in ähnlicher Weise darüber verbreitet. Vom vierten Monate an beginnt die Färbung sich zu ändern, die Flecken verschwinden, und im sechsten Monat zeigen die Jungen die Farbe der Erwachsenen.

Alle drei Tapirarten werden von den Menschen eifrig verfolgt, weil Fleisch und Fell benutzt werden. Von amerikanischen Forschern erfahren wir, daß das Fell seiner Dicke und Stärke wegen geschätzt wird. Man gerbt es und schneidet über 3 Fuß lange, 1½ Zoll dicke Riemen aus ihm, welche abgerundet, durch wiederholtes Einreiben mit heißem Fett geschmeidig gemacht und sodann zu Peitschen oder Zügeln verwendet werden. Von der argentinischen Republik aus sollen alljährlich eine Menge solcher Zügel in den Handel kommen. Für Schuhe ist, nach Tschudi, das Fell zu spröde, wenn das Wetter trocken, und zu schwammig, wenn die Witterung feucht ist. Den Klauen, den Haaren und anderen Theilen des Tapirs werden Heilkräfte zugeschrieben; auf der Ostküste aber ist das gemeine Volk, wie Rengger mittheilt, weit entfernt, die Wirkung dieser Mittel an sich selbst zu versuchen, es begnügt sich vielmehr, sie anderen Kranken anzupreisen. Dagegen werden die Klauen, nach Tschudi's Versicherung, von den Indianern, als Vorkehrmittel gegen die Fallsucht, an einem Faden um den Hals gehangen, getragen oder geröstet und zu feinem Pulver gerieben, auch innerlich eingegeben. Dasselbe Mittel nimmt in der indianischen Heilkunde einen hohen Rang ein; denn es wird auch gegen Lungenschwindsucht angewandt, dann aber mit der Leber des Stinkthieres in Cacao abgekocht. Endlich sollen die Hufe als Tonwerkzeuge nach Art der Castagnetten verwandt werden.

Die Jagd selbst wird je nach den Ländern verschieden betrieben. Eine Jagd aus dem Stegreife schildert Schomburgk in seiner lebendigen Weise. „Eben bogen wir", so sagt er, „um eine der Krümmungen, als wir zu unserer großen Freude einen Tapir mit seinen Jungen auf einer der vielen Sandbänke im Wassersaum herumwaten sahen; kaum aber war das Wort „Maipuri" den Lippen unserer Indianer entflohen, als wir auch von beiden Thieren bemerkt wurden, die die Flucht ergriffen

und in dem dichten Pflanzendickicht am Ufer verschwanden. Ebenso schnell, wie sie dorthin geeilt, waren wir dem Ufer zugerudert, so daß wir ziemlich gleichzeitig an dieses sprangen und ihnen mit Flinten, Pfeil und Bogen nacheilten. So wie wir die waldige Umzäunung durchbrachen, bemerkten wir, daß sich die beiden Flüchtlinge in den 6 bis 7 Fuß hohen Schneidegräsern und Rohr, das eine unübersehbare Fläche bedeckte, zu verbergen suchten. Unsere Meute befand sich in dem etwas zurückgebliebenen dritten Bote und verdutzt standen wir Europäer vor der gewaltigen Wand, vor der wir von früheren Erfahrungen her heiligen Respekt bekommen hatten. Unsere Indianer aber konnte sie nicht abhalten, und wie die Schlangen verschwanden sie zwischen den gefährlichen Gräsern. Zwei kurz auf einander fallende Schüsse und das triumphirende Aufjauchzen der Jäger verkündeten ihr Glück. Alles drängte jetzt der Richtung zu; wir erhielten dadurch einen weniger gefährlichen Weg, und bald fanden wir die beiden glücklichen Jäger, sich auf ihre Gewehre stützend, vor dem eben verendeten alten Tapir stehen. Pureka's Kugel hatte, wie sich bei dem Zerlegen herausstellte, die Lunge des Thieres durchbohrt. Es war ein Weibchen von ungewöhnlicher Größe. Noch umstanden wir in dichtem Kreise die willkommene Beute, als uns das wilde Durchbrechen des Grases und Rohrs die Ankunft der Hunde bekundete, die gierig den Schweiß des Tapirs aufleckten. Jetzt begann die Jagd auf das Junge, dessen Spur unsere trefflichen Hunde bald aufgefunden hatten. Sobald sich das geängstigte Thier entdeckt sah, ließ es einen durchdringenden, pfeifenden Ton hören; noch aber konnten wir Nichts sehen, bis uns die pfeifenden, gellenden Töne verriethen, daß das Thier dem Saume des hohen Rohres, dem offenen Felde zugetrieben würde, weshalb wir so schnell als möglich nach einer nahen Erhöhung eilten, um die Jagd anzusehen. Kaum waren wir dort angekommen, als das Thier aus dem Rohr hervorbrach, hinter ihm die klaffende Meute und unsere dreißig Indianer, die im Laufen mit den Hunden gleichen Schritt hielten, und in deren Jauchzen und Jubeln das Hundegebell und Angstgeschrei des Tapirs fast erstarb. Es war ein eigenthümliches Schauspiel, eine Jagd, wie ich sie noch nie gesehen! Die Kräfte des gehetzten Wildes ermatteten sichtbar, und bald hatte es unser trefflicher Jagdhund, Tewanau, gestellt, worauf es die Indianer nach einem harten, aber vergeblichen Widerstand, mit gebundenen Füßen, unter betäubendem Jubel und noch wilderem Hundegebell nach dem Fahrzeug trugen. Es hatte die Größe eines fast ausgewachsenen Schweins."

„Jetzt galt es, den alten Tapir nach der Sandbank zu bringen, was uns erst mit Aufwendung der Gesammtkräfte gelang, indem wir dem Riesen ein langes Seil an die Hinterfüße befestigten und ihn so unter Jubel und Jauchzen dahinschleppten. — Bald war das große Thier von vielen rührigen Händen zerlegt; ein Theil des Fleisches wurde geräuchert, der andere gekocht. Das Fleisch fanden wir ungemein wohlschmeckend; es hatte nicht allein in Bezug auf den Geschmack, sondern auch in seinem Aussehen viel Aehnlichkeit mit dem Rindfleisch. Als wir das Thier ausweideten, fingen die Indianer sorgfältig das Blut auf, mischten klein geschnittene Fleischstücke darunter und füllten die Masse in die Därme. Sie kochten diese Würste aber nicht, sondern räucherten sie. Ich kostete die Wurst ein Mal und nicht wieder."

Die Ansiedler jagen den Tapir regelmäßig, entweder mit Hunden, welche ihn aus dem Wald ins Freie und den Reitern zutreiben, oder indem sie in der Nähe seiner Wechsel auf ihn anstehen, oder endlich, indem sie ihn im Wasser verfolgen. Hierüber gibt Prinz von Wied Auskunft. „Die Brasilianer," sagt er, „betreiben die Jagd des Tapir so unzweckmäßig als möglich. Um ein so großes Thier zu erlegen, bedienen sie sich nicht der Kugeln, sondern schießen es mit Schrot, gewöhnlich, wenn sie es schwimmend in den Flüssen am frühen Morgen oder gegen Abend überraschen. Der Tapir sucht durch dieses Mittel seinen Verfolgern im Wasser zu entrinnen. Allein die Brasilianer rudern mit ihren Böten äußerst schnell heran und pflegen das Thier einzuschließen. Dies taucht dann sehr geschickt und häufig unter, selbst unter den Boten hindurch, bleibt lange unter Wasser und kommt blos zuweilen mit dem Kopfe an die Oberfläche, um Luft zu schöpfen. Dann zielen sogleich alle Rohre nach diesem Theile, besonders nach der Ohrgegend, und ein Tapir erhält auf diese Art

zwölf bis zwanzig Schüsse, bevor er getödtet wird. Häufig entkommt er dennoch, wenn nicht ein Jagdhund bei der Hand ist. Mit einer Kugel würde man das ermüdete Thier in einer kleinen Entfernung sehr sicher erlegen können; allein die Brasilianer bedienen sich niemals dieses Geschosses, weil sie im vorkommenden Fall mit ihren groben, schweren Schroten ebenso wohl einen Tapir, als ein Wildhuhn erlegen können."

Die Wilden suchen den Tapir nach seiner Fährte auf, umstellen ihn, nachdem sie seinen Aufenthalt erspäht und treiben ihn dann den Schützen zu. Azara sagt, daß dieses Wild einen starken Schuß vertrüge und selbst dann, wenn ihm eine Kugel durch das Herz gedrungen wäre, noch mehrere hundert Schritte zurücklege, bevor es stürze.

In Paraguay haben die Jäger eine eigene Art, einen lebendig gefangenen jungen Tapir, welcher zu groß ist, als daß sie ihn aufs Pferd nehmen könnten, mit sich zu führen. Sie durchstechen ihm nämlich von einem der Nasenlöcher aus den Obertheil des Rüssels und ziehen einen Lederriemen durch die Oeffnung. Jede zerrende Bewegung verursacht nun dem Tapir einen heftigen Schmerz; deshalb folgt er zuletzt seinem Führer ohne Widerstreben.

Schlimmere Feinde noch, als die Menschen es sind, mögen die Tapire auch in den großen Katzen haben, welche mit ihnen dieselbe Heimat bewohnen. Daß die amerikanischen Arten vom Jaguar arg befehdet werden, versichern alle Reisenden; das Gleiche wird wohl vom Schabrackentapir hinsichtlich des Tigers anzunehmen sein. Es wird erzählt, daß der Tapir, wenn der Jaguar ihm auf den Nacken springe, sich so eiligst, als möglich in das verschlungenste Dickicht stürze, um den bösen Feind von sich abzustreifen und daß er, da seine Haut die Krallen des Raubthieres kaum durchdringen lasse, oft auch glücklich davon käme. Die Angabe dürfte nicht so unglaublich sein, als sie scheint; Schomburgk versichert wenigstens, daß er viele Tapire erlegt habe, welche bedeutende, von ihrem Zusammentreffen mit den Katzen herrührende Narben an sich trugen.

* * *

In wilden, steinigten Gebirgen Afrikas und Asiens bemerkt man an manchen Orten ein gar reges Leben. Kaninchengroße Thiere, welche auf irgend einer Felsplatte oder auf einem Block sich sonnten, huschen, erschreckt durch die Ankunft eines Menschen, mit affenähnlichem Schreien rasch an den Wänden dahin, verschwinden in einer der unzähligen Klüfte und schauen dann neugierig und harmlos, wie sie sind, auf die ungewöhnliche Erscheinung herab. Dies sind die Klippschliefer (Hyrax), die kleinsten aller jetzt lebenden Dickhäuter.

Wenige Thiere haben den Naturforschern so viel Mühe hinsichtlich ihrer Einordnung in der Thierreihe gemacht, als sie. Anfangs vereinigte man die Klippschliefer mit den Nagethieren, mit welchen sie auch in ihrem ganzen Wesen und Sein unzweifelhaft die meiste Aehnlichkeit haben. Oken stellte sie zu den Beutelthieren in der Nähe des Wombats; denn diesen ähneln sie bis auf den Beutel ebenfalls nicht wenig. Wir haben sie nach Cuvier's Vorgange unter den Dickhäutern aufgenommen. Um uns der Aehnlichkeit zwischen ihnen und den riesigen Gestalten des Elefanten, Nashorns oder Flußpferdes bewußt zu werden, müssen wir allerdings längst ausgestorbene Arten der Ordnung zu Hilfe nehmen; denn auf den ersten Blick hin will es scheinen, als ob beide Gruppen mit einander gar Nichts gemein hätten. Ein kaninchengroßes Thier mit weichem feinen Pelz, kurzen Beinen, dicken Nagezähnen, mit gespaltener Oberlippe, stummelhaft im Pelze verstecktem Schwanz, welches, wie eine Eidechse, an den Felsen umherspringt, hat doch wahrlich keine Aehnlichkeit mit den erwähnten massigen Landbewohnern, welche das schwere Gebäude ihres Leibes scheinbar nur mühsam fortbewegen. Allein, wenn wir uns erinnern, daß die vorweltlichen Mammuths und Nashörner zum Theil auch einen dicken Pelz trugen und bedenken, daß die Paläotherien und Anoplotherien, Dickhäuter ihrem Wesen nach, ebenfalls nur Hasen- oder Kaninchengroß

waren, sind wir schon eher geneigt, jenem großen Forscher Recht zu geben, mögen wir auch noch immer das widerstrebende Gefühl, welches uns fort und fort beschleicht, wenn wir einen solchen Zwerg als nächsten Verwandten jener Riesen betrachten, zu überwinden haben. Erst, wenn wir den Knochenbau der Klippdachse vergleichend prüfen, werden wir vollkommen von ihrer innigen Verwandtschaft mit Elefant und Nashorn überzeugt.

Die Familie der Klippdachse enthält nur eine einzige Sippe, diese aber mehrere Arten, welche sämmtlich einander sehr ähnlich sind. Außer den angegebenen Kennzeichen fallen bei genauer Betrachtung zunächst die hufartig gebildeten Füße auf, welche vorn vier und hinten drei Zehen tragen. Die Wirbelsäule zählt neunzehn bis zweiunddzwanzig rippentragende, neun rippenlose, fünf Kreuzbein- und zehn Schwanzwirbel. Das Gebiß besteht aus zwei dreikantigen schwach gebogenen und durch eine Lücke von einander getrennten Schneidezähnen und aus sieben von vorn nach hinten an Größe zunehmenden Backzähnen. In der Oberkinnlade fallen von den Schneidezähnen regelmäßig die beiden äußeren aus, und auch der erste Backzahn hat gewöhnlich das gleiche Schicksal.

Schon seit uralter Zeit sind die Klippschliefer oder Klippdachse bekannte und oft genannte Thiere. Die in Syrien lebende Art scheint früher unter dem biblischen Namen „Saphan“ verstanden worden zu sein. Luther übersetzt dieses Wort mit „Kaninchen“. Die Schrift sagt, daß der Saphan gesellig lebe, seine Wohnung in Felsen habe und sich durch Schwäche auszeichne, diese aber durch Schlauheit ersetze. „Die hohen Berge sind der Gemsen Zuflucht und die Steinklüfte der Kaninchen.“ „Wir sind klein auf Erden und klüger, denn die Weisen, die Saphane, ein schwaches Volk; dennoch legt es sein Haus im Felsen an.“ Moses setzt die Saphane unter die wiederkäuenden Thiere mit getheilten Zehen, welche von den Juden nicht gegessen werden dürfen, und hierin ist es wohl begründet, daß noch heutigen Tages in Abissinien weder die Christen, noch die Mahammedaner Klippschlieferfleisch essen. An anderen Orten und namentlich im steinigten Arabien erblicken die Beduinen in solchem Wildpret nichts Verachtenswerthes und stellen ihm deshalb eifrig nach; in Syrien benamt man sie noch heutigen Tages Khanem Israel oder „Schafe der Israeliten“. Sonst sind sie in Arabien unter dem Namen „Wabbr“ bekannt, die griechischen Klosterbrüder am Sinai nennen sie Choerogryllion; in Dongola heißen sie „Keka“ oder „Koko“ und in Abissinien „Aschkoko“.

Es ist ziemlich gleichgiltig, welche Art von den bisjetzt bekannten Klippschliefern wir uns zur Betrachtung erwählen, weil sie alle in der Lebensweise fast vollständig übereinkommen. Nur weil ich selbst auf meinem letzten Jagdausfluge nach Abissinien Gelegenheit hatte, den dort vorkommenden Aschkoko (Hyrax abissinicus) kennen zu lernen, habe ich diesen ausgesucht und auch bildlich nach an Ort und Stelle gemachten Zeichnungen darstellen lassen. Viele Naturforscher halten ihn gar nicht verschieden von dem im Kap lebenden. Ich selbst kenne letzteren zu wenig, um ein Urtheil fällen zu können. Der Klippdachs wird etwa 1½ Fuß lang. Sein Pelz ist fein, weich und dicht, oben graubräunlich, unten heller. Die kleinen Ohren und der Schwanz sind fast ganz im Pelz verborgen; die dunklen Augen sind groß, lebhaft und stark gewölbt; ihr Ausdruck hat etwas außerordentlich Sanftes, Kluges und Harmloses. Die nackte Nase ist kohlschwarz und beständig feucht. An den niedrigen Beinen sitzen Zehen, welche ziemlich kurz, aber breit und alle mit einem ganz dünnen, runden, nicht überragenden Huf bedeckt sind, mit Ausnahme der inneren Hinterzehe, welche einen schief gestellten gekrümmten Nagel trägt. Mancherlei Abänderungen in der Färbung sind beobachtet worden. So ist die Unterseite zuweilen schmuzig weißgelb; es erscheint vor den Schultern ein weißlicher Streifen und auf dem Rücken ein weißer Flecken, am Kinn ein weißlicher u. s. w. Einzelne Grannenhaare sehen grau oder schwarz aus und zeigen einen gelben Ring vor der dunklen Spitze. Das Wollhaar ist graulich, gelblich oder röthlich.

Alle Klippdachse sind Bewohner der Gebirge. Je zerklüfteter die Felswände sind, um so häufiger trifft man sie an. Wer recht ruhig durch die Thäler schreitet, sieht sie reihenweis auf den Felsengesimsen sitzen oder noch öfter liegen; denn sie sind ein behagliches, faules Volk, welches sich gern von



Klippschliefer.

der warmen Sonne bescheinen läßt. Eine rasche Bewegung oder ein lautes Geräusch verscheucht sie augenblicklich; die ganze Gesellschaft bekommt Leben; Alles rennt und flüchtet mit Nagergewandtheit dahin, und bald ist die ganze Masse verschwunden. In der Nähe der Dörfer, wo man sie ebenfalls antrifft, oft fast unmittelbar neben den Häusern scheuen sie sich kaum vor den Menschen und treiben in seiner Gegenwart dreist ihr Wesen, gerade, als wüßten sie, daß hier Niemand daran denkt, sie zu verfolgen. Vor fremdartig gekleideten oder gefärbten Menschen aber ziehen sie sich augenblicklich in ihre Felsspalten zurück. Weit größere Furcht, als der Mensch, flößt ihnen ein Hund oder ein anderes Thier ein. Wenn sie sich auch vor ihm in ihren Ritzen wohlgeborgen haben, vernimmt man dennoch ihr eigenthümliches, zitternd hervorgestoßenes gellendes Geschrei, welches mit dem kleiner Affen die größte Aehnlichkeit hat. Die Abissinier wissen, daß der schlimmste Feind unserer Thiere, der Leopard, an den Felswänden dahinschleicht, wenn die Klippschliefer gegen Abend oder in der Nacht ihre Stimmen vernehmen lassen; denn ungestört hört man sie als echte Tagthiere zu jener Zeit niemals. Auch Vögel können ihnen das größte Entsetzen verursachen. Eine zufällig vorüberfliegende Krähe, selbst eine Schwalbe ist im Stande, sie nach ihrer sicheren Burg zurückzujagen.

Um so auffallender ist es, daß die furchtsamen Schwächlinge mit Thieren in Freundschaft leben, die unzweifelhaft weit gefährlicher und blutdürstiger sind, als selbst die raubgierigsten Adler. Ich gebe jetzt Heuglin's schöne Beobachtung, auf welche ich schon Bd. I. S. 481 hindeutete, und bemerke ausdrücklich, daß auch ich regelmäßig die von meinem früheren Reisegenossen genannten Thiere in Gesellschaft der Klippschliefer gesehen habe.

„Schon öfter war es mir aufgefallen", sagt unser Gewährsmann, „in und auf den von Klippschliefern bewohnten Felsen gleichzeitig und, wie es schien, im besten Einvernehmen mit einander lebend eine Manguste (Herpestes Zebra, Rüpp.) und eine Dornechse (wohl Stellio cyanogaster) zu finden. Nähert man sich einem solchen Felsen, so erblickt man zuerst einzeln oder gruppenweis vertheilt die munteren und possirlichen Klippdächse auf Spitzen und Absätzen sich gemüthlich sonnend oder mit den zierlichen Pfötchen den Bart kratzend; dazwischen sitzt oder läuft eine behende Manguste, und an dem steilen Gestein klettern oft fußlange Dornechsen. Wird der Feind der Gesellschaft von dem auf dem erhabensten Punkt des Felsbaues als Schildwache aufgestellten Klippdachs bemerkt, so richtet sich dieser auf und verwendet keinen Blick mehr von dem fremden Gegenstand: aller Augen wenden sich nach und nach dahin; dann erfolgt plötzlich ein gellender Pfiff der Wache, und im Nu ist die ganze Gesellschaft in den Spalten des Gesteins verschwunden. Untersucht man letzteres genauer, namentlich mit stöbernden Händen, so findet man Klippdächse und Eidechsen vollständig in die tiefsten Ritzen zurückgezogen, die Manguste dagegen setzt sich in Vertheidigungsstand und kläfft nicht selten zornig die Hunde an."

„Zieht man sich nun an einen möglichst gedeckten Ort in der Nähe zurück, so erscheint nach der betreffenden Richtung hin, vorsichtig aus einer Spalte guckend, der Kopf einer Dornechse; sie findet es zwar noch nicht ganz sicher, kriecht aber langsam, den Körper fest an das Gestein drückend, mit erhobenem Kopf und Hals etwas weiter vorwärts, und bald folgen ihr in ähnlicher Weise, und nach der verdächtigen Stelle schauend, mehrere andere Eidechsen, zuweilen eine Bewegung mit dem Oberkörper machend und einen schnarrenden Ton von sich gebend. Nach geraumer Zeit wird ein Theil vom Kopfe einer Manguste sichtbar; das Thier entschlüpft nur langsam und vorsichtig der schützenden Spalte; es schnüffelt gegen den Wind und erhebt sich endlich auf die Hinterbeine, um bessere Rundschau halten zu können. Zuletzt kommt ein Klippdachskopf um den anderen zum Vorschein, aber alle immer noch sehr aufmerksam die gefährliche Richtung nach dem Versteck des Jägers beobachtend, und erst wenn die Eidechsen wieder angefangen haben, ihre Jagd auf Kerbthiere zu betreiben, ist Furcht und Vorsicht verschwunden und die allgemeine Ruhe hergestellt."

Ungern nur verlassen die Klippschliefer ihren Felsen. Wenn das Gras, welches zwischen den Blöcken hervorsproßte, abgeweidet ist, steigen sie allerdings in die Tiefe herab; dann aber stehen

immer Wachen auf den vorragendsten Felsspitzen, und ein Warnungszeichen von diesen ist hinreichend, die eiligste Flucht der ganzen Gesellschaft zu veranlassen.

Hinsichtlich ihrer Bewegungen und ihres Wesens erscheinen die Klippschliefer so recht als Das, was sie sind: als eigenthümliche Mittelglieder zwischen den plumpen Vielhufern und den behenden Nagern. Wenn sie auf ebenem Boden dahinlaufen, hat ihr Gang etwas verhältnißmäßig Schwerfälliges: sie bewegen die Beine mit jener bekannten Ruhe der Dickhäuter oder besser: sie schleichen nur dicht an der Erde weg, als ob sie fürchteten, gesehen zu werden. Nach einigen, wenigen Schritten stehen sie still und sichern; dann geht es in derselben Art weiter. Anders ist es, wenn sie erschreckt wurden. Dann springen sie in kurzen Sätzen dahin, immer so eilig als möglich dem Felsen zu, und hier nun zeigen sie sich in ihrer vollen Beweglichkeit. Sie klettern meisterhaft. Die Sohlen ihrer Füße sind vortrefflich geeignet, sie hierin zu unterstützen. Der Ballen ist weich, aber dennoch rauh, und deshalb gewährt jeder Tritt die bei schneller Bewegung auf geneigten Flächen unbedingt nothwendige Sicherheit. Mich haben die Klippschliefer lebhaft an die Eidechsen mit Klebefingern, die sogenannten Geckos, erinnert. Obwohl sie nicht, wie diese beweglichen Thiere, an der unteren Seite wagrechter Flächen hingehen können, geben sie doch ihnen im übrigen nicht das Geringste nach. Sie laufen aufwärts oder kopfunterst an fast senkrechten Flächen mit derselben Sicherheit dahin, als ob sie auf ebenem Boden gingen; sie kleben sich an halsbrechenden Stellen förmlich an den Felsen an. In Winkeln oder Ritzen steigen sie äußerst behend auf und nieder. Sie halten sich an jeder beliebigen Stelle fest, indem sie sich mit dem Rücken an die eine Wand der Ritze, mit den Beinen aber an die andere stemmen. Dabei sind sie geübte und gewandte Springer. Auf Sätze von zehn, ja funfzehn Fuß Höhe kommt es ihnen nicht an; man sieht sie selbst an zwanzig, dreißig Fuß hohen, senkrechten, ja überhängenden Wänden nach Art der Katzen herabgleiten, indem sie etwa Dreiviertel der Höhe an der Wand herunterlaufen und dann, plötzlich von ihr abspringend, mit aller Sicherheit auf einem neuen Steine fußen. Wahrscheinlich ähneln sie in ihren Bewegungen am meisten den Murmelthieren oder den Wollmäusen.

Ihr Betragen deutet auf große Sanftmuth, ja fast Einfalt, verbunden mit unglaublicher Aengstlichkeit und Furchtsamkeit. Sie sind höchst gesellig; denn man sieht sie fast niemals einzeln oder darf, wenn Dies wirklich der Fall sein sollte, bestimmt darauf rechnen, daß die übrigen Glieder der Gesellschaft nur nicht zur Stelle sind. An dem einmal gewählten Wohnplatze halten sie treulich fest, derselbe mag so groß oder so klein sein, als er will. Zuweilen genügt ihnen ein einzelner großer Felsblock; man sieht sie höchstens heute auf dieser, morgen auf jener Seite desselben. Bei gutem Wetter lagern sie sich reihenweis in der faulsten Stellung auf passenden Steinen hin, die Vorderfüße ganz eingezogen, die hinteren weit ausgestreckt, wie Kaninchen es manchmal zu thun pflegen. Einige Wachen bleiben aber auch dann immer ausgestellt.

Es scheint, daß die Klippschliefer ihren größeren Verwandten auch darin ähneln, daß sie keine Kostverächter sind und unglaublich viel verzehren. Ihre Heimat ist an würzigen Gebirgs- und Alpenpflanzen so reich, daß sie wohl niemals Mangel leiden. Ich sah sie wiederholt am Fuße der Felsen weiden und zwar ganz in der Weise, wie Wiederkäuer es zu thun pflegen. Sie beißen die Gräser mit ihren Zähnen ab und bewegen die Kinnladen so, wie die Zweihufer, wenn sie wiederkäuen. Einige frühere Forscher haben geglaubt, daß sie wirklich die eingenommenen Speisen nochmals durchkauten; ich habe aber bei allen denen — bei den ruhenden wenigstens, — welche ich sehr genau beobachten konnte, niemals davon Etwas bemerkt. Wie es scheint, trinken sie gar nicht oder nur sehr wenig. Zwei Orte, in der Nähe des Bogosdorfes Mensa, welche von Klippschliefern bewohnt sind, liegen in einer auf bedeutende Strecken hin vollkommen wasserleeren Ebene, welche die furchtsamen Thiere sicherlich nicht zu überschreiten wagen. Zur Zeit, als ich sie beobachtete, regnete es freilich noch wiederholt, und sie bekamen hierdurch Gelegenheit zum Trinken; allein die Bewohner des Dorfes versicherten mich, daß jene Klippschliefer auch während der Zeit der Dürre ihre Wohnsitze nicht verließen.

Dann gibt es nirgends einen Tropfen Wasser, und höchstens der Nachtthau, mit welchem ja bekanntlich viele Thiere sich begnügen, bleibt noch zur Erfrischung übrig.

Man glaubt, daß die Klippschliefer eine ziemliche Anzahl von Jungen zur Welt bringen, und zwar hauptsächlich, weil das Weibchen sechs Zitzen hat. Ich bezweifle die Richtigkeit dieser Ansicht. Unter den zahlreichen Gesellschaften, welche ich sah, gab es so außerordentlich wenig Junge, daß man hätte annehmen müssen, es befänden sich unter der ganzen Menge nur zwei oder drei fortpflanzungsfähige Weibchen, und Dies war doch entschieden nicht der Fall. Auch habe ich niemals gesehen, daß eine Alte von mehreren Kleinen umringt gewesen wäre. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß jedes Weibchen nur ein Junges wirft, kann aber meine Ansicht freilich nicht anders, als vorstehend begründen. Die Eingeborenen wußten mir gar Nichts zu sagen.

Die Jagd der Klippdachse hat keine Schwierigkeiten, falls man die ängstlichen Geschöpfe nicht bereits und wiederholt verfolgt hat. Es gelingt dem Jäger gewöhnlich, eine der in geeigneter Entfernung sitzenden Wachen herabzudonnern. Nach einigen Schüssen wird die Herde freilich sehr ängstlich; sie flieht dann schon von weitem vor jedem Menschen und zeigt sich nur in den höchsten Spalten des Felsens. Unglaublich groß ist die Lebenszähigkeit der kleinen Gesellen; selbst sehr stark verwundete wissen noch eine Ritze zu erreichen, und dann ist gewöhnlich jedes weitere Nachsuchen vergebens.

Nur in Arabien und am Vorgebirge der guten Hoffnung werden die Klippschliefer gefangen und verwendet; die Abissinier verfolgen sie nie. Auf der Halbinsel des Sinai tiefen die Beduinen eine Grube ab, füttern sie mit Steinplatten gut aus und richten einen steinernen Falldeckel mit Stellpflöcken her. Ein Tamariskenzweig, welcher als Lockspeise dient, hebt, sobald er bewegt, bezüglich angefressen wird, die Stellpflöcke aus; der Deckel schlägt nieder, — und der unschlaue Gebirgsbewohner sitzt in einem Kerker, dessen Wände seinen schwachbekrallten, zum Graben unfähigen Pfoten einen unbesieglichen Widerstand leisten. Auf diese Weise bekam Ehrenberg während seines Aufenthalts im steinigten Arabien sieben Stück lebendig in seine Gewalt. — Die Kaffern fangen, wie Kolbe berichtet, Klippdachse mit den Händen (?). Der Gastfreund jenes alten guten Beobachters besaß einen neunjährigen Sklaven, welcher das Vieh hütete und dabei die Steinberge oft bestieg. Er brachte oft so viel von seinem Lieblingswild nach Hause, daß er es kaum tragen konnte und allgemeine Verwunderung erregte, weil man die zum Fange so behender Geschöpfe nothwendige Geschicklichkeit sich nicht erklären konnte. Später richtete sich der Knabe einen Hund ab, welcher ihm mit fangen half. — Tellereisen vor die Ausgänge mancher besonders beliebten Spalten gelegt, würden wohl auch gute Dienste leisten.

Mehrere Reisende berichten von Gefangenen, welche sie besaßen; einzelne sind auch bereits lebend nach Europa gekommen. Graf Mellin vergleicht einen von ihm gezähmten Klippschliefer mit einem Bären, welcher nicht größer als ein Kaninchen ist. Er nennt ihn ein vollkommen wehrloses Wesen, welches sich weder durch eine schnelle Flucht retten, noch durch seine Zähne oder Klauen vertheidigen kann. Ich stimme dieser Angabe, nach Dem, was ich an verwundeten (angeschossenen) Klippschliefern beobachtete, vollkommen bei; Ehrenberg dagegen versichert, daß der „Wabbr" sehr bissig wäre. Mellins Gefangener biß sich zwar manchmal knurrend mit einem kleinen Schoßhündchen herum, konnte diesem aber Nichts anhaben. Wenn man ihn in den Hof brachte, suchte er gleich einen finsteren Winkel aus, am liebsten einen Haufen Mauersteine, zwischen welchen er einen Schlupfwinkel suchte. Das Fenster war sein Lieblingsaufenthalt, obgleich er hier oft großes Leid auszuhalten hatte; denn, wenn nur eine Krähe oder eine Taube vorbeiflog, gerieth er in Angst und lief eilend seinem Kasten zu, um dort sich zu verstecken. Niemals nagte er an den Sprossen seines Käfigs oder an dem Bande, woran er befestigt worden war. Manchmal sprang er auf die Tische, dort benahm er sich aber so vorsichtig, daß er Nichts umwarf, auch wenn der ganze Tisch voll Geschirr war. Brod, Obst, Kartoffeln, sowohl rohe als gekochte Gemüse fraß er gern; Haselnüsse, welche man ihm aber aufschlagen mußte, schienen eine besondere Leckerei für ihn zu bilden. Stets hielt er sich sehr reinlich. Harn und Losung ließ er immer an demselben Orte und verscharrte beides, wie die Katzen. Wenn man ihm

Sand gab, wälzte er sich in demselben herum, wie die Hühner es zu thun pflegen. Solange man ihn angebunden hielt, war er träge und schläfrig; sobald er aber freigelassen wurde, sprang er den ganzen Tag im Zimmer umher von einem Ort zum anderen, besonders gern auf den warmen Ofen, wo er sich behaglich hinstreckte. Sein Gehör war sehr leise: er konnte sowohl die Stimme, als auch den Gang von Denjenigen unterscheiden, gegen welche er besondere Neigung hatte. Den Ruf seines Herrn beantwortete er mit einem leisen Pfeifen; dann kam er herbei und ließ sich gern in den Schoß nehmen und streicheln.

Die Beduinen des steinigten Arabiens lieben, wie bemerkt, das Fleisch der Klippschliefer im hohen Grade. Gefangene tödten sie sofort, weiden sie, wie die anderweitig mit dem Gewehr erlegten, an Ort und Stelle aus und füllen die Leibeshöhlen mit wohlriechenden Alpenkräutern an, theils um das Fleisch schmackhafter zu machen, theils um es länger vor der Verwesung zu bewahren. Eine sonstige Benutzung des Thieres kennen diese Leute nicht, wohl aber die Kapbewohner, welche auch Anderes vom Klippschliefer zu verwenden wissen. Noch heutigen Tages kommt die immer mit Harn gemischte Losung, welche von den holländischen Ansiedlern „Dassenpiß" oder Dachsharn genannt wird, unter dem Namen Hyraceum in den Handel, und selbst in Europa gibt es noch Aerzte, welche bei gewissen Nervenkrankheiten den „Dachsharn" als Arzneimittel verordnen. Schade nur, daß es auch mit diesem Mittel geht, wie mit vielen anderen, welche aus dem Thierreiche stammen: seine Wirkung beruht eben auf der Einbildung. Für den Fall aber, daß mit dem Hyraceum wirklich ein Geschäft zu machen ist, will ich meinen Lesern mittheilen, daß man auf fast allen Felsen der Bogosländer von jenem Arzneimittel soviel einsammeln kann, als man will. Die Klippschliefer leisten, Dank ihrer gesegneten Freßlust, wirklich Erstaunliches in Erzeugung ihrer Losung. Sie liegt in verhältnißmäßig sehr großen Haufen auf allen Steinen, wo die Thiere sich umhergetrieben haben, und scheffelweise in gewissen Felsenspalten aufgespeichert.

* * *

Die Borstenthiere oder Schweine erscheinen, verglichen mit den schweren, massigen Gestalten ihrer Ordnung, als zierlich gebaute Dickhäuter. Ihr Rumpf ist seitlich zusammengedrückt, die Beine sind schlank und dünn, ihre Zehen paarig gestellt, die mittleren sind die größeren, reichen bis auf den Boden herab und tragen den Körper. Der Kopf ist fast kegelförmig mit vorn abgestumpfter Spitze, der Schwanz dünn, lang und geringelt, das Haarkleid borstig. Die lang gestreckte Schnauze endet in eine Rüsselscheibe, in welcher die Nasenlöcher liegen. Die Ohren sind mäßig groß, gewöhnlich aufrechtstehend, die Augen schief geschlitzt und verhältnißmäßig sehr klein. Beim Weibchen liegen in zwei Reihen zahlreiche Zitzen am Bauche. Das Geripp zeigt zierliche und leichte Formen. 13 bis 14 Wirbel tragen Rippen, 5 bis 6 sind rippenlos, 4 bis 6 bilden das Kreuzbein, 9 bis 20 den Schwanz. Am elften Wirbel sitzt das Zwerchfell. Die Rippen sind schmal und abgerundet. Bei sämmtlichen Schweinen sind alle drei Zahnarten in der oberen und unteren Reihe vorhanden. Die Zahl der Schneidezähne schwankt zwischen 2 und 3; doch fallen im Alter nicht selten diese Zähne aus. Immer sind Eckzähne vorhanden und zwar von sehr bezeichnender Gestalt, weshalb sie auch den Namen „Hauer" erhalten haben. Sie sind dreikantig, stark, gekrümmt und nach oben gebogen, die des Unterkiefers sowohl, als die des oberen, nur sind letztere kleiner, als die unteren. Sie bilden die furchtbarste Waffe des Schweins. Die übrigen Zähne sind einfach zusammengedrückt, gegen die Mahlzähne breit, mit vielen Höckern besetzt; ihre Zahl wechselt. Unter den Muskeln fallen die auf, welche die Lippen bewegen; namentlich die der Oberlippe sind sehr stark und verleihen dem Rüssel Kraft zum Wühlen. Außerdem besitzen die Schweine bedeutend entwickelte Speicheldrüsen, einen rundlichen Magen mit großem Blindsack und einen Darmschlauch, welcher etwa zehn Mal länger ist, als der Leib des Thieres. Unter der Haut bildet sich bei reichlicher Nahrung eine Specklage, deren Dicke bis zu mehreren Zollen ansteigen kann.

Mit Ausnahme von Neuholland bewohnen die Borstenthiere fast alle Länder der übrigen Erdtheile. Große, feuchte, sumpfige Wälder in bergigen oder ebenen Gegenden, Dickichte, Gestrüppe, mit hohem Gras bedeckte, feuchte Flächen und Felder bilden ihre Aufenthaltsorte. Alle lieben die Nähe des Wassers oder mit anderen Worten Sümpfe, Lachen und die Ufer der Flüsse und Seen, wühlen sich hier im Schlamm oder Morast ein Lager aus und liegen in diesen, oft halb im Wasser, während der Zeit ihrer Ruhe. Eine Art sucht auch in großen Löchern unter Baumwurzeln Schutz. Die meisten sind gesellige Thiere; doch erreichen die Rudel, welche sie bilden, selten eine große Stärke. Eine Art soll paarweise leben. Ihre Lebensweise ist eine nächtliche; denn auch an Orten, wo sie keine Gefahr zu befürchten brauchen, beginnen sie erst mit Anbruch der Dämmerung ihr Treiben. Sie sind keineswegs so plump und unbeholfen, als sie erscheinen. Ihre Bewegungen sind verhältnißmäßig leicht, ihr Gang ist ziemlich rasch, ihr Lauf schnell. Im Wasser schwimmen alle vortrefflich, wenn auch nicht mit besonderer Ausdauer; eine Art setzt aber doch über Meeresarme, um von einer Insel zu der anderen zu gelangen. Ihr Galopp ist eine Reihe eigenthümlicher Sätze, von denen jeder mit einem ausdrucksvollen Grunzen begleitet wird. Auch die Sinne der Schweine sind gut ausgebildet, namentlich Geruch und Gehör. Sie wittern und vernehmen ausgezeichnet. Das kleine und blöde Auge dagegen scheint nicht besonders scharf zu sehen, und Geschmack und Gefühl sind auch nicht eben sehr ausgebildet. Alle Arten sind vorsichtig und manche scheu. Sie entfliehen Gefahren, stellen sich aber, sobald sie gedrängt werden, tapfer zur Wehr, und die alten Keuler greifen oft ohne alle Umstände ihre Gegner an. Dabei suchen sie diese umzurennen und mit ihren scharfen Hauern zu verletzen, und sie verstehen diese furchtbare Waffe mit so großem Geschick und so bedeutender Kraft zu gebrauchen, daß sie sehr gefährlich werden können. Alle Keuler vertheidigen ihre Bachen und diese ihre Kinder mit vieler Aufopferung. Ihre geistigen Fähigkeiten sind gering. Sie sind ungelehrig, störrisch und nicht zu höherer Zähmung geeignet, wie überhaupt ihre Eigenschaften nicht eben ansprechend genannt werden dürfen.

Die Stimme der Schweine ist ein sonderbares Grunzen, welches zwar nicht wohllautend genannt werden kann, im ganzen aber doch viel Behäbigkeit und Selbstzufriedenheit oder Gemüthlichkeit ausdrückt. Bei den alten Keulern vernimmt man auch ein tiefes Brummen.

Die Schweine sind Allesfresser in des Wortes vollster Bedeutung. Was nur irgend genießbar ist, erscheint ihnen recht. Nur wenige ernähren sich ausschließlich von Pflanzenstoffen, Wurzeln, Kräutern, Feld- und Baumfrüchten, Zwiebeln, Pilzen rc., die übrigen verzehren nebenbei auch Kerbthiere und deren Larven, Schnecken, Würmer, Lurche, Mäuse, ja selbst Fische, und mit Vergnügen Aas. Das Wasser ist für Alle unentbehrlich. Ihre Gefräßigkeit ist so bekannt, daß darüber Nichts gesagt zu werden braucht; in ihr gehen eigentlich alle übrigen Eigenschaften unter, mit alleiniger Ausnahme der beispiellosen Unreinlichkeit, welche ihnen die Mißachtung des Menschen eingetragen hat.

Die Schweine gehören zu den fruchtbarsten Thieren; denn die Zahl ihrer Jungen schwankt zwischen 1 bis 24. Nur bei den wenigsten Arten wirft die Bache eine kleine Schar von Ferkeln. Diese sind allerliebste, lustige, bewegliche Geschöpfe, welche Jedermann entzücken würden, wenn sie nicht die Unreinlichkeit der Alten vom ersten Tage ihres Lebens an zeigten.

Alle Wildschweine fügen dem gebildeten, ackerbautreibenden Menschen oft großen Schaden zu und vertragen sich nicht mit dem Anbau des Bodens. Sie sind deshalb auch in Europa fast ausgerottet und werden überall aufs eifrigste verfolgt, wo der Mensch zur Herrschaft gelangte. Ihre Jagd gilt als eins der edelsten Vergnügen und hat auch außerordentlich viel Anziehendes, weil es sich hier um Geschöpfe handelt, welche ihr Leben unter Umständen sehr theuer zu verkaufen wissen. Bei den wildlebenden Arten übertrifft der Schaden den Nutzen, welchen sie durch Fleisch und Fell bringen, bei weitem. Die in der Gefangenschaft lebenden Arten aber sind uns fast unentbehrlich geworden und zählen mit Recht zu unseren geschätztesten Hausthieren.

Wenig Geschöpfe lassen sich so leicht zähmen, wie die Schweine, und wenige verwildern so leicht wieder, wie sie. Ein junges Wildschwein gewöhnt sich bald an seinen dumpfen, garstigen Stall, ein junges, zahmes Schwein, welches Freiheit genießt, gleicht schon nach wenigen Jahren ganz den echten wilden, ja es zeichnet sich oft vor diesen durch Muth und Grimmigkeit aus. Der Mensch ist nur in den nördlicheren Gegenden der schlimmste Feind der wildlebenden Schweine. In den Ländern unterhalb der Wendekreise stellen die großen Katzen- und Hundearten den dort wohnenden Arten eifrig nach und richten oft große Verwüstungen unter ihren Herden an. Füchse, kleinere Katzen und Raubvögel wagen sich blos an Frischlinge und immer nur mit großer Vorsicht, weil, wie bemerkt, die Mutter ihre Kinderschar kräftig zu vertheidigen weiß.

Alle Schweine der Erde ähneln sich in ihrem Leibesbau und geistigen Wesen. Die geringen Unterschiede, welche sich bemerken lassen, beruhen auf der größeren Schlankheit oder Plumpheit des Baues und der Bildung der Zähne, namentlich der Hauzähne. Die Naturforscher nehmen viele Sippen an; davon enthält die erste die eigentlichen Schweine (Sus), welche wir, da unser Hausthier zu ihnen gehört, nicht besonders zu kennzeichnen brauchen. Das Wildschwein (Sus Scrofa), der einzige in Europa lebende Dickhäuter, geht zur Freude der Land- und Forstwirthe und zum Kummer der Jäger seinem Untergang entgegen. Früher weit verbreitet, findet er sich gegenwärtig in Europa nur noch an wenigen Orten wild, um so häufiger aber noch in Asien und dem nördlichen Afrika. Sein Verbreitungskreis reicht nach Norden hin nicht über den 55. Grad der Breite hinaus. Das Wildschwein fehlt in allen Ländern, welche nordwärts von den Küsten der Ostsee liegen. Theils ist es dort ausgerottet, theils war es nie vorhanden. Selbst künstliche Versetzungen in nördlichere Gegenden, wie sie der König Friedrich I. in den Jahren 1720 bis 1751 versuchte, haben das Thier nicht verbreitet. In Deutschland kommt es noch sehr einzeln, vielleicht nur noch auf dem Thüringerwald, dem Schwarzwalde und dem Riesengebirge vor, wenn man die Wildparks, wie sich von selbst versteht, ausnimmt. Häufiger findet es sich in Polen, Galizien, Ungarn, im südlichen Rußland, Kroatien, Griechenland und Spanien. In Asien reicht es über alle gemäßigten Landstriche Sibiriens und der großen Tartarei bis zum Himalaya, falls nicht auch das in Indien vorkommende Schwein, wie Viele annehmen, unser eigentliches Wildschwein ist. In Nordafrika ist dieses sehr gemein, namentlich in Marokko, Algerien, Tunis und Egypten.

Das Wildschwein ist ein starkes Thier von fast 6 Fuß Länge, ausschließlich seines Schwanzes, welcher über 10 Zoll lang wird. Die Höhe am Widerrist erreicht 3 Fuß, das Gewicht schwankt zwischen 200 und 500 Pfund. Nach Aufenthalt, Jahreszeit und Nahrung ändern Größe und Gewicht bedeutend ab. Die in sumpfigen Gegenden wohnenden Wildschweine sind regelmäßig größer, als die in trockenen Wäldern lebenden; die auf den Inseln des Mittelmeeres hausenden kommen nie den festländisch n gleich. In seiner Gestalt ähnelt es seinem gezähmten Abkömmling; nur ist der Leib im ganzen kürzer, gedrungener; die Läufe sind stärker, der Kopf ist etwas länger und spitzer. Das Gehör steht mehr aufgerichtet und ist etwas länger und spitzer, auch die Gewehre oder Hauer werden größer und schärfer, als bei dem zahmen Schwein. Die Färbung ist sehr verschieden; doch bezeichnet sie im Allgemeinen der Jägername „Schwarzwild“; denn graue, rostfarbene, weiße und gefleckte Wildschweine sind selten. Die Jungen haben auf grauröthlichem Grunde gelbliche Streifen, welche sich ziemlich gerade von vorn nach hinten ziehen, bereits in den ersten Monaten des Lebens aber sich verlieren. Das Haarkleid besteht aus steifen, langen und spitzen Borsten, welche an der Spitze häufig gespalten sind. Dazwischen mengt sich je nach der Jahreszeit mehr oder weniger kurzes, feines Wollhaar ein. Am Unterhals und dem Hinterbauche sind die Borsten nach vorwärts, an den übrigen Theilen des Körpers nach rückwärts gerichtet. Auf dem Rücken bilden sie eine Art von Kamm oder Mähne. Schwarz oder rußbraun ist ihre gewöhnliche Farbe, die Endspitzen sind aber gelblich, grau und röthlich, und hierdurch wird die allgemeine Färbung etwas lichter. Die Ohren sind schwarzbraun, der Schwanz, der Rüssel und die untere Hälfte der Beine und Klauen schwarz; am Vorder-



Wildschwein.

theil des Gesichts ist das Borstenhaar gewöhnlich gesprenkelt. Die rostfarbenen und weißgefleckten oder halbschwarzen und halbweißen Schweine hält man für Abkömmlinge verwildeter zahmer Schweine, welche in früheren Zeiten ausgesetzt wurden, um diese Wildart zu vermehren.

Der Waidmann nennt unser Thier Sau, das männliche Wildschwein, wenn es erwachsen ist, Schwein, das weibliche Bache. Junge Thiere heißen Frischlinge bis zum zweiten Jahre, später bezeichnet man die Weibchen als zweijährige, starke und grobe Bachen, das Schwein aber als zweijähriger Bacher oder Keuler, dann als dreijähriger Keuler, vom vierten Jahre an als angehendes, vom fünften Jahre als hauendes oder gutes, vom siebenten Jahre an als Haupt- und grobes Schwein. Der Rüssel heißt Gebreche, die Hauzähne nennt man Gewehre, die der Bache Haken; das gewöhnliche Haar Borste, das längere auf dem Rücken Feder, die dicke Haut auf den Schulterblättern Schild, den Schwanz Pürzel oder Federlein. Das Schwein liegt in einem Revier, es gräbt sich in das Lager oder in den Kessel ein; es stellt sich dem Hund, wird von diesem gedeckt oder festgemacht, streitet mit den Hunden, schlägt sie, schlägt sich los (geht durch). Die Bache frischt oder setzt Junge. Die einzelne Sau hat ein Lager, das Rudel einen Kessel. Der durchwühlte Erdboden heißt Gebräche u. s. w.

Feuchte und sumpfige Gegenden bilden unter allen Umständen den Aufenthaltsort des Schweins, gleichviel, ob hier ausgedehnte Waldungen sich finden oder die Gegend blos mit Sumpfgräsern bestanden ist. In Europa wohnt das Thier vorzugsweise in großen Waldungen, in Afrika und Asien dagegen bricht es sich sein Lager mitten im Sumpf oder in großen Feldern. An vielen Orten Egyptens wohnen die Wildschweine jahraus jahrein in Zuckerrohrfeldern, ohne diese einmal zu verlassen. Sie fressen dort gleich die Rohrstengel, suhlen sich in dem Wasser, welches über die Felder geleitet wird und befinden sich im Dickicht so wohl, daß sie durch keine Anstrengungen zu vertreiben sind. Im Delta lagern sie sich auf den feuchten, mit Riedgras bestandenen Stellen und an den unteregyptischen Strandseen in dem Röhricht der ausgedehnten Brüche. In den Wäldern wählen sie sich gewöhnlich die Dickichte, namentlich solche, deren Grund feucht ist. In Indien bewohnen sie undurchdringliche Dickungen dorniger Gewächse, aus denen sie ebenfalls nicht vertrieben werden können. Hier bricht sich das Schwein eine Vertiefung auf, gerade groß genug, um seinen ganzen Leib aufzunehmen. Wenn es sein kann, füttert es dieses Lager mit Mos, trockenem Gras und Laub aus und legt sich hier so bequem als möglich nieder. Das Rudel bereitet sich an ähnlichen Orten den Kessel, pflegt sich aber so in ihm einzuschieben, daß Aller Köpfe nach der Mitte hin gerichtet sind. Der Wärme wegen benutzen die wilden Sauen im Winter gern zusammengerechte Streu- oder Schilfhaufen anstatt der Lager und Kessel, um sich darunter einzuschieben, und der Jäger, welcher solchen Ort besucht, kann dann das sonderbare Schauspiel genießen, daß der ganze Haufen, dem man sich, ohne Etwas zu ahnen, näherte, mit einem Mal beweglich zu werden anfängt und ein ganzes Rudel Sauen aussendet. Das Schwein und jede andere starke Sau sucht sich fast täglich das Lager wieder auf; das Rudel dagegen nimmt seinen Kessel gewöhnlich nur im Winter wieder an, wo alle Sauen ihr Gebreche so viel als möglich schonen. Im Sommer brechen sie sich einen neuen Kessel aus, und gerade hierdurch werden sie oft sehr schädlich.

Alle Wildschweine sind sehr gesellige Thiere. Bis zur Fortpflanzungszeit halten sich immer mehrere Bachen und schwache Keuler zusammen, nur die groben Schweine leben als Murrköpfe für sich. Bei Tage liegen die Rudel still und faul im Kessel; gegen Abend erheben sie sich, um nach Fraß auszugehen. Zuerst gehen sie, wie der Waidmann sagt, im Holz und auf den Wiesen ins Gebräche, d. h. stoßen brechend den Boden auf oder laufen einer Suhle zu, in welcher sie sich ein halbes Stündchen wälzen. Diese Abkühlung scheint ihnen unentbehrlich zu sein, denn sie laufen oft meilenweit nach dem Bade. Erst wenn Alles ruhig wird, nehmen sie die Felder an und wo sie sich festgesetzt haben, lassen sie sich nicht so leicht vertreiben. Wenn das Getreide Körner bekommt, hält es sehr schwer, sie aus dem Felde zu scheuchen. Und dabei fressen die Sauen weit weniger, als sie sonst durch beständiges Sichherumdrehen verwüsten. Sie machen oft genug große Flächen vollkommen der

Erde gleich. Im Wald und auf den Wiesen sucht das Schwarzwild Erdmast, Trüffeln, Kerbthierlarven, Gewürm oder im Herbst und im Winter abgefallene Eicheln, Bücheln, Haselnüsse, Kastanien, Kartoffeln, Rüben und alle Hülsenfrüchte. Es frißt überhaupt, mit Ausnahme der Gerste auf dem Halme, alles Mögliche, sogar gestorbenes Vieh, gefallenes Wild und Leichen an, auch solche von seines Gleichen, niemals aber greift es in räuberischer Absicht lebende Thiere der beiden höchsten Klassen an.

In seinen Eigenschaften ähnelt das Hausschwein in vieler Hinsicht noch seinem Vetter, und man kann deshalb leicht von jenem auf dieses schließen. Selbstverständlich ist das Wildschwein ein viel vollendeteres und muthigeres Geschöpf, als unser durch die Knechtschaft verdorbenes Stallthier. Alle Bewegungen des Wildschweins sind rasch und ungestüm, wenn auch etwas plump und ungeschickt. Der Lauf ist ziemlich rasch und richtet sich am liebsten geradeaus; namentlich der Keuler liebt es nicht, scharfe Wendungen auszuführen. Bewunderungswürdig ist die Art und Weise, wie die Wildschweine ein geradezu undurchdringlich scheinendes Dickicht durchbrechen. Ihr spitzer Kopf und der schmale Leib scheint ganz dazu zu passen, sich mit Gewalt durch die Dickung, welche anderen Geschöpfen geradezu undurchdringlich ist, einen Weg zu bahnen. Das schmale Gebreche schiebt sich hinein, der Leib muß dann folgen, und so geht's weiter mit Blitzesschnelle. In den Rohrwaldungen der egyptischen Strandseen oder in den Zuckerrohrfeldern Mittelegyptens habe ich die Wildschweine oft dahin wandeln sehen. Sie trollten mit derselben Geschwindigkeit durch die dichtesten Stellen, als wenn sie auf dem schönsten geebneten Pfade dahingehen sollten. Auch im Sumpf und im See selbst verstehen sie sich vortrefflich zu bewegen. Sie schwimmen ausgezeichnet selbst über sehr breite Wasserflächen; ja — von unserem Hausschwein wenigstens hat man Dies beobachtet — sie setzen unter Umständen noch von einer Insel im Meere zur anderen über. Bei dem Schwimmen kommt dem Schwein sein Leibesbau ebenfalls gut zu statten. Der fischähnliche Leib mit dem vielen Fett hält sich ohne weiteres im Wasser schwebend, und so genügt eine geringe Bewegung der immerhin noch hinlänglich breiten Schalen, um das Thier rasch vorwärts zu treiben. Man hat beobachtet, daß Schweine eine deutsche Meile weit mit Leichtigkeit schwimmen.

Alle Wildschweine sind vorsichtig und aufmerksam, obwohl nicht gerade scheu, weil sie auf ihre eigene Kraft und ihre furchtbare Waffe vertrauen können. Sie vernehmen und wittern sehr scharf, äugen aber sehr schlecht, wie man bei der Jagd vielfach zu bemerken Gelegenheit hatte. Keine andere Wildart kommt auf den anstehenden Jäger, wenn er sich halbwegs ruhig verhält und unter dem Winde steht, so weit heran, als das Wildschwein; und keinem anderen größeren Thiere kann man sich, wenn es ruht, so weit nähern. In Egypten ist es mehrere Mal vorgekommen, daß ich beim Beschleichen von Sumpf- und Wasservögeln bis auf fünf Schritte an Wildschweine kam, welche dann erst meine Ankunft zu bemerken schienen, freilich zu ihrer Rettung zu spät; denn dort, wo es freie Jagd gibt, kann es wohl kein Jäger über's Herz bringen, einen schönen, starken Eber vor sich laufen oder liegen zu sehen, ohne die sichere Büchse an ihm zu proben. Der Geschmack unseres Thieres kann nicht schlecht genannt werden: denn wenn das Schwein viel Fraß hat, gibt es immer dem besten den Vorzug. Empfindung ist ihm auch nicht abzusprechen. Sein geistiges Wesen ist übrigens nicht so stumpf, als man gewöhnlich annimmt. Es zeigt immerhin einen gewissen Grad von Verstand. Im Ganzen ist es sehr gutmüthig. Ungereizt thut selbst das stärkste Schwein keinem Menschen Etwas zu Leide; nur dem Hunde, seinem bittersten Feinde, widersetzt es sich und versucht, ihm gefährlich zu werden. Aber alle Sauen und namentlich die groben Schweine vertragen keine Beleidigung, nicht einmal eine Neckerei. Wenn der Mensch seinen Gang ruhig fortsetzt, bekümmert sich das Wildschwein gar nicht um ihn oder entfernt sich flüchtig: reizt man das Thier aber, so nimmt es auch den bewaffneten Mann ohne weiteres an, und in der Wuth geht es wie blind auf seinen Feind los. Dietrich aus dem Winckell erzählt, daß er als unerfahrner Jüngling einem Schweine, welches sonst ein ganz gemüthlicher Bursch war, im Vorbeireiten mit seiner Peitsche Eins versetzte, dann aber reiten mußte, was er konnte, um ihm zu entkommen. „Vor verwundeten Sauen," sagt

er, „hat selbst der Jäger Ursache, auf seiner Hut zu sein. Unglaublich schnell kommt das Schwein gefahren, wenn es einen Menschen oder ein Thier annimmt. Mit seinem Gewehre versetzt es kräftige, gefährliche Schläge; aber selten hält es sich auf, und noch weniger kehrt es sich wieder um. Verliert man in solchen Fällen die Besinnung nicht, läßt man das Schwein ganz nahe heran und springt dann hinter einen Baum oder, wenn Dies nicht möglich ist, nur auf die Seite: so fährt es, weil es nicht gewandt ist, vorbei. Wer aber zu diesen Rettungsmitteln weder Zeit und Gelegenheit hat, Dem bleibt noch das auf die Erdewerfen übrig; denn der kämpfende Keuler kann immer nur nach oben, nie nach unten schlagen."

Die Bache wird nie so leicht zornig, als das Schwein, gibt diesem aber an Muth wenig nach. Zwar kann sie mit ihren Haken durch Schläge keine argen Verwundungen beibringen, sie wird aber, wenn sie einen Menschen annimmt, deshalb gefährlicher noch, als das Schwein, weil sie bei dem Gegenstand ihrer Wuth stehen bleibt, mit den Läufen auf ihm herum tritt und beißend ganze Stücken Fleisch losreißt. Hier ist dann das Niederwerfen ein sehr falsches Rettungsmittel, und dem Jäger bleibt, wenn er kein Schießgewehr hat, nur noch sein Hirschfänger übrig, auf welchen er, insofern er Kraft und Geschicklichkeit genug besitzt, die Bache auflaufen lassen muß. Selbst schwächere Sauen, ja sogar jährliche Frischlinge nehmen, wenn sie sehr in die Enge getrieben werden, zuweilen den Menschen an, ohne ihm jedoch Schaden zufügen zu können.

Wenn man die Gewehre eines hauenden oder groben Schweins betrachtet, begreift man, daß diese Waffen furchterregend sein können. Bei allen Schweinen zeichnen sich die Keuler durch ihre Gewehre vor den Bachen aus. Schon im zweiten Jahre erheben sich die Hauer aus dem Ober- und Unterkiefer, immer nach oben strebend. Beim dreijährigen Keuler verlängert sich das Untergewehr um Vieles mehr als das obere; es wächst schräg aufwärts und krümmt sich nach oben. Das obere krümmt sich gleich von dem Kiefer ab nach aufwärts, ist aber kaum halb so lang als jenes. Beide Hauzähne sind ganz weiß und glänzend, auch äußerst scharf und spitzig, und mit zunehmendem Alter werden sie durch beständiges Gegeneinanderreiben immer schärfer und spitzer. Je älter das Schwein wird, desto stärker krümmen sich bei immer zunehmender Länge und Stärke beide Gewehre. Beim Hauptschwein biegt sich das untere fast über dem Gebreche zusammen; dann bleibt ihm nur das weiter nach außen und aufwärtsstehende Obergewehr zum Streiten übrig. Die Schläge, welche das Thier mit diesen scharfen Zähnen ausführt, sind im höchsten Grade gefährlich und können tödtlich werden, wenn sie einen edleren Theil des Körpers treffen. Das anrennende Schwein setzt mit viel Geschick sein Gewehr unten in die Beine oder den Leib seines Feindes ein und reißt mit einem raschen Auf- und Zurückwerfen des Kopfes lange Wunden, welche tief genug sind, um an den Schenkeln eines Mannes durch alle Muskellagen bis auf den Knochen zu reichen oder alle Bauchdecken zu durchschneiden und die Eingeweide zu zerreißen. Letzteres geschieht gewöhnlich den angreifenden Hunden. Starke Keuler springen auch an größeren Thieren in die Höhe und versetzen diesen furchtbare Schläge. So reißen sie den Pferden die Brust und den Bauch auf. Alte Hauptschweine sind wegen ihrer stark nach innen gekrümmten unteren Gewehre weniger gefährlich, als sechs- und siebenjährige Hauptschweine.

Bei Gefahr leisten sich die Wildschweine gegenseitig Hilfe, und namentlich junge werden mit sehr viel Muth von den älteren vertheidigt. Bachen, welche noch kleine Frischlinge haben, gehören zu den gefährlichsten aller Thiere und lassen in der Verfolgung eines Kindesräubers nicht ab, bis dieser überwunden ist oder ihnen wenigstens ihre Jungen zurückgegeben hat.

Die Stimme des Wildschweins ähnelt der unseres zahmen Schweines in jeder Hinsicht. Bei ruhigem Gange vernimmt man das bekannte Grunzen, welches einen gewissen Grad von Gemüthlichkeit ausdrückt; im Schmerz hört man von Frischlingen und jährigen Keulern oder von den Bachen ein lautes Kreischen oder „Klagen", wie der Jäger sagt. Das Schwein dagegen gibt selbst bei den schmerzlichsten Verwundungen nicht einen Laut von sich. Seine Stimme ist viel tiefer, als die der Bachen und

artet zuweilen in ein grollendes Brummen aus. Dies vernahm ich namentlich, wenn Hauptschweine zum Fraße gingen und in der Nähe unserer Versteckplätze Gefahr witterten.

Gegen Ende Novembers beginnt die Brunstzeit der Wildschweine. Sie währt etwa vier bis fünf, vielleicht auch sechs Wochen. Wenn Bachen, wie es zuweilen vorkommt, zweimal in einem Jahre brunsten und frischen, sind es wahrscheinlich solche, die von zahmen Schweinen abstammen und in irgend einem Forste ausgesetzt wurden; eigentlich wilde brunsten nur ein Mal im Jahre. Der Frischling ist mit einem Alter von 18 bis 19 Monaten zur Fortpflanzung geeignet, und der weibliche brunstet auch in dieser Zeit zum ersten Male; der männliche aber kommt nicht dazu, weil die groben Schweine ihn abschlagen. Sobald die Brunstzeit herannaht, nähern sich die bisher einsiedlerisch lebenden Hauptschweine dem Rudel, vertreiben die Keuler und laufen nun mit den Bachen umher, bis sie ihr Ziel erreicht haben. Unter Gleichstarken kommt es zu heftigen und langdauernden Kämpfen. Die Schläge, welche sich die wackeren Streiter beibringen, sind aber selten tödtlich, weil sie fast alle auf die Gewehre und undurchdringlichen Schilder fallen. Bei Kämpen von gleicher Stärke bleibt natürlich der Erfolg des Streites unentschieden, und sie dulden sich dann zuletzt neben einander, obgleich selbstverständlich mit dem größten Widerstreben. „Verlassen und traurig," sagt Dietrich aus dem Winckell, „müssen während der Brunstzeit die Vertriebenen, zu geringzähligen, nur aus ihres Gleichen bestehenden Rudeln vereinigt, mit einander umherschweifen und wohl oder übel ihre Liebesbegierde unterdrücken, bis jene Alleinherrscher gesättigt und entnervt, ihnen freiwillig das Feld räumen und in die Einsamkeit zurückziehen. Doch bleibt auch noch diesem oder jenem Rüstigen unter der männlichen Jugend ein Blümchen zu pflücken übrig, welches ihnen das vorher Entbehrte schadlos hält." Sonderbar sind die Liebkosungen, welche die brünstigen Keuler und Schweine der Bache zukommen lassen. Sie stoßen diese nämlich unaufhörlich an alle Theile des Leibes mit ihrem Gebreche und oft in recht unzarter Weise. Allein die keineswegs spröden Schönen verstehen den Werth solcher Liebkosungen gehörig zu schätzen und nehmen sie sehr gut auf. Selbst während des Beschlags, welcher eben höchst schwerfällig vor sich geht, erhält, wie unser eben genannter Gewährsmann sagt, die Geliebte noch sonderbare Beweise der Zärtlichkeit; denn vor lauter Entzücken beißt sie der Liebhaber so kräftig in den Hals, daß entweder ein großer Theil von Gefühllosigkeit oder ein Uebermaß von wonnevollen Gefühlen auf ihrer Seite dazu gehört, so Etwas ohne irgend ein Zeichen des Unbehagens zu ertragen. Achtzehn bis zwanzig Wochen nach der Brunst setzt die schwächere Bache 4 bis 6, die stärkere 11 bis 12 Frischlinge. Sie hat sich vorher im einsamen Dickicht ein mit Mos, Nadeln oder Laub ausgefüttertes Lager bereitet und hält die von ihr zärtlich geliebten Kinderchen die ersten vierzehn Tage sorgsam versteckt in diesem Lager, verläßt sie auch nur selten und blos auf kurze Zeit, um sich Fraß zu suchen. Dann führt sie das kleine Rudel aus, bricht ihnen vor, und die netten, munteren Thierchen wissen schon recht hübsch ihr Gebreche anzuwenden. Oft finden sich mehrere Bachen mit ihren Frischlingen zusammen und führen dann die junge Gesellschaft gemeinsam an. Dann kommt es auch vor, daß, wenn eine Bache zufällig ihr Leben verliert, die anderen die Führung der Verwaisten annehmen.

Ein Rudel dieser jungen, schön gezeichneten Thiere bietet einen ungemein erfreulichen Anblick. Die noch kleinen Frischlinge sind allerliebste Geschöpfe. Ihr Kleid steht ihnen vortrefflich, und die Munterkeit und Beweglichkeit der Jugend bilden einen vollendeten Gegensatz zu der Trägheit und Langweiligkeit des Alters. Ernsthaft gehen die Bachen ihren Frischlingen voran, und diese trollen und laufen, quieken und grunzen hinter jenen drein, ohne Unterlaß sich zerstreuend und wieder sammelnd, hier ein wenig verweilend und brechend, einen plumpen Scherz versuchend und dann sich wieder sammelnd und nach der Alten hindrängend, sie umlagernd und zum Stillstehen zwingend, das Gesäuge sich erbittend und dann wieder lustig weiter trollend: so geht es während der ganzen Nacht fort, und bei Tage kann es die unruhige Gesellschaft im Kessel auch kaum aushalten und dreht und bewegt sich dort ohne Ende. „Nichts übersteigt den Muth und die Unerschrockenheit," sagt Winckell, „womit eine rechte oder eine Pflegemutter ihre Familie im Nothfalle ver-

theidigt. Beim ersten Ausbruch des klagenden Lautes eines Frischlings eilt die Bache pfeilschnell heran. Keine Gefahr scheuend, geht sie blind auf jeden Feind los, und wäre es auch ein Mensch, der ihr ein Kind rauben wollte. Ein Mann, welcher einst beim Spazierenreiten ganz junge Frischlinge fand, wollte einen davon mit nach Hause nehmen. Kaum begann dieser, den er aufheben und aufs Pferd bringen wollte, zu klagen, als die Bache heranstürzte, ihn, so sehr er sich auch zu entfernen eilte, unaufhörlich verfolgte, wüthend am Pferde in die Höhe sprang und mit offenem Gebrech ihm nach den Füßen fuhr. Endlich warf er den Frischling herunter. Behutsam nahm die zärtliche Alte ihr gerettetes Kind ins Gebreche und trug es zur übrigen Familie zurück."

Das Lebensalter, welches die Wildschweine erreichen, schätzt man auf 20 bis 30 Jahre. Ein zahmes Schwein wird niemals so alt; denn der Mangel an Freiheit und an zusagendem Fraße verkürzen ihm sein Leben auffallend. Die Wildschweine sind auch nur wenigen Krankheiten ausgesetzt. Blos außerordentlich strenge Kälte mit tiefem Schnee, welcher ihnen das Brechen und das Auffinden der Nahrung unmöglich macht oder, wenn er eine Rinde hat, auch die Haut an den Läufen verletzt, werden Ursache, daß in nahrungsarmen Gegenden manchmal viele von ihnen fallen. Der Wolf und der Luchs, auch wohl der schlaue Fuchs, welcher wenigstens einen kleinen Frischling wegzufangen wagt, sind bei uns zu Lande die Hauptfeinde des Wildschweins. In den südlicheren Gegenden stellen auch die größeren Katzen mit Eifer dem fetten Wildpret nach. Der größte Feind des Thieres ist aber wiederum der Mensch; denn die Jagd des Wildschweins hat seit allen Zeiten als ein ritterliches, hoch geachtetes Vergnügen gegolten, und jeder echte Jäger setzt noch heutzutage gern sein Leben ein, wenn es gilt, einem Wildschweine in der uralten Jagdweise gegenüberzutreten. Gegenwärtig ist die Jagd bei uns freilich mehr zu einer Spielerei geworden, als zu einem Kampfe mit den wüthenden und gefährlichen Keulern oder Ebern; denn die hohen Herren, welche jetzt die Jagd betreiben, dürfen das ihren Unterthanen so theure Leben selbstverständlich nicht leichtsinnig auf das Spiel setzen. Sie sichern sich deshalb soviel als möglich, schießen von der Kanzel herab auf die ihnen zugetriebenen Keuler und überlassen etwaige Gefahren allergnädigst den Jägern und Treibern. Von ritterlichen Kämpfen zwischen den Jägern und ihrem Wild ist bei der jetzigen Jagdweise keine Rede mehr. Höchstens einer oder der andere von den Hunden, welcher verwundet wird, oder ein unbedeutender Bauer und Jagdgehilfe büßt noch sein Leben dabei ein. Zu alten Zeiten war es freilich anders, zumal damals, wo noch die Armbrust und die „Schweinsfeder" oder das Fangeisen die gebräuchlichen Jagdwaffen waren. Die Schweinsfedern, ein Spieß mit breiter, zweischneidiger Stahlspitze und drei Zoll langen Haken am Ende des zwölf- bis vierzehnzölligen Eisens, wurden benutzt, um das zornige Wildschwein beim Anrennen auf den Jäger abzufangen. Man stellte sich dem Schweine entgegen, indem man mit der rechten Hand das Ende des hölzernen Stiels fest an den Leib andrückte, mit der linken aber dem Eisen die Richtung zu geben versuchte. Sobald nun das blindwüthende Thier heranschoß, richtete man das Eisen so, daß die Spitze ihm auf den Unterhals oberhalb des Brustbeins zu stehen kam, und der Stoß des anrennenden Schweins war dann auch regelmäßig so heftig, daß die ganze Spitze bis zu den Haken, welche das weitere Eindringen verhüteten, dem Wildschweine in die Brust fuhr, bei richtigem Gebrauch der Waffe ihm das Herz durchbohrend. Schwächere Sauen ließ man nur auf den Hirschfänger anlaufen. Man setzte diesen, das Heft mit der rechten Hand gefaßt, über dem rechten, etwas gebogenen Knie an, wobei man den Körper auf den linken, hinterwärts angesetzten Fuß stützte. Um die Sauen zu reizen, rief man ihnen die Worte „Huß Sau!" zu, und augenblicklich rannten sie dann blind auf den mörderischen Stahl ein.

Es versteht sich von selbst, daß diese Jagdart ebensoviel Muth als Geschick erforderte, wenn es dem Jäger nicht schlimm ergehen sollte; und eben aus diesem Grunde ist sie jetzt bei uns abgekommen. In allen südlicheren Ländern aber wird sie noch vielfach angewandt, wenn auch mit einigen Abänderungen. Die Beduinen der Sahara und die indischen Jäger betreiben ihre Jagd zu Pferde und stoßen dem anrennenden Schweine von oben herab scharfe Lanzen durch den Leib.

Nach falschen Stößen suchen sie, Dank ihrer Geschicklichkeit im Reiten, vor dem wüthend auf sie eindringenden Feinde das Weite, kehren aber augenblicklich um, verfolgen das Wild ihrerseits wieder und bringen ihm neue Stöße bei, bis es erliegt. In Egypten zogen wir mit Büchse und Hirschfänger bewaffnet zur Wildschweinjagd aus. In den Zuckerrohrfeldern war an eine Jagd gar nicht zu denken; denn keine Macht der Erde hätte, ohne das ganze Feld zu zerstören, die hier so wohl geborgenen Wildschweine austreiben mögen. Wir suchten sie daher an günstigeren Orten auf und konnten, bei der Häufigkeit der Thiere, einer lohnenden Jagd gewiß sein. Ich selbst erlegte in einem Nachmittage ohne Treiber auf einfachen Bürschgängen durch das Röhricht fünf Sauen, darunter zwei grobe Schweine, und ein anderes Mal bei einem Treiben über mit Riedgras bedeckte Ebene im Delta deren drei. Da hieß es freilich richtig zielen; denn die Verwundeten nahmen uns sofort mit rasender Wuth an, und es waren Schweine, stark genug, um uns im schlimmen Falle die Jagd hart büßen zu lassen. Gleichwohl kam es niemals zum Gebrauch des Hirschfängers. Die Schweine standen gewöhnlich so nahe vor uns auf, daß ein Fehlschuß kaum möglich war und nur bei einem einzigen Hauptschwein welches einer meiner Gefährten nur leicht verwundet hatte, würde die Sache bedenklich geworden sein, wenn ich dem Thiere nicht noch hart vor dem Anrennen meines Gefährten eine Kugel auf die rechte Stelle gesetzt hätte.

Gegen die Hunde vertheidigt sich das Wildschwein mit rasender Wuth. Man brauchte in früheren Zeiten zur Saujagd die sogenannten Saufinder und Hetzhunde, muthige, starke und flüchtige Thiere, welche in halbwildem Zustand gehalten und nur auf Schwarzwild gebraucht wurden. Die Saufinder mußten das Wild suchen, die Hatzhunde deckten es. Ehe es zum Packen kam, d. h. ehe die Hunde sich am Gehör ihrer Feinde festbissen, wurde gar manchem Hunde der Leib aufgerissen oder er wenigstens derb geschlagen. Auf beiden Seiten wehrte man sich mit gleicher Tapferkeit, und wenn acht bis neun der starken und muthigen Hunde über das Schwein herfielen, mußte es sich doch ergeben. Das von den Hunden angegriffene Schwein suchte sich klugerweise den Rücken zu decken und setzte sich zu diesem Zwecke gewöhnlich an einen Baumstamm oder ins Gebüsch, nach vorn hin wüthend um sich hauend. Die ersten Hunde waren am schlimmsten dran. Hatte aber einmal einer dieser herrlichen Jagdgehilfen sich am Schweine festgebissen, so war er nicht wieder loszubringen: er hätte sich eher Hunderte von Schritten weit schleifen lassen. So wurde das Wildschwein festgehalten, bis der Jäger herbeikam, um es abzufangen.

Das Fleisch des Schwarzwildes wird mit Recht sehr geschätzt. Es hat neben dem Geschmack des Schweinefleisches den des echten Wildprets. Namentlich Frischlinge sind ausgezeichnet. Der Kopf und die Keulen gelten für besondere Leckerbissen. Auch die Würste, welche man aus Wildschweinfleisch bereitet, sind vortrefflich. An den egyptischen Seen, wo die Schweine in gewaltigen Rudeln hausen, beschäftigten sich manchmal europäische Fleischer monatelang mit der Jagd des von den Mahammedanern mißachteten, „unreinen“ Wildes, und bereiteten aus dem Fleisch der erlegten Thiere blos Würste, welche sie dann mit sehr gutem Gewinn verkauften. Während der Brunstzeit ist das Fleisch des Keulers ungenießbar. Auch die Haut wird verwendet, und die Borsten sind sehr gesucht. Aber so groß auch der Nutzen sein mag: den Schaden, welchen das Thier anrichtet, kann er niemals aufwiegen.

Mit unserem Wildschweine nahe verwandt ist das weißbärtige oder japanische Schwein (Sus leucomastix). Es unterscheidet sich hauptsächlich durch die Größe, nicht aber auch durch Gestalt und Farbe. Wahrscheinlich ist es der Stammvater der kleinen, zahmen Rasse, welche wir unter dem Namen chinesisches Schwein kennen. Auch das indische Schwein (Sus cristatus), das Papuschwein (Sus papuensis), zwei afrikanische Schweine: das Buschschwein (Potamochoerus africanus) und das pinselohrige Schwein (Choeropotamus penicillatus) gelten als Stammväter der Hausschweine, und deshalb will ich ihrer wenigstens flüchtig gedenken.

Das weißbärtige Schwein hat kurzen Rumpf, verlängerten Kopf und kleine, stark behaarte Ohren. Seine Färbung ist dunkelbraun, unten weißlich. Vom Mundwinkel an läuft ein lichter Streifen über die Wangen.

Das indische Schwein ist kleiner, als das unsrige, und am ganzen Körper spärlich mit Borsten besetzt. Der Hinterbauch und ein großer Fleck hinter den Ohren sind fast nackt. An der unteren Hälfte der Wangen bilden die Haare einen Bart, auf der Stirn und dem Ende des Rückens eine Art liegender Mähne. Die meisten Borsten sind schwarz mit gelblichbraunen Spitzen. Hierdurch entsteht eine lichtgelblichbraune, schwarzgesprenkelte Färbung. Die Füße und die Schnauze sind mehr lichtbräunlich, die Haare am Bauche schmuzigweißlich.

Das Papuschwein besitzt die zierlichste Gestalt von allen bisjetzt bekannten echten Schweinen und steht diesen auch in der Größe weit nach. Es wird 3 Fuß lang und 18 bis 20 Zoll hoch. Die Füße sind niedrig, die Haut ist braun, hinter den Ohren runzelig, auf den Wangen und am Bauche fast nackt. Das Haar ist dünn und auch nicht dicht gestellt; die schwärzliche Schnauze und



Das pinselohrige Schwein (Sus-Choeropotamus-penicillatus).

den Unterkiefer bedeckt es noch am dichtesten. Die Oberseite ist schwarz und röthlich, die Glieder sind dunkler braun, Wangen, Kehle und Bauch aber weiß, die Augen werden von schwärzlichen Riefen umgeben. Junge sind dunkelbraun, zwei bis fünf Mal ihrer Länge nach lichtbraun gestreift. Dem Keuler fehlen die großen Hauer.

Dies wären die asiatischen Stammeltern der Schweine, welche man bisjetzt in ihrer Heimat in wildem Zustande, wie als Hausthiere angetroffen hat. Hierzu kommen nun noch zwei in Afrika lebende Arten: das pinselohrige Schwein und das Buschschwein, beide noch wenig bekannte Thiere aus dem Westen und Süden des gedachten Erdtheils.

Ersteres (Sus-Choeropotamus-penicillatus) ist ein sehr schönes Thier von etwas geringerer Größe, als das Wildschwein, mit gleichmäßig feiner Behaarung auf der Oberseite und langen, fast zottigen Haaren längs der Seiten und am Bauche, mit fast nackten Beinen und Gesicht, aber einem hübschen Bart zu beiden Seiten der Wangen und Pinsel an den Ohren und am Schwanze. Die Hauptfärbung des Thieres ist ein schönes, dunkles Rothgelb auf dem Oberkörper; das Gesicht

mit Ausnahme des Bartes, die Beine und der Schwanz sind dunkelgrauschwarz. Ein Streifen, welcher über das Kreuz läuft, und die Ohrpinsel sind weiß, die Ringe um die Augen gelblich.

Das Buschschwein (Sus-Potamochoerus-africanus) ist am ganzen Leibe mit fast gleichmäßig langen Borsten behaart; nur auf dem Nacken bildet sich eine liegende Mähne und an den Wangen ein ziemlich starker Bart. Die Färbung des Leibes ist ein röthliches Graubraun; das Gesicht ist fahlgrau, der Bart und die Mähne sind weißlichgrau. Schwarze Ringe umgeben die Augen, und ein schwarzer Streif läuft über die Wangen. Ohren und Beine sind dunkelbraunschwarz.

Einige Forscher wollten diese Schweine blos als Abart von den vorigen gelten lassen; seitdem jedoch beide Arten lebend im englischen Thiergarten sich befinden, hat diese Ansicht ihre Stichhaltigkeit verloren.

Alle diese Schweine leben wild unter ähnlichen Verhältnissen, wie unser Wildschwein, und lassen sich sehr leicht zähmen, sind auch jedenfalls seit den ältesten Zeiten als Hausthiere gehalten worden. So unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß sie einen wesentlichen Einfluß mit auf die Rassenbildung der zahmen Schweine ausgeübt haben. Bisjetzt ist es noch gar nicht möglich gewesen, alle die verschiedenen Rassen kennen zu lernen; denn die Schweine sind von jeher am wenigsten beachtet worden. Wir wollen deshalb auch blos die allerwichtigsten Spielarten des nützlichen Hausthieres hier anführen.

Von unserem Wildschweine stammen wahrscheinlich die größte Menge der Rassen ab, welche wir hier in Europa haben. Nach Fitzinger lassen sich alle diese Spielarten auf zwei Hauptabtheilungen zurückführen: auf das krause und das großohrige Hausschwein nämlich. Von ersterem sollen die im Süden Europas, von letzterem die im Norden verbreiteten Rassen abstammen. Da unterscheidet man nun das mongolitzer oder türkische, das ungarische, sirmische, polnische, Zwerg- und spanische Hausschwein einerseits, das mährische, deutsche, langborstige, baierische, jütländische, französische und englische Schwein andererseits. Alle diese Rassen aber zerfallen wieder in eine Menge von Unterrassen. Besonders wichtig sind die ungarischen und polnischen Schweine, das deutsche Hausschwein und das englische, welches letztere oft das ungeheure Gewicht von 1000 bis 1200 Pfund erreicht und zuweilen bis neunzehn Junge wirft. Die Engländer sind, wie bekannt, vortreffliche Viehzüchter, und haben auch der Schweinezucht von jeher größere Theilnahme gewidmet, als wir Deutschen. Deshalb unterscheidet man gerade in England die meisten Spielarten der Schweine, und zieht dort Thiere, welche auf den ersten Blick hin kaum noch Aehnlichkeit mit dem eigentlichen Schweine zeigen, so eigenthümlich verdickt und verunstaltet sich ihr Leib.

Von dem weißbärtigen Schweine soll das chinesische Hausschwein abstammen, welches in der Neuzeit viel mit den anderen Rassen gekreuzt worden ist und zur Erzeugung einer Menge von Spielarten beigetragen hat. Die angenommene Stammart lebt wild in den Wäldern von Japan und unterscheidet sich von unserem Wildschweine durch die viel geringere Größe, die kürzeren Läufe und die kleinen, kurzen Ohren, die andere Kopfbildung und die Färbung. Das eigentliche chinesische Schwein ist ein zwergartiges Thierchen, welches sehr zur Fettbildung geneigt und im hohen Grade fruchtbar ist. In China wird die Zucht im großartigen Maßstabe betrieben, und die Züchter halten dort namentlich darauf, daß die Mastschweine sich so wenig als möglich bewegen, weshalb sie bei einer Ortsveränderung ihre lieben Thierchen in einer Art von Säufte wegtragen. Europäer erklären das Fleisch der in China geschlachteten chinesischen Schweine für ungenießbar. Nur wenn es nach Art der Chinesen in lange Streifen zerschnitten und in der Sonne getrocknet worden ist, soll es uns zusagen. Das portugiesische Hausschwein soll auch von derselben Stammart herrühren.

Als Abkömmling des indischen Schweins betrachtet man das in Siam lebende Hausschwein, welches über das ganze südliche Asien und die Inseln der Südsee verbreitet ist und auf den Gesellschafts- und Freundschaftsinseln schon seit undenklichen Zeiten gezogen worden ist; denn die Europäer fanden bei der Entdeckung jener Eilande bereits Massen von Schweinen im Besitz der dortigen Einwohner. Später führte man sie nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, nach Guinea und

Südamerika, und in der Neuzeit sind sie auch nach Europa gekommen und mit anderen Hausschweinen gekreuzt worden. Das Fleisch soll sehr zart, saftig und wohlschmeckend sein, der Speck sich durch große Festigkeit auszeichnen. Fitzinger nimmt an, daß das sardinische Hausschwein ein Erzeugniß solcher in Europa versuchten Kreuzungen ist.

Das Papuhausschwein stammt sicher von dem auf denselben Inseln wildlebenden Papuschwein her. Noch heutzutage fangen die Einwohner Neuguineas viele junge Wildschweine ein, um sie groß zu füttern und später zu schlachten. An die Zähmung des Thieres denken sie dabei nicht, und deshalb beharrt es auch in einem wildlebenden Zustande.

Die afrikanischen Schweine sind bisjetzt nur von wenigen Völkerschaften gezüchtet worden. Der Islám verbietet bekanntlich den Genuß des Schweinefleisches. Daher finden sich zahme Schweine nur bei den heidnischen Völkerschaften und bei den wenigen Europäern, welche Afrika bewohnen. Erst in der Neuzeit sind die Busch- und pinselohrigen Schweine nach Europa gekommen und zur Zucht und Kreuzung mit anderen Schweinen verwendet worden.

Die in Amerika lebenden Hausschweine fallen mit verschiedenen Rassen der übrigen Welttheile zusammen, weil sie sämmtlich eingeführte Thiere sind. Hier und da gibt es auch wieder verwilderte Schweine, wie sich bei der Art und Weise der Behandlung der Thiere leicht erklären läßt. Wahrscheinlich wird die Schweinezucht nirgends in so großartigem Maßstabe betrieben, als in Nordamerika, namentlich in der Gegend von Cincinnati, wo sehr viele Landleute ihren Erwerb vorzüglich in der Schweinemast suchen. Im Frühjahr treiben sie ihre Herden in die Wälder oder auf Felder, welche eigens für die Schweine mit Kohl, Hafer, Roggen, Erbsen, Buchweizen und Mais bestellt sind. Im Herbst vollendet man die Mast durch eine Mischung von gekochtem Mais, Obst, Kartoffeln und Kürbis. Dann treibt man die Thiere in Herden in die Schlachthäuser, metzelt sie hier nieder, sammelt das Blut in großen Behältern, um es zu Berlinerblau zu verwenden, brüht sie hier mit heißen Dämpfen ab, schlachtet sie aus, räuchert und salzt das Fleisch ein und packt es in Fässer, um es dann zu verkaufen. Von vielen Schweinen trennt man das Fett auch gleich in Oel und Stearin, gerbt dann die Haut und verkohlt die Knochen für die Zuckerfabriken.

Mißbildungen kommen bei keinem Hausthiere weiter in so großer Manchfaltigkeit vor, als beim Hausschwein. Es gibt nämlich einhufige und fünfzehige Hausschweine, welche ihre eigenthümliche Fußbildung zuweilen auf ihre Nachkommen vererben. Bei dem einhufigen Hausschwein sind die beiden vorderen Klauen durch Verwachsung in ein einziges Stück verschmolzen, bei dem fünfzehigen schiebt sich eine dritte, verkümmerte Zehe zwischen den beiden Vorderzehen ein. Die einhufigen Schweine wurden schon zur Zeit der alten Griechen und Römer in Illyrien gefunden; heutzutage trifft man einzelne in Polen und in der Moldau.

Heutzutage sind die zahmen Schweine über den größten Theil der Erde verbreitet. So weit nach Norden hin Landbau betrieben wird, sind die Schweine Hausthiere; in den südlichen Ländern leben sie mehr im Freien. Da eigentlich nur sumpfige Gegenden dem Schweine zusagen, verkümmert es in gewissem Sinne, wenn man es ins Gebirge bringt. Je höher es hinaufsteigt, um so mehr nimmt es das Gepräge des Bergthieres an. Der Leib wird kleiner und gedrungener, der Kopf kürzer und weniger spitz, die Stirn breiter. Der Hals verkürzt sich und nimmt an Dicke zu, der Hintertheil wird mehr abgerundet und die Läufe kräftigen sich. Damit geht Hand in Hand, daß solche Bergschweine wenig Fett absetzen, dafür aber zarteres und feineres Fleisch bekommen, und daß sie an Fruchtbarkeit verlieren. Klima, Bodenverhältniß, Zucht und Kreuzung haben nun auch einen gewissen Einfluß auf die Färbung, und daher kommt es, daß in gewissen Gegenden die, in anderen jene Färbung vorherrscht. So sieht man in Spanien fast nur schwarze Schweine, während solche bekanntlich bei uns im Norden selten sind.

Man hält und mästet die Schweine entweder in den Ställen, oder treibt sie während eines großen Theils des Jahres im Freien umher. Die eingepferchten Thiere werden größer und fetter, sind aber schwächer und mehr Krankheiten ausgesetzt. Die Schweine, welche den größten Theil des

Lebens im Freien zubringen, sind gewöhnlich etwas hochbeiniger und magerer, dabei aber viel kräftiger, selbständiger und muthiger. Nicht blos in Amerika betreibt man solche Waldzucht, wie man sagen könnte, sondern auch in den meisten Provinzen Rußlands, in den Donautiefländern, in Griechenland, Italien, Südfrankreich und Spanien. In Skandinavien laufen die Schweine, wenigstens während des ganzen Sommers, nach ihrem Belieben umher, jedes mit einem kleinen, dreieckigen Holzkummet um den Hals, welches ihnen das Eindringen in die umhegten Grundstücke verwehrt, sie im übrigen aber nicht hindert. Wenn man durch Norwegen reist, sieht man die Schweine mit größter Behaglichkeit und Gemüthlichkeit längs der Landstraßen dahinlaufen und hier sich allerlei Abfälle aufsuchen und andere Nahrung erwerben. Im südlichen Ungarn, Kroatien, Slavonien, Bosnien, Serbien, in der Türkei und in Spanien überläßt man die Schweine das ganze Jahr hindurch sich selbst und trägt nur insofern Sorge um sie, daß sie sich nicht verlaufen. Sie nutzen dann die Wälder aus und finden namentlich in den Eichwaldungen höchst geeignete Futterplätze und Mastorte. In Spanien steigen sie bis hoch in die Gebirge hinauf; in der Sierra Nevada z. B. bis zu 8000 Fuß über dem Meer, und nutzen dort Oertlichkeiten aus, in welchen andere Thiere nicht viel finden würden. Das freie Leben hat alle ihre leiblichen und geistigen Fähigkeiten sehr entwickelt. Sie laufen sehr gewandt, klettern recht gut und sorgen selbst für ihre Sicherheit. Wie muthig sie sein können, habe ich bereits oben bei Beschreibung des Wolfes erwähnt. Bei der sogenannten halbwilden Zucht läßt man die Schweine während des Sommers im Freien, bringt sie aber im Winter in die Ställe.

Mit Unrecht hat man geglaubt, daß dem Schweine zu seinem Wohlbefinden Koth und Schmuz unentbehrlich sei. Auf manchen größeren Gütern hat man bereits, um es dem Schweine recht bequem zu machen, Lachen neben den Ställen errichtet, in denen sich alle Unreinlichkeit sammelt. Die neueren Erfahrungen haben erwiesen, daß auch das Schwein bei reinlicher Haltung weit besser gedeiht, als wenn es beständig im Schmuze liegt; deshalb pferchen jetzt die gebildeten Thierzüchter ihre Schweine nicht mehr in die greulichen Gefängnisse ein, welche man Schweineställe nennt, sondern weisen ihnen weite, luftige Räume an, welche leicht gereinigt werden können. Sie erziehen sich hier viel gesündere und kräftigere Hausschweine. Am besten ist es, wenn der Boden des Stalles mit großen Steinplatten ausgelegt ist.

Das zahme Hausschwein ähnelt in seinen meisten Eigenschaften der wilden Stammart. Es ist gefräßig, widerspenstig, ungeschickt und zeigt wenig Anhänglichkeit an den Menschen. Doch gibt es Ausnahmen. Hausschweine, welche von Jugend auf mehr in der Familie des Menschen, als für sich allein gelebt haben, wie Dies auf dem Lande nicht selten geschieht, üben ihre geistigen Kräfte, und sind dann weit verständiger, als die Uebrigen ihrer Art. Ein Förster erzählte mir, daß er eine Zeit lang ein kleines, sogenanntes chinesisches Schweinchen besessen habe, welches ihm wie ein Hündchen auf dem Fuße nachlief, auf den Namen hörte, sogleich herbeikam, wenn es gerufen wurde, auf der Treppe mit ihm empor stieg, sich im Zimmer ganz gut betrug und mancherlei Kunststücke machte. Es war gewöhnt, im Walde Morcheln zu suchen und stand diesem Geschäft mit großem Eifer vor. Es konnte in plumper Weise eine Zeit lang Wache stehen und legte sich hin, wenn man zu ihm sagte: komm, du sollst geschlachtet werden. Als Ludwig XI. krank war, wurden von seinen Hofleuten alle nur erdenklichen Mittel hervorgesucht, um die trüben Gedanken, welche den König beherrschten, zu zerstreuen. Die meisten Versuche waren fruchtlos, einer aber brachte den trübsinnigen König doch zum Lachen. Ein erfindsamer Kopf fiel darauf, Ferkel nach dem Tone eines Dudelsacks zum Tanzen und Springen abzurichten. Er bekleidete die Thiere vom Kopf bis zum Scheitel und ließ sie einher stolziren in schön ausgeputzten Leibröcken, Beinkleidern mit Hut, Schärpe und Degen, kurz mit allen Anhängseln, welche die Stellung eines vornehmen Mannes erfordert. Sie waren sehr gut abgerichtet; nach Befehl sprangen und tanzten sie, verbeugten sich artig und betrugen sich meisterhaft folgsam. Nur Eins war ihnen unmöglich: der aufrechte Gang nämlich. So wie sie sich auf zwei Pfoten aufgerichtet hatten, fielen sie sofort unter

Grunzen wieder nieder und die ganze Gesellschaft schrie dann ihr: „Honn, honn, honn“ auf eine so närrische Weise, daß der König sich doch des Lachens nicht enthalten konnte.

Andere abgerichtete Schweine hat man auch auf der Messe von St. Germain und auf dem Theater Aestley zu Paris gesehen. In London stellte man ein gelehrtes Schwein aus. Es konnte lesen. Man ließ es in einem Saale sehen, in welchem viele Menschen sich versammelten. Zwei Alphabete großer Buchstaben auf Karten lagen auf dem Boden. Einer aus der Gesellschaft wurde gebeten, ein Wort zu sagen. Der Herr und Besitzer des Schweins wiederholte es seinem Zögling und dieser hob sofort die zu dem Worte nöthigen Buchstaben mit den Zähnen auf und legte sie in die gehörige Ordnung. Auch die Zeit verstand es anzugeben, wenn man ihm eine Uhr vorhielt u. s. w.

Die Engländer hatten ein Schwein sogar zur Jagd abgerichtet, und es leistete, wie Wood uns mittheilt, Vorzügliches. Slud, wie das Thier genannt wurde, war ein großer Freund von der Jagd und gesellte sich augenblicklich zu jedem Jäger. Er eignete sich für alle Arten der Jagd, mit Ausnahme der auf Hasen, welche er gar nicht zu beachten schien. Obgleich er sich sehr gut mit den Hunden vertrug, waren diese doch so ärgerlich über solchen Jagdgenossen, daß sie ihre Dienste zu thun verweigerten, wenn das Schwein irgend ein Wild vor ihnen aufgespürt hatte, und schließlich konnte man die Hunde gar nicht mehr mitnehmen, sondern mußte den Slud allein gebrauchen. Seine Nase war so fein, daß er einen Vogel schon in einer Entfernung von vierzig Ellen wahrnahm. Wenn derselbe sich erhob und wegflog, ging er gewöhnlich zu dem Platze, wo er gesessen hatte, und wühlte dort die Erde auf, um den Jägern diesen Ort gehörig anzuzeigen. Lief aber der Vogel weg, ohne sich zu erheben, so folgte ihm Slud langsam nach und stellte ihn, ganz nach Art eines guten Vorstehhundes. Man gebrauchte Slud mehrere Jahre, mußte ihn aber zuletzt tödten, weil er die Schafe nicht leiden konnte und unter den Herden viel Schrecken verursachte.

Andere Schweine hatte man abgerichtet, den Wagen zu ziehen. Ein Bauer in der Nähe der Marktstadt St. Alban kam oft mit seinen vier Schweinen gefahren, jagte in einem sonderbaren Galopp ein oder zwei Mal um den Marktplatz herum, fütterte sein Gespann und kehrte einige Stunden später wieder nach Hause zurück. Ein anderer Bauer wettete, daß er auf seinem Schweine in einer Stunde von seinem Hause vier Meilen weit nach Norfolk reiten wollte und gewann seine Wette.

Diese Geschichten beweisen wenigstens, daß das Schwein der Abrichtung fähig ist.

Sonderbar ist die Thatsache, daß die Schweine einen großen Abscheu gegen Hunde zeigen. Wilde und zahme Schweine machen sich kein Gewissen daraus, unter Umständen Aas zu fressen, niemals aber gehen sie Hundefleisch an. „In dem bei Koburg gelegenen Saugarten,“ sagt Lenz, „werden den Wildschweinen oft todte Pferde vorgeworfen, welche sie ohne Umstände gierig auffressen; wird aber ein todter Hund hingelegt, so genießen sie keinen Bissen davon. — Viele ungarische Schweineherden werden ohne Hunde von den Hirten gelenkt und zerreißen jeden Hund, der unter sie kommt. Im Jahre 1848 hatte einer meiner Verwandten auf der dem Baron Sina gehörigen Pusta Alsó Besnyö bei Erczin einen Hund, den er los sein, aber nicht gern selbst tödten wollte. Da erbot sich der Schweinehirt, die Hinrichtung zu übernehmen, band den Hund an einem Stricke fest und führte ihn zu seiner Herde. Diese überfiel ihn sogleich mit lautem und grimmigem Grunzen, riß und biß ihn nieder, bearbeitete ihn, bis er wie eine Wurst aussah, fraß aber keinen Bissen davon. Nun wurden die Schweine weggetrieben, wie sie aber nach einer Stunde wiederkamen, fielen sie nochmals mit gleicher Wuth über den Hund her, fraßen jedoch wieder Nichts von ihm.“

Im allgemeinen zeigt sich das zahme Schwein als vollständiger Allesfresser. Es gibt wirklich kaum einen Nahrungsstoff, welchen dieses Thier verschmäht. Einige Pflanzen werden von ihm nicht berührt, und scharfe Gewürze können ihm den Tod bringen: im übrigen verzehrt es Alles, was der Mensch genießt, und noch hundert andere Dinge mehr. Es wählt seine Nahrung ebensogern aus

dem Pflanzenreich, wie aus dem Thierreich. Auf Brach- und Stoppeläckern wird es sehr nützlich; es vertilgt hier Mäuse, Engerlinge, Schnecken, Regenwürmer, Heuschrecken, Schmetterlingspuppen und allerlei Unkraut, mästet sich dabei vortrefflich und wühlt auch noch den Boden auf. Bei wenig Bewegung wird es in sehr kurzer Zeit steif auf dem Rücken und zuletzt so unbeholfen und gefühllos, daß die Ratten ihm tiefe Löcher in den Rücken fressen können. Man kannte Schweine, welche das ungeheure Gewicht von 1275 Pfund erlangt haben.

Während man bei den Hausschweinen möglichst darauf hält, daß sie sich nicht bewegen, muß man den zur Zucht bestimmten viel Spielraum gönnen. Nothwendig ist auch, daß sie reine und warme Ställe bekommen. Die Paarung findet gewöhnlich zwei Mal im Jahre statt, Anfangs April oder im September. Nach 16 bis 18 Wochen oder 115 bis 118 Tagen wirft das Hausschwein vier bis sechs, zuweilen auch zwölf bis funfzehn, und in seltenen Fällen zwanzig bis vierundzwanzig Junge. Die Mutter hegt für diese wenig Sorgfalt und bereitet sich oft nicht einmal ein Lager vor dem Ferkeln. Nicht selten kommt es vor, daß sie, wenn ihr die große Kinderschar lästig wird, einige von den Kleinen auffrißt, gewöhnlich dann, wenn sie dieselben vorher erdrückt hat. Manche Mutterschweine muß man bewachen und sie schon lange Zeit vor dem Wurf von thierischer Nahrung abhalten. Die Jungen guter Mütter läßt man vier Wochen saugen, ohne sich weiter um sie zu bekümmern. Dann nimmt man sie weg und füttert sie mit leichten Nahrungsstoffen groß. Das Wachsthum geht sehr rasch vor sich, und bereits mit dem achten Monate ist das Schwein fortpflanzungsfähig.

Ueber die Benutzung des geschlachteten Thieres brauche ich hier Nichts zu sagen; denn Jedermann weiß, daß eigentlich kein Theil des ganzen Schweins verloren geht.

Amerika ist arm an Schweinen, und die ihm eigentlichen Arten stehen auch in der Größe weit hinter den altweltlichen Verwandten zurück.

Sie bilden die Gruppe der Nabelschweine oder Pekaris (Dicotyles), welche sich hauptsächlich dadurch auszeichnen, daß ihre Hinterfüße nur dreizehig sind und der Schwanz gänzlich verkümmert ist. Auch die einfachen Eckzähne und eine eigenthümliche Drüse auf dem Rücken tragen zur Kennzeichnung dieser Thiere bei.

Der oft genannte Pekari (Dicotyles torquatus) ist ein kleines Schwein von 4½ bis höchstens 5 Fuß Gesammtlänge und 1 bis 1¼ Fuß Höhe. Er hat einen kurzen Kopf und eine stumpfe Schnauze, ist sonst aber ziemlich schlank gebaut. Die Borsten sind verhältnißmäßig lang und dicht gestellt. Am Grunde erscheinen sie dunkelbraun, hierauf sind sie falb und schwarz geringelt und an der Spitze endlich wieder schwarzbraun gefärbt. Zwischen den Ohren und auf der Mittellinie des Rückens verlängern sie sich, ohne jedoch einen starken Kamm zu bilden. Die allgemeine Färbung des Thieres ist ein schwärzliches Braun, welches auf den Seiten ins Gelblichbraune übergeht und mit Weiß sich vermischt. Der Bauch ist braun, die Vorderbrust weiß, und vonhieraus läuft eine gelblich gefärbte Binde nach vorn und unten und über die Schultern nach hinten und oben. Aus der Rückendrüse sondert sich zu allen Zeiten eine durchdringend riechende Flüssigkeit ab, welche den Eignern aber sehr zu behagen scheint, weil sie sich gegenseitig mit ihren Schnauzen an den Rückendrüsen reiben.

In allen waldreichen Gegenden Südamerikas bis gegen 3000 Fuß über dem Meere sind die Nabel- oder Bisamschweine gewöhnliche Erscheinungen. In zahlreichen Trupps durchziehen sie unter Leitung der stärksten Eber ihrer Art die Wälder, täglich den Aufenthaltsort ändernd und eigentlich immer auf der Wanderschaft begriffen. Nach Rengger's Versicherungen kann man ihnen tagelang folgen, ohne sie zu sehen. „Bei ihren Zügen," sagt dieser Forscher, „hält sie weder das offene Feld, welches sie sonst nur selten besuchen, noch das Wasser auf. Kommen sie zu einem



Pekari.

Maskenschwein.

Felde, so durchschneiden sie dasselbe im vollen Lauf, stoßen sie auf einen Fluß oder Strom, so stehen sie keinen Augenblick an, ihn zu überschwimmen. Ich sah sie über den Paraguayfluß setzen an einer Stelle, wo er mehr als eine halbe Stunde breit war. Der Rudel selbst zieht in dichtem Gedränge, die männlichen Thiere voran, jedes Mutterschwein mit seinen Jungen hinter sich. Man erkennt ihn schon von weitem durch das Gehör, und zwar nicht blos wegen der dumpfen, rauhen Laute, welche die Thiere von sich geben, sondern noch mehr, weil sie ungestüm das Gebüsch auf ihrem Wege zerknicken." Bonpland wurde einmal von seinem indianischen Führer beim Botanisiren gebeten, sich hinter einen Baum zu stecken, weil der Begleiter befürchtete, daß unser Forscher vom Rudel zu Boden geworfen werden möchte. Die Eingeborenen versicherten Humboldt, daß sich selbst der Tiger im Walde scheue, unter ein Rudel dieser Wildschweine zu gerathen und sich, um nicht erdrückt zu werden, vor ihnen regelmäßig hinter einen Baum flüchtet.

Die Pekaris gehen bei Tage und bei Nacht ihrem Fraße nach, und der Mangel an geeigneter Nahrung ist es wohl auch, welcher sie zu größeren Wanderungen zwingt. Baumfrüchte aller Art und Wurzeln bilden ihren Fraß. Die Wurzeln wühlen sie mit dem Rüssel aus der Erde hervor. In bewohnten Gegenden brechen sie häufig in die Pflanzungen ein und zerstören die Felder. Neben pflanzlicher Nahrung sollen sie auch Schlangen, Eidechsen, Würmer und Larven fressen.

In ihren Bewegungen und ihrem Wesen ähneln sie unseren Wildschweinen; sie zeigen aber weder die Gefräßigkeit, noch die Unreinlichkeit derselben, fressen nie mehr, als sie bedürfen, um ihren Hunger zu stillen, und suchen blos in der größten Hitze, und dann auch nur Pfützen auf, um sich in ihnen zu suhlen. Bei Tage verbergen sie sich gern in hohlen Stämmen oder losen Wurzeln großer Bäume; wenn sie gejagt werden, flüchten sie sich stets nach solchen Schlupfwinkeln. Ihre Sinne sind schwach, ihre geistigen Fähigkeiten gering. Gehör und Geruch scheinen am besten ausgebildet zu sein. Das Gesicht ist schlecht. Von eigentlichem Verstand hat man bei ihnen Nichts bemerkt.

Mehrere Reisende haben Wunderdinge von der Kühnheit der Pekaris erzählt; und die Naturbeschreiber ihnen ohne weiteres geglaubt. „Beständig wüthend, höchst jähzornig," sagt Wood, „ist der Pekari einer der beachtenswerthesten Gegner, welchen es für den Menschen oder für ein Raubthier gibt; denn Furcht ist ein Gefühl, welches jenes Geschöpf nicht kennt, vielleicht, weil sein Verstand auf einer zu niederen Stufe steht und es unfähig ist, eine Gefahr zu begreifen. So harmlos das Bisamschwein auch ist, so unbedeutend seine Bewaffnung erscheint, mit anderen Mitgliedern seiner Familie verglichen, sogut weiß es die äußerst scharfen Zähne zu benutzen. Es scheint, daß kein einziges Thier im Stande ist, dem vereinigten Angriff der Pekaris zu widerstehen. Selbst der Jaguar wird gezwungen, den Kampf aufzugeben, und muß flüchten, sobald ihn eine Herde Pekaris umringt und angreift." Von allen diesen Geschichten wissen Humboldt und Rengger Nichts. „Die Bisamschweine," sagt Letzterer, „werden theils ihres Fleisches wegen, theils auch des Schadens halber, den sie in den Pflanzungen anrichten, häufig gejagt. Man sucht sie gewöhnlich mit Hunden in den Wäldern auf und tödtet sie mit Schüssen oder Lanzenstichen. Es ist lange nicht so gefährlich, wie man gesagt hat, Trupps dieser Thiere anzugreifen. Wohl mag hier und da ein unbesonnener Jäger einige Wunden davongetragen haben, wenn er sich allein und zu Fuße einem großen Rudel entgegenstellte: jagt man sie aber mit Hunden und greift man sie nur von der Seite oder von hinten an, so ist für den Jäger keine Gefahr vorhanden, da sie so schnell als möglich davoneilen und sich höchstens gegen schwache Hunde vertheidigen. Fallen sie oft in eine Pflanzung ein, so gräbt man auf der Seite, wo sie dieselbe zu verlassen pflegen, eine breite, 8 bis 9 Fuß tiefe Grube, wartet, bis sie erscheinen, und jagt sie dann mit Hunden und unter Geschrei auf die Grube zu, die, wenn das Rudel stark, zuweilen bis zur Hälfte mit ihnen angefüllt wird. Ich sah auf einem Landgute neunundzwanzig Stück in ein Loch herabstürzen und darin durch die Lanzen der Jäger ihren Tod finden. Diejenigen, welche sich in den Urwäldern unter Baumwurzeln verborgen haben, treibt man mit Rauch heraus. Wir tödteten einmal funfzehn Stück auf diese Weise. Die Indianer fangen die

Bisamschweine in Schlingen." In Wood's Naturgeschichte findet man noch eine eigenthümliche Jagdart angegeben: Wenn der Jäger ausgekundschaftet hat, daß ein Rudel Pekaris in einen hohlen Baum gekrochen ist und dort der Ruhe pflegt, nähert er sich und schießt den Wachposten, welcher regelmäßig ausgestellt wird. Sobald die Schildwache getödtet ist, wird sie durch eine andere ersetzt; der Jäger tödtet auch diese, und so kann er die ganze Familie nach und nach umbringen!

Die Sau wirft blos zwei Junge, welche vielleicht schon am ersten Tage, sicherlich aber sehr kurz nach ihrer Geburt, der Mutter überall hin folgen. Sie lassen sich ohne Mühe zähmen und werden, wenn man sie gut behandelt, zu eigentlichen Hausthieren. „Der Pekari," sagt Humboldt, „den man im Hause aufzieht, wird so zahm, wie unser Schwein und Reh, und sein sanftes Wesen erinnert an die anatomisch nachgewiesene Aehnlichkeit seines Baues mit der der Wiederkäuer." „Ihr Hang zur Freiheit," berichtet Rengger, „verschwindet gänzlich, und an dessen Stelle tritt die größte Anhänglichkeit an den neuen Wohnort und an die dortigen Hausthiere und Menschen. Der Pekari entfernt sich, wenn er allein ist, nie lange von der Wohnung. Er verträgt sich gut mit den übrigen Hausthieren und spielt zuweilen mit ihnen, besonders aber ist er den Menschen zugethan, unter denen er lebt. Er weilt häufig und gern in ihrer Nähe, sucht sie auf, wenn er sie einige Zeit lang nicht gesehen hat, drückt beim Wiedersehen durch Entgegenspringen und Schreien seine Freude aus, hört auf ihre Stimme, wenn er sie rufen hört, und begleitet sie tagelang in Wald und Feld. Fremde, welche sich der Wohnung seines Herrn nähern, kündigt er durch Grunzen und Streuben seiner Haare an. Auf fremde Hunde, falls diese nicht zu groß sind, geht er sogleich los, greift sie an und versetzt ihnen zuweilen mit den Eckzähnen tüchtige Wunden, welche er nicht nach Art des Wildschweins durch Stoßen, sondern durch eigentliches Beißen beibringt."

Nach Europa kommen oft lebende Pekaris; in den Thiergärten sind sie regelmäßige Erscheinungen. Sie ertragen unser Klima verhältnißmäßig gut, haben sich auch bereits in England fortgepflanzt. Man erhält sie bei gewöhnlichem Schweinefutter lange Jahre.

Von ihrer Freundschaft zu dem Menschen habe ich bisher noch Nichts bemerken können. Unsere Gefangenen sind bissige, jähzornige Geschöpfe, welche sich auch dem Wärter gegenüber sehr rauflustig zeigen.

Das Fell der Nabelschweine wird hauptsächlich zu Säcken und Riemen benutzt, das Fleisch hingegen von dem ärmeren Volke gegessen. Es hat einen angenehmen Geschmack, welcher aber mit dem des Schweinefleisches keine Aehnlichkeit hat. Auch findet sich anstatt des Specks nur eine dünne Lage von Fett. Ist das Bisamschwein vor seinem Tode lange gehetzt worden, so nimmt das Fleisch einigermaßen den Geruch der Rückendrüse an, falls man diese nicht bald herausschneidet. Sonst aber kann man das todte Thier in seiner Haut erkalten lassen, ohne daß sich dieser Geruch im Fleische wahrnehmen läßt.

Auf Celebes und einigen kleinen Inseln der Molukkengruppe lebt ein sehr eigenthümliches Schwein. Es ist viel schlanker und hochbeiniger gebaut, als alle übrigen, und noch besonders durch einen förmlichen Hörnerschmuck ausgezeichnet. Seine Zähne nämlich wachsen zu solcher auffallenden Länge empor, und die oberen krümmen sich so sonderbar, daß man sie recht wohl mit Hörnern vergleichen kann. Die Europäer haben den ursprünglichen Landesnamen Babi-Rusa, welcher soviel als Eber und Hirsch bedeutet, ohne weiteres aufgenommen und sogar übersetzt, weil er das betreffende Schwein treffend bezeichnet. Durch seine Zähne unterscheidet sich der Babirusa von allen übrigen Mitgliedern seiner Familie. Er gilt mit Recht als Vertreter einer eigenen Sippe (Porcus).

Der Babirusa ist ein Thier von bedeutender Größe. Neuere Jäger behaupten, einzelne Eber gesehen zu haben, welche ebensogroß wie ein mittlerer Esel waren. Durchschnittlich mag die

Körperlänge des erwachsenen Thieres 3½ Fuß, die Schwanzlänge 9 Zoll, die Höhe am Widerrist und Kreuze 2½ Fuß betragen. In der Gestalt hat der Babirusa große Aehnlichkeit mit den übrigen Schweinen, und seine einzelnen Leibestheile unterscheiden sich wenig oder nicht von diesen Thieren. Der Leib ist gestreckt, rund und voll, seitlich jedoch nur wenig zusammengedrückt, der Rücken schwach gewölbt, der Hals kurz und dick, der Kopf lang gestreckt, verhältnißmäßig klein, an der Stirn schwach gewölbt, mit einem stark zugespitzten, die Unterlippe überragenden, kräftigen, beweglichen Rüssel, welcher an seiner Spitze ebenso abgestutzt ist, wie bei den Schweinen, und auch die nackte, knorpelige Wühlscheibe zeigt, mit ihren schwieligen Rändern und den Nasenlöchern, welche sie durchbohren. Die Beine sind kräftig, aber gestreckt, die vorderen wie die hinteren vierzehig, die Vorderzehen höchstens etwas weiter von einander abstehend, als bei den übrigen Schweinen. Die Schnauze ist dünn und wird hängend getragen. Kleine, wimperlose Augen und mittellange, schmale, zugespitzte und aufrechtstehende Ohren zieren den Kopf. Den Hauptschmuck aber bilden die Eckzähne des Oberkiefers. Sie sind beim Männchen äußerst lang, dünn und spitz, nach aufwärts



Der Babirusa.

und zugleich nach rückwärts gerichtet, so daß sie mit höherem Alter zuweilen in die Haut der Stirn eindringen. Die Hauzähne des Oberkiefers durchbohren die Rüsseldecke und krümmen sich halbkreisförmig oder noch mehr nach hinten. Auf der Vorderseite sind sie gerundet, seitlich und nach rückwärts zusammengedrückt, hinten stumpfschneidig. Die Gewehre des Unterkiefers sind kürzer, dicker und mehr gerade nach aufwärts gerichtet. Beim Weibchen sind die Eckzähne sehr kurz, und die oberen, welche ebenso wie bei dem Männchen die Schnauze durchbohren, ragen kaum einige Linien über sie empor. Vier Vorderzähne im Oberkiefer, sechs im Unterkiefer und fünf Backzähne jederseits bilden das übrige Gebiß.

Der Leib des Babirusa ist mit ziemlich kurzen, sehr einzeln stehenden Borsten besetzt, welche nur längs des Rückgrats und zwischen den vielen Hautrunzeln, sowie am Ende des Schwanzes, wo sie eine kleine Quaste bilden, dichter stehen. Die Haut ist dick, hart, rauh, vielfach gerunzelt und im Gesicht, um die Ohren und am Halse tief gefaltet. Ein schmuziges Aschgrau auf der Außen- und Oberseite und Rostroth an der Innenseite der Beine ist die allgemeine Färbung. Ueber die Mittel-

linie zieht ein heller, bräunlichgelber Streifen, gebildet durch Spitzen der Borstenhaare. Die Ohren sind schwärzlich.

Es scheint, daß der Hirscheber schon den Alten bekannt gewesen wäre, wenigstens haben sich die Sprachforscher bemüht, einige unverständliche Namen auf ihn zu bringen. Schädel des Babirusa kannte man schon seit mehreren hundert Jahren, Bälge aber kamen nur höchst selten nach Europa, und Dies ist heute noch der Fall. Frühere Abbildungen des Babirusa waren Zerrbilder und die Naturgeschichte des Thieres eine Zusammenreihung der allersonderbarsten Fabeln. Seitdem aber einige lebende Hirscheber nach Europa gekommen und dort in den Thiergärten beobachtet worden sind, hat man Abbildung und Beschreibung möglichst zu berichtigen gesucht, obwohl letzterer, was das Wildleben anlangt, immer noch mancherlei Fabeln anhaften mögen.

Außer Celebes, welches als das eigentliche Vaterland des Thieres angesehen werden muß, findet es sich auch noch auf den kleineren Inseln Buru und Malado, sowie auf einigen Xurillen, zumal auf Xulli, Mangli und Bangahi, während es auf den unmittelbar daneben liegenden Molukken und den großen westlichen Sundainseln und ebenso auf dem hinterindischen Festlande zu fehlen scheint. Möglich ist, daß es auch in Neuguinea und Neuirland vorkommt; wenigstens fanden einige Reisenden dort die unverkennbaren Hauzähne des Hirschebers in den Händen der Eingeborenen. Auf Celebes und dem Inneren Burus ist der Babirusa häufig. Seine Lebensweise ist die anderer Schweine, nur ist er vielleicht ein noch größerer Wasserfreund, als die übrigen Arten. Sumpfige Wälder, Rohrgebüsche, Brüche und Seen, auf denen viel Wasserpflanzen wachsen, sind seine Lieblingsorte. Hier rudelt er sich zu größeren oder kleineren Gesellschaften zusammen, schläft bei Tage und geht nachts auf Fraß aus, alles Genießbare mitnehmend. Der Gang ist ein rascher Trab, der Lauf leichter als bei dem Wildschweine, obgleich er selbstverständlich nicht mit der köstlichen Bewegung der Hirsche wetteifern kann, wie man früher behaupten wollte. Weil man nothwendigerweise doch die auffallend gebildeten Eckzähne des Ebers erklären muß, wird gesagt, daß er sich manchmal an niedere Aeste damit anhänge, theils um seinen Kopf zu stützen, theils aber, um sich gemächlich hin und her zu schaukeln! Leider erinnert diese Angabe allzusehr an die gleiche Behauptung, welche die Eingeborenen hinsichtlich des Moschusthieres aufstellen. Dagegen steht fest, daß der Babirusa ein ganz vortrefflicher Schwimmer ist, welcher nicht blos in den süßen Gewässern alle Nahrungsplätze besucht, sondern auch dreist über Meeresarme von einer Insel zur anderen schwimmt.

Unter den Sinnen des Thieres sind Geruch und Gehör am besten entwickelt. Die Stimme ist ein langes, schwaches Grunzen. Die geistigen Eigenschaften ähneln denen anderer Schweine. Der Hirscheber weicht dem Menschen aus solange es geht, setzt sich aber unvermeidlichen Angriffen mit großer Ausdauer und der Tapferkeit aller Eber zur Wehr, und seine unteren Eckzähne sind ganz anständige Waffen, welche auch dem muthigsten Manne ein gewisses Bedenken einzuflößen vermögen. Ein Seeoffizier, welcher mehrere Male mit dem Babirusa zusammen gekommen war, sprach nur mit der größten Achtung von ihm, schien jedoch aus seinem Zusammentreffen mit ihm nicht gern Viel erzählen zu wollen. Die Eingeborenen sollen ihn mit Lanzen erlegen und manchmal Treibjagden veranstalten, bei denen die Babirusas ihr Heil in der Flucht zu suchen pflegen.

Die Sau soll im Monat Februar etwa ein oder zwei Frischlinge werfen, kleine, nette Thierchen von 6 bis 8 Zoll Länge, welche von der Mutter ebenso geliebt und vertheidigt werden, als Dies die übrigen Schweine zu thun pflegen. Weiter weiß man Nichts über die Fortpflanzung. Fängt man solche Junge frühzeitig ein, so nehmen sie nach und nach einen gewissen Grad von Zahmheit an, gewöhnen sich an den Menschen, folgen ihm unter Umständen und bezeugen ihm ihre Dankbarkeit durch Schütteln der Ohren und des Schwanzes. Man findet bei den Rajas zuweilen Babirusas in der Gefangenschaft, weil auch die Eingeborenen das Thier als ein ganz absonderliches Geschöpf betrachten und seiner Sehenswürdigkeit wegen in der Gefangenschaft halten. Doch geschieht

Dies noch immer selten, und man verlangt ganz bedeutende Preise für solche zahme Thiere, nach unserem Gelde mehrere Hunderte von Thalern.

Der holländische Statthalter der Molukken, Markus, schenkte den französischen Naturforschern Quoy und Gaimard, welche ihn bei ihrer Erdumsegelung besuchten, ein Paar Hirscheber, und das Schiff machte ihretwegen einen Umweg von mehr als funfzig Meilen. Dieses Paar war das erste, welches lebend nach Europa gebracht wurde. Beide Thiere wurden ziemlich zahm. Das Weibchen zeigte sich wilder, als das Männchen: als man ersteres messen wollte, kam es von hinten her und biß in die Kleider der Leute. Gegen die Kälte bewiesen sich die Gefangenen außerordentlich empfindlich. Sie zitterten fortwährend, krochen zusammen und verbargen sich selbst im Sommer unter Stroh. Im März warf das Weibchen ein dunkelbraunes Junges, und von Stunde an war es sehr bös. Es erlaubte Niemandem, den Frischling zu berühren, zerriß den Wärtern die Kleider und biß auch heftig nach ihnen. Leider hielten sich die Thiere nicht lange. Das kalte Klima wurde ihnen verderblich. An die Nahrung der übrigen Schweine gewöhnen sie sich leicht; Kartoffeln und Mehl im Wasser schien ihnen sehr gut zu behagen. Das Junge, ein Männchen, wuchs schnell und hatte in wenigen Wochen schon eine bedeutende Höhe erreicht. Es starb noch ehe es zwei Jahr alt geworden war. Die oberen Eckzähne waren noch nicht durch die Haut der Schnauze gedrungen. Später kamen andere der Art nach England in den Thiergarten, immer aber als große Seltenheiten.

Afrika beherbergt außer den beiden oben genannten Schweinen noch wahre Ungeheuer derselben Familie, die Warzenschweine (Phacochoerus). Sie sind die plumpesten Gestalten der ganzen Familie. Namentlich der Kopf ist sehr häßlich. Ohren und Augen sind klein, letztere sehr schief geschlitzt. Der Rüssel dagegen ist unverhältnißmäßig breit und das Gesicht durch dicke Hautwülste und riesige Hauer verziert. Man kennt zwei Arten, von denen die eine das Vorgebirge der guten Hoffnung, die andere Abissinien und Mittelafrika bewohnt. Beide kommen in der Größe unserem Wildschwein etwa gleich. Ihre Gesammtlänge beträgt 6 Fuß, wovon 1½ Fuß auf den Ringelschwanz kommen, bei einer Schulterhöhe von 3½ Fuß.

Der Hart- oder Schnellläufer der Ansiedler am Kap (Phacochoerus aethiopicus) ist das häßlichste von beiden Warzenschweinen. Er hat einen dicken Leib, kurzen Hals und breiten Rücken, starke Füße, einen schweren Kopf mit ungewöhnlich breiter, flach gedrückter Schnauze, einen gewaltigen Rüssel mit weit auseinanderstehenden Nasenlöchern, verdickte, hartlippige, hervortretende Oberlippen, kleine, weit oben- und hintenstehende Augen und kurze, dicht behaarte Ohren. Die dicke und gerunzelte Haut ist borstenarm; dagegen erhebt sich zwischen den Ohren ein Borstenkamm, welcher von hier ab längs des ganzen Rückens mähnenartig verläuft. Braun ist die Gesammtfärbung; Kopf und Rücken sind dunkler; die Ohren sind weiß; die Mähne ist dunkelbraun. Sehr eigenthümlich ist das Gebiß. In beiden Kiefern fehlen die Schneidezähne; dagegen erreichen die oberen Hauer, welche an ihrem Ende abgestumpft und vorn und hinten der Länge nach gefurcht sind, eine gewaltige Größe. Sie haben an ihrer Wurzel 5 Zoll im Umfange und werden 9 Zoll lang, erinnern auch mehr an die Stoßzähne anderer Dickhäuter, als an die Hauer von Schweinen.

Die andere Art, die Harocha der Abissinier oder das älianische Warzenschwein (Phacochoerus Aeliani) ist kaum weniger häßlich, und im ganzen seinem südafrikanischen Verwandten ähnlich gefärbt. Die Hauer sind klein, aber immer noch groß genug. Im übrigen unterscheidet sich das Gebiß von dem der im Kap lebenden Art dadurch, daß das älianische Schwein stets zwei Schneidezähne besitzt.

Bisjetzt sind uns nur ziemlich dürftige Nachrichten über Lebensweise und Betragen der Warzenschweine zugekommen. Die erst genannte Art verbreitet sich vom Kap an bis zum Meerbusen von Guinea; die zweite findet sich vielleicht überall in ganz Mittelafrika. Man trifft sie in Trup-

pen von zehn bis funfzehn Stück, und zwar in waldigen oder wenigstens buschreichen Gegenden. Im abissinischen Küstengebirge sind solche Trupps der Harocha an geeigneten Orten häufig; doch habe ich nur ein einziges Mal eins dieser abscheulichen Thiere und nur flüchtig gesehen, und deshalb keine Beobachtungen sammeln können. Die Nahrung der Warzenschweine besteht nach Rüppell nur aus Wurzeln, und die Bedeutung seiner riesenmäßigen Gewehre wird hierdurch klar. Wenn das Thier seine Nahrung sucht, kriecht es auf gebogener vorderer Handbeuche vorwärts und wühlt in dieser Stellung die Wurzeln der Pflanzen aus. Dabei schiebt es, in derselben Haltung verbleibend, den Leib mit den Hinterfüßen weiter und weiter vorwärts, und zieht so tiefe Furchen



Der Hart- oder Schnellläufer (Phacochoerus aethiopicus) *).

unter den Büschen hin. Von diesem Dahinrutschen bekommen die Vorderbeine am Handwurzelgelenk dicke, schwielenartige Erhöhungen.

In Abissinien wird das Fleisch der Harocha von Christen und Mahammedanern als unrein verschmäht und deshalb dem Thiere gar nicht nachgestellt. Dies hat aber auch zur Folge, daß die Abissinier nur wenig von ihm zu berichten wissen. Sie sagen, daß es ein böses Thier wäre; Dies will aber bei der in Habesch herrschenden Feigheit und Furcht vor Thieren nicht viel bedeuten. Der

*) Unsere Abbildung entspricht leider dem lebenden Thiere nicht. Der Leib ist zu schmächtig, der Kopf zu zierlich, die Läufe sind zu hoch, die Hauer zu spitz gezeichnet; das Thier ist viel plumper, als hier dargestellt.

alte Sparrmann behauptet freilich Dasselbe. „Man nennt," so erzählt er, „diese Thiere Waldschweine. Sie sind gelb, leben in Erdhöhlen und sind sehr gefährlich, indem sie wie ein Pfeil auf die Menschen losschießen und mit ihren langen Hauern Einem den Bauch aufreißen. Man findet sie herdenweise beisammen, und auf der Flucht nimmt jedes ein Junges in den Rachen. Dies sieht höchst sonderbar aus. Im Kamdebo vermischen sie sich mit Hausschweinen und zeugen fruchtbare Junge."

„Ich wählte mir," sagt Gordon Cumming, „einen alten Eber zu meiner Beute, und drängte ihn vom Rudel weg. Nachdem ich zehn Meilen scharf hinter ihm her galoppirt war, begannen wir mit einander in ein ziemlich geneigtes Gehänge hinabzureiten, und hier beschloß ich, mich mit ihm einzulassen. Als ich mich gegen ihn kehrte, hielt er augenblicklich mit seinem Laufe an und schaute mit den boshaftesten Augen mir entgegen. Der ganze Rachen schäumte vor Wuth. Ich hätte ihn leicht zusammenschießen können, wenn ich gewollt hätte, nahm mir aber vor, nicht eher zu feuern, als bis die Richtung seines Laufes wieder meinem Wagen zugewandt wäre. Er überraschte mich durch die Entschlossenheit, mit welcher er mir Stand hielt. Ich wurde hitzig und ging auf ihn ein. Zu meinem nicht geringen Erstaunen wich er nicht im geringsten von seinem Wege ab, sondern trollte schließlich hinter meinem Pferde drein, wie ein mir folgender Hund. Dies machte mich mißtrauisch; denn ich sah ein, daß der alte, listige Bursche nach irgend einem Schlupfwinkel sich zurückwende. Ich beschloß also abzusteigen und ihn zu tödten. Aber gerade als ich diesen Entschluß gefaßt hatte, fand ich mich in einem wahren Wirrsal von gewaltigen Höhlen, den Wohnungen der Erdschweine. Angesichts einer von ihnen stellte sich der Eber auf und verschwand, das Hintertheil zuerst einschiebend, vor meinen Augen mit ziemlicher Schnelligkeit, und ich sah ihn nicht wieder."

Nach den Beobachtungen von Smith ist das Larvenschwein ebenso furchtlos, als boshaft. Es weicht dem Angriff selten durch die Flucht aus, sondern stellt sich und nimmt gern den Kampf auf. Sein Lager schlägt es immer in Höhlen, unter Baumwurzeln oder unter Felsblöcken auf; in ihm wagen es blos die geübtesten Jäger anzugreifen, weil es plötzlich hervorstürzt, mit größter Schnelligkeit rechts und links Wunden austheilt und bis zu seinem Tode den Kampf grimmig fortsetzt. Eben weil die Jagd zu große Schwierigkeiten macht, gewährt sie den Muthigsten unter den Eingeborenen ein hohes Vergnügen.

Im Jahre 1775 kam das erste lebende Warzenschwein nach Europa, und zwar vom Kap aus. Man hielt es geraume Zeit im Thiergarten von Haag und glaubte in ihm ein sehr gutmüthiges Thier zu besitzen. Eines Tages jedoch brach seine Wildheit aus; es stürzte sich nun grimmig auf seinen Wärter und brachte diesem mit seinen furchtbaren Hauern eine tödtliche Wunde bei. Einer Bache des Hausschweins, welche ihm in der Hoffnung beigegeben worden war, daß es sich mit derselben fortpflanze, riß es den Bauch auf. Hinsichtlich seiner Nahrung unterschied es sich nicht von anderen Schweinen. Es fraß Getreide aller Art, Mais, Buchweizen, grüne Wurzeln und sehr gern Brod. Ich sah ein Paar im Thiergarten von Antwerpen. Es waren junge Thiere, welche ihren Hauerschmuck noch nicht besaßen. Das von Rüppell berichtete Dahinrutschen auf den Vorderhandgelenken konnte man an ihnen sehr gut beobachten. Beim Fressen und Wühlen nahmen sie stets diese Stellung an. Sonst unterschieden sie sich nicht von anderen Schweinen.

* * *

In der letzten Familie unserer Ordnung sind die eigentlichen Dickhäuter oder Plumpen (Obesa) vereinigt. Die gegenwärtige Schöpfung enthält freilich nur noch zwei verschiedene Sippen dieser Geschöpfe: die Nashörner und Nilpferde; in der Vorwelt dagegen war die Erde von den hierher gehörigen Thieren reich bevölkert.

Die Plumpen unterscheiden sich von den Rüsselträgern durch den Mangel der so auffallend verlängerten Nasenbeine und durch ihre kleinen Eckzähne an der Stelle der gewaltigen Stoßzähne, durch

den Besitz von Schneidezähnen und durch den äußerst plumpen, auf niederen Beinen ruhenden, mit dicker Haut bedeckten riesigen Körper, in welchem das leibliche Leben das geistige so zu sagen unterdrückt hat. Gewöhnlich ist die röthlichgrau oder dunkelbraun gefärbte Haut nackt, nur hier und da mit wenigen Härchen bedeckt, schilderartig verdickt, faltig in den Gelenken und da, wo sie sich biegen muß. Die drei oder vier Zehen der ungeschlachteten Füße sind mit unvollkommenen oder ungleichen Hufen umhüllt. Die Nase und die äußeren Ohren sind meistens sehr stark entwickelt, die Augen aber klein und von unangenehmem Ausdruck.

Das Geripp aller dieser Thiere kennzeichnet sich durch seine schweren Formen. Alle Knochen sind gewaltig dick, stark und ungefüge. Am Schädel ist der Antlitztheil beträchtlich verlängert, die Nasenbeine sind noch sehr entwickelt. In der Wirbelsäule haben die Halswirbel sehr starke Fortsätze, die Rückenwirbel lange, die Lendenwirbel breite und die Kreuz- und Schwanzwirbel schwache Dornen. Die Zahl der Wirbel, welche Rippen tragen, ist bedeutend und schwankt in ziemlich weiten Grenzen. An den Gliedern fallen die sehr starken Hand- und Fußwurzeln auf; unter den Zehen übertrifft die Mittelzehe immer die übrigen. An diesem schweren Knochengerüste setzen sich kräftige Muskeln an; zumal diejenigen, welche zur Fortbewegung der Gliedmaßen und zur Beugung des Kopfes dienen, sind ungewöhnlich entwickelt. Die Lippen sind klein, die obere manchmal zu einem kleinen Rüssel verlängert. Die Zunge ist dick und glatt, die Speiseröhre weit, der Magen einfach oder getheilt, der Darm mindestens zehn Mal so lang, als der Leib, das Gefäß und Nervennetz sehr eigenthümlich gebaut.

Die Dickhäuter erscheinen uns so recht eigentlich als Ueberbleibsel aus früheren Schöpfungsabschnitten, als Ueberlebende aus der Zeit der Sage. Die Sippen, welche gegenwärtig so arm an Arten sind, waren früher reichzählig vertreten. Und nicht blos in den Wendekreisländern der Erde lebten diese Thiere, sondern auch in den gemäßigten, ja selbst in den kalten Gürteln. Gegenwärtig stehen die beiden Sippen der Familie scharf gesondert von einander da; wollten wir aber die ausgestorbenen uns als Bindeglieder denken, wollten wir die Knochen, die man gefunden hat, im Geiste wieder mit Fleisch und Haut und Borsten und Haaren bedecken, so würden wir eine Reihenfolge ohne erhebliche Lücken erhalten: aber wir würden vielleicht dann die jetzt noch lebenden mit anderen in besondere Familien vereinigen müssen: so groß ist der Reichthum der untergegangenen Arten. Im Zehen- und Fußbau der ausgestorbenen spricht sich die größte Uebereinstimmung mit den noch jetzt lebenden Plumpen aus, und eine Menge von Bindegliedern vereinigten auch die nunmehr einander so unähnlichen.

Gegenwärtig bewohnen die Plumpen Südasien und einige seiner Inseln, Mittel- und Südafrika. In ihrer Lebensweise ähneln sie im wesentlichen den Elefanten. Wie diese lieben sie die Nähe des Wassers und die Sumpfgegenden, wie diese steigen sie von der Tiefe zum Hügelland und in größere Höhen empor. Dichte, feuchte Wälder, welche Sümpfe, Seen, Flüsse und Bäche umschließen, sind Bedingung für ihr Wohlbefinden und demgemäß auch für ihren Aufenthalt. Die Flußpferde sind ausschließlich an das Wasser gebunden, und entfernen sich nur dann von ihm, wenn ihr Aufenthaltsort selbst ihnen keine Nahrung mehr bietet. Die Plumpen sind in vielfacher Hinsicht als Bindeglieder zwischen den Land- und Seesäugethieren anzusehen. An diese erinnert ihre gewaltige Masse und ihre Wasserliebe, jene sind sie noch ihrer Gestalt und ihrem Wesen nach. Aber die Nilpferde gehen schon weit hinaus in das Meer und beweisen durch ihr geschicktes Schwimmen und Spielen in der Tiefe desselben, wie nahe sie den Walen stehen. Noch sind die Plumpen gesellig, jedoch nicht mehr in dem Grade, wie die Elefanten. Nur die Nilpferde halten noch etwas auf freundschaftlichen Verkehr mit Anderen ihrer Art: die Nashörner leben paarweise, höchstens in kleinen Trupps. Die Einen sind Nachtthiere, die Anderen auch bei Tage thätig; eine eigentliche Scheidung in dieser Hinsicht ist aber nicht ausgesprochen; denn die Nachtthiere zeigen sich oft genug bei Tage und die Tagthiere in der Nacht. Ihr Leben theilt sich in Fressen und Ruhen: der Bauch ist ihr Gott. An Gefräßigkeit übertreffen sie alle Säugethiere, an träger Ruhe nicht minder. Nur der Hun-

ger macht sie beweglich oder der wüthendste Zorn. Hiermit ist ihr geistiges Wesen schon beschrieben. Ihre Plumpheit und Schwerfälligkeit spricht sich in leiblicher, wie in geistiger Hinsicht aus. Schwer und plump, langsam und bedächtig ist ihr Gang, unbeholfen und ungeschickt ihr Lauf. Aber wenn die gewaltige Masse einmal in Bewegung gekommen ist, jagt sie ziemlich rasch dahin. Weit geschickter als auf dem Lande zeigen die Plumpen sich im Wasser. Ein guter Theil ihres schweren Leibes wird von diesem getragen, so daß sie sich blos wenig anstrengen müssen, um den massigen Bau fortzuschieben. Alle Dickhäuter sind vortreffliche Schwimmer, einzelne von ihnen bewohnen geradezu das Wasser. Sie gehen mit Gleichgiltigkeit unten auf dem Boden dahin; sie schwimmen zwischen Spiegel und Grund oder auf der Oberfläche, wie es ihnen eben behagt; sie tauchen mehrere Minuten lang und legen sich dann wieder auf der Oberfläche nieder, ohne sich die Sicherheit ihrer Lage durch Bewegung erkaufen zu müssen. Das Wasser ist ihnen Bedürfniß; sie können es nicht entbehren. Wenn sie es nicht haben, suchen sie sich wenigstens schlammige Pfützen und Lachen auf, um sich in diesen mit einer wahren Leidenschaft zu wälzen und zu recken.

Ihre ungeheure Kraft läßt sie fast überall einen Weg finden. Sie bewegen sich nicht blos im Wasser, im Sumpfe oder im Schlamm, sondern auch im Walde ohne Beschwerde. Das ärgste Dickicht hält sie nicht auf. Vor sich nieder werfen und brechen sie hindernde, in den Weg tretende Aeste und Zweige, und da, wo sie nur wenige Male denselben Pfad gegangen, bildet sich ein gebahnter, geebneter Weg. Selbst an den Berghängen hin höhlen sie sich einen Pfad aus; ihrer Kraft widersteht kaum das Gestein. Man findet an den Gehängen entlang tiefe, ausgetretene Hohlwege, welche erscheinen, als seien sie mit Hacke und Schaufel ausgearbeitet. Diese rühren von dem Nashorn her, welches hartnäckig viele Male ein und denselben Pfad wandelte. In allen Urwaldungen, in den ärgsten Bambusdickichten finden sich schöne, geradfortlaufende Pfade, welche durch dieselben Wegbaumeister gebildet wurden.

Die Nahrung der Plumpen besteht ausschließlich in Pflanzenstoffen. Sumpf- und Wasserpflanzen, Getreide, Gras, das Laub und die Zweige von Sträuchern oder Bäumen, Wurzeln und Früchte werden mit gleicher Lust gefressen; doch ist ganz unverkennbar, daß sie, wenn sie es haben können, in leckerhafter Weise ihre Auswahl treffen, und es fragt sich noch sehr, ob der Geschmack nicht gleich auf das Gehör, ihren ersten Sinn, folgt. Die Nashörner packen die Nahrung mit dem kleinen, kurzen Rüssel, zu welchem sich ihre Oberlippe verlängert. Das häßliche Nilpferd rauft sie mit seinen gewaltigen Zähnen los, sei es vom schlammigen Grunde der Gewässer oder auf dem Festlande. Die Lippen dieses Geschöpfes sind so plump, daß es kaum mit ihnen zugreifen kann. Es versteht blos Massen, welche vor ihm liegen, damit aufzunehmen, nicht aber abzureißen, während das Nashorn fast ebenso geschickt ist, wie der Tapir. Der Kostverachtung kann man sie nicht beschuldigen. Sogar Schilf und Riedgräser, blätterlose Aeste von ziemlicher Stärke, dürre Blätter und dornige Zweige, ja im Nothfalle der Koth anderer pflanzenfressenden Thiere, selbst der der eigenen Art, wird in den ungeheuren Schlund hinabgewürgt.

Im allgemeinen sind die Sinne der Plumpen noch ziemlich entwickelt. Ihre Haut ist sehr empfindlich, ihr Geschmacksinn entschieden ausgeprägt, ihr Geruch oft recht gut, ihr Gehör vorzüglich, das Gesicht aber, wie schon das blöde Auge beweist, nur schwach und stumpf. Aeußerst wenig Verstand ist ihr geistiges Erbtheil geworden. Owen wog das Gehirn eines Nashorns und fand das Verhältniß zwischen ihm und der Gesammtmasse des Körpers wie 1 : 164 : — bei dem Menschen ergibt eine ähnliche Wägung ein Verhältniß von 1 : 30 oder 1 : 40!

Die Plumpen leben friedlich und nach ihrer Weise auch verträglich unter einander. Faul und ruhig, wie sie sind, lassen sie sich im ganzen ziemlich Viel gefallen; wenn aber ihre Wuth einmal erwacht, kennt sie keine Grenzen mehr. Vor anderen starken Geschöpfen weichen sie aus, bis ihr Zorn rege wird, dann greifen sie blindrasend, alle Gefahr verachtend, ihre sämmtlichen Mitsängethiere an, vom Elefanten angefangen bis zu dem Menschen hinauf. Sie können sehr gefährlich werden, obwohl ihre Plumpheit sie hindert, gewandten Feinden gegenüber alle ihre Kräfte zu entwickeln.

Die Stimme aller plumpen Thiere ist ein widerliches, wieherndes Gebrüll oder Grunzen und Brummen.

Sämmtliche Arten dieser noch lebenden Riesen vermehren sich schwach. Die Weibchen bringen nach langer Tragzeit nur ein einziges Junge zur Welt, welches von ihnen sehr geliebt und bei Gefahr mit rasender Wuth vertheidigt wird. Das Wachsthum geht äußerst langsam vor sich; dafür scheinen aber auch Alle ein hohes Alter erreichen zu können.

Jung eingefangene werden leicht zahm und lassen sich ziemlich Viel gefallen, obwohl ihnen niemals ganz zu trauen ist. Sie sind zu dumm, als daß sie einer höheren Zähmung zugänglich sein könnten. Manche zeigen eine gewisse Anhänglichkeit und Liebe an ihren Pfleger. Viel will dies Alles nicht bedeuten. Sämmtliche plumpen Thiere vertragen sich nicht mit dem Menschen und seinen Getreuen. Da, wo der Herrscher der Erde auch wirklich zur Herrschaft kommt, müssen sie weichen:. sie hausen zu verheerend in seinem Gebiete, als daß er ihre Nähe dulden könnte.

Der Werth des erlegten plumpen Thieres ist durchaus nicht unbedeutend. Man benutzt Fleisch und Fett, Haut und Knochen, Horn und Zähne auf mancherlei Art, allein niemals wird man damit nur annähernd den Schaden aufwiegen können, welchen diese gefräßigen Ungeheuer anrichten. —

Die erste Sippe der Familie enthält die Nashörner (Rhinoceros), von denen gegenwärtig, soviel bekannt, sechs oder, wie Andere wollen, sieben Arten unsere Erde bewohnen. Von den vorweltlichen Arten hat man bisjetzt ungefähr ebensoviel, zum Theil sehr merkwürdige Arten aufgefunden. Die lebenden lassen sich in drei verschiedene Gruppen bringen, in solche mit einem Horn und faltiger oder schilderartig aufliegender Haut, in solche mit zwei Hörnern mit Faltenhaut und endlich in solche mit zwei Hörnern und glatter Haut. Ehe wir sie aber einzeln betrachten, müssen wir einen Blick auf die Eigenthümlichkeiten der Sippschaft werfen.

Die Nashörner sind zwar nicht die Plumpesten unter den Plumpen, aber doch sehr mißgestaltete Dickhäuter von ansehnlicher Größe mit schwerem Rumpf, kurzem Hals, verlängertem Kopf, kurzen, dicken Gliedmaßen und Füßen, deren drei Zehen kleine, schwache Hufe tragen. Die dicke Haut der jetztlebenden ist nackt, während sie bei den vorweltlichen mit einem dichten, doppelten Haarkleid bedeckt war. Am Kopfe verlängert sich namentlich der Antlitztheil bedeutend. Er dient zur Unterlage für ein oder zwei Hörner, für ein größeres vorn und ein kleineres hinten. Plumpe und kräftige Formen zeigen sich auch im Gerippe. Der Schädel erscheint sehr lang und viel niedriger, als bei den übrigen Dickhäutern, die Stirnbeine nehmen den vierten oder dritten Theil der Schädellänge ein und verbinden sich unmittelbar mit den breiten und starken Nasenbeinen, welche die Nasenhöhle überwölben oder von einer mittleren Scheidewand noch gestützt werden. Da, wo das Horn ruht, ist dieser Knochen uneben, rauh, höckerig und wird Dies umsomehr, je größer die Hörner sind. Der Zwischenkiefer ist blos bei den Arten, welche bleibende Schneidezähne haben, ansehnlich; bei jenen aber, welche diese Zähne in frühester Jugend verlieren, verkümmert er gänzlich. Die Wirbelsäule wird von starken, mit langen Dornen besetzten Wirbelkörpern gebildet; 19 bis 20 von ihnen tragen stark gekrümmte, dicke und breite Rippen, das Zwerchfell setzt sich aber schon am 14. bis 17. Wirbel an. Bereits in früher Jugend verwachsen die fünf Wirbel, welche das Kreuzbein bilden, zu einem Ganzen. Der Schwanz besteht aus 22 bis 23 Wirbeln. An allen übrigen Knochen ist ihre Stärke und Plumpheit das Auffallendste. Der Zahnbau ist eigenthümlich abweichend von dem der übrigen Mitglieder der Familie. Regelmäßig fehlen die Eckzähne und gewöhnlich auch die vier Schneidezähne in beiden Kiefern. Sie waren zwar vorhanden, verkümmern aber sobald, daß man sie hat gänzlich leugnen wollen. Sieben Backzähne in jedem Kiefer bilden das übrige Gebiß. Jeder einzelne scheint aus mehreren Hügeln und Pfeilern zusammengeschmolzen zu sein. Die Kauflächen nutzen sich mit der Zeit mehr und mehr ab, und so entstehen verschiedenartige Zeichnungen.



Nashorn.

Auch die Weichtheile verdienen mit ein Paar Worten beschrieben zu werden. Die Haut der Oberlippe ist sehr dünn, gefäß- und nervenreich, die Zunge groß und empfindlich. Die Speiseröhre hat eine Weite von drei Zoll und eine Länge von fünf Fuß. Der Magen ist einfach länglich, im Durchmesser vier Fuß und im größten Querdurchmesser zwei Fuß, die kleinen Gedärme messen 50 bis 65 Fuß. Der Blinddarm ist 2 bis 3 Fuß, der Dickdarm 19 bis 25 Fuß, der Mastdarm 3 bis 5 Fuß lang. Unter den Sinneswerkzeugen fallen die Augen durch ihre geringe Größe auf.

Eine sehr dicke Haut bedeckt überall den Leib. An der Innenseite der Gliedmaßen ist sie noch $^1/_4$ Zoll dick, an der Mittellinie des Bauches schon $^3/_4$ Zoll, auf dem Rücken noch bedeutend stärker. Bei einigen Arten spannt sie sich ziemlich glatt über den Leib, bei anderen bildet sie tiefe Falten und bei einer dritten Gruppe endlich förmliche Schilder, welche durch Falten von einander abgetrennt werden. Das Horn besteht aus gleichlaufenden, äußerst feinen Fasern von Hornmasse. Jeder einzelne Faser ist etwa $^1/_{20}$ bis $^1/_{30}$ Linie dick, rund oder kantig und im Inneren hohl. Die längsten verlaufen in der Mitte des Horns, die kürzesten an den Seiten. Nur solche Fasern bilden das Horn, es hat keine knöchernen Zapfen wie das der Wiederkäuer. Mit seiner breiten, rundlichen Fläche ruht es auf der höckerigen Oberfläche der Nasen- und Stirnbeine, eigentlich aber auf der Haut, als deren Gebilde es zu betrachten ist. Seine Länge kann bis drei Fuß ansteigen, dann krümmt es sich ziemlich stark nach hinten. Wenn zwei Hörner vorhanden sind, ist das hintere immer das kürzere und kleinere.

Gegenwärtig beschränkt sich das Vaterland der Nashörner auf Asien, seine Inseln und Afrika.

Das Leben der verschiedenen Arten ähnelt sich im allgemeinen sehr. Ich gebe deshalb erst eine kurze Beschreibung der wichtigsten Arten und dann eine Gesammtschilderung ihres Lebens und Treibens.

Das **einhornige** oder **indische Nashorn** (Rhinoceros indicus) gehört mit zu den größten von allen. Bei ziemlich erwachsenen Thieren beträgt die Leibeslänge 10 Fuß, die Länge des Schwanzes 2 Fuß, die Höhe am Widerrist 5 Fuß, der größte Leibesumfang $10^1/_2$ Fuß. Man hat aber alte Männchen getroffen, welche 12 bis 13 Fuß lang und 6 bis 7 Fuß hoch wurden. Das Gewicht schätzt man auf 40 bis 60 Centner. Der Leib des Thieres ist plump, dick, wulstig, gestreckt, niedrig gestellt, der Hals kurz und dick, der Kopf mittelgroß, mehr als doppelt so lang als hoch, an der Stirn, unmittelbar vor den Ohren jederseits höckerig aufgetrieben, von dort steil gegen die Augen abfallend, über denselben nochmals gehöckert, sodann stark zusammengedrückt und abgeplattet. Die mittelgroßen, höchst beweglichen Ohren sind verhältnißmäßig lang und schmal, spitz und aufrechtstehend, fast schweinsähnlich. Die unverhältnißmäßig kleinen Augen sind von länglicher Gestalt, liegen tief und werden selten ganz geöffnet. Die Nasenlöcher stehen zu beiden Seiten über der Oberlippe, der Mundspalte gleichlaufend. Das Horn erhebt sich auf der breiten Oberseite des Schnauzenendes, zwischen und über den beiden Nasenlöchern. Es ist einfach gestreckt, kegelförmig zugespitzt, etwas nach rückwärts gekrümmt. Die Haut verbindet es mit der unebenen und rauhen Knochenunterlage. Seine Länge beträgt bis zu 2 Fuß; der Umfang an der Wurzel 1 Fuß. Die flache, breite Oberlippe verlängert sich in der Mitte zu einem zugespitzten, fast fingerähnlichem Rüssel, welcher bis auf eine Länge von 6 oder 7 Zoll ausgestreckt und wieder eingezogen werden kann; die Oberlippe ähnelt der des Rindes. Die kurzen, dicken, unförmigen, walzenartigen Beine sind wie die der Dachshunde gekrümmt und zeigen nur wenig deutliche Gelenke. An ihren Füßen sind drei Zehen vorhanden, welche von der Haut so verhüllt werden, daß sie äußerlich sich nur durch Hufe kennzeichnen. Diese sind groß, vorn flach gewölbt, unten scharf abgeschnitten und lassen die große, kahle, schwielige, langgestreckte, herzförmig gestaltete, harte Sohle zum größeren Theile frei. Der kurze, geradherabhängende Schwanz verdünnt sich von der Wurzel an allmählich bis zur Mitte. Die Geschlechtstheile sind sehr groß, die männlichen höchst sonderbar gebildet; das Euter des Weibchens enthält nur ein einziges Zitzenpaar. Eine ungewöhnlich starke Haut, welche viel härter und trockener, als beim Elefanten ist und auf einer dicken Schicht lockeren Zellgewebes aufliegt, so daß sie sich leicht hin und her schieben läßt, deckt den Körper und bildet einen, in viele kleine Felder getheilten, horn-

artigen Panzer, welcher durch mehrere, regelmäßig vertheilte, tiefe Falten unterbrochen wird. Diese Falten, welche bereits bei neugeborenen Thieren vorhanden sind, ermöglichen die Bewegungen des Thieres. An ihren Rändern ist die Haut wulstig aufgeworfen, in ihrer Mitte aber sehr verdünnt und weich, während sie sich sonst wie ein dickes Bret anfühlt. Bei älteren Thieren ist sie nackt und fast überall haarlos; nur an der Wurzel des Horns, am Rande der Ohren und am Ende des Schwanzes treten einige Borsten hervor. Hinter dem Kopfe zieht sich die erste starke Falte senkrecht am Halse herab, unten eine Art von Wamme bildend; hinter ihr steigt, von ihr schief nach oben und rückwärts, eine zweite Falte, welche anfangs sehr tief ist, gegen den Widerrist hin sich aber verflacht und verschwindet. Sie sendet unterhalb ihrer Mitte eine dritte Falte ab, welche sich schief vorwärts am Halse hinaufzieht. Hinter dem Widerrist zeigt sich eine vierte tiefe Falte, welche über den Rücken weg und beiderseits in einer bogenförmigen Krümmung hinter der Schulter hinabläuft; sie zieht sich unten quer über das Vorderbein hinweg und schlingt sich vorn um dasselbe herum. Eine fünfte Falte zieht sich vom Kreuze herab, steigt schief und vorwärts an den Schenkeln hinab, wendet sich in den Weichen um, läuft etwas nach vorn und verschwindet dort. Vorher sendet sie einen Zweig ab, welcher anfangs am Vorderrande des Hinterbeins herumläuft, sodann sich wagrecht über das Schienbein zieht und zum After hinaufsteigt, von wo aus eine starke Wulst wagerecht über die Schenkel verläuft. Durch die beiden, vom Rücken abwärts laufenden Falten wird die Haut in drei breite Gürtel geschieden, von denen der erste nach dem Hals und den Schultern, der zweite zwischen diesen und den Lenden und der dritte auf dem Hintertheile liegt. Ueberall ist die Haut mit unregelmäßigen, rundlichen, mehr oder weniger glatten, hornartigen Warzenschilderchen bedeckt. Die Bauch- und Innenseite der Beine sind durch mannichfache sich durchkreuzende Furchen in kleine Felder getheilt. Um die Schnauze ziehen sich Querrunzeln. Bei jungen Thieren brechen einzelne borstenartige, dicke, harte Haare hier und da hervor. Die Färbung ist verschieden. Alte Thiere erscheinen einförmig dunkelgraubraun, mehr oder minder ins Röthliche oder ins Bläuliche spielend. In der Tiefe der Falten ist die Haut blaßröthlich oder bräunlich fleischfarben. Staub, Schlamm und andere Einwirkungen von außen lassen das Thier aber dunkler erscheinen, als es ist. Junge Thiere sind viel heller als alte.

Diese Art des Nashorns bewohnt Vorder- und Hinterindien, sowie die angrenzenden Theile des südlichsten China. Besonders häufig ist es in Siam, Cochinchina und den westlichsten Provinzen des himmlischen Reichs. Auf den großen Sundainseln wird es durch andere Arten vertreten, von denen die eine, welche Java bewohnt, auch nur ein Horn hat, während das auf Sumatra wohnende Nashorn deren zwei besitzt. Das eine wie das andere zeichnet sich noch außerdem durch starke Schilder und tiefe Hautfalten aus und bei dem sumatrensischen verlieren sich die Schneidezähne nicht.

Auch die afrikanischen Arten haben zwei Hörner, und das eine führt geradezu darnach seinen Namen. Das vordere Horn ist gewöhnlich etwa 2 bis 2½ Fuß lang, etwas nach rückwärts gebogen und ziemlich stark zugespitzt, das hintere ist kürzer und stumpfer. Die Haut hat nirgends grobe Falten, wie bei den vorher beschriebenen Arten. Sie ist rauh und sehr dick, auf dem Rücken auch hart, an den Seiten aber so weich, daß jede Flintenkugel durchdringt. Ihre ursprüngliche Farbe ist dunkelbraun, der Schmuz, welcher ihr beständig anhängt, macht sie aber graulich. Das Thier wird 11 bis 12 Fuß lang bei einem Körperumfang von 9 bis 11 Fuß. Der Schwanz mißt etwa 2½ Fuß. Die Schneidezähne, von denen im Unterkiefer vier, im Zwischenkiefer zwei standen, fallen frühzeitig aus. Die Eingeweide ähneln nach Sparrmann denen des Pferdes.

Der Wohnkreis dieses Nashorns erstreckt sich von den Kafferländern bis nach Abissinien hin, wahrscheinlich weit in das Innere des Erdtheils hinein, wie weit westlich, ist noch nicht bekannt.

Im südlichen Abissinien wird es durch eine andere Art, durch das Kapuzennashorn (Rhinoceros cucullatus) vertreten, welches jedoch noch so wenig bekannt ist, daß Genaueres hierüber nicht zu sagen ist.

Dieselben Orte bewohnt auch das **Keitloa** (Rhinoceros Keitloa), welches durch seine blaßbräunliche Farbe und durch die beiden sehr langen Hörner auffällt. Das hintere Horn dieses Thieres, welches sich nach vorwärts wendet, übertrifft gewöhnlich das vordere noch an Länge. Das erstere ist ganz rund, das hintere oben seitlich etwas zusammengedrückt. Die Länge des Thieres beträgt 11 bis 12 Fuß, seine Schulterhöhe 5 Fuß. Manche Naturforscher sprechen dieser Art ihre Selbständigkeit



Das zweihörnige Nashorn (Rhinoceros bicornis).

ab, und betrachten sie nur als Spielart des gewöhnlichen zweihörnigen Nashorns; die Forscher und Jäger aber, welche das Thier lebendig sahen, unterschieden es sehr genau von dem ersteren.

Nach den genannten kommt in Afrika noch eine Art vor, das **stumpfnäsige Nashorn** (Rhinoceros simus), welches im Lande der Betschuanen in größeren Gesellschaften weidet und sich durch die Zahl der Rippen von dem zweihörnigen unterscheidet. Mit diesem ist die Reihe der bisher bekannten, noch lebenden Nashörner geschlossen. Es ist jedoch sehr möglich, daß in Afrika noch andere aufgefunden werden dürften. Mir wurde während meines Aufenthalts in Kordofahn von ver=

schiedenen Thieren mit einem Horn erzählt, ohne daß ich die Arten hätte bestimmen können. Am oberen blauen Flusse fand ich die Fährten der Nashörner auf den zu den Flüssen führenden Pfaden häufig genug, niemals aber habe ich das Thier selbst zu Gesicht bekommen. Ein deutscher Reisender, welcher um dieselbe Zeit wie ich die gleichen Gegenden Afrikas durchwanderte, erhielt ebenfalls Berichte der Eingeborenen über die Nashörner und nahm keinen Anstand, diese Berichte, nachdem sie nach seiner Weise in Form und Klang gebracht waren, als sich auf das fabelhafte Einhorn beziehend, zu deuten, und die europäische Gelehrtenwelt war eine Zeitlang gläubig genug, solchen offenbaren Lügen Gehör zu schenken. So viel schien aber auch mir aus den Erzählungen der Eingeborenen hervorzugehen, daß mehrere Arten von Nashörnern die östlichen Provinzen Ostsudahns und noch mehr jene Länder südlich von Dar el Fuhr und Wadai bewohnen. Welche Arten es sind, steht freilich dahin. Jedenfalls hat die Wissenschaft von der genaueren Erforschung Afrikas noch viel für die Kenntniß dieser Thiere zu erwarten, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß sich die Artenzahl der jetztlebenden Thiere noch vermehren dürfte. Dasselbe kann auch bei den in Asien lebenden der Fall sein; denn das Sumatra bewohnende Nashorn ist auch erst seit Kurzem unterschieden worden. Dennoch scheint festzustehen, daß die Vorwelt viel reicher an Arten dieser Familie war, als die Jetztzeit.

Man hat schon eine ziemliche Anzahl vorweltlicher Arten unterschieden. Ich will blos einer einzigen Erwähnung thun, des zweihörnigen Nashorns mit knöcherner Nasenscheidewand (Rhinoceros trichorhinus), welches nicht blos in einzelnen Knochen, sondern mit Haut und Haaren bis auf unsere Tage gekommen ist. Im ganzen nördlichen Asien vom Don an bis zur Beringsstraße gibt es keinen Fluß im ebenen Lande, an dessen Ufer nicht Knochen von vorweltlichen Thieren, namentlich solcher von Elefanten, Büffeln und Nashörnern gefunden wurden und es ist bekannt, daß man alljährlich beim Aufthauen Massen von vorweltlichem Elfenbein gewinnt, womit man gegenwärtig einen sehr bedeutenden Handel treibt. „Als ich im März 1772," sagt Pallas, „nach Jacutzk kam, zeigte mir der Statthalter des östlichen Sibirien den Vorder- und Hinterfuß eines Nashorns, welcher noch mit Haut überzogen war. Das Thier wurde im sandigen Ufer eines Flusses gefunden. Den Rumpf und die Füße ließ man liegen." Nun gab sich Pallas alle Mühe, mehr zu erfahren und brachte zunächst den Kopf und den Fuß nach Petersburg. Später hat Brandt die Reste untersucht und so erfahren wir, daß dieses vorweltliche Nashorn, welches während der Diluvialzeit das mittlere und nördlichere Europa und den Norden Asiens bewohnte, neben dem Mammuth eins der gemeinsten Dickhäuter unseres Welttheils war. Außer in Sibirien fand man seine Knochen auch noch in Rußland, Polen, Deutschland, England und Frankreich und zwar in manchen Orten in erstaunlicher Menge. Das hauptsächliche Artkennzeichen dieser Thiere besteht darin, daß bei allen anderen Nashörnern die knorpelige Nasenscheidewand bei ihm verknöchert ist, wahrscheinlich bedingt durch die auffallende Verlängerung der Nasenbeine. Ebenso weicht das Thier hinsichtlich seines Kleides von den anderen Nashörnern ab. Die getrocknete Haut hat eine schmuzig gelbliche Farbe. Sie ist nicht schwielig, wenigstens nicht am Kopfe, aber dick, an den Lippen gekörnelt und überall mit netzförmigen, rundlichen Poren dicht besetzt. Die Haare stehen in den Poren büschelförmig beisammen. Einzelne sind straffe Grannen, andere weiches Wollhaar; im übrigen ähnelt das Thier den jetztlebenden so außerordentlich, daß es höchstens einer anderen Untersippe hätte zugezählt werden können. Seine Nahrung scheint in Nadeln und jungen Trieben der Kiefern bestanden zu haben; doch ist darüber nichts Sicheres bekannt.

Andere Nashornarten lebten in der Vorzeit im südlichen Deutschland und in Frankreich. Eins von ihnen hatte wahrscheinlich vier Zehen an den Vorderfüßen und kein Horn. Es war die erste Art, welche auf der Erde erschien. Hierzu kommen nun noch einige den Nashörnern entfernter ähnelnde Vorweltsthiere, welche hauptsächlich insofern theilnehmenswerth für uns sind, als sie den Uebergang von den jetztlebenden, sehr einzeln dastehenden Dickhäutern vermitteln.

Die Alten haben das Nashorn recht wohl gekannt. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß unser Thier das Einhorn der Bibel ist, von welchem Hiob sagt: „Meinest du, das Einhorn wird dir dienen und bleiben an deiner Krippe? Kannst du ihm dein Joch anknüpfen, die Furchen zu machen, daß es hinter dir breche in Gründen? Magst du dich auf eines verlassen, da es so stark ist und wird es dir lassen arbeiten? Magst du ihm trauen, daß es deinen Samen dir wiederbringe und in deine Scheunen sammle?" Der Urtext nennt dieses Thier Rem und schreibt ihm bald ein Horn



Das Keitloa (Rhinoceros Keitloa).

bald zwei Hörner zu. Die Römer kannten unser Thier, wie zu erwarten, sehr gut und zwar das einhörnige ebensowohl als die zweihörnigen. Sie ließen sie auf ihren Kampfplätzen arbeiten. Nach Plinius brachte Pompejus das erste einhörnige Nashorn im Jahre 61 v. Chr. nach Rom zu den Spielen neben dem Luchs aus Gallien und den Pavian aus Aethiopien. „Das Nashorn," erzählt Plinius, „ist der geborne Feind der Elefanten. Es wetzt das Horn an einem Steine und zielt im Kampfe vorzüglich nach dem Bauche, wohl wissend, daß er weicher ist, und so erlegt es den Elefanten." Dann fügt er hinzu, daß man schon bei Meroe Nashörner finde, und Dies ist ganz richtig; denn dort

gibt es heutzutage noch welche. „In der Stadt Aduleton, dem größten Handelsplatz der Troglodyten und Aethiopier, fünf Tagereisen zu Schiffe von Ptolomäus, wird sehr viel Elfenbein, Hörner des Nashorns, Leder vom Flußpferde und andere derartige Handelsgegenstände verkauft.“ Der Erste, welcher von diesen Thieren spricht, ist Agatharchides; dann kommt Strabo, welcher in Alexandrien ein Nashorn gesehen hat. Pausanias führt es unter dem Namen „äthiopischer Ochs“ auf, und dieser Name findet sich in viel späteren Jahrhunderten. Martial besingt beide Arten. Von dem einhörnigen sagt er:

„Auf dem geräumigen Plan, o Cäsar, führet das Nashorn
Solcherlei Kämpfe dir aus, als es sie nimmer verhieß.
Wie im erbitterten Rasen erglühete stürmend das Unthier!
Wie gewaltig durchs Horn, welchem ein Ball war der Stier!“

und von dem zweihörnigen:

„Während bekümmerte Hetzer zum Kampfe aufreizten das Nashorn
Und lange sammelnd den Zorn dieses gewaltigen Thieres,
Schwindet dem Volke die Hoffnung des Kampfes vor großer Erwartung,
Aber dem Unthier kehrt wieder die eigene Wuth;
Denn es erhob mit doppeltem Horn den gewaltigen Bären,
Leicht, wie die Doggen der Stier wirft zu den Sternen empor.“

Die alten Egypter scheinen das Nashorn nicht beachtet zu haben. Man hat bisjetzt auf den egyptischen Tempeln keine Abbildungen von ihm gefunden. Die Priester Meroes in Südnubien werden es wohl gekannt haben. Die arabischen Schriftsteller sprechen schon sehr frühzeitig von beiden Thieren und unterscheiden die indischen und afrikanischen. In ihren Märchen kommt das Nashorn nicht selten als zauberhaftes Wesen vor. Nun vergeht eine lange Zeit, ehe man wieder Etwas von dem Thiere vernimmt. Marco Polo, der bekannte und für die Thierkunde so wichtige Schriftsteller, ist der erste, welcher das Stillschweigen bricht. Er hat es auf seiner Reise im dreizehnten Jahrhundert in Indien wieder gesehen und zwar auf Sumatra. „Sie haben dort,“ sagt er, „viel Elefanten- und Löwenhörner, welche viel kleiner sind als jene und in der Behaarung den Büffeln ähneln; ihre Füße aber sind wie bei den Elefanten. Sie tragen ein Horn mitten auf der Stirn, thun damit aber Niemand Etwas. Wenn sie Jemanden angreifen wollen, werfen sie ihn vielmehr mit den Knieen nieder und stoßen dann mit der Zunge, die mit einigen langen Stacheln besetzt ist, auf ihn los. Ihren Kopf, welcher dem des Wildschweins ähnelt, tragen sie immer gegen die Erde gekehrt. Sie halten sich gern im Schlamm auf und sind überhaupt rohes, garstiges Vieh.“ Im Jahre 1513 erhielt endlich der König Emanuel aus Ostindien wieder ein lebendes Nashorn. Der Ruf davon erfüllte alle Länder. Albrecht Dürer gab zuerst einen Holzschnitt von diesem Thiere heraus, den er nach einer schlechten Abbildung angefertigt hatte, welche ihm von Lissabon aus zugeschickt worden war. Das Bild stellt ein Thier dar, welches aussieht, als wäre es mit Schabracken bekleidet. Es hat Schuppen an den Füßen, wie an einem Panzer und trägt auch noch ein kleines Horn auf der Schulter. Fast zweihundert Jahre lang war jener Holzschnitt des berühmten Meisters das einzige Bild, welches man von dem Nashorn besaß. Erst Chardin, welcher in Ispahan selbst ein Nashorn sah, hat zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine bessere Abbildung gegeben. Die Lebensbeschreibung hatte schon Bontius in der Mitte des 17. Jahrhunderts berichtigt. Von nun an beschreiben alle Reisenden, welche Sinn für Natur haben, die eine und die andere Art und namentlich die Nashörner, welche Südafrika bewohnen, sind uns recht ausführlich geschildert worden, so daß es gegenwärtig ziemlich leicht ist, ein allgemeines Bild der Thiere zu geben.

Im allgemeinen ähneln sich alle Nashörner in ihrer Lebensweise, in ihrem Wesen, in ihren Eigenschaften, Bewegungen und in ihrer Nahrung; doch scheint immerhin jede Art ihr Eigenthümliches zu haben. Unter den asiatischen Arten z. B. gilt das indische Nashorn als ein außerordentlich

bösartiges Geschöpf, das japanische wird schon als viel gutmüthiger geschildert und das auf Sumatra lebende soll gar nicht bösartig sein. Aehnlich verhält es sich bei den afrikanischen. Das zweihörnige wird trotz seiner geringen Größe als das wüthendste bezeichnet; das Keitloa gilt ebenfalls als ein höchst ungemüthlicher Gesell; das weiße Rhinoceros aber soll ein wirklich harmloses Geschöpf sein. Im allgemeinen werden die riesenhaften Dickhäuter überall mehr gefürchtet, als der Elefant. Die Araber des Sudahn, welche die Nashörner mit dem Namen Anasa und Fertit bezeichnen, sind geneigt, in ihnen wie im Nilpferde Zaubergestalten zu erblicken. Sie glauben, daß irgend ein böswilliger Hexenkünstler die Gestalt dieser Thiere annehmen könne und versuchen ihre Ansicht damit zu begründen, daß Nashörner wie Nilpferde in ihrer blinden Wuth keine Grenzen kennen. „Der Elefant," so sagen sie, „ist ein gerechtes Thier, welches das Wort des Gottgesandten Mahammed (über welchem der Frieden des Allbarmherzigen sei) in Ehren hält und Schutzbriefe und andere erlaubte Mittel der Abwehr wohl achtet: Nilpferde und Nashörner aber kümmern sich nicht im geringsten um alle Amulete, welche unsere Geistlichen schreiben, um die Felder zu bewahren und beweisen hierdurch, daß ihnen das Wort des Wahrheitsprechenden und Allmächtigen vollkommen gleichgiltig ist. Sie sind verbannt und verworfen von Anfang an. Nicht der Herr, der Allerschaffende, hat sie geschaffen, sondern der Teufel, der Allverderbende, und deshalb ist es den Gläubigen nicht gerathen, sich mit derartigen Thieren einzulassen, wie wohl die Heiden und christlichen Ungläubigen zu thun pflegen. Der wahre Muselmann geht ihnen ruhig und still aus dem Wege, damit er seine Seele nicht beschmuze und Schaden an ihr nehme und verworfen werde am Tage des Herrn."

Ein möglichst wasserreiches Gebiet, Sumpfgegenden, Flüsse, welche auf weit hin ihr Bett überfluthen, Seen mit umbuschten, schlammigen Ufern, in deren Nähe grasreiche Weideplätze sich befinden: das sind die bevorzugten Aufenthaltsorte der Nashörner. In Afrika entfernen sie sich aber nicht selten ziemlich weit vom Wasser, um auf den Grassteppen zu weiden, wie auch die indischen ihrerseits bisweilen nach dem Gebirge emporsteigen. Täglich einmal besucht wohl jedes Nashorn das Wasser, um hier zu trinken und um sich im Schlamme zu wälzen. Ein Schlammbad ist allen auf dem Lande lebenden Dickhäutern geradezu ein Bedürfniß; denn so sehr auch ihr Fell ihren Namen bethätigt, so empfindlich ist es. Zumal im Sommer nun peinigen Fliegen, Bremsen und Mücken alle größeren Säugethiere in wirklich unglaublicher Weise, und um Diesem vorzubeugen, schützen sie sich eben durch Auflegen einer dicken Schlammlage. Ehe sie noch auf Nahrung ausgehen, eilen sie zu den weichen Ufern der Seen, Lachen und Flüsse, wühlen mit dem Horn ein Loch und wälzen und drehen sich in diesem bis Rücken und Schultern, Seiten und Unterleib mit Schlamm bedeckt sind. Das Wälzen im Schlamme thut den Thieren so wohl, daß sie dabei laut stöhnen und grunzen und sich von dem behaglichen Bad sogar hinreißen lassen, die ihnen sonst eigene Wachsamkeit zu vernachlässigen. Gegen die bösen Fliegen und Mücken schützt die Schlammdecke immer nur kurze Zeit; denn sie springt zunächst an den Beinen, dann auf den Schultern und an den Schenkeln ab, welche Theile nun den Stichen der Fliegen blosgestellt sind, ohne daß sich das Nashorn dagegen zu schützen vermöchte. Da sieht man es, seiner Trägheit vergessend, eilig nach den Bäumen rennen, um sich dort zu reiben und die Qual einen Augenblick lang zu verringern. Dann geht es von neuem weiter.

Die Nashörner sind mehr bei Nacht, als bei Tage thätig. Große Hitze ist ihnen sehr zuwider; deshalb schlafen sie um diese Zeit an irgend einem schattigen Orte, halb auf der Seite, halb auf dem Bauche liegend, den Kopf vorgestreckt und ebenfalls aufgelegt, oder sie stehen träg in einem stillen Theile des Waldes, wo sie durch die Wipfel größerer Bäume gegen die Sonnenstrahlen geschützt sind. Alle Berichterstatter sind darin fast einstimmig, daß ihr Schlaf ein sehr gesunder ist. Mehrere Forscher konnten sich ruhenden Nashörnern ohne große Vorsicht nähern. Die Thiere glichen fühllosen Felsblöcken und rührten sich nicht. Gordon Cumming erzählt, daß selbst die besten Freunde des Thieres, mehrere kleine Vögel nämlich, welche stets mit ihm ziehen, vergeblich bemüht waren, eines der Nashörner, welches er erlegen wollte, zu wecken, und bereits die ältesten Berichterstatter erwähnen, daß gerade während der Mittagshitze das Thier am öftersten beschli-

chen und getödtet würde. Gewöhnlich schnarcht es im Schlafe so laut, daß man dieses dröhnende Geräusch schon auf eine gute Strecke hin vernimmt und dadurch auch dann aufmerksam gemacht wird, wenn man das versteckt liegende Nashorn nicht sieht. Doch kommt es auch vor, daß der Athem leise ein- und ausgeht, und man plötzlich vor einem rasenden Riesen steht, ohne von dessen Vorhandensein eine Ahnung gehabt zu haben. So berichtet Sparrmann, daß zwei seiner Hottentotten dicht an einem schlafenden Nashorn vorbeigingen und es erst bemerkten, als sie bereits einige Schritte vorüber waren. Sie drehten sich sofort herum, setzten ihm ihre Gewehre dicht auf den Kopf und schossen beide mit Kugeln geladenen Läufe ab. Das Thier machte noch einige Bewegungen; sie luden ruhig wieder und erlegten es durch die nächsten Schüsse.

Mit Anbruch der Nacht, in vielen Gegenden aber auch schon in den Nachmittagsstunden erhebt sich das plumpe Geschöpf, nimmt ein Schlammbad, reckt und dehnt sich dort behaglich und geht nun auf Weide aus. An den Quellen und Lachen erscheint es, in Afrika wenigstens, am häufigsten zwischen der dritten und sechsten Stunde der Nacht, und immer verweilt es dann mehrere Stunden an diesen so beliebten Orten. Nachher ist es ihm allerdings ziemlich gleich, wohin es sich wendet. Es äßt sich ebensowohl in den dichten, anderen Thieren kaum zugänglichen Wäldern, wie auf offenen Ebenen, im Wasser nicht weniger, als in dem Röhricht der Sümpfe, auf den Bergen ebensogut, wie in dem Thale. Selbst durch das verschlungenste Dickicht bahnt es sich einen Weg mit der allergrößten Leichtigkeit. Die Zweige und dünneren Stämme müssen der in Bewegung gesetzten Masse weichen oder werden von ihr niedergebrochen, und nur um größere Stämme herum macht es eine kleine Biegung. Wo es mit Elefanten zusammenlebt, nimmt es gewöhnlich deren Wege an; doch kommt es ihm darauf nicht an, sich selbst solche zu bahnen; denn im Nothfall biegt es mit seinem Horn auch dicke Stämme zu beiden Seiten, um sich zwischen ihnen hindurch einen Pfad zu bilden. In den Dschungeln Indiens sieht man lange, schnurgerade Wege, auf welchen alle Pflanzen seitlich niedergebrochen sind, während der Boden von den Tritten des Thieres niedergestampft ist. Im Inneren Afrikas gewahrt man ähnliche Gangstraßen, welche man als solche des Nashorns erkennt, wenn die Bäume rechts und links niedergebrochen sind, während die von Elefanten herrührenden dadurch sich auszeichnen, daß die niederen, hindernden Stämme ausgerissen, entlaubt und dann auf die Seite geworfen wurden. Nicht selten soll man in den indischen Gebirgsgegenden ganz wohl ausgetretene Wege finden, welche von einem Wald zum anderen über felsige oder steinige Abhänge führen und durch das beständige Dahintraben auf der gleichen Stelle förmlich in das Gestein eingegraben worden sind, so daß schließlich tiefe Hohlwege entstehen.

Hinsichtlich seiner Nahrung steht das Nashorn zum Elefanten in einem ähnlichen Verhältniß, wie der Esel zum Pferde. Am liebsten frißt es harte Stauden aller Art, Disteln, Ginster, Sträucher, harte Schilfe und Steppengras u. dgl. In Afrika besteht seine Hauptnahrung aus den dornigen Mimosen, zumal aus den niederen, buschigen, deren eine Art ihrer krummen, sich in Alles anhakenden Dornen halber von den Jägern so bezeichnet „Wart ein Bischen“ genannt wird. Während der Regenzeit verläßt es gern die Wälder und zieht sich da, wo Feldbau in der Nähe seines Aufenthalts getrieben wird, nach dem angebauten Lande. Hier richtet es dann unglaubliche Verwüstungen an; denn ehe der Magen von 4 Fuß Länge und 2½ Fuß Durchmesser gefüllt ist, muß schon eine anständige Menge von Kraut vernichtet sein. Bei den in der Gefangenschaft lebenden Nashörnern hat man die tägliche Nahrung gewogen und gefunden, daß das Thier mindestens einen halben Centner zu sich nimmt. Im freien Zustande frißt es wahrscheinlich noch mehr. Aber freilich ist es auch kein Kostverächter. Nicht blos die dünneren Zweige und Schößlinge werden hinabgewürgt, nicht blos die starrenden Theile der Mimosen und anderer stachligen Gewächse der Wendekreisländer, sondern auch Aeste bis zu 1½ und 2 Zoll Durchmesser. Dasselbe, was ich von der Losung des Elefanten sagte, gilt auch hier. Die Nahrung wird mit dem breiten Maule massenhaft abgepflückt, und diejenigen Arten, bei denen sich die Oberlippe rüsselartig verlängert, wissen die handartigen Fortsätze ganz vortrefflich zu gebrauchen. An einem gefangenen, indischen Nashorn beobachtete ich, daß

es mit seiner Lippenspitze sehr kleine Stücken, z. B. Zuckerbrocken, geschickt einklemmen und dann durch Umbiegen derselben auf die weit vorragende Zunge bringen kann. Alle Nahrung, welche das Thier aufnimmt, zerkaut es sogleich, aber in rohester Weise; denn seine Speiseröhre ist weit genug, um auch großen Stücken den Durchgang zu gewähren. Das indische Nashorn kann die rüsselartige Ausbuchtung der Oberlippe etwa bis auf 6 Zoll verlängern und damit gleich einen tüchtigen Busch Gras erfassen, ausreißen und in das Maul schieben. Ob etwas Erde dann mit an den Wurzeln hängt oder nicht, ist ihm ziemlich gleichgiltig. Es schlägt allerdings erst den ausgerissenen Busch einmal gegen den Boden, um den größten Theil der erdigen Stoffe abzuwerfen, dann aber schiebt es ihn mit großer Seelenruhe in den weiten Rachen und würgt ihn ohne Schlingbeschwerden hinab. Sehr gern frißt das Thier auch Wurzeln, deren es sich mit Leichtigkeit bemächtigt. Bei guter Laune macht es sich schon seines Vergnügens halber daran, einen kleinen Baum oder Strauch aus dem Boden zu wühlen, und fegt zu diesem Zwecke mit dem gewaltigen Horn solange unter den Wurzeln herum, bis es schließlich den Strauch erfassen und herausheben kann. Dann werden durch andere Schläge die Wurzeln losgebrochen und verzehrt. Dabei ist jedoch bemerkt worden, daß die verschiedenen Arten auch eine verschiedene Auswahl ihrer Nahrung zu treffen pflegen. So behauptet man, daß die Borile oder das zweihörnige Nashorn Afrikas durch einen Euphorbienstrauch, welchen die weißen Arten ohne Magenbeschwerde fressen, vergiftet wird.

Das Wesen des Nashorns hat wenig Anziehendes. Es frißt entweder oder schläft, um die übrige Welt bekümmert es sich fast gar nicht. Im Gegensatz zu dem Elefanten lebt es nicht in Herden, sondern meist einzeln oder höchstens in kleinen Trupps von vier bis zehn Stücken. Unter solcher Gesellschaft herrscht kein Zusammenhang: jedes Einzelne lebt für sich und thut, was ihm beliebt. Alle Bewegungen der Thiere sind schwerfällig und plump, jedoch durchaus nicht in dem Grade, als man wohl glauben möchte. Behende Wendungen und Biegungen kann das Nashorn freilich nicht ausführen, und auf den Bergen springt es auch nicht mit der Leichtigkeit einer Gemse herum, in den ebenen Gegenden aber eilt es, wenn es einmal in Bewegung gekommen ist, sehr rasch davon. Es geht nicht, wie die anderen schweren Dickhäuter, durch gleichzeitiges Bewegen der Beine einer Seite, sondern schreitet mit den sich gegenüberstehenden Vorder- und Hinterbeinen zugleich aus. Beim Laufen hält es den Kopf gewöhnlich niedrig und gerade vor sich hin, in der Wuth aber schaukelt es ihn wiegend hin und her und reißt mit dem Horn tiefe und weite Furchen auf. Wenn es recht erzürnt ist, springt es auch von einer Seite zur anderen und hebt dann den stumpfen Schwanz in die Höhe. Es kann einen sehr geschwinden und ausdauernden Trab laufen und selbst berittenen Jägern gefährlich werden, zumal in buschreichen Gegenden, wo Mann und Pferd nicht so leicht auszuweichen vermögen, während jenes plump alle ihnen im Wege stehenden Bäume niedertritt. Im Schwimmen ist das Nashorn natürlich Meister; doch hält es sich mehr an der Oberfläche und taucht nicht ohne Noth. Einzelne Berichterstatter wollen beobachtet haben, daß es in Sümpfen oder Flüssen sich zum Grunde hinabsenkte, dort mit dem Horn die Wurzeln und Ranken der Wasserpflanzen aushebe und mit sich emporbrächte, um sie oben zu verzehren.

Unter den Sinnen der Nashörner steht das Gehör wohl oben an, dann folgt der Geruch und auf diesen das Gefühl. Das Gesicht ist sehr wenig ausgebildet. Es wird allgemein behauptet, daß ein Nashorn immer nur gerade nach vorn sehen könne und Menschen, welche von der Seite zu ihm hinschlichen, gar nicht wahrzunehmen vermöge. Ich bezweifle diese Angaben, weil ich das Gegentheil an zahmen bemerkt habe. In der Wuth folgt das Nashorn dem Geruch und Gehör. Es nimmt die Fährte des Feindes auf und spürt dieser nach, wobei es allerdings das Auge wenig braucht. Das Gehör ist sehr fein; das Thier vernimmt das leiseste Geräusch auf große Entfernungen. Aber auch der Geschmack ist durchaus nicht zu leugnen; denn bei zahmen beobachtete ich, daß ihnen Zucker ein höchst erwünschter Gegenstand war und mit besonderem Wohlgefallen von ihnen verzehrt wurde. Die Stimme besteht in einem dumpfen Grunzen, welches bei größerer Wuth in ein tönendes Blasen übergehen soll. In der Freiheit mag man dieses Blasen oft vernehmen; denn ein Nashorn ist sehr leicht

in Wuth zu versetzen. Seine Gleichgiltigkeit gegen Alles, was nicht Futter heißt, kann sich sehr bald in das Gegentheil umwandeln. Raffles beobachtete, daß das sumatrensische Nashorn vor einem einzigen Hunde die Flucht ergriff, und andere Reisende sahen, daß es bei ihrer Witterung eiligst davon ging: allein das ganze Betragen ändert sich, wenn das Thier gereizt wird. Es achtet dann weder die Zahl, noch die Wehrhaftigkeit seiner Feinde, sondern stürzt blindwüthend in gerader Linie auf den Gegenstand seines Zornes los. Ob dann eine Gesellschaft bewaffneter Leute dem wüthenden Vieh entgegensteht oder ob der Gegenstand seiner Wuth ein völlig harmloser und unbedeutender ist, scheint von ihm nicht in Betracht gezogen zu werden. Rothe Farben sollen ihm zuwider sein, wie dem Ochsen, und öfters hat man es Anfälle auf schreiend gekleidete Menschen machen sehen, welche ihm nicht das Geringste zu Leide gethan haben. Seine Wuth übersteigt alle Grenzen. Es rächt sich nicht blos an Dem, welches es wirklich gereizt hat, sondern an Allem und Jedem, was ihm vorkommt; selbst Steine und Bäume müssen herhalten und wenn es gar Nichts findet, reißt es wenigstens 6 bis 8 Fuß tiefe Furchen in die Erde. Glücklicherweise ist es nicht so schwer, einem in seiner Wuth dahinrennenden Nashorn zu entgehen. Der geübte Jäger läßt es bis auf etwa 10 oder 15 Schritt herankommen und springt dann zur Seite. Da rennt der tobende Gesell an ihm vorüber, verliert die Witterung, welche er bisher hatte, und stürzt nun auf gut Glück vorwärts, vielleicht an einem anderen, ganz unschuldigen Gegenstand seine Wuth auslassend. Man hat, wie Lichtenstein erzählt, Beispiele, daß ein Nashorn bei Nacht einen Wagen oder einen davor gespannten Ochsen in die Seite gefallen ist und mit unbegreiflicher Kraft Alles mit sich fortschleppte und zertrümmert hat. Für den gerade im Zuge begriffenen Reisenden ist das Nashorn von allen Thieren das gefährlichste, weil es nicht selten ohne alle Ursache auf die Leute losrennt und in verrückter Wuth ganz Unschuldige umbringt. Zumal die schwarzen, afrikanischen Nashörner sind wegen ihres ungeheuern Grimmes sehr gefürchtet. Sie stürzen auf alle Gegenstände los, welche ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Manchmal arbeitet eins dieser Thiere stundenlang mit seinem Horn an einem Busche und wühlt schnaubend an ihm herum, bis es ihn mit sammt seinen Wurzeln aus der Erde gehoben hat, dann legt es sich vielleicht ruhig nieder, ohne weiter an das eben Zerstörte zu denken. Das weiße, afrikanische Nashorn ist viel sanfter und harmloser, als seine schwarzen Verwandten, und steht ihnen auch an Schnelligkeit bei weitem nach. Selbst wenn es verwundet worden ist, greift es selten den Menschen an.

Ueber die Fortpflanzung des Nashorns fehlen zur Zeit noch genauere Berichte. Von der indischen Art weiß man, daß die Paarung in die Monate November und Dezember fällt, und da nun der Wurf im April oder Mai erfolgt, kann man die Tragzeit auf 17 bis 18 Monate anschlagen. Der Paarung gehen zuweilen gewaltige Kämpfe unter den Männchen voraus. So sah Anderson vier männliche Nashörner im wüthendsten Kampfe, erlegte zwei und fand, daß sie mit Wunden bedeckt und in Folge deren nicht im Stande waren, sich satt zu fressen. Mitten im Dickicht des Waldes bringt das Nashorn sein einziges Junge zur Welt. Es ist ein kleines, plumpes Vieh, von der Größe eines stattlichen Hundes, welches mit offenen Augen zur Welt kommt. Seine röthliche Haut ist noch faltenlos, der Keim zum Horn ist aber schon vorhanden. Das Wachsthum schreitet in den ersten Monaten rasch vor sich. Ein Nashorn, welches am dritten Tage etwa 2 Fuß hoch und 3½ Fuß lang war, wächst in einem Monate 5 Zoll in die Höhe, ½ Fuß in die Länge und ebensoviel im Umfang. Nach dreizehn Monaten hat es bereits eine Höhe von vier, eine Länge von sechs und einen Umfang von fast sieben Fuß. Die Haut ist in den ersten Monaten von dunkelröthlicher Farbe, später bekommt sie eine dunkle Schattirung auf hellerem Grunde. Bei den bezüglichen Arten ist bis zum vierzehnten Monate kaum eine Andeutung der Falten vorhanden; dann aber bilden sich diese so rasch aus, daß binnen wenigen Monaten kein Unterschied zwischen den Alten und Jungen vorhanden ist. Uebrigens gehört mindestens ein achtjähriges Wachsthum dazu, bevor das Nashorn eine Mittelgröße erlangt hat. Das Horn biegt sich durch das ewige Wetzen mehr nach hinten. Manche Nashörner aber haben die Eigenheit, so viel mit ihm zu schleifen, daß es bis auf einen Stummel verkleinert wird. Dies thun regelmäßig die gefangenen.

Die Mutter zeigt viel Liebe für ihr Junges und vertheidigt es bei Gefahr mit einem beispiellosen Grimm gegen jeden Feind und jeden Angriff. Sie säugt es fast durch zwei Jahre und bewacht es während dieser Zeit mit der größten Sorgfalt. Boutius erzählt, daß ein Europäer auf einem seiner Ritte ein indisches Nashorn mit seinem Jungen entdeckte. Als das Thier die Menschen erblickte, stand es auf und zog mit seinem Kinde langsam weiter in den Wald. Das Junge wollte nicht recht fort, da stieß es die Alte mit der Schnauze vorwärts. Nun fiel es einem Jäger ein, dem Thiere nachzureiten und ihm mit seinem Säbel einige Hiebe auf den Hinteren zu geben. Die Haut war zu dick, als daß er hätte durchdringen können, die Hiebe hinterließen nur einige weiße Streifen. Geduldig ertrug das alte Nashorn alle Mißhandlungen, bis sein Junges im Gesträuch verborgen war, dann wendete es sich plötzlich mit ungeheurem Grunzen und Zähneknirschen gegen den Reiter, stürzte auf ihn los und zerriß ihm mit dem ersten Streich einen Stiefel in Fetzen. Es würde um ihn geschehen gewesen sein, wäre das Pferd nicht klüger gewesen, als sein Leiter. Dieses sprang zurück und floh aus allen Kräften, das Nashorn aber jagte ihm nach, Bäume und Alles, was ihm hindernd war, krachend niederschmetternd. Als das Pferd zu den Begleitern des Weißen zurückkam, ging das Nashorn auf diese los, sie aber fanden glücklicherweise zwei neben einander stehende Bäume, hinter welche sie sich flüchteten. Das Nashorn, blind gemacht durch seine Wuth, wollte schlechterdings zwischen den Bäumen hindurch und gerieth in förmliche Raserei, als es sah, daß diese seinen Angriffen widerstanden. Die Stämme zitterten wie Rohr unter den Streichen und Stößen, welche das erboste Vieh führte, doch widerstanden sie und die Leute gewannen Zeit, ihm einige Schüsse auf den Kopf zu geben, welche es fällten. — Wie lange das junge Nashorn bei seiner Mutter bleibt, weiß man nicht, ebensowenig kennt man das Verhältniß zwischen dem Vater und dem Kinde.

Man hat in alter Zeit viel von den Freundschaften und Feindschaften des Nashorns gefabelt. Namentlich der Elefant sollte aufs eifrigste von dem Nashorn bekämpft werden und diesem blindwüthenden Thiere regelmäßig unterliegen müssen. Diese schon von Plinius herrührenden Fabeln sind nach und nach erledigt worden. Bereits die älteren Reisebeschreiber wissen von der Feindschaft Nichts; wohl aber erzählt man von der Freundschaft unseres Thieres mit anderen Geschöpfen. Anderson, Gordon Cumming und Andere fanden fast regelmäßig auf dem Nashorn einen gar dienstwilligen Vogel, den Madenhacker, welcher das Thier während des ganzen Tages treu begleitet und gewissermaßen Wächterdienste bei ihm verrichtet. „Die Nashornvögel (Madenhacker),“ sagt Cumming, „sind fortwährende Begleiter des Nilpferdes und der vier Arten des Nashorns. Sie nähren sich von dem Ungeziefer, von welchem diese Thiere wimmeln, und halten sich deshalb immer in unmittelbarer Nähe der Dickhäuter oder auf ihrem Leibe selbst auf. Oft haben diese stets wachsamen Vögel mich bei meiner vorsichtigsten Annäherung in meinen Erwartungen getäuscht und meine Mühe vereitelt. Sie sind die besten Freunde, welche das Nashorn hat, und verfehlen selten, es aus seinem tiefsten Schlafe aufzuwecken. Der alte Dickbauch versteht auch ihre Warnung vollkommen, springt auf seine Füße, sieht sich nach allen Richtungen um und ergreift dann jedes Mal die Flucht. Ich habe oft zu Pferde ein Nashorn gejagt, welches mich viele Meilen weit lockte und eine Menge Kugeln empfing, ehe es stürzte. Auch während solcher Hatz blieben diese Vögel fortwährend bei ihrem Brodherrn. Sie saßen ihm auf dem Rücken und den Seiten, und als eine Kugel in die Schulter des Nashorns einschlug, flatterten sie ungefähr sechs Fuß in die Höhe, einen gellenden Schrei ausstoßend, und nahmen dann wieder ihre frühere Stellung an. Zuweilen traf es sich, daß die unteren Zweige der Bäume, unter welchen das Nashorn dahinrannte, die Vögel wegfegten; aber sie fanden alle Mal ihren Platz wieder. Ich habe Nashörner geschossen, wenn sie um Mitternacht an den Quellen tranken. Die Vögel aber, welche glaubten, daß das erlegte Nashorn schlief, blieben bis zum Morgen bei ihm und wenn ich mich näherte, bemerkte ich, daß sie, ehe sie fortflogen, alles Mögliche aufboten, um das vermeintlich schlafende Nashorn aufzuwecken.“ Wir haben keinen Grund, an der buchstäblichen Wahrheit dieser Mittheilung zu zweifeln, da wir ähnliche Freundschaften zwischen den Vögeln und den Säugethieren oft genug finden können. Zudem habe ich die Madenhacker in Habesch

wenigstens auf Pferden und Rindern selbst beobachten können. Selbstverständlich finden die Vögel Anerkennung für solche treue Begleitung, und auch das stumpfeste Säugethier muß die Wohlthat erkennen, welche sie ihm durch Auflesen der es peinigenden Kerfe bereiten. Ob aber bei Annäherung des Menschen die Vögel ihr Weidethier geradezu in das Ohr picken, um es aufzuwecken, will ich gern dahin gestellt sein lassen; ich glaube eher, daß schon die allgemeine Unruhe, welche sie kundgeben, wenn sich ihnen etwas Verdächtiges zeigt, hinreichend ist, um das Nashorn aufmerksam zu machen. Bekannt ist übrigens, daß manche Vögel, welche sich durch besondere Vorsicht auszeichnen, in sehr kurzer Zeit von den übrigen als Vorposten und Warner anerkannt und beobachtet werden.

Außer dem Menschen dürfte das Nashorn nicht viele Feinde haben. Löwen und Tiger meiden das Thier, weil sie wissen, daß ihre Klauen doch zu schwach sind, um dessen dicke Panzerhaut zu zerreißen. Aus dem Prankenschlag des Löwen, welcher einen Stier im Nu zu Boden schlägt, würde sich das Nashorn wahrscheinlich nicht viel machen; denn das ist in Folge der Kämpfe mit seines Gleichen noch ganz andere Schläge gewöhnt. Weibliche Nashörner, welche Junge haben, lassen übrigens die Tiger oder Löwen nicht in ihre Nähe kommen; denn dem kleinen, noch weichlichen Nashorn mag das große Raubthier wohl gefährlich werden. „Als ich ein Mal aus der Stadt an dem Flusse spazieren ging," sagt Bontius, „um die lieblichen Pflanzen zu betrachten, fand ich am Ufer ein junges, noch lebendiges und jämmerlich heulendes Nashorn liegen, dem die Hinterbacken abgebissen waren, ohne Zweifel von einem Tiger."

„Was man von seiner Freundschaft mit dem Tiger sagt, scheint mir nur eine Heuchelei zu sein; denn wenn auch beide Thiere neben einander hergehen, so sehen sie einander mit schiefen Augen an, grunzen und blöcken die Zähne, was sicher kein Zeichen von Freundschaft ist."

Das Nashorn fürchtet andere kleine Thiere weit mehr, als die großen Räuber und namentlich in einigen Bremsen und in den Mücken hat es gar schlimme Feinde, gegen welche es kaum Etwas unternehmen kann. Ihrethalber wälzt es sich so gern im Schlamme und in Folge ihrer Stiche, welche es recht wohl fühlen mag, reibt es sich oft an den Stämmen, bis böse Geschwüre und Krusten entstehen, in denen sich dann wieder neue Kerbthiere ansiedeln. Auch mit dem Schlamme kommen eine Menge von Wasserthieren, namentlich Egel, an das Nashorn, welche ebenfalls unangenehm werden müssen und nur in den kleinen gefiederten Freunden des Thieres mächtige Gegner finden können.

Der Mensch ist wohl überall der gefährlichste Feind des Nashorns. Alle Völkerschaften, in deren Gebiete das wüste Geschöpf sich findet, stellen ihm mit größtem Eifer nach und auch die europäischen Jäger betreiben seine Jagd mit wahrer Leidenschaft. Man hat gefabelt, daß die Panzerhaut Kugeln undurchdringlich wäre; doch haben schon frühere Reisende bezeugt, daß selbst eine Lanze oder ein kräftig geschleuderter Pfeil sie durchbohrt. Die Jagd ist gefährlich, weil der gewaltige Riese auf den rechten Fleck getroffen werden muß, wenn er der ersten Kugel erliegen soll. Verwundet nimmt er augenblicklich den Kampf mit dem Menschen auf und kann dann sehr gefährlich werden. Die eingeborenen Jäger suchen das Nashorn während des Schlafes unter dem Winde zu beschleichen und werfen ihm ihre Lanze in den Leib oder setzen ihm die Mündung des Gewehrlaufs fast auf den Rumpf, um den Kugeln ihre volle Kraft zu erhalten. Die Abissinier gebrauchen Wurfspieße, schleudern davon aber manchmal 50 bis 60 auf ein Nashorn. Wenn es etwas erschöpft vom Blutverlust ist, wagt sich einer der Kühnsten an das Thier heran und versucht mit dem scharfen Schwerte die Achillessehne durchzuhauen, um das Thier zu lähmen und zu fernerem Widerstande unfähig zu machen. In Indien zieht man mit Elefanten zur Jagd hinaus, aber selbst diese werden zuweilen von dem wüthenden Thiere gefährdet. „Als das Nashorn aufgejagt war," sagt Borri, „ging es ohne anscheinliche Furcht vor der Menge der Menschen auf seine Feinde los und, als diese bei seiner Annäherung rechts und links aus einander prallten, lief es ganz gerade durch die aus ihnen gebildete Reihe, an deren Ende es auf den Statthalter traf, welcher auf einem Elefanten saß. Das Nashorn lief sogleich hinter diesem her und suchte ihn durch sein Horn zu verwunden, während der Elefant

seinerseits alle Kraft aufbot, das angreifende Nashorn mit dem Rüssel zu fassen. Der Statthalter nahm endlich die Gelegenheit wahr und schoß ihm eine Kugel an die rechte Stelle."

Auf die afrikanischen Arten wird selbst im offenen, freien Felde Jagd gemacht. Der Jäger schleicht sich durch das Gebüsche heran und schießt aus geringer Entfernung. Fehlt er, so stürzt das Thier wüthend nach dem Orte hin, von welchem der Schuß fiel, und spürt und blickt nach dem Feinde umher. Sobald es denselben sieht oder wittert, senkt es den Kopf, drückt die Augen zu und rennt, mit der ganzen Länge des Horns die Erde streifend, vorwärts. Dann ist es noch ein Leichtes, ihm auszuweichen. Geübte Nashornjäger haben stundenlang einem auf sie eindringenden Nashorn Stand gehalten, indem sie stets zur Seite sprangen, wenn das Nashorn auf sie losrannte und es an sich vorbeirasen ließen. Nachdem es sich ausgetobt, erlegten sie es doch noch. Der Reisende Andersson ist mehrmals durch verwundete Nashörner in Todesgefahr gekommen. Eins derselben stürzte sich wüthend auf ihn, warf ihn nieder, glücklicherweise ohne ihn mit dem Horne zu treffen. Es schleuderte ihn aber ein gutes Stückchen mit seinen Hinterfüßen weg. Kaum war es an ihm vorüber gestürmt, als es sich schon herum drehte und einen zweiten Angriff wagte, wobei es seinem Feinde eine tüchtige Wunde in den Schenkel beibrachte. Damit war glücklicherweise seine Rache erfüllt. Es eilte in ein benachbartes Dickicht, und Andersson konnte gerettet werden. Ein anderes Zusammentreffen mit dem weißen Nashorn beschreibt er mit folgenden Worten:

„Als ich einst auf der Rückkehr von einer Elefantenjagd begriffen war, bemerkte ich ein großes, weißes Nashorn in kurzer Entfernung vor mir. Ich ritt ein vortreffliches Jagdpferd, das beste und flotteste, was ich jemals während meiner Jagdzüge besessen habe; doch war es eine Gewohnheit von mir, niemals ein Nashorn zu Pferde zu verfolgen, einfach deshalb, weil man sich dem stumpfsinnigen Vieh weit leichter zu Fuß als zu Pferde nähern kann. Bei dieser Gelegenheit jedoch schien es, als ob das Schicksal dazwischentreten wolle. Meinen Nachreitern mich zuwendend, rief ich aus: „Beim Himmel, der Bursche hat ein gutes, feines Horn, ich will ihm einen Schuß geben." Mit diesen Worten gab ich meinem Pferde die Sporen, war in kurzer Zeit neben dem ungeheueren Vieh und gab ihm einen Augenblick später eine Kugel in seinen Leib, doch, wie sich zeigte, nicht von tödtlicher Wirkung. Das Nashorn, anstatt, wie gewöhnlich, die Flucht zu ergreifen, blieb zu meiner größten Verwunderung sofort stehen, drehte sich rasch herum und kam, nachdem es mich ein oder zwei Augenblicke neugierig angesehen hatte, langsam auf mich los. Ich dachte noch gar nicht an die Flucht, dem ungeachtet versuchte ich, mein Pferd wegzulenken. Aber dieses Geschöpf, gewöhnlich so gelehrig und lenksam, welchem der kleinste Druck des Zügels genug war, verweigerte jetzt ganz entschieden, mir zu gehorchen. Als es zuletzt noch folgte, war es zu spät; denn das Nashorn war bereits so nahe zu uns gekommen, daß ich wohl einsah, ein Zusammentreffen mußte unvermeidlich sein. Und in der That, einen Augenblick später bemerkte ich, wie das Scheusal seinen Kopf senkte, und indem es denselben rasch nach oben warf, stieß es sein Horn mit solcher Kraft zwischen die Rippen meines Pferdes, daß es durch den ganzen Leib, durch den Sattel selber hindurch fuhr und ich die scharfe Spitze in meinem Beine fühlte. Die Kraft des Stoßes war so furchtbar, daß mein Pferd einen wirklichen Purzelbaum in der Luft schoß und dann langsam nach rückwärts zurückfiel. Was mich anlangt, so wurde ich mit Gewalt gegen den Boden geschleudert, und kaum lag ich hier, als ich auch schon das Horn des wüthenden Thieres neben mir erblickte. Doch mochte es seine Wuth gekühlt und seine Rache erfüllt haben. Es ging plötzlich mit leichtem Galopp von dem Schauplatze seiner Thaten ab. Meine Nachreiter waren inzwischen näher gekommen. Ich eilte zu einem hin, riß ihn vom Pferde herab und sprang selbst in den Sattel und eilte ohne Hut, das Gesicht von Blut strömend, rasch dem sich zurückziehenden Thiere nach, welches ich zu meiner großen Genugthuung wenig Minuten später leblos zu meinen Füßen hingestreckt sah."

Auch Gordon Cumming berichtet, daß ein weißes, sonst als gutmüthig betrachtetes Nashorn sich, als es in die Enge getrieben worden war, wüthend zum Angriff herumdrehte und ihn

gefährdete. Von einem Schwarzen erzählt er, daß dasselbe, noch ehe er ihm Leides gethan, plötzlich auf ihn zukam und ihn lange Zeit um einen Busch herumjagte.

„Wäre es ebenso flink als häßlich gewesen, so hätten meine Wanderungen wahrscheinlich ihre Beendigung erreicht. Aber meine überlegene Behendigkeit gab mir den Vortheil. Nachdem es mich eine Zeit lang durch den Busch angeschnaubt, stieß es plötzlich einen lauten Schrei aus, machte Kehrt und ließ mich als Meister des Feldes zurück.“

Levaillant beschreibt in sehr lebhafter Weise eine Jagd auf das zweihörnige Nashorn. „Man beobachtete ein Paar dieser Thiere, welche ganz ruhig in einem Mimosenwald neben einander standen, mit der Nase gegen den Wind und von Zeit zu Zeit hinter sich sahen, um sich zu sichern. Ein Eingeborener bat sich aus, die Thiere zu beschleichen. Die übrigen Jäger vertheilten sich und ein Hottentotte nahm die Hunde unter seine Obhut. Der Eingeborene zog sich ganz nackt aus und kroch mit der Flinte auf dem Rücken wie eine Schlange auf dem Boden fort, höchst langsam und vorsichtig. Er hielt auch augenblicklich still, so wie sich die Nashörner umsahen, und glich dann täuschend einem Steinbrocken. Sein Kriechen dauerte fast eine Stunde. Endlich kam er bis zu einem Busch, etwa zweihundert Schritt von den Thieren entfernt. Dort stand er auf und sah sich um, ob seine Kameraden alle auf ihren Posten wären. Jetzt legte er an und verwundete das Männchen, welches im Augenblick des Schusses einen fürchterlichen Schrei ausstieß und mit dem Weibchen wüthend auf ihn zukam. Er legte sich unbeweglich auf den Boden, die Nashörner schossen an ihm vorbei und stürzten auf die übrigen Jäger los. Jetzt befreite man die Hunde und feuerte von allen Seiten auf sie. Sie schlugen fürchterlich gegen die Hunde los, zogen mit ihren Hörnern tiefe Furchen in den Boden und schleuderten die Erde nach allen Seiten weg. Die Jäger rückten näher, die Wuth der Thiere steigerte sich fortwährend, und sie boten einen wirklich entsetzlichen Anblick. Da plötzlich stellte sich das Männchen gegen die Hunde, und das Weibchen flüchtete, zur größten Freude der Jäger, welche es nicht gern mit zwei derartigen Ungeheuern aufnehmen wollten. Das Männchen kehrte endlich auch zurück, lief aber auf einen Busch zu, in welchem drei Jäger standen, welche ihm aus einer Entfernung von dreißig Schritt tödtliche Schüsse zusandten. Es schlug aber noch so heftig um sich, daß die Steine nach allen Seiten flogen und weder Menschen noch Hunde sich zu nähern wagten. Levaillant wollte aus Mitleid ihm den Rest geben, wurde aber von den Wilden abgehalten, weil sie einen sehr großen Werth auf das Blut legen und es getrocknet gegen allerlei Krankheiten gebrauchen; namentlich gegen Verstopfung. Als es endlich todt war, liefen sie hurtig heran, schnitten ihm die Blase aus und füllten sie mit Blut an.“

Eine wunderbare Jagdweise wird in dem „Journal of the Indian Archipel“ mitgetheilt. Die Bewohner Sumatras sollen dem Rhinoceros, während es in seinen Schlammmulden sich wälzt, langsam auf den Leib rücken und mit einem Male einen ganzen Haufen leicht brennbarer Stoffe über das eingewühlte Thier werfen, diese dann in Flammen setzen und sie so erst ersticken, dann gleich braten und somit zum Verspeisen fertig machen. Es gehört freilich ein guter Glaube dazu, solche Angaben für wahrscheinlich zu halten. Ich erwähne es blos, um zu zeigen, was für Fabeln noch heutigen Tages über das sonderbare Geschöpf gäng und gäbe sind.

Ungeachtet seines reizbaren Wesens wird das Nashorn, wenn es sich ordentlich behandelt sieht, leicht zahm. Bei Denen, welche man auf Schiffen hatte, bemerkte man eine stumpfe Gleichgiltigkeit, welche nicht einmal nach wiederholten Neckereien dem sonst leicht auflodernden Zorn Platz machte. Es ist eine bekannte Sache, daß alle Thiere, welche das weite Meer um sich sehen, ausnehmend mild und zahm sich zeigen, wahrscheinlich im Gefühl ihrer zeitweiligen Schwäche. Und so darf es uns eigentlich nicht Wunder nehmen, daß auch das Nashorn hier sehr zugänglich ist. Aber wir haben auch andere Belege dafür, daß gefangene Nashörner auffallend zahm wurden. Horsfield rühmt das auf Sumatra lebende als ein sehr gutmüthiges Geschöpf. Ein Junges benahm sich im hohen Grade liebenswürdig. Es erlaubte, daß man es in einem großen Karren fortschaffte und zeigte sich, nachdem es seinen Bestimmungsort erreicht hatte, sehr zugänglich. Man hatte ihm in

dem Schloßhofe von Surar Karta einen Platz eingeräumt, welchen man durch einen tiefen Graben von ungefähr drei Fuß Breite abgegrenzt hatte, und hier blieb es mehrere Jahre, ohne daran zu denken, seine Grenze zu überschreiten. Es schien sich vollkommen glücklich in seiner Lage zu fühlen und gerieth niemals in Zorn, trotzdem es bei seiner ersten Ankunft auf alle Weise geneckt wurde, weil die zahlreiche Bevölkerung der Stadt sich mit dem Fremden aus dem Walde irgend welchen Spaß machen wollte. Baumzweige, Schlingpflanzen der verschiedensten Art, Strauchwerk wurde ihm in reichlicher Menge vorgeworfen; es zog aber vor Allem den Pisang vor, und die zahlreichen Besucher, welche diese Neigung bald auskundschafteten, sorgten nun redlich dafür, daß es diese Lieblingsfrucht in Masse erhielt. Es erlaubte, daß man es berührte und von allen Seiten besah, ja, die Kecken unter den Beschauern wagten es zuweilen, auf seinem Nacken zu reiten. Das Wasser war ihm Bedürfniß, und wenn es nicht mit Fressen beschäftigt war oder durch die Eingeborenen aufgestört wurde, legte es sich regelmäßig in tiefe Löcher, welche es sich ausgegraben hatte. Als es, nach verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit, erwachsen war, genügte ihm der nur drei Fuß breite Graben nicht mehr, es abzuschließen. Da kam es oft vor, daß es in den Häusern der Eingeborenen Besuche abstattete und dort in den Pflanzungen, welche die Gebäude regelmäßig umgeben, oft recht bedeutende Zerstörungen sich zu Schulden kommen ließ. Die, welche das Thier nicht kannten, wurden natürlich bei seinem Erscheinen in die peinlichste Furcht versetzt, die Beherzteren aber trieben es ohne Umstände wieder nach seinem Behälter zurück. Als die Ausflüge in der Nachbarschaft immer häufiger und die Verwüstungen, welche es in den Gärten anrichtete, immer toller wurden, war man genöthigt, es nach einem benachbarten Dorfe zu treiben, und dort fand es schmählicher Weise sein Ende in einem kleinen Flüßchen.

Andere Nashörner, welche nach Europa gekommen waren, zeigten sich ebenfalls gutmüthig und zahm. Sie ließen sich berühren und hin und her treiben, ohne sich zur Wehr zu setzen. Nur ein Fall ist bekannt, daß ein Nashorn zwei Leute, welche es wahrscheinlich gereizt haben mochten, angriff und tödtete.

Ich sah ein fast erwachsenes, indisches Nashorn in Antwerpen. Es war ebenfalls sehr gutmüthig und ließ sich ohne Mühe behandeln. Herr Kretschmer, der Zeichner der meisten Abbildungen dieses Werkes, durfte sogar zu ihm in den Behälter gehen, als es sich darum handelte, es von allen Seiten bildlich darstellen zu können. Man ließ es täglich auf einen umzäumten Platz vor seinem Stalle, und dort konnte der Wärter mit ihm machen, was er wollte. Eine einfache Peitsche genügte, ihm einen heilsamen Schreck einzujagen. Es setzte sich augenblicklich in Galopp, wenn der Wärter klatschte. Viele Beschauer mochten es oft gefüttert haben; denn sobald jemand Fremdes sich nahte, kam es sofort herbei, streckte seine plumpe Schnauze durch das Gitter, verlängerte die Oberlippe soweit es konnte und stieß ein dumpfes, aber leises Brüllen aus, in der Absicht, einige Näschereien zu erhalten. Wenn es eine Leckerei erhalten hatte, drückte es die Augen behaglich zu und zermalmte das Erbettelte mit einem einzigen Biß.

Aller Nutzen, welchen das erlegte Nashorn gewähren kann, wiegt den Schaden, welchen es während seines Lebens anrichtet, nicht entfernt auf. In Gegenden, wo ein regelmäßiger Anbau des Bodens stattfindet, ist das Nashorn gar nicht zu dulden. Es ist so recht eigentlich nur für die Wildniß geschaffen. Von dem erlegten Thiere weiß man fast alle Theile zu verwenden. Nicht blos das Blut steht in hohem Ansehen wegen seiner geheimnißvollen Kraft, sondern auch das Horn. Im Morgenlande sieht man in den Häusern der Vornehmen allerlei Becher und Trinkgeräthe, welche aus dem Horn des Thieres gedreht sind. Man schreibt diesen Gefäßen die Eigenschaft zu, aufzubrausen, wenn eine irgend wie giftige Flüssigkeit in sie kommt, und glaubt somit ein sicheres Mittel zu haben, sich vor Vergiftungen zu schützen. Die Türken der höheren Klassen führen beständig ein Täßchen von Rhinoceroshorn bei sich, und lassen es in allen zweifelhaften Fällen mit Kaffee füllen. Gar nicht selten kommt es vor, daß ein Türke, welcher einen anderen besucht, von dem er sich eben nicht viel Gutes versieht, in dessen Gegenwart durch seinen Diener das Horntäßchen mit dem Kaffee

füllen läßt, welcher als Freundschaftstrank jedem Ankommenden gereicht wird, und es scheint fast, als nähme der Wirth eine so beispiellose Ungezogenheit gar nicht übel. Noch häufiger wird das Horn zu den Griffen der kostbaren Säbel verwendet. Wenn es ordentlich geglättet und gut gewählt ist, zeigt es eine unbeschreiblich schöne, sanft röthlichgelbe Farbe, welche mit Recht als ein besonderer Schmuck der Waffen betrachtet wird. Aus der Haut verfertigen sich die Eingeborenen gewöhnlich Schilde, Panzer, Schüsseln und andere Geräthschaften. Das Fleisch wird gegessen, das Fett hoch geachtet, obwohl Europäer das eine wie das andere schlecht nennen. Hier und da benutzt man, und sicherlich nicht ohne Erfolg, das Fett zu Salben der verschiedensten Art, und auch das Mark der Knochen gilt hier und da als Heilmittel.

Ungleich plumper noch als Elefant und Nashorn ist das Fluß= oder Nilpferd, unzweifelhaft das ungeschlachtetste aller Landsäugethiere überhaupt. In der Vorzeit hatte auch dieses Geschöpf mehrere ihm sehr nahe Verwandte; gegenwärtig steht es wohl allein für sich da. Man hat zwar in der letzten Zeit von einer kleinen Art im Westen Afrikas gesprochen, welche kaum größer als ein Schwein, und noch außerdem durch den Kopfbau wesentlich von dem eigentlichen Nilpferd unterschieden sein soll; doch müssen nähere Berichte abgewartet werden, ehe wir das liberische Flußpferd anerkennen dürfen.

Das Nil= oder Flußpferd (Hippopotamus amphibius) hat vier Hufe an jedem Fuße, eine breite, stumpfe, nicht rüsselartig verlängerte Schnauze und eine nackte Haut. Im Kiefer stehen zwei bis drei Schneidezähne, ein Eckzahn und sieben Backzähne in jeder Reihe. Das Geripp ist außerordentlich schwerfällig in allen seinen Theilen. Der Schädel ist fast vierseitig, flach und niedergedrückt, der Hirntheil klein; die übrigen Knochen sind dick und schwer. Besonders auffallend sind die Zähne. Sie unterscheiden sich von denen aller übrigen bekannten Dickhäuter und erinnern nur entfernt an das Gebiß der Schweine. Besonders ausgezeichnet sind die ungeheuren, halbkreisförmig gebogenen Eckzähne des Unterkiefers, welche bei alten Männchen bis dritthalb Fuß lang werden können. Die oberen sind viel kleiner, aber ebenfalls gekrümmt und an der Spitze schief abgestutzt. Trotz der ungeheuren Größe ragen diese Zähne aber doch nicht aus der Schnauze hervor.

Der Name Flußpferd, eine Uebersetzung der altgriechischen Benennung unseres Thieres, bezeichnet das plumpe Geschöpf sehr schlecht; denn sein Leibesbau hat weit mehr Aehnlichkeit mit einem riesigen, unförmigen Mastschweine, als mit jedem anderen Geschöpfe. Schon der arabische Name „Djamuhs el Bahhr“, welcher Flußbüffel bedeutet, ist weit besser, als der bei uns gebräuchliche, obgleich die Aehnlichkeit zwischen Flußpferd und Büffel auch nur gering ist. Mehr als alles Uebrige unterscheidet der Kopf, auch abgesehen von dem Gebiß, das Nilpferd von anderen Geschöpfen. Er ist von fast viereckiger Gestalt und durch die lange, hohe, außerordentlich breite und aufgeschwollene Schnauze ausgezeichnet. Diese ist zwar unförmlich wie das ganze Thier, aber dennoch sonderbar gestaltet. Ihr Obertheil ist sehr platt und hinten auch ziemlich schmal, er verbreitert sich aber von dort aus nach vorn und fällt sogleich in Gestalt der Oberlippe seitlich tief herab, so den Mund allseitig deckend und schließend. Die Nasenlöcher stehen schief zusammen und ziemlich weit hinten, hoch oben am Kopfe, nur wenig vor und unterhalb den Ohren. Der schwerfällige und dicke Leib ist langgestreckt, fast drehrund, nur in der Mitte etwas verdickt. Der Rücken erhebt sich am Kreuze mehr, als am Widerrist. Der Bauch hängt in der Mitte soweit herab, daß er den Boden berührt, wenn das Thier mit seinen unverhältnißmäßig kurzen Beinen über schlammigen Boden läuft. Selbst bei ausgewachsenen Nilpferden sind die Beine nicht höher als zwei Fuß. Der Schwanz ist kurz und dünn, an seiner äußersten Spitze seitlich zusammengedrückt, am Ende mit kurzen, drahtähnlichen Borsten bedeckt. Der übrige Körper ist beinahe nackt; denn auf der über zolldicken und starken Haut,

welche zumal am Halse und vorn an der Brust einige tiefe Falten bildet, finden sich nur höchst spärlich kurze, borstenartige Haare. Durch Furchen, welche sich kreuzen, ist die Haut in schuppenartige Felder getheilt, welche bald größer, bald kleiner sind. Ihre Färbung ist ein eigenthümliches Kupferbraun, welches auf der Oberseite mehr in das Schmuzigdunkle, auf der Unterseite mehr in das Hellpurpurbräunliche übergeht. Viele bräunliche und bläuliche Flecken, welche ziemlich regelmäßig gestellt sind, geben der sonst einförmigen Masse eine gewisse Abwechselung. Uebrigens ver-



Das Nil- oder Flußpferd (Hippopotamus amphibius).

ändert sich die Färbung jenachdem das Nilpferd trocken oder naß ist. Wenn es eben dem Wasser entsteigt, erscheint sein Obertheil bräunlichblau und der Untertheil fast fleischfarben, während es, wenn sich die Haut trocknet, dunkler, fast schwarzbraun oder schieferfarben aussieht. Unter der Haut liegt eine Fettschicht von 3 bis 6 Zoll Dicke, welche den ganzen Wanst umgibt und das Gewicht des Thieres, im Verhältniß zu seiner Größe, wesentlich erleichtert. Ein vollkommen erwachsenes Nilpferd kann bis 15 Fuß lang werden, wovon nur 1½ Fuß auf den Schwanz kommen. Dabei wird

es am Widerrist kaum mehr als 5½ Fuß hoch; aber der Leib erreicht freilich einen Umfang von 12 bis 13 Fuß. Ein derartiger Riese mag seine 50 bis 70 Centner wiegen; denn schon die Haut eines mittelgroßen Thieres hat ihre 8 bis 10 Centner.

Gegenwärtig muß man schon ziemlich tief in das Innere Afrikas eindringen, ehe man den Thiergestalten begegnet, welche ich Zurückgelassene aus der märchenhaften Vorzeit nannte. Namentlich an dem heiligsten Strome sind die alten, berühmten Thiere weit nach dem Herzen des Erdtheils und nach den Jugendländern des Stromes, „der seine Quellen verbirgt“, gezogen. Erst wenn man in das tiefere Innere kommt, werden die viertausend Jahre alten Bilder der heiligen Schrift auf den Tempeln Egyptens lebendig: dort finden sich heute noch wie vor Jahrtausenden dieselben Thiere unter den sich gleich gebliebenen Menschen; dort begegnen wir neben dem Pavian und dem Krokodil, dem heiligen Ibis und dem Tantalus jenen Uebriggebliebenen: dem Elefanten, dem Nashorn und dem Nilpferde. Wo der Mensch zur unbedingten Herrschaft gelangt ist, sind letztere der furchtbaren Feuerwaffe erlegen, da, wo ihn nur die Lanze oder der Bogen bewehrt, stehen sie ihm heute noch feindlich gegenüber. Noch im Sommer des Jahres 1600 konnte der neapolitanische Arzt Zerenghi in der Nähe von Damiaht, also am Ausfluß des einen Nilarmes, zwei Nilpferde in Fallgruben fangen und so ihre Haut erbeuten, welche dann nach Rom gebracht wurde, wie früher die lebenden Vorfahren des Unthiers. Gegenwärtig ist das Thier in ganz Egypten und auch in Nubien, wo es Rüppell noch Anfangs dieses Jahrhunderts in ziemlicher Anzahl traf, ausgerottet worden; denn nur höchst selten schwimmt es unter die Gebirgskette Rherri, welche als die Südgrenze des Sonnenlandes gilt, im Strome hinab. Anders ist es im Ostsudahn. Erst dort zeigt sich überhaupt Afrika in seiner wahren Gestalt. Dort beherbergen die Wälder und die Ströme die eigentlich merkwürdigen Geschöpfe. In allen größeren Strömen und Seen des inneren Afrika ist das Nilpferd noch heute eine gewöhnliche Erscheinung.

Der Stadt Charthum, am Zusammenflusse des weißen und blauen Nils, gegenüber, liegt eine kleine, baumreiche Insel im weißen Strome. Auf ihr sah ich noch im Jahre 1851 das wohlbekannte Paar „Wasserbüffel“, welches alljährlich mit der steigenden Flut aus den Urwäldern des oberen Gebietes herabkam, und ich habe manche Büchsenkugel vergeblich nach ihren Köpfen entsandt. Weiter nach Süden hin finden sich die Nilpferde häufiger, und zwar auf dem einen wie auf dem anderen Strome. Doch muß man, was den Nil anlangt, immerhin den 15. Breitengrad als ihre äußerste nördliche Grenze betrachten. Anders ist es in den übrigen Strömen Afrikas. Lander sah auf dem Niger eine unglaubliche Menge Flußpferde. Major Denham fand sie auf dem Mehabiefluß in Menge. Ladislaus Magiar beobachtete sie nahe an der Küste, Anderson in Südafrika, oben in dem Flusse Tumbi. Gordon Cumming fand sie im Kafferlande und einmal auf einer großen Halbinsel des Limpoppoflusses bis siebzig Stück beisammen. In Süd- und Westafrika gehen sie in den Flüssen viel weiter nach der Küste herab, als in der nördlicheren Hälfte des Erdtheils. Sie sollen dort gar nicht selten selbst bis in das Meer hinaus schwimmen, und diese Angabe erscheint mir jetzt durchaus glaubhaft, nachdem mir Von der Decken versichert hat, daß einmal drei Nilpferde auf Sansebar gesehen worden sind, welche selbstverständlich nur von der gegenüberliegenden Küste herübergekommen sein konnten. Sie hatten einen Meeresarm von 35 englischen Meilen Breite durchschwommen.

Ich kann mich bei der nachfolgenden Beschreibung hauptsächlich auf meine eigenen Beobachtungen stützen, da ich oft genug mit dem „Djamuhs el Bahhr“ zusammengekommen bin.

Das Nilpferd ist mehr als jeder andere Dickhäuter an das Wasser gebunden; denn es geht eigentlich nur ausnahmsweise vom Strome aus auf das Land, regelmäßig des Nachts zur Aeßung, da, wo der Strom nicht selbst reich an Pflanzen ist, und zuweilen auch bei Tage, um sich auf den Sandbänken zu sonnen. Wenige Meilen oberhalb der „Hauptstadt der Hölle“, wie die Sudahnreisenden Charthum zu nennen pflegen, sieht man in den Schlammbänken der Stromufer häufig Spuren unseres Thieres, etwa zwei Fuß tiefe, baumstarke Löcher zu beiden Seiten einer mulden-

artig eingedrückten Furche. Dies sind die Fährten des Nilpferdes, welche dieses zurückläßt, wenn es auf seinen nächtlichen Weidegängen dem Strome entsteigt, um nach dem pflanzenreichen Urwalde oder nach einem Felde zu wandern. Die Löcher rühren von den Beinen her, die Furche von dem auf dem Schlamme dahingeschleppten Bauche; denn bis zum Leibe versinkt das Unthier auf dem weichen, nachgiebigen Boden. Bei der ungemein geringen Abflachung des Abiad oder weißen Stromes, welcher während der Regenzeit an vielen Orten meilenweit seine Ufer überschwemmt und ganze Waldungen unter Wasser setzt, kann man jene Fährten viertelmeilenweit verfolgen. Am oberen blauen Flusse oder da, wo der Abiad steiluferig ist, erkennt man den Aufenthalt des Nilpferdes leicht an den Ausstiegen, welche es sich bahnt, wenn es vom Wasser auf an dem steilen Ufer emporklimmt. Diese Stiegen stehen zu der Plumpheit des Thieres in gar keinem Verhältniß; denn sie gehen oft so steil vom Wasser auf, daß ein Mensch nur, wenn er sich rechts und links an den Zweigen festhält, auf ihnen emporklettern kann. Man begreift also gar nicht, wie es dem schweren Dickhäuter möglich ist, solche Wege zu begehen. Von den Stiegen aus führt noch ein kurzer Gang in das Innere des Waldes. Er unterscheidet sich leicht von den Wegen, welche die Elefanten zurücklassen, wenn sie durch den Urwald ziehen; denn die Gesträuche zu seinen beiden Seiten oder in seiner Mitte sind einfach niedergetreten, nicht aber auch abgebrochen und zur Seite geschlendert.

An günstigen Stellen des Flusses, da, wo die Felder nahe an den Ufern liegen oder reiche Waldungen diese bedecken, und am liebsten dort, wo das eigene Bett des Stromes zugleich als Weideplatz dienen kann, d. h. also da, wo eine Menge von Wasserpflanzen in ihm wachsen, entdeckt man die Flußriesen sehr bald. In Zwischenräumen von drei, höchstens vier Minuten, bemerkt man irgendwo einen dampfartigen Wasserstrahl, welcher sich etwa drei Fuß über die Wasserfläche erhebt, und vernimmt zugleich ein eigenthümliches Schnauben und Brausen, vielleicht auch ein dumpfes Brummen, welches an das grollende eines Bullen erinnert: dort ist soeben ein Nilpferd aufgetaucht, um Luft zu schöpfen. Wenn man nahe genug steht, kann man auch den ungeschlachteten Kopf desselben wahrnehmen, eine formlose, rothe oder bräunlichrothe Masse, auf welcher man zwei Spitzen, die Ohren, und vier Hügel, die Augen und die Nasenlöcher, sieht. Mehr als den Kopf wird man von einem im Wasser sich bewegenden Nilpferde selten zu sehen bekommen, und diesen Kopf kann man, wenn man ihn zum ersten Male sieht, leicht verkennen. Hält man sich unter dem Winde und bleibt man ruhig, vielleicht in einem Gebüsch, verborgen, so kann man das auf- und niederschwimmende, im Wasser gleichsam spielende Thier dreist beobachten. Man sieht dann auch, daß auf der eingedrückten Stirn zwischen Augen und Ohren beim Auftauchen ein kleiner Teich zurückbleibt, wasserreich genug, um einem Goldfischchen oder einem Paar Schmerlen das Leben zu fristen. Man darf es wagen, mit einem größeren Schiffe zu solchen Köpfen hinzufahren; denn das Thier scheut sich da, wo es nicht gereizt wurde, keineswegs vor der Barke, sondern glotzt sie höchstens mit dummer Verwunderung an, ohne sich durch sie und die auf ihr sich befindlichen Menschen in seinem Auf- und Niedertauchen stören zu lassen. Höchst selten bleibt es mehrere Minuten lang unter Wasser, und die Angaben der Reisenden, welche von zehn Minuten oder einer Viertelstunde langem Untertauchen des Thieres sprechen, sind wohl dahin zu berichtigen, daß ein unverwundetes allerhöchstens vier Minuten unter dem Wasser bleibt, oft aber eben nur mit den Nasenlöchern über die Oberfläche emporsteigt und, nachdem es einen neuen Athemzug gethan hat, wieder im Wasser versinkt. Ich bezweifle, daß ein Nilpferd im Stande ist, länger als fünf Minuten unter dem Wasser auszuhalten.

Wie die meisten Dickhäuter ist auch das Flußpferd ein geselliges Thier. Höchst selten findet man es einzeln. Ein Mal sah ich bei Tage vier Stück auf einer Sandinsel sich ergehen, ein anderes Mal traf ich ihrer sechs in einem See, nahe am Ufer des blauen Flusses. Größere Gesellschaften, welche als unmittelbar zusammengehörend angesehen werden konnten, fand ich nicht, wohl aber berichten andere Reisende, wie schon angegeben, von zahlreicheren Trupps. Der Wohnkreis einer

Gesellschaft ist beschränkt, weil er stets in der Nähe guter Futterplätze liegt, und so genügt unter Umständen schon ein großer Tümpel mehreren Flußpferden zu längerem Aufenthalte. Der erwähnte See, in welchem ich sechs Stück sah, hatte höchstens eine gute halbe Stunde im Umfang. Ist an einer Stelle die Weide schmal geworden, so zieht sich das Nilpferd langsam nach einer anderen Stelle; während der Regenzeit aber scheint es größere Wanderungen zu unternehmen.

Bei Tage verläßt die Gesellschaft nur an ganz menschenleeren Orten das Wasser, um in der Nähe des Ufers theils im seichten Wasser, theils auf dem Lande selbst sich einem träumerischen Halbschlummer hinzugeben. Dabei zeigen die bequem dahingestreckten Thiere ganz die Behaglichkeit der Schweine, welche sich suhlen, oder der Büffel, welche sich im Strome baden. Von Zeit zu Zeit grunzen die männlichen Thiere nach Art der Schweine, und erhebt eins um das andere den Kopf ein wenig, um sich zu sichern. Mehrere Vögel treiben ungescheut ihr Wesen neben und auf den Ruhenden. Der Regenvogel (Hyas aegyptiacus) rennt ohne Unterlaß um die Riesen herum und pickt und hackt Kerbthiere und Egel von deren Fellen weg. Der kleine Kuhreiher spaziert ernsten Schritts auf dem Rücken hin und her, um diesen selbst von dem Ungeziefer zu säubern. In Südafrika vertritt der bereits erwähnte Madenhacker die Stelle dieser kleinen Freunde. Die Araber des Ostsudahn behaupten, daß es der Regenvogel übernehme, bei Gefahr das Nilpferd zu warnen, und wirklich achtet dieses auf das Geschrei seines kleinen, aufmerksamen Freundes und geht in das Wasser, wenn der Vogel durch irgend welche Erscheinung besonders aufgeregt wird. Sonst achten die Nilpferde nicht viel auf das Treiben um sich her, und blos an solchen Orten, wo sie den Menschen und sein furchtbares Feuergewehr kennen lernten, nehmen sie sich vor ihrem Haupt-, ja, alleinigen Feinde mehr in Acht, als in den Ost- und Westländern Afrikas, wo sie sich eigentlich gar nicht um ihn kümmern. So wird der Tag zwischen Schlummern und Wachen verbracht. Unzweifelhaft schlafen die Nilpferde nach Art der Büffel auch im Wasser, indem sie sich mehr nach der Oberfläche desselben emporheben und durch regelmäßiges Bewegen ihrer Beine die gleiche Lage erhalten, so daß die Nasenlöcher, die Augen und die Ohren über dem Wasserspiegel erhaben sind und die Athmung ungestört besorgt werden kann.

Gegen Abend kommt Leben in die Gesellschaft. Das Grunzen der Männchen erstarkt zu einem Gebrüll, und die ganze Herde taucht spielend auf und nieder im Strome. Dann und wann beginnt sogar ein lustiges Jagen. Namentlich in der Nähe von Schiffen scheinen sie sich dann gern zu zeigen. Ich habe wenigstens bemerkt, daß sie unser Bot bei abendlichen Fahrten regelmäßig auf größere Strecken hin begleiteten. Sie schwimmen mit erstaunlicher Leichtigkeit in jeder Wassertiefe, tauchen auf und nieder, bewegen sich ruck- oder satzweise, wenden sich nach allen Seiten mit überraschender Gewandtheit und schwimmen geradeaus mit dem besten Ruderbot um die Wette. Die dicken Fettlagen, welche ihren Leib allseitig umgeben, vermindern ihr Gewicht so, daß es dem des Wassers ganz oder ziemlich gleich kommt. Und hierdurch eben wird es dem Nilpferd leicht, jede Tiefe des Wassers zu bewohnen. Wenn man den ungeheuren Körperumfang des Thieres rechnend betrachtet, nimmt es einen nicht mehr Wunder, daß durch solche Masse 50 bis 60 Centner Wasser weggedrängt werden können. Ich habe bei ruhigem Schwimmen des Thieres niemals eine heftige Ruderbewegung desselben bemerken können; das Wasser um das schwimmende Nilpferd bleibt vielmehr glatt und unbeweglich. Aber das Gegentheil findet Statt, wenn sich das Vieh wüthend auf einen Feind stürzt oder nach einer Verwundung im Flusse umhertobt. Dann schnellt es die Hinterbeine überaus heftig zurück, schießt in förmlichen Sätzen vorwärts, bringt das ganze Wasser in Aufruhr, so daß es hohe Wellen wirft, und die Gewalt seiner Bewegungen ist dann so groß, daß das Thier, wie erwiesen, mittelgroße Schiffe emporheben und zertrümmern kann. Reisende, welche in leichten Boten die Ströme herabfahren, werden oft sehr gefährdet durch die irgendwie gereizten Nilpferde, und auch im Ostsudahn weichen die Schiffer dem Unthiere immer ziemlich sorgfältig aus und sehen es sehr ungern, daß man vom Bote aus nach ihm schießt.

In den pflanzenreichen, seeartigen Stellen des Abiadt verläßt das Nilpferd auch zur Nachtzeit das Strombett nicht oder nur höchst selten. Es frißt dort bei Tage und bei Nacht von den im Strome selbst wachsenden Pflanzen. Wie das Zarte und Erhabene so oft dem Rohen und Gemeinen unterliegen muß, so auch hier: Der durch die Sinnigkeit längst vergangener Völker geheiligte, als Bild der Gottheit betrachtete Lotos, der herrliche, königliche Bruder unserer stillen, lieblichen Wasserrose, dient zur Hauptnahrung der Nilpferde. Die Pflanzen, deren Gestalt allein schon ein Gedicht und deren Blüthen gleich ausgezeichnet sind durch ihre Farbe, wie durch ihren Duft werden von dem wüstesten, rohesten aller Säugethiere des festen Landes — gefressen. Außerdem nähren sich an solchen Orten die Nilpferde auch noch von anderen Wasserpflanzen, zumal von den rankenden, welche tief unten im schlammigen Grunde wurzeln und halb über, halb unter dem Wasser ihre Blätter entfalten. Schilf und selbst Rohr dienen unter Umständen ebenfalls zur willkommenen Nahrung. Jener Inselflur des Abiad, wo dieser bald zum stillen, klaren See, bald zum faulenden Sumpfe und bald wieder zum Bruche mit paradiesischer Pflanzenpracht und aller Tücke solchen Reichthums wird, sich selbst nur hier und da als langsam dahin schleichender Fluß bekundend, leben Nilpferd und Krokodil zu Hunderten ausschließlich im Strome, ohne sich um die Außenwelt viel zu bekümmern. Hier bieten dem Dickhäuter der uralte Papyrus, der Lotos, der flaumenleichte Ambakh, die Neptunwasserlilie und hundert andere, uns zum geringsten Theile bekannte Pflanzen, Nahrung in Hülle und Fülle. Man sieht es an solchen Stellen fortwährend auf- und niedertauchen, um sich Nahrung vom Grunde loszureißen. Und dazu leisten ihm die langen Stoßzähne sehr gute Dienste. Ein der Art fressendes Nilpferd ist ein wahrhaft ekelhafter Anblick. Auf die Entfernung einer Zehntelmeile kann man das Aufreißen des Rachens mit blosen Augen sehen, auf ein Paar Hundert Schritte hin nimmt man deutlich alle Bewegungen am Fressen wahr. Der ungeschlachtete Kopf verschwindet in der Tiefe und wühlt unter den Pflanzen herum. Weithin trübt sich das Wasser von sich auflösendem Schlamme. Dann erscheint das Vieh wieder mit einem großen, dicken Bündel abgerissener Pflanzen, welches für ihn eben ein Maul voll ist, legt das Bündel auf die Oberfläche des Wassers und zerkaut und zermalmt es nun langsam und behaglich. Zu beiden Seiten des Maules hängen die Ranken und Stengel der Gewächse weit heraus; grünlicher Pflanzensaft läuft mit Speichel untermischt beständig über die wulstigen Lippen herab; einige halb zerkaute Grasballen werden ausgestoßen und von neuem verschlungen. Die blöden Augen glotzen bewegungslos ins Weite, und die ungeheuren Stoß- und Eckzähne zeigen sich in ihrer ganzen Größe.

Anders ist es in allen Gegenden, wo steile Ufer die Flüsse begrenzen, z. B. am Asrak, dessen rascher Lauf keine Seebildung gestattet. Hier muß das Nilpferd an das Land gehen, um zu weiden. Etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang, dem in den Tropen bekanntlich fast zauberisch schnell die lichte, schöne Nacht folgt, entsteigt es, mit größter Vorsicht lauschend und spähend, dem Strome und klettert an den erwähnten steilen Uferpfaden empor. Im Urwald sieht man seine Wege überall, wo der Reichthum der Pflanzenwelt gute Beute verspricht. In der Nähe bewohnter Ortschaften richten sich die Pfade nach den Fruchtfeldern. Hier fällt es verheerend ein, hier vernichtet es in einer einzigen Nacht oft ein ganzes Feld. Seine Gefräßigkeit ist ungeheuer groß und trotz der Fruchtbarkeit seiner Heimat kann es, wenn es nur einigermaßen zahlreich wird, zur wahren Landplage werden; denn weit mehr noch als es wirklich zur Nahrung bedarf, zerstampft es mit den plumpen Füßen oder knickt es um, wenn es sich, nachdem es satt geworden, nach Schweineart behaglich in einer seichten Vertiefung hin und her wälzt. Und nicht blos durch seine Verheerungen unter den Pflanzen schadet dann das Nilpferd: es wird auch zu einem das Leben des Menschen und der Thiere bedrohenden Geschöpfe; denn mit blinder Wuth stürzt es auf seinen Weidegängen auf alle sich bewegenden Gestalten und vernichtet sie, wenn es dieselben erreicht. Zumal an Orten, wo es irgendwie schon mit dem Menschen in Berührung kam, wird es höchst gefährlich. Die vier gewaltigen Eckzähne der Kiefern sind, anderen Thieren gegenüber, furchtbare Waffen. Mit ihnen zermalmt es ein Rind. Wo Nilpferde hausen, werden die Herden sorgfältig bewacht; denn auch die harmlosesten Geschöpfe reizen das abscheuliche Thier zu blindwüthendem Zorn. Rüppell berichtet, daß ein Nilpferd vier Zugochsen zermalmte,

welche ruhig an einem Schöpfrade standen. Ich selbst habe ähnliche Geschichten genug vernommen. Die Eingeborenen erzählen, daß es mit dem Maule angreift und erst zu guter Letzt den Gegenstand seiner Wuth mit den Füßen zerstampft. Nur sehr selten ergreift ein weidendes Nilpferd vor dem Menschen die Flucht: ein gereiztes thut Dies niemals. Es scheint, wie ich weiter unten erzählen will, daß es eine ihm zugefügte Beleidigung ziemlich lange behält und nachträgt.

Der arme Mensch des innern Afrika, welcher kein Feuergewehr führt, ist dem Nilpferd gegenüber so gut als machtlos, obgleich er noch immer sein einziger gefährlicher Gegner bleibt; denn außer Blutegeln, Mücken und Eingeweidewürmern wird das Flußpferd von keinem Geschöpf angegriffen und all die so schön ausgedachten Kämpfe zwischen ihm und dem Krokodil, dem Elefanten, dem Nashorn und dem Löwen müssen unerbittlich in das Reich der Fabel gewiesen werden. Höchstens ein junges Nilpferd würde eine der größeren Katzen vielleicht angreifen, wäre nicht die Alte beständig in der Nähe und zur Abwehr aller Gefahren vorbereitet. Der Mensch sucht sich auf verschiedene Weise des schädlichen Thieres zu erwehren. Während der Zeit der Fruchtreife sieht man in den bevölkerten Stromgegenden zu beiden Ufern eine Menge von Feuern leuchten. Sie sind einzig und allein als Schreckmittel gegen die Nilpferde angezündet und werden die ganze Nacht durch sorgfältig angefacht. An einigen Orten unterhält man mit Trommeln einen beständigen Lärm, um die Flußriesen zu schrecken. Und gleichwohl sind sie nicht selten so kühn, daß sie nur dann nach dem Flusse zurückkehren, wenn eine größere Menschenmenge schreiend und trommelnd und mit Feuerbränden auf sie anstürmt. Leider ist gegen das Nilpferd ein Mittel, welches bei anderen Thieren mit dem besten Erfolge gekrönt wird, nicht anwendbar und die höllische Natur des Unthieres geht daraus recht deutlich hervor. Das Wort des Gottgesandten, Mahammed — Frieden über ihn! — ist kräftig genug, fast alle übrigen Thiere von den Feldern abzuhalten, welche es in Gestalt eines dort aufgehangenen Amuletes schirmt. Ein Nilpferd aber und andere der Gerechtbarkeit trotzende Thiere mißachten auch den kräftigsten und wirksamsten Gottesbrief, und sei er von dem Scheich el Islahm in Mekka selbst geschrieben. So bleibt dem armen Gläubigen eben nur das Feuer übrig, um Höllisches mit Höllischem zu bannen.

So denken die Mahammedaner, anders die Neger am oberen Abiad und Asrak, welche überhaupt als muthige, tüchtige Leute angesehen werden müssen. Sie graben Fallgruben und legen dem Thiere andere Hindernisse in den Weg oder treten ihm während der Nacht in Massen entgegen, um es zu vertilgen. Allein auch sie sind nicht im Stande, den bösen Feind auszurotten; denn Solches kann nur durch das Feuergewehr bewirkt werden.

Weit gefährlicher noch, als das Nilpferd gewöhnlich ist, wird es, wenn es noch ein Junges zu schirmen hat. Ueber die Zeugung, die Geburt der Jungen und die Dauer der Tragzeit hat man erst in der Neuzeit an Gefangenen Beobachtungen gemacht, da diese sich schon einige Male fortgepflanzt haben. Von der Fortpflanzung der freilebenden Thiere weiß man nur so viel, daß ein Junges etwa im ersten Drittel der Regenzeit, welches die meiste und saftigste Nahrung bringt, geboren wird, demnach in den verschiedenen Ländern Afrikas zu sehr verschiedener Zeit, je nachdem der Frühling der Wendekreisländer dort eintritt. Die für ihr Kind zärtlich besorgte Mutter sieht auch in den unschuldigsten Dingen Gefahr und stürzt sich mit furchtbarer Wuth auf jeden Feind. Es scheint, daß das Junge lange Zeit von der Mutter geführt und geleitet wird; denn Livingston sah Junge, welche, wie er sagt, nicht viel größer waren, als Dachshunde, während ich meines Theils niemals so kleine, sondern höchstens solche beobachtet habe, welche die Größe eines vollständig ausgewachsenen Ebers hatten, der bedeutend größeren, welche noch immer mit der Alten gingen, gar nicht zu gedenken. Derselbe Reisende berichtet, daß die Mutter ihre Jungen anfangs auf dem Halse und später auf dem Widerrist trage. Ich habe Dies nie gesehen; die Angabe scheint mir auch auf einem Beobachtungsfehler zu beruhen. Soviel steht fest, daß die Mutter ihr Junges zärtlich liebt, ja ich glaube behaupten zu können, daß sich auch der Vater seines Sprößlings schützend annimmt; wenigstens sah ich fast immer um ein Junges zwei Alte. Die Mutter ist leicht zu erkennen. Sie läßt ihr Kind keinen Augenblick aus den Augen und bewacht jede seiner Bewegungen mit mütterlicher Lust und zärtlichen Sorgen. Zuweilen spielt das ungefüge

Thier ganz lustig mit seinem Liebling. Da tauchen dann Beide scherzend auf und nieder und unterhalten sich mit Brummen. Jedenfalls saugt das Junge im Wasser. Ich sah mehrmals ein altes Nilpferd ruhig an der gleichen Stelle liegen, nur ein wenig den Kopf über der Oberfläche des Wassers erheben, während das Junge von Zeit zu Zeit neben ihm auf und nieder tauchte, wahrscheinlich um Athem zu holen.

Es ist nicht rathsam, sich einer Nilpferdmutter, welche ihr Kind bei sich hat, zu nahen; denn sie greift auch bei Tage Schiffe und Menschen an, wenn sie Gefahr für ihr Junges wittert. Livingstone's Kahn wurde von einem weiblichen Nilpferde, dessen Junges man Tags vorher mit dem Spere getödtet hatte, halb aus dem Wasser gehoben, und einer seiner Leute herabgeschleudert, ohne daß die Mannschaft das Thier fernerhin gereizt hätte. In den Nilländern kennt man ähnliche Beispiele von derartig erzürnten Nilpferden und weiß auch von vielen Unglücksfällen zu berichten, welche sie verursacht haben. Ich selbst habe das Necken alter Nilpferde und ihrer Jungen einmal büßen müssen und will die Geschichte, welche ich schon früher in der Gartenlaube mitgetheilt habe, hier wiederholen. Sie trägt zur Kennzeichnung des Thieres bei.

Wir hatten unweit des linken Ufers des Asrak einen Regenteich oder See aufgefunden, welcher vom Strome bei seiner Ueberschwemmung gefüllt worden und noch bei unserer Ankunft im Februar ziemlich wasserreich war. Außer einer Menge von Vögeln lebten in ihm auch Krokodile und mehrere Nilpferde mit ihren Jungen. Wahrscheinlich hatten letztere die kleinen und verhältnißmäßig niedlichen Jungen in ihm zur Welt gebracht; wenigstens schien mir der stille, ruhige, rings von Wäldern und an einer Seite sogar von Feldern eingefaßte See zu einem Wochenbette für Nilpferde wohl geeignet. Unsere Aufmerksamkeit und Jagdlust fesselten vorzüglich die herrlichen Schlangenhalsvögel, obgleich wir, um auf diese geschickten Taucher feuern zu können, oft bis an die Brust in das Wasser waten mußten, — trotz der Krokodile und Nilpferde, um welche wir uns heute gar nicht kümmerten. Mein Jäger Tomboldo, welcher die Jagd in Vater Adams Kleidung ausführte, hatte eben den vierten Schlangenhalsvogel glücklich durch den Hals geschossen — mehr als den Hals bekommt man von ihm über dem Wasser nicht zu sehen — und watete auf ihn zu, um ihn aufzufischen. Da schreit plötzlich vom anderen Ufer her ein Sudahnese laut auf und winkt und geberdet sich wie toll; Tomboldo schaut sich um und sieht ein wuthschnaubendes Nilpferd mit mächtigen Sätzen auf sich losstürmen. Das Vieh hat bereits festen Grund unter den Füßen und jagt wie ein angeschossener Eber durch die Fluthen; der Nubier ergreift in Todesangst die Flucht und erreicht, bis zum Uferrande von seinem furchtbaren Feinde verfolgt, glücklich den Wald. Ich war mit meiner trefflichen, leider aber blos leichte Kugeln schießenden Büchse dem treuen, höchst brauchbaren Diener zu Hilfe geeilt und fand ihn im Gebet und stöhnend auf der Erde liegen:

„La il laha il Allah, Mahammed, rassuhl Allah! — Es gibt nur einen Gott und Mahammed ist sein Prophet! — Nur bei Allah, dem Starken, allein ist die Stärke; nur bei Gott dem Helfenden ist die Hilfe! — Behüte, o Herr, deinen Gläubigen vor den aus deinen Himmeln zur Hölle hinabgestürzten Teufeln! — Du Hund, du Hundesohn, Hundeenkel und Hundeurenkel, du von einem Hund Erzeugter und von einer Hündin Gesäugter — du willst ein Moslim fressen?! Verdamme dich der Allmächtige und werfe er dich in das Innere der Hölle! — —" Diese und ähnliche Stoßseufzer und Flüche entrangen sich seinen bebenden Lippen. Dann aber sprang er wüthend auf, lud eine Kugel in sein Gewehr und sandte sie dem Nilpferd nach, welches noch immer vor uns tobte und lärmte. Die Kugel tanzte lustig auf dem Wasser hin und — an dem Ungethüm vorüber.

„Bei dem Barte des Propheten, bei dem Haupte deines Vaters, Effendi," bat er mich, „sende du dem nichtswürdigen Gottesleugner aus deiner Büchse eine Kugel zu; — denn auch mein schöner Taucher ist ja verloren!"

Ich willfahrte seiner Bitte, schoß und hörte die Kugel auf den Schädel einschlagen. Das Nilpferd brüllte laut auf, tauchte einige Male unter und schwamm nach der Mitte des See's zu, wie es schien, ohne durch den Schuß wesentlich gestört zu sein. Nur seine Wuth nahm von Stunde zu Stunde

zu. Freilich ließ unsere Rachsucht fortan die hier und da erscheinenden Köpfe als Scheiben ansehen, nach denen wir, so oft es anging, eine Kugel entsendeten. Ich wußte aus Erfahrung, daß meine schwache Büchsenkugel selbst bei einer Entfernung von noch nicht vierzig Schritten kaum die Haut des Kopfes durchbohren konnte, wollte mir aber gleichwohl das Vergnügen nicht entsagen, dem „Abgesandten der Hölle" unseren Aerger fühlen zu lassen.

Auf unserer Reise kamen wir, wenige Tage nach diesem Vorfalle, wieder zu demselben See und trieben während der Jagd das Zielschießen nach den Nilpferdköpfen wie vorher. In das Wasser durften wir uns allerdings nicht mehr wagen; dafür aber schienen die Nilpferde auch das Land zu achten, und so herrschte jeder Gegner in seinem eigenen Kreise, wir auf dem Lande, die Nilpferde im Wasser. Nach einer sehr ergiebigen Jagd kehrten wir nachmittags auf das Bot zurück, mit der Absicht, die Jagd am anderen Morgen fortzusetzen. Da wurden wir gegen Sonnenuntergang benachrichtigt, daß soeben eine zahlreiche Herde von Pelekanen im See angekommen sei, um dort zu übernachten. Wir gingen deshalb nochmals zum See und begannen unsere Jagd auf die Vögel, welche im letzten Strahl der Sonne auf dem dunklen, hier und da vergoldeten Wasserspiegel wie große weiße Seerosen erschienen. In wenig Minuten hatte ich zwei Pelekane erlegt; Tomboldo jagte auf der anderen Seite und feuerte ebenfalls lebhaft. Ihn erwartend, verweilte ich bis nach Sonnenuntergang auf meinem Stande, als er jedoch nicht erschien, trat ich mit meinem nubischen Begleiter und Beuteträger den Rückweg an. Unser Pfad führte durch ein Baumwollenfeld, welches bereits wieder vom Urwalde in Besitz genommen, gänzlich verwildert und arg von Dornenranken und anderen Stachelgewächsen durchzogen war. Froh unserer Beute und der schönen lauen Nacht nach dem heißen Tage, zogen wir unseres Wegs dahin.

„Effendi, schau, was ist das?" fragte der Nubier. Er deutete dabei auf drei dunkle, hügelartige Gegenstände, welche ich, soviel ich mich erinnerte, bei Tage nicht gesehen hatte; ich blieb stehen und blickte scharf nach ihnen hin: da bekam plötzlich der eine der Hügel Bewegung und Leben, — das nicht zu verkennende Wuthgebrüll des Nilpferdes tönte uns grauenvoll nahe in die Ohren und belehrte uns vollständig über den Irrthum, seinen Urheber für einen Erdhaufen gehalten zu haben — denn in Sätzen stürzte sich derselbe auf uns zu. Weg warf der Nubier Büchse und Beute; — „hauen âleïhu ja rabbi!" — „Hilf uns, o Herr des Himmels", rief er schaudernd, „flieh, Effendi, bei der Gnade des Allmächtigen — sonst sind wir verloren!" Und verschwunden war die dunkle Gestalt im Gebüsch; ich aber wurde mir bewußt, daß ich in meiner lichten Jagdkleidung nothwendigerweise die Augen des Ungethüms auf mich lenken mußte — und, waffenlos wie ich war — denn meine Waffen waren eben keine Waffen gegen den hautgepanzerten Riesen! — stürzte ich mich blindlings in das dornige Gestrüpp. Hinter mir her brüllte, tobte und stampfte das wüste Vieh, vor mir und rechts und links verflochten sich Dornen und Ranken zu einem fast undurchdringlichen Gewirr; die Stacheln der Nilmimose oder Rharrat verwundeten mich an allen Theilen des Körpers, die gebogenen Dornen des Nabakh rissen mir Fetzen auf Fetzen von meiner Kleidung herab — und weiter floh ich keuchend, schweißtriefend, blutend, — immer geradeaus, ohne Ziel, ohne Richtung gejagt von Verderben und Tod in Gestalt des Scheusals hinter mir. Es gab keine Hindernisse für mich. Wie sehr auch die Dornen mich verwundeten und die Wunden schmerzten, ich achtete ihrer nicht, sondern hetzte verzweiflungsvoll weiter, weiter, weiter! Ich weiß es nicht, wie lange die wilde Jagd gedauert haben mag; jedenfalls währte sie nicht lange; — denn sonst hätte das rasende Ungeheuer mich doch wohl eingeholt; — gleichwohl dünkte mich die dabei verlaufene Zeit eine Ewigkeit zu sein. Vor mir dunkle Nacht, hinter mir mein entsetzlicher Feind, — ich wußte nicht mehr, wo ich mich befand. Da, Himmel! ich stürzte und stürzte tief. Aber ich fiel weich; ich lag im Strome. Als ich wieder an die Oberfläche des Wassers kam, sah ich oben auf der Höhe des Uferrandes, von welchem ich herabgestürzt war, das Nilpferd stehen. Auf der anderen Seite aber schimmerte mir das Feuer unserer Barke freundlich entgegen. Ich durchschwamm eine schmale Bucht und war gerettet, obwohl ich noch Tage lang die Folgen dieser Flucht verspürte. Von meinem Anzuge hatte ich bloß noch Lumpen mit zu Schiffe gebracht. — Tomboldo war auf seinem Heimwege in dieselbe Lebensgefahr gekommen; er wurde ebenfalls von dem

Nilpferde angenommen und bis zu derselben Stelle des Ufers verfolgt, über welche ich hinabgestürzt war. In höchster Aufregung langte er bei uns an und rief schon aus einiger Entfernung: „Brüder, meine Brüder, preist den Propheten, den Gottgesandten! Betet zwei „Rakaaht" mehr für das Wohl meiner Seele! Der Sohn der Hölle und des Teufels war mir nahe und der Arm des Todes griff nach mir, aber Gott, der Erhabene, ist barmherzig und seine Gnade ohne Ende! Preiset den Propheten, ihr Brüder! Ich aber will, bin ich erst dem Verruchten entronnen, einen ganzen Sack Datteln zum Opfer bringen."

Diese beiden Pröbchen mögen genügen, die blinde Wuth eines gereizten Nilpferdes zu beweisen. Sie zeigen auch klar genug, daß die Jagd des Thieres ohne Feuerwaffen, welche sehr schwere Kugeln schießen, eben kein Vergnügen für Sonntagsschützen ist. Leichte Büchsenkugeln haben, selbst wenn sie aus geringer Entfernung abgeschossen werden, so gut als keinen Erfolg. Jede Büchsenkugel durchbohrt den Panzer des Krokodils, aber sie ist zu schwach, als daß sie die zolldicke Haut und auch noch den mehr als zolldicken Schädel des Nilpferdes durchbohren sollte. „Mit einem der Nilpferde, welches wir erlegten," sagt Rüppell, „kämpften wir vier Stunden lang. Wenig fehlte, daß die Bestie unsre große Barke und mit ihr uns Alle vernichtet hätte. Die 25 Flintenkugeln, in einer Entfernung von etwa fünf Fuß auf den Kopf des Unthieres abgeschossen, hatten nur die Haut und den Knochen bei der Nase durchbohrt. Alle anderen Kugeln waren in der Dicke der Haut stecken geblieben. Bei jedesmaligem Schnauben spritzte das Vieh reichliche Blutströme auf die Barke. Da bedienten wir uns endlich eines Standrohres, dessen Gebrauch uns in so kurzer Entfernung überflüssig erschien. Aber erst nach fünf seiner Kugeln in einer Entfernung von wenigen Fuß gefeuert, welche die schrecklichsten Verwüstungen in dem Kopfe und dem Körper angerichtet hatten, gab der Riese seinen Geist auf. Die Dunkelheit der Nacht vermehrte noch das Schauerliche des Zweikampfes." Derselbe hatte vier Stunden lang gedauert und das vorher angeworfene Thier riß einen kleinen Kahn unter das Wasser, zerschmetterte ihn und schleifte das große Schiff an der Leine des Wurfspießes nach Belieben hin und her. Das war freilich eines der größeren Männchen, von denen die Sudahnesen behaupten, daß sie von anderen Nilpferden vertrieben worden wären, verachtet würden und deshalb so großen Unmuth zeigten. Ich selbst habe wirklich mehrmals Nilpferde gesehen, welche getrennt von der Herde lebten, und immer erfahren, daß sie zur furchtbarsten Landplage werden, weil auch die muthigsten Jäger es nicht oder nur selten wagen, sie anzugreifen. Noch heutigen Tages sind die Harpune und die Lanze die einzigen Waffen, welche die Sudahnesen bei der Jagd und zum Angriff des Nilpferdes brauchen. Von den sinnreich ausgedachten Sperfallen, die man an Bäumen befestigen soll, so daß sie ein zur Weide gehendes Nilpferd selbst losschnellt, weiß man in Nordostafrika Nichts, und nur die Neger des Abiad graben Falllöcher, in welche ein zur Nacht herumwanderndes Nilpferd gelegentlich hinabstürzt.

Der Wurfspieß der Sudahnesen besteht aus einem Stück Eisen, einer Hornscheide, der Haftschnur und der Wurfstange. Das Eisen ist zugespitzt oder wie ein Radirmesser zweiseitig zugeschliffen und besitzt einen starken Widerhaken; es steckt fest in einer an beiden Enden dünner werdenden Hornscheide und ist durch eine starke, oftmals um Eisen und Scheide gewundene Schnur hinreichend befestigt. An dem einen Ende der Wurfstange nun befindet sich eine Höhlung, in welche die Hornscheide eingesetzt wird, am anderen Ende der Stange ist die Leine festgebunden. Beim Wurfe dringt die eiserne Spitze sammt ihrer Hornscheide bis zu der Lanze ein; diese wird durch den Wurf abgestoßen und hängt nun nur noch mit dem anderen Ende vermittelst der dort angebundenen Schnur an der Harpunenspitze. Andere Jäger befestigen das eine Ende der Leine an der Harpune und das andere Ende an einem leichten Holzklotz, ohne sie mit der Wurflanze zu verbinden.

Mit dieser Waffe und einigen gewöhnlichen Lanzen begibt sich der Sudahnese auf die Jagd, um sein Wild entweder zu beschleichen, wenn es ein Mittagsschläfchen hält, oder ihm aufzulauern. Das Unternehmen erfordert nicht nur gewaltige Kraft, sondern auch List, Verschlagenheit und Gewandtheit.

Etwa um Mitternacht — nur an ganz menschenleeren Orten auch am Tage — schleicht der Spießwerfer längs des Ufers bis zu einer Ausgangsstelle der Thiere und versteckt sich hier im Gebüsch

unter dem Winde. Kommt das Nilpferd erst nach seiner Ankunft aus dem Wasser, so läßt er es ruhig an sich vorüber gehen und harrt bis zur Rückkehr. Niemals greift man ein zu Lande gehendes Nilpferd an, sondern wartet stets, bis es, so zu sagen, wieder halb im Flusse ist. Dann schleudert der Jäger ihm die Harpune mit aller Kraft in den Leib und flieht in der Hoffnung, daß das über den Wurf erschreckte Thier sich in den Fluß stürzen werde. So geschieht es auch gewöhnlich, während das Ungethüm beim Heraussteigen aus Land immer seinen Gegner anzunehmen pflegt. Nach dem Wurfe besteigt der Jäger mit seinen Gehilfen entweder sogleich oder am folgenden Morgen eines der bereit gehaltenen Bote und sucht das verwundete Thier, bezüglich das schwimmende Sperstangenende oder den Holzklotz auf. Sobald man diese Merkzeichen gefunden hat, rudert man höchst vorsichtig, mit bereitgehaltenen Wurfsperen und Lanzen herbei und nimmt nun die Leine auf. Beim geringsten Anziehen erscheint das Nilpferd in rasender Wuth an der Oberfläche des Wassers und stürmt auf das Schiff los, wird aber mit einem Hagel von Lanzen und Speren empfangen, welcher es häufig zur Umkehr zwingt. Gleichwohl kommt es nicht selten vor, daß es die Barke erreicht und mit den Hauzähnen zerreißt. Dann haben die Jäger einen sehr schweren Stand und müssen sich eiligst durch Schwimmen und Tauchen zu retten suchen. Livingstone erfuhr, daß es, um dem Nilpferde unter solchen Umständen zu entgehen, das Beste sei, in die Tiefe des Stromes zu tauchen und hier einige Sekunden zu verweilen, „weil das Flußpferd, wenn es einen Kahn zertrümmert hat, sich allemal nach dem Menschen umschaut und, wenn es keinen bemerkt, davon geht“; mir hat man Aehnliches erzählt. Im günstigeren Falle besteigt ein Theil der Jäger nach dem zweiten Angriffe auf den Flußriesen ein zweites Bot und fischt sich mit ihm das Ende einer zweiten Harpune auf. Nun wird das Ungethüm durch das schmerzerregende Anziehen der Harpunenleinen beliebig oft zur Oberfläche des Wassers heraufgezaubert und ihm im Verlaufe der Jagd der breite Rücken derartig mit Lanzen bespickt, daß er wie der Pelz eines Stachelschweines aussieht. Uebrigens führt man die Jagd nur dann mit einem Male zu Ende, wenn man Feuergewehre zur Verfügung hat; im entgegengesetzten Falle läßt man den im Wasser natürlich viel stärkeren Blutverlust das Seinige zur Abmattung des Thieres thun und nimmt erst am folgenden Tage die Verfolgung desselben wieder auf, da ja die schwimmenden Merkzeichen seinen Aufenthalt immer wieder verrathen. Ein glücklicher Lanzenwurf oder Stoß in das Rückenmark oder zwischen den Rippen hindurch in die Brusthöhle bläst schließlich das Lebenslicht des sattsam gemarterten Höllensohnes aus. Dann schleift man den Leichnam stromabwärts bis zur nächsten Sandbank, auf welcher er, nachdem er mit Tauen ans Land gezogen worden ist, zerlegt wird.

Der Gewinn der Jagd ist nicht unbedeutend. Das Fleisch des Ungeheuers ist geschätzt. Fleisch und Schmer werden überall gegessen, und in den alten guten Zeiten konnten sich die Ansiedler des Kaplandes kaum ein größeres Fest denken als eine Nilpferdjagd. Man schnitt Fleisch und Speck an Ort und Stelle von dem erlegten Riesen ab und schaffte es wagenweise nach Hause. Die Bauern verkauften nur aus Gefälligkeit die beliebte Speise an Freunde und ließen sich das Pfund Nilpferdfleisch theuer genug bezahlen. Junge Nilpferde sollen ein so wohlschmeckendes Fleisch haben, an welches sich selbst Europäer bald gewöhnen. Die geräucherte Zunge gilt als Leckerbissen. Der Speck wird dem des Schweins überall vorgezogen, das aus ihm geschmolzene Fett benutzt man zur Bereitung von Speisen aller Art oder ißt es auch mit dem Brode. Die Hottentotten trinken es ebenso gern wie die Europäer Fleischbrühe. In Ostafrika gilt es als die allervorzüglichste Grundlage zur Haar- und Körpersalbe, Delka genannt, welche alle dunkelfarbigen Afrikaner zu gebrauchen scheinen. Kurz, wenn der Jäger seine Beute zu gebrauchen weiß, kann sie ihm einen recht netten Ertrag abwerfen.

Der Fang des Nilpferdes ist mit der Jagd ein und dasselbe. Alle, welche wir jetzt in Europa sehen können, sind jung harpunirt worden. Es versteht sich von selbst, daß erst die Mutter des jungen Thieres erlegt werden muß, bevor man daran denken kann, auf das junge Jagd zu machen. Es würde sonst unmöglich sein, das angeworfene Thier lebendig in seine Gewalt zu bekommen. Die

blinde Anhänglichkeit des kleinen, wüsten Geschöpfes an seine Alte erleichtert aber die Sache. Der harpunirten Mutter folgt das Junge überall nach und verläßt selbst ihren Leichnam nicht. Man wirft ihm dann eine Harpune auf eine weniger empfindliche Stelle des Leibes und zieht es an dieser an das Land. Anfangs sucht es sich loszureißen, stößt ein gellendes, durchdringendes Geschrei aus, wie ein Schwein, welches geschlachtet werden soll, und macht den Leuten viel zu schaffen. Aber es gewöhnt sich bald an den Menschen und folgt ihm nach. Die Hottentotten streichen, wie uns Sparrmann berichtet, frisch gefangene Nilpferde mehrmals mit der Hand über die Schnauze, um sie an ihre Ausdünstung zu gewöhnen. Dann schmiegt es sich an den Menschen an, wie früher an seine Mutter. Das Euter der Kuh nimmt ein Nilpferd eben sogern an, wie das seiner Mutter. Mit einer einzigen Saugamme ist es aber freilich bald nicht mehr gethan. Der junge Riese verlangt nach kurzer Zeit die Milch von zwei, drei und vier Kühen.

Nach allen bisherigen Beobachtungen hält das Nilpferd die Gefangenschaft leicht und dauernd auch in Europa aus. Wird das Thier paarweise an einem Orte untergebracht, wo es sich seinem natürlichen Wesen gemäß bewegen kann, wo es also bald ins Wasser, bald auf das Trockene gehen kann, so darf man auch auf Nachkommenschaft rechnen. Es nimmt mit jeder Kost vorlieb, namentlich mit Allem, was man dem Hausschweine zu reichen pflegt.

Ich sah das erste Gefangene, welches in der Neuzeit wieder nach Europa kam, in Kairo. Es hatte sich dort so an seinen Pfleger gewöhnt, daß es ihm wie ein Hund überall nachlief und sich mit Leichtigkeit behandeln ließ. Ein Gemengsel von Milch, Reis und Kleie bildet seine Nahrung. Später nahm es ruhig mit frischen Pflanzenstoffen vorlieb. Man baute zur Ueberfahrt einen eignen Kasten für das Thier und führte mehrere große Fässer Nilwasser mit sich, um dem Flußbewohner täglich mehrere Bäder geben zu können. Als es in London ankam, hatte das Thier schon eine Länge von 7 Fuß; gegenwärtig hat es beinahe seine volle Größe erreicht, wenigstens hat es sich mit einem anderen, das man ihm später brachte, fruchtbar begattet.

Später brachte man zwei Nilpferde nach Paris, und im Jahre 1859 kamen deren zwei auch nach Deutschland, wo sie überall umhergeführt und zur Schau gestellt wurden. Die beiden Letzteren waren außerordentlich zahm und zeichneten sich durch eine plumpe, rohe Gemüthlichkeit aus. Sie spielten lustig mit ihrem Wärter und, wie oben Bd. I. S. 499 erwähnt, mit einem Steppenhunde, welcher sich vergeblich Mühe gab, den dickfelligen Gesellen etwas anzuhaben. Später kamen beide Thiere nach Amsterdam, wo sie sich gegenwärtig noch befinden. Hier haben sie aber Viel von ihrer früheren Gutmüthigkeit verloren. Sie sind zwar nicht gerade wild geworden, aber doch auch lange nicht mehr so zahm geblieben, als sie es waren. Im September des Jahres 1861 wurden sie brünstig; Mitte des Monats wurde die Begattung beobachtet. Sie wurde im Wasser vollzogen, oft nach einander, und währte, wie bei den Pferden, nur sehr kurze Zeit. Die Geburt erfolgte bereits am 16. Juli 1862, also nach einer Trächtigkeitsdauer von nur zehn Monaten. Das wohl ausgebildete, muntere Junge wurde von der Alten von der ersten Stunde an roh und hart behandelt. Sie ließ es nicht saugen, warf es hin und her, und zeigte sich, als sie vom Männchen getrennt worden war, höchst aufgeregt. Das Junge starb trotz aller Versuche es künstlich zu ernähren, bereits zwei Tage nach seiner Geburt.

Einen Tag später nahm die Alte schon wieder auf. Sie hatte sich um ihr Männchen, welches durch den Anblick des Jungen sehr wüthend geworden war, von Anfang an weit mehr bekümmert, als um ihr Kind.

Westermann, der Vorstand des amsterdamer Thiergartens, hat mir später mündlich mitgetheilt, daß dieselbe Alte ein zweites Junge zur Welt brachte, und zwar sieben Monate nach beobachtetem Sprung. Demnach ist die Trächtigkeitsdauer also noch nicht mit Sicherheit zu bestimmen; wohl aber steht soviel fest, daß sie eine sehr kurze ist. — Auch das zweite Junge wurde von der Mutter schlecht behandelt. Der Vater schien eifersüchtig zu sein auf seinen Sprößling und geberdete sich wie toll, erregte dadurch die Alte ebenfalls und veranlaßte mittelbar die Entfernung des Säuglings. Der-

selbe lebte ebenfalls nur kurze Zeit, vielleicht in Folge der ihm wenig zusagenden Nahrung; man konnte ihm eben nur Kuhmilch reichen. — Einen ausführlicheren Bericht über die höchst beachtenswerthen Beobachtungen meines Berufsgenossen vermag ich leider nicht zu geben. —

Geradezu unbegreiflich ist es, wie die Römer ihre Nilpferde fingen und fortschafften. Sie brachten nicht blos Junge und Halberwachsene zu ihren Kampfspielen und Triumphzügen nach der Hauptstadt ihres Landes, sondern auch Alte. Der Aedil Scaurus führte im Jahre 58 v. Chr. ein großes Nilpferd mit fünf Krokodilen dem römischen Volke vor; ein zweites zeigte Augustus bei seinem Siegeszuge über die Kleopatra. Commodus ließ fünf im römischen Circus tödten, und später sah man noch mehrere unter Antonius, Pius und Cordian. Nach dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bis zum Jahre 1850 kam keins wieder nach Europa.

Das Nilpferd ist unzweifelhaft der Behemot der Bibel, von welchem gesagt wird, daß seine Knochen fest seien wie Erz und die Gebeine wie eiserne Stäbe, daß er gern im Schatten im Rohre und im Schlamm verborgen liege, von den Bachweiden gedeckt würde, den Strom in sich schlucke und sich dünken ließe, als wolle er den Jordan mit seinem Munde ausschöpfen. Das Thier gilt also schon den alten Israeliten als ein wahres Ungeheuer, und hiermit steht die heutige Anschauung der Araber vollkommen im Einklange. Der Sudahnese sieht das wüste Vieh gar nicht für ein echtes, natürliches Wesen, sondern eher für einen Auswurf der Hölle an. Schon der sudahnesische Name „Aeësint“, dessen Bedeutung Niemand kennt, deutet auf etwas Ungewöhnliches hin. Dazu kommt nun die Bedenken erregende Mißachtung aller, auch der kräftigsten Schutzbriefe seitens des Ungethüms. „Möge Gott die Affen verfluchen in seinem Zorn“, sagte mir ein Sudahnese; „denn sie sind verwandelte Menschen und Spitzbuben, Söhne, Enkel, Nachkommen von Spitzbuben, aber möge er uns bewahren vor den Kindern der Hölle, jenen Nilpferden! Denn ihnen ist das Heiligste Schaum und das Wort des Gottgesandten ein leerer Hauch; sie zerstampfen den „Gottesbrief“ mit ihren Füßen!“ Das Nilungeheuer ist also in den Augen der Eingeborenen gar kein von Allah erschaffenes Wesen, sondern nur die Maske eines verruchten, dem Teufel — vor welchem der Bewahrer die Gläubigen bewahren möge! — mit Leib und Seele angehörigen Zauberers und Sohnes der Hölle, welcher nur zu Zeiten diese Satansgestalt annimmt, sonst aber in seiner Hütte als Mensch erscheint, um andere Adamssöhne abzulocken vom Pfade des Heils. Mit anderen Worten: Das Nilpferd ist der Gottseibeiuns selber, wenn auch mit etwas auffallenden und unzierlichen Pferdefüßen und Schwanz!

Dafür gibt es hundert Belege. Viele Menschen haben durch jenen Höllensohn ihr Leben verloren, und ihre Seele ist ihnen aus dem Körper gestampft worden, ohne daß der Leib gefressen worden wäre: — und unter den Todten war sogar ein Fakhïe oder Koranverständiger! Ferner ließ einer der Statthalter Ostsudahns, Churschid-Pascha, als er einst mit einem Fähnlein seiner Krieger an den Strom kam, diese auf ein Nilpferd Jagd machen, obwohl ihm ein weiser Scheich wohlmeinend davon abrieth; denn dieser wußte, daß das vermeintliche Nilpferd blos die Maske eines verwunschenen Menschen war. Zwar wurde der vom Anbeginn der Welt verfluchte Zauberer getödtet und seine schwarze Seele der Hölle zugesandt, aber Churschid-Pascha entging seinem Schicksale nicht. Er war immer hart verfahren gegen die Zauberer des Landes; deshalb bannten ihn diese durch den Blick ihres scheelen Auges. Sein Leib versiechte, weil seine Eingeweide langsam verdorrten, und er wollte, auch krank, noch immer die Meinung des Ulema und Khadi nicht gelten lassen; denn anstatt sich einem Kundigen des Gotteswortes anzuvertrauen und den Zauberer durch diesen bannen zu lassen, vertrauete er den ungläubigen Aerzten aus Frankistán und welkte und siechte dahin. Möge sein Leib in Frieden ruhen und seine Seele begnadigt sein! Uns aber möge der Bewahrer bewahren, der Schützende schützen vor allerlei Zauber und Höllenwerk!

Fünfte Reihe.

Seesäugethiere (Pinnata).

Das gerade Gegentheil der Fledermäuse und der grabenden Maulwürfe sind die Seehunde, Sirenen und Wale, die massigsten aller Säugethiere, denen das Wasser zur Wohnstätte wurde. Jene zeichneten sich durch Größe oder besondere Stärke ihrer Glieder aus: bei diesen verkümmerten die Gliedmaßen zu Stummeln, welche nicht vollständig aus dem Körper hervorragen, sondern zum Theil von der allgemeinen Bedeckungshaut umhüllt sind. Nur noch die erste Ordnung besitzt vier Schleppbeine mit äußerlich mehr angedeuteten, als getheilten Zehen; die beiden letzten Ordnungen haben Flossenbeine, deren Zehen vollständig von der Körperhaut umhüllt und unbeweglich sind. Je mehr aber diese Bewegungswerkzeuge den eigentlichen Flossen ähneln, um so größer, massiger ist der Körper. Das Wasser erleichtert die Fortschaffung schwerer Lasten; deshalb genügen schon kurze, stummelartige, ruderkräftige Glieder, einen Seehund oder Wal von Ort zu Ort zu treiben. Dicke Specklagen unter der Haut tragen ebenfalls das Ihrige dazu bei, das eigenthümliche Gewicht zu verringern, und eine schleimige, haarlose oder mit kurzen, steifen, glatten Haaren bedeckte Haut steht im Einklange mit dem Elemente, in welchem unsere Thiere leben. Alles rundet und streckt sich an dem Körper; jeder mehr hervorragende Theil verschwindet. Nur noch bei den höchststehenden ist von äußeren Ohren eine Spur und auch ein Schwanzstummel zu bemerken; bei den übrigen verschwinden die Muscheln, und der Schwanz tritt gleichsam an die Stelle der Hinterfüße und breitet sich zum flossenartigen Ruder aus. Eine große Uebereinstimmung aller Seesäugethiere fällt Jedem auf, der einen vergleichenden Blick auf sie wirft. Gleichwohl läßt auch hier die Natur ihr oberstes Grundgesetz bemerklich werden: manchfaltigste Ausbildung ein und derselben Grundgestalt. Doch lassen sich alle Seesäuger naturgemäß in drei Gruppen ordnen: in dieselben, welche wir oben nannten. Der Werth dieser Gruppen wird verschieden beurtheilt: wir werden uns aber keines Fehlers schuldig machen, wenn wir in jeder einzelnen eine Ordnung der Klasse erkennen.

Vierzehnte Ordnung.

Flossenfüßer (Pinnipedia).

In den zur ersten Ordnung der Seethiere gehörigen Geschöpfen sehen wir Wesen vor uns, welche auch dem Laien als Säugethiere erscheinen. Noch sind vier Beine vorhanden, schleppende zwar, aber doch deutlich von dem Leibe abgesetzte, deren Füße ziemlich klar die Gliederung in Finger und Zehen erkennen lassen. Bei manchen sind letztere vollkommen beweglich und nur durch Schwimmhäute mit einander verbunden, bei wenigen dagegen ganz von der Körperhaut umhüllt und unbeweglich, dann aber immer noch durch die kleinen Nägel, welche außen angeheftet sind, erkenntlich. Nägel finden sich an den Vorderfüßen immer, und an den Hinterfüßen bei der größeren Mehrzahl. Der Schwanz endet nicht in eine Finne; die Zitzen sind frei und liegen in den Weichen; der kleine Kopf ist von dem kegelförmigen Leib abgesetzt, und der kluge Ausdruck der großen, lebhaften Augen, sowie das Gebiß erinnern noch an bedeutend höher stehende Geschöpfe. Eigentlich fremd erscheinen uns nur die Füße. Ihr Zehenbau ist ein anderer, als wir bisher beobachteten. Die Mittelzehe ist nicht mehr die längste und stärkste, sondern alle Zehen liegen in einer gleichen Ebene. Das Geripp zeigt noch deutlich die Entwickelung aller Gliedmaßen und läßt die äußeren Unterschiede viel mehr verschwinden, als der mit Muskeln und Fett und Haut umhüllte Leib. Die Halswirbel sind deutlich geschieden und mit sehr entwickelten Fortsätzen versehen; 14 bis 15 Wirbel bilden den Brust-, 5 bis 6 den Lendentheil, 2 bis 4, und zwar verwachsene, das Kreuzbein, 9 bis 15 endlich den Schwanz. Die Rippen setzen sich durch verknöcherte Knorpel an das Brustbein fest. Das Schulterblatt ist breit und kräftig, der Bau des Vorderarms deutlich; die Hinterfüße aber sind schwach. Im Gebiß finden sich alle Zahnarten der Raubthiere: — einzelne Forscher haben sich deshalb bewogen gefunden, die Seehunde unmittelbar auf die eigentlichen Räuber folgen zu lassen, und sie somit aufs engste mit diesen zu verbinden. Daß die Ohren und Nasenlöcher verschlossen werden können und die Augen eigenthümlich gebaut sind, läßt sich von der Lebensweise solcher Wasserthiere schon im voraus erwarten. Auf die übrigen Eigenthümlichkeiten brauchen wir nicht einzugehen; sie beschäftigen nur den zergliedernden und vergleichenden Forscher.

Zwei natürliche Familien bilden die erste Ordnung der Ruderfüßler: Es sind die Robben oder Seehunde und die Walrosse oder Morse. Erstere zeichnen sich durch ihr vollständiges Raubthiergebiß aus; bei den letzteren ragen lange Eckzähne aus dem Munde hervor.

Die Seehunde (Phocae), die zahlreichere Familie von beiden, verbreiten sich über die meisten größeren Gewässer der Erde und haben ebensowohl im höheren Süden wie im Norden ihre Vertreter; ja, sie finden sich sogar in den großen Binnenseen Asiens, in welche sie theils in den von diesen ausgehenden Flüssen gekommen sind, theils aber zurückblieb, nachdem die Wasserverbindung unterbrochen wurde. Im Norden leben die meisten, im Süden die auffallendsten Arten. Manche Sippen finden sich in der Nähe beider Pole, aber nur wenige Arten sind als Weltbürger anzusehen. Alle bewohnen das Meer und gehen von da nur auf kurze Zeit in den Flüssen hinauf oder auf kurze Strecken über Land nach größeren Wasserbehältern. Die meisten lieben die Nähe der Küsten, einige aber ziehen das offene Meer diesen vor. Auf dem Lande halten sie sich nur bei besonderen Gelegenheiten, namentlich während der Fortpflanzungszeit und als kleine Junge auf — so

Seehunde.

wenigstens berichten die Reisenden. Ihre eigentliche Wohnstätte ist und bleibt das Wasser. Auf dem Lande sind sie sehr unbehilfliche Thiere, im Wasser bewegen sie sich mit der größten Leichtigkeit. Mühsam klimmen sie vom Strande aus an den Klippen oder an den schwimmenden Eisbergen empor und strecken sich dort behaglich auf den festen Boden, um sich zu sonnen; bei Gefahr flüchten sie so rasch als möglich wieder in die ihnen so freundliche Tiefe des Meeres. Sie schwimmen und tauchen mit größter Meisterschaft. Es ist ihnen gleich, ob ihr Leib mit der Oberseite nach oben oder nach unten liegt; sie bewegen sich sogar, wie ich nach eigenen Beobachtungen verbürgen kann, rückwärts. Jede Wendung und Drehung, jede Ortsveränderung überhaupt führen sie im Wasser mit größter Schnelligkeit und Sicherheit aus: auf dem Lande dagegen haben sie sämmtlich nur eine Art, sich fortzuschaffen. Es geschieht in derselben Weise, wie manche Raupenarten sich bewegen. Die Beine werden zum Gange so gut als nicht gebraucht. Der Seehund, welcher auf dem Lande von einer Stelle zur anderen kommen will, wirft sich fest auf die Brust, krümmt den Leib in einen Katzenbuckel nach oben, stemmt sich dann auf den Hintertheil, also etwa auf die Weichen, und streckt nun rasch den Leib, wodurch er das Vordertheil desselben wieder vorwärts wirft. So kommt das Thier durch wechselseitiges Aufstemmen des Vorder- und Hinterleibes, durch Krümmen und Strecken des ganzen Körpers verhältnißmäßig rasch von der Stelle. Die Beine leisten dabei eigentlich gar keine Dienste; sie werden nur in Anspruch genommen, wenn der Seehund bergauf klimmt. Auf ebenem Boden stemmt er sie zwar manchmal mit auf, immer aber so leicht, daß die Hilfe, welche sie leisten, eigentlich mehr eine scheinbare, als wirkliche ist. Ich habe die Spuren der Seehunde sehr genau untersucht und gefunden, daß man auf große Strecken hin in dem reinen und weichen Sande gar keine Eindrücke der Vorderhände findet, was doch der Fall sein müßte, wenn das Thier wirklich auf seinen Vorderfüßen ginge. Manchmal legt der Seehund seine beiden Ruder an den Leib und humpelt eben so rasch vorwärts, als wenn er sie mit gebrauchen wollte: kurz, zum Gehen sind seine Flossenbeine nicht eingerichtet. Dagegen benutzt er sie, und zwar in sehr geschickter Weise, wie die Affen oder Katzen, um sich zu putzen, zu kratzen, zu glätten, ja, um Etwas mit ihnen festzuhalten, z. B. das Junge an die Brust zu drücken.

Alle Seehunde sind im hohen Grade gesellig. Einzelne sieht man fast nie. Je einsamer die Gegend, um so zahlreicher sind die Herden oder Familien; je weniger der Mensch mit ihnen zusammenkommt, um so behäbiger, ich möchte sagen gemüthlicher, zeigen sich die in bewohnten Gegenden überaus scheuen Geschöpfe. Der Mensch ist offenbar der furchtbarste und blutdürstigste Feind der Wehrlosen: alle übrigen Raubthiere, welche ihnen gefährlich werden könnten, zeigen sich ihnen gegenüber viel — „menschlicher", als der Beherrscher der Erde, und daher kommt's denn auch, daß man unsere Thiere nur da wirklich beobachten kann, wo sie fern von dem Erzfeinde der Schöpfung sich aufhalten.

Nicht alle Seehunde bewohnen jahraus jahrein dieselbe Gegend. Manche unternehmen weite Wanderungen. Während dieser Züge sind sie Tag und Nacht in Bewegung, ruhen aber auf günstig gelegenen Inseln tage- und wochenlang aus, ehe sie die Reise fortsetzen.

Die Lebensweise der Robben ist eine nächtliche. Den Tag bringen sie am liebsten auf dem Lande zu, schlafend und sich sonnend. Hier sind sie in jeder Hinsicht das gerade Gegentheil von Dem, was sie im Wasser waren. Von der Behendigkeit und Schnelligkeit, welche sie in ihrem eigentlichen Elemente zeigen, bemerkt man am Lande keine Spur; sie erscheinen uns vielmehr als das vollendetste Bild der Faulheit. Jede Störung aus ihrer bequemen Lage ist ihnen höchst verhaßt: manche Arten sind kaum zur Flucht zu bewegen. Mit größter Wonne dehnen und recken sie sich auf ihrem Lager und bieten bald den Rücken, bald die Seite, bald den Unterleib den freundlichen Strahlen der Sonne dar, kneifen die Augen zu, gähnen und zeigen sich überhaupt mehr todten Fleischmassen, als lebenden Geschöpfen gleich; nur die regelmäßig sich öffnenden und schließenden Nasenlöcher geben Kunde ihres Lebens. Wenn sie sich recht wohl befinden, vergessen sie oft tage- und wochenlang Fressen und Saufen, und manche halten einen theilweisen Winterschlaf. Endlich

Ungeachtet der vielfachen Gelegenheit, welche Seefahrer haben, die Bärenrobben auf ihren Schlachtzügen zu beobachten, sind doch bis heutigen Tages noch die vor mehr als hundert Jahren von Steller veröffentlichten Beobachtungen nicht übertroffen, und deshalb werde ich mich hier auf sie einfach beschränken.

„Man fängt die Bärenrobbe, welche die Russen Kot nennen, nur zwischen dem 50. und 56. Grade auf den Inseln, nicht aber am festen Lande, weil sie selten dahin kommen. Im Frühjahre erhält man nur Weibchen und deren Junge. Nun ziehen sie nach Norden, und man sieht von Anfang Juni bis zu Ende August keine mehr; dann kehren sie kraftlos und mager mit ihren Jungen wieder nach Süden zurück.“

„Ihr einziges oder ihre beiden Jungen sind mit sehr feiner und glänzender schwarzer Wolle bedeckt. Die Mütter liegen mit ihnen herdenweise am Strande und bringen die meiste Zeit schlafend



Der Seebär (Arctocephalus falclandicus).

zu. Die Jungen spielen und streiten zusammen wie junge Hunde. Der Vater steht dabei und sieht zu. Zanken sie sich ernstlich, so kommt er brummend herbei, jagt sie aus einander, küßt und leckt den Sieger, stößt ihn mit dem Maule auf den Boden und freut sich, wenn er sich ernstlich widersetzt. Aus Jungen, welche faul und mäßig sind, macht er sich Nichts; deshalb halten sich einige beständig bei der Mutter, andere fast immer beim Vater auf.“

„Ein Männchen hat acht bis funfzehn Weibchen und bewacht dieselben sehr sorgfältig. Obgleich viele Tausende am Strande beisammen liegen, sieht man sie doch alle Zeit in Herden getheilt. Jede Herde ist eine besondere Familie. Das Männchen hält mit seinen Weibchen, Söhnen und Töchtern zusammen, auch mit den Jährlingen, welche noch keine Weibchen haben, und so kann die Familie bis zu 120 Stück anwachsen. In eben solchen Haufen schwimmen sie im Meere umher. Sehr alte Männchen sondern sich ab und kommen, gewöhnlich außerordentlich fett am Leibe, allein auf die Inseln. Sie bleiben einen ganzen Monat hier liegen, fressen nicht, schlafen beständig und sind sehr mürrisch und grausam. Was vorbeigeht, fallen sie an mit äußerster Wuth; sie sind so wild und hoch-

müthig, daß sie lieber sterben, als von ihrem Orte weichen. Sehen sie Menschen, so gehen sie denselben entgegen, halten sie auf und ein jeder besetzt seinen Ort und macht sich fertig zum Schlagen. Auf einer Reise, wo wir sie nicht umgehen konnten, mußten wir uns in Streit einlassen und Steine nach ihnen werfen. Sie bissen in diese wie Hunde, erfüllten die Luft mit einem Gebrüll und setzten uns immer heftiger zu. Wir trachteten daher, ihnen die hervorragenden Augen auszuschlagen und die Zähne mit Steinen entzwei zu werfen. Ein auf diese Weise von uns verwundetes und geblendetes Thier wich aber dennoch nicht von seinem Platze. Es darf auch nicht zurückwerfen; denn sonst wird es von den Zähnen der anderen übel zugerichtet. Manchmal kann man auf weite Strecken hin eine Menge von Zweikämpfen sehen. Während dieser Zeit darf man frei neben ihnen vorbeigehen. Die im Meere befindlichen sehen eine Zeitlang dem Kampfe zu, gerathen aber dann auch in Wuth, kommen heraus und mengen sich in die Schlacht."

„Ich habe mit meinem Kosaken oft einen angegriffen und ihm nur die Augen ausgeworfen, sodann vier bis fünf andere mit Steinen geworfen, daß sie mich verfolgten. Ich floh nun zu dem blinden, und da dieser nicht wußte, ob seine Kameraden ebenfalls flohen, so biß er an und biß sich einige Stunden mit ihnen, während ich von einem erhöhten Orte zusah. Floh er ins Wasser, so wurde er herausgezogen und endlich todt gebissen. Oft fraß ihn schon während seiner letzten Züge der Eisfuchs an. Zuweilen streiten ihrer Zwei eine Stunde lang mit einander; dann legen sie sich hin, lechzen und erholen sich, stehen wieder auf, stellen sich wie Fechter gegen einander, neigen die Köpfe und schlagen die Hauer wie die Eber von unten nach oben. Solange Beide bei Kräften sind, hauen sie nur nach den Vorderfüßen; dann packt der Stärkere den anderen mit dem Rachen am Leibe und wirft ihn zu Boden. Sobald Dies die Zuschauer erblicken, eilen sie herbei, um dem Unterdrückten Hilfe zu leisten. Nach dem Streite gehen sie ins Wasser, um ihren Leib abzuspühlen. Ende Julis ist selten einer zu sehen, der nicht mit Wunden bezeichnet wäre."

„Sie liefern ihre Schlachten aus dreierlei Ursachen: die allerblutigsten der Weibchen wegen, die andere des Lagerplatzes halber und eine andere, um Frieden zu stiften. Die Weibchen tragen ihre Jungen im Maule fort, lassen sie aber dieselben beim Angriff im Stich, so werden sie von den Männchen in die Höhe und an den Felsen geworfen, daß sie halbtodt liegen bleiben; sind sie dann wieder zu sich gekommen, so kriechen sie wie ein Wurm den Männchen demüthig zu Fußen, küssen sie und vergießen Thränen in solcher Menge, daß sie ununterbrochen auf die Brust herabtröpfeln und diese ganz naß machen. Dabei geht das Männchen unter beständigem Brummen hin und her, wendet die Augen greulich herum, und wirft den Kopf von einer Seite zur anderen nach Art der Landbären. Sieht das Männchen, daß man seine Jungen fortträgt, so weint es wie das Weibchen. Schwer Verwundete oder Beleidigte weinen ebenfalls, wenn sie sich nicht rächen können."

„Sie haben dreierlei Laute. Auf dem Lande plärren sie zum Zeitvertreib wie die Kühe, wenn man ihnen die Kälber genommen hat; im Kampfe brüllen und brummen sie wie Bären; nach erhaltenem Siege bringen sie wiederholt ein lautes Geräusch hervor wie Hausgrillen. Ein verwundeter und von Feinden überwältigter seufzt und faucht laut wie eine Katze oder wie eine Meerotter. Indem sie aus dem Meere gehen, schütteln sie den Leib, streicheln die Brust mit den Hinterfinnen und legen die Haare zurecht. Das Männchen legt die Lippen an die des Weibchens, als wenn es dasselbe küssen wollte. Wenn die Sonne scheint, legen sie sich in die Wärme, halten die Hinterfüße in die Höhe und wedeln damit wie schmeichelnde Hunde; bald liegen sie auf dem Rücken, bald auf dem Bauche, bald auf der Seite, bald zusammengerollt. Während des Juni, Juli und August bleiben sie auf derselben Stelle wie ein Stein liegen, sehen einander an, schlafen, gähnen, strecken sich und brüllen ohne das Geringste zu fressen. Dann werden sie so mager, daß die Haut um sie hängt, locker wie ein Sack. Die Jungen paaren sich im Juli und tummeln sich munter herum. Sie benehmen sich dabei nicht wie andere Thiere, sondern wie Menschen. Ich habe einmal einem eine Maulschelle gegeben, worüber er zwar zornig wurde und brummte, aber doch sein Geschäft noch ¼ Stunde lang fortsetzte."

„Gewöhnlich laufen die Alten nicht davon, wenn Menschen nahen, sondern machen sich vielmehr fertig zum Streit. Nichtsdestoweniger habe ich auch gesehen, daß ganze Herden die Flucht ergriffen haben. Wenn man pfeift, fliehen die Weibchen sogleich, und wenn man sie unvermuthet mit großem Geschrei überfällt, stürzen sich ganze Massen mit einem Male ins Meer; dann schwimmen sie beständig am Strande hin und her und wundern sich über die ungewöhnlichen Gäste. Die Meerottern und gemeinen Robben fürchten sich sehr vor ihnen und werden deshalb selten in ihrer Nähe gesehen; die Seelöwen aber wohnen in großen Herden unter ihnen, nehmen die besten Stellen ein, und die Bärenrobben erregen nicht gern in ihrer Gegenwart einen Streit, um nicht allzu grausame Schiedsrichter zu bekommen."

„In ihren Bewegungen sind sie schneller, als andere Robben; sie durchschwimmen sicher in einer Stunde zwei deutsche Meilen. Auf dem Lande werden sie von Keinem übertroffen und man entkommt ihnen nur, wenn es bergan geht. Mich haben sie einmal länger, als sechs Stunden verfolgt und endlich gezwungen, mit der größten Lebensgefahr über eine steile Anhöhe zu klettern, und mich und meinen Kosaken jagten sie oft so muthig vor sich her, daß wir den Strand verlassen mußten. Ihr Leben ist so zähe, daß zwei oder drei Menschen sie kaum mit 200 Keulenschlägen nach dem Kopfe tödten können. Man muß oft zwei bis drei Mal ausruhen, um wieder Kräfte zu sammeln. Wenn auch alle Zähne aus dem Rachen geschlagen, die Hirnschale zerstückelt und das Gehirn fast ganz ausgespritzt ist, bleibt das Thier dennoch auf seinen Füßen stehen und wehrt sich. Ich schlug einem die Hirnschale entzwei und die Augen aus, dennoch blieb es noch länger, als zwei Wochen wie eine Bildsäule stehen und lebte solange. Bei Kamtschatka gehen sie seltener ans Land und werden deshalb im Wasser harpunirt. Dann schießen sie wie ein Pfeil dahin und ziehen den Kahn noch so reißend nach sich, daß er zu folgen scheint. Wenn der Schiffer ihn nicht recht gut zu steuern weiß, kehren sie auch wohl um. So geht es fort, bis das Thier sich verblutet hat. Dann wird es herangezogen, mit Spießen durchstochen und an das Land geschafft. Man fängt aber nur erwachsene Männchen und trächtige Weibchen, weil man sich an die großen Männchen nicht wagt. Jährlich kommen soviel Bärenrobben vor Alter und in Folge ihrer Wunden auf den Inseln um, daß an manchen Orten der Strand so voll Knochen liegt, als wenn eine Schlacht geliefert worden wäre."

Gegenwärtig ist es freilich anders geworden, als zu des guten Steller's Zeiten. Die Robbenschläger haben entsetzlich auch unter den Seebären gehaust und diese fast ausgerottet.

Die sogenannten Seelöwen oder Löwenrobben werden von Einigen ebenfalls als Vertreter einer besonderen Sippe (Otaria) angesehen, während Andere, ihrer kurzen Ohrstummel wegen, sie mit den Seebären zusammenziehen. Man kennt mehrere Arten von bedeutenderer oder geringerer Größe. Von den Bärenrobben unterscheiden sie sich durch die verhältnißmäßig sehr großen Vorderfüße und das kürzere Haarkleid, welches nur in der struppigen Mähne am Halse der Männchen sich verlängert. Den Namen Seelöwe verdient diese Robbe in eben demselben Grade, wie die bereits beschriebenen den ihren. Ihre Farbe ist kaum etwas dunkler, als das bekannte Löwengelb, das Gesicht hat wie das aller Robben eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Katzengesicht und die Mähne am Vorderhalse kommt besonders zur Geltung. Wir betrachten, obgleich uns unsere Abbildung den südlichen Seelöwen (Otaria jubata) zeigt, das Leben des nordischen, welcher immer kleiner, als der südliche ist und auch eine kaum bemerkliche Mähne besitzt. Die Färbung des einen wie des anderen ist ein bald lichteres, bald dunkleres Gelblichweiß oder Gelblichbraun. Der Bauch und die Füße sind dunkler, die Flossenhaut gleicht schwarzem Leder, auf welcher kleine schwarze Höcker hervortreten, die der Hinterfüße ist gelappt. Der eigentliche Seelöwe findet sich an der Südspitze von Amerika und im Süden Neuhollands und Neuseelands, der nordische im nördlichen stillen Weltmeer von der Behringsstraße an bis Japan und Kalifornien hinauf. In ihrer Lebensweise haben beide noch Vieles

mit den Bärenrobben gemein; sie sind aber noch einmal so groß und auch durch den Haarbau unterschieden. Nächst der die Gestalt sehr zierenden Mähne ist besonders das Auge merkwürdig wegen seines sonderbaren Ausdrucks, welcher durch auffallende Farbenzusammenstellung bedingt wird. Das Auge selbst ist weiß, die Iris aber glänzend grün, wie Smaragd, und die Bindehaut in den inneren Augenwinkeln zinnoberroth.

Ueber Leben und Betragen sagt Steller: „Obschon das löwenartige Thier gräßlich aussieht und bös und hitzig scheint, auch an Kräften den Meerbären weit übertrifft, dabei schwer zu überwinden ist und wenn es in Noth kommt, aufs grausamste kämpft, endlich durch seine Löwengestalt die Augen und das Gemüth erschreckt, so fürchtet es sich doch dermaßen vor dem Menschen, daß es beim Anblick desselben sich schleunigst auf die Flucht macht und vom Lande ins Wasser eilt. Wenn es mit



Der südliche Seelöwe (Otaria jubata).

einem Stock oder mit Geschrei aufgeschreckt wird, so entsetzt es sich so sehr, daß es mit tiefem Seufzen entläuft und auf der Flucht beständig fällt, weil es vor Zittern und allzugroßer Angst seiner Glieder nicht mächtig ist. Treibt man es aber so sehr in die Enge, daß es nicht mehr entfliehen kann, so geht es gerade auf den Verfolger los, wirft vor Zorn den Kopf hin und her, brummt, brüllt und jagt auch den herzhaftesten Menschen in die Flucht. Die Probe hätte mich beinahe selbst ins Verderben gebracht. Daher wird es von dem Kamtschadalen nie im Meere verfolgt, weil es die Kähne umstößt und die Schiffer aufs grausamste umbringt. Auch wagt man nicht, es öffentlich auf dem festen Lande anzugreifen, sondern überfällt es hinterlistiger Weise. Wenn es schläft, kriecht Einer, der sich auf seine Kräfte und Füße verlassen kann, stillschweigend unter dem Winde mit einem eisernen und knöchernen Spieß, der von der Stange abgeht, und stößt diesen durch einen Vorderfuß. Seine Kameraden halten den Riemen, welcher aus dem Fell eines solchen Thieres gemacht ist, fest und

wickeln ihn um einen Stein oder Pfahl. Will das verwundete und erwachte Thier entfliehen, so schießen Andere mit Pfeilen oder Spießen darauf los und schlagen es zuletzt mit Keulen todt. Treffen sie es auf einem einsamen Floß, so schießen sie es mit giftigen Pfeilen. Es kommt sodann aus dem Meerwasser, welches seinen Schmerz vermehrt, ans Land und wird nun getödtet oder stirbt von selbst innerhalb 24 Stunden. Wer es wagt, dieses Thier zu tödten, steht bei den Anderen in großem Ansehen, und Viele gehen nicht blos wegen des schmackhaften Fleisches, sondern aus Ruhmsucht auf diese gefährliche Jagd. Sie wagen sich oft mit ihren elenden Kähnen von Baumrinde oder Thierhäuten auf 4 bis 5 Meilen entfernte Inseln und laden 2 bis 3 Thiere hinein, daß der Rand oft kaum über das Wasser hervorsteht; sie würden sich aber schämen, aus Angst vor dem Tode es zurückzulassen. Fett und Fleisch sind überaus schmackhaft, besonders von den Jungen. Die Gallerte aus den Füßen ist ein Leckerbissen."

„Einem Männchen folgen drei bis vier Weibchen. In den Monaten August, September und Juli werfen sie. Die Männchen begegnen den Weibchen viel sanfter, als bei den Bärenrobben und erwiedern deren Schmeicheleien; beide aber sorgen nicht sehr für ihre Jungen, und ich habe oft gesehen, daß Mütter dieselben im Schlafe todt gedrückt haben; auch machten sie sich Nichts daraus, wenn ich die Jungen vor den Augen der Eltern schlachtete und ihnen die Eingeweide vorwarf. Diese Jungen sind nicht so lebhaft und munter, wie die jungen Bärenrobben, sondern schlafen fast beständig und treiben auch ihr Spiel nur schläfrig. Gegen Abend begeben sich die Mütter mit ihnen ins Meer und schwimmen ruhig am Strande. Werden sie müde, so setzen sie sich der Mutter auf den Rücken und ruhen aus, diese wälzt sich aber wie ein Rad und wirft die trägen Jungen ab, um sie an das Schwimmen zu gewöhnen. Ich habe ganz junggeborne ins Meer geworfen, sie konnten aber Nichts weniger, als schwimmen, sondern schlugen das Wasser unordentlich mit den Finnen und suchten das Land zu gewinnen."

„Obschon diese Thiere sich sehr vor dem Menschen fürchten, habe ich doch bemerkt, daß sie ihn gewohnt werden, wenn man oft und friedlich mit ihnen umgeht, besonders zu der Zeit, wo ihre Jungen noch nicht fertig schwimmen können. Ich habe mich einmal sechs Tage lang mitten unter einer Herde, jedoch auf einem erhöhten Orte in einer Hütte aufgehalten und ihre Lebensart sehr genau beobachtet. Sie lagen rings um mich her, sahen das Feuer an und gaben auf Alles Acht, was ich machte. Sie entflohen auch nicht, obschon ich unter ihnen herumging, die Jungen ergriff, tödtete und die Beschreibung davon aufsetzte. Sie streiten auch heftig unter einander um den Ort und die Weibchen, ebenso hitzig wie die Bärenrobben und mit denselben Geberden. Eines, dem das Weibchen genommen war, stritt mit allen übrigen drei Tage lang und war durch mehr als hundert Wunden überall zerfleischt. Die Bärenrobben mengen sich nie in den Streit und sehen sich sogleich nach der Flucht um, wenn ein solcher entsteht; auch mit ihren Weibchen und Jungen lassen sie die Löwenrobben spielen, ohne sich zu mucksen. Sie vermeiden überhaupt ihre Gesellschaft soviel, als sie können."

„Die Löwenrobben plärren wie die Ochsen, die Jungen blöcken wie die Schafe. Es kam mir oft vor, als wäre ich der Hirt unter einer Viehherde, nach welchem sie sich richten müßte. Es gibt ihrer Sommers und Winters auf diesen Inseln. Nichtsdestoweniger kommen im Frühling andere mit der Bärenrobbe zugleich an. Sie fressen Fische und gemeine Robben, wahrscheinlich auch Meerottern. Im Juni und Juli, wo sie auf der Insel ihre Jungen aufziehen, fressen sie fast gar Nichts, werden sehr mager und schlafen beständig. Sie scheinen recht alt zu werden, denn sie bekommen endlich einen grauen Kopf."

Zwischen den genannten und den eigentlichen Seehunden stehen die Seeleoparden (Leptonyx), welche hauptsächlich ihres Gebisses und des Handbaues wegen als besondere Sippe abgetrennt worden sind. Die Arten bewohnen die Südsee. Unter dem Namen Seeleoparden verstehen übrigens die deutschen Naturforscher ein anderes Thier, als die Engländer. Ueber die

Lebensweise des einen wie des anderen ist noch sehr Wenig bekannt, und deshalb ist es gleichgiltig, welche Art wir hier darstellen. Unsere Abbildung zeigt uns den Vertreter der Sippe, welchen die Engländer mit Seeleopard bezeichnen (Leptonyx Wedellii). Es ist ein großer Seehund von 8 bis 9 Fuß Länge, fahl von Färbung, auf dem Vorderrücken und einer Rückenlinie schwärzlichgrau, von dem anderen Seehund durch seinen langen Hals und den großen Rachen unter-



Der Seeleopard (Leptonyx Wedellii).

schieden. Die Vorderfüße nehmen vom Daumen zum kleinsten Finger an Länge ab. Die Hinterfüße entbehren der Krallen und haben einige Aehnlichkeit mit einem Fischschwanz. Aeußere Ohren fehlen.

Auch die eigentlichen Seehunde (Phoca) sind in neuerer Zeit wiederum in mehrere Unterabtheilungen zerfällt worden. Wir brauchen hierauf keine Rücksicht zu nehmen; denn es kann uns gleichgiltig sein, daß die einen an den Zähnen eine Zacke mehr haben, als die anderen. Ich erwähne die hinsichtlich ihrer Färbung oder ihres Aufenthalts wichtigsten Arten. Die Lebensweise ist eine mehr oder weniger allen gleich gemeinsame.

Als Urbild der ganzen Gesellschaft kann man den bärtigen Seehund (Phoca barbata) betrachten. Er zeichnet sich vor seinen nächsten Verwandten durch seine bedeutende Größe, durch zahlreiche Bartborsten, durch die überwiegende Länge der mittleren Zehe seiner Vorderfüße und durch sanfte Ausrundung der hinteren Flossenhaut aus. Er kann bis zehn Fuß lang werden. Der Pelz ist wie bei den meisten übrigen Seehunden oben hellgrau und gelblich marmorirt, ohne daß die Flecken sich scharf sondern. Die Seiten und der Bauch sind schmuzigweiß; vom Kopfe aus verläuft ein schwärzlicher Streifen nach dem Rücken. Bei den Jungen ist die Hauptfärbung oben bläulich, unten weiß; im Wollkleid haben sie einen breiten, weißen Streifen von den Schultern bis zu den Lenden. An seiner Größe und den in mehrere Reihen gestellten, sehr langen, höchst zahlreichen

und steifen Schnurrborsten auf der Oberlippe ist er noch ziemlich leicht von anderen Arten zu unterscheiden. Er bewohnt die nördlichsten Meere zwischen Europa, Asien und Amerika, hauptsächlich das Eismeer und nördliche stille Weltmeer, meidet das Land und hält sich mehr auf schwimmenden Eisschollen auf.

Der grönländische Seehund oder die Sattelrobbe (Pagophilus groenlandicus) ist wegen des längeren und schmäleren Kopfes mit der flachen Stirn, der kürzeren Schnauze, des gestreckteren Leibes und des verschiedenen Handbaues als eigene Sippe von den anderen Seehunden abgetrennt worden. Während bei diesem die erste Zehe an den Vorderfüßen die längste ist, überragt bei den grönländischen Sattelrobben die zweite Zehe alle übrigen. Außerdem fehlen dem Thiere das Wollhaar und die nackten Sohlen. Die Bartborsten sind wellenförmig eingebuchtet. Nach Alter und Geschlecht ist



Der grönländische Seehund (Pagophilus groenlandicus).

die Färbung ziemlich verschieden. Der neugeborene, junge Seehund trägt einen weichen, glänzenden, schneeweißen Pelz, dessen Haare schon nach den ersten Wochen abgeworfen werden. Während des ersten Jahres ist die Färbung des Haarkleides gleichmäßig blaßgrau, wenn auch oben etwas dunkler, als unten. Im zweiten Jahre erhält der Oberkörper Flecken, im dritten und vierten nehmen sie mehr und mehr überhand. Der Kopf wird schwarz, der übrige Leib weiß oder gelblichweiß, und davon hebt sich ein großer, breiter, langgezogener, halbmondförmig gekrümmter und nach innen ausgeschweifter Flecken von dunkelschwarzer Farbe lebhaft ab, welcher sich von beiden Seiten des Leibes vom Widerrist angefangen bis gegen den Schwanz herabzieht, gewöhnlich getheilt, auf jeder Seite manchmal aber auch in einander verlaufend. Bei anderen sind blos Schwanz und Stirn schwarz, und einzelne haben eine durchaus schwarze Färbung. Ueberhaupt ist bei den Seehunden auf Färbung des Pelzes nicht Viel zu geben; sie schwankt außerordentlich, und die Haare verblassen, wenn sie länger getragen worden sind, so bedeutend, daß man Seehunde nach der Haarung nicht mehr als Das

erkennt, was sie vor derselben waren. Gefangene in Thiergärten geben davon die besten Belege. — Das ganze nördliche Eismeer und die benachbarten Straßen und Busen können als die Heimat dieser Art angesehen werden. Die Sattelrobbe findet sich ebensowohl bei Kamtschatka, als bei Grönland, bei Labrador und bei Island. Auch sie hält sich mehr auf Eisschollen auf, als auf festem Lande.

An unseren nördlichen Küsten wohnen die Kegelrobben (Halichoerus) und die Seekälber (Calocephalus) oder gemeinen Seehunde. Beide Gruppen oder Untersippen, wie man jetzt will, sind einigermaßen durch das Gebiß unterschieden. Ob man von ersterem eine oder mehrere Arten annehmen will, ist noch nicht festgestellt.

Der Urtzel oder graue Seehund (Halichoerus Grypus), der Vertreter der ersten Abtheilung, trägt das bekannte Robbenkleid: auf silberweißem oder blaßaschgrauem, stahl- oder schwarzgrauem Grunde unregelmäßige schwarze und schwärzliche Flecken, welche beim Männchen dichter, als bei dem Weibchen stehen und jenes deshalb dunkler erscheinen lassen. Die Jungen kommen mit einem gelblichen, weichen Pelz zur Welt, welcher bald abgeworfen wird. Die Schnurrhaare sind weiß, die Schwimmhäute an den Füßen fast nackt. Die Länge beträgt 4 bis 8 Fuß.

An denselben Orten wohnt auch der gemeine Seehund (Calocephalus vitulinus), die bekannteste Art von allen, 4, 5, selten 6 Fuß lang, schwärzlich und weißlich, graubraun oder gelbgrau gesprenkelt, auf dem Rücken gewöhnlich ungefleckt, unten weißlich, mit einem blassen Ring um das Auge, mit weißen, kurzen, braun gewellten Schnurren. Das Thier ist manchfach verschieden in der Färbung, wahrscheinlich aber auch nicht mehr, als andere Arten, welche man weniger zu beobachten Gelegenheit hatte.

Zu derselben Sippe gehört auch der Seehund der großen asiatischen Landseen: des kaspischen Meeres, des Aral-, Baikal- und Oronsees, die einzige Art, welche nicht im eigentlichen Meere gefunden wird. In der Größe kommt der kaspische Seehund (Calocephalus caspicus) dem gemeinen ziemlich gleich; hinsichtlich der Färbung ähnelt er einer anderen Art, dem geringelten Seehund nämlich. Auf seinem graubraunen Rücken zeigen sich unregelmäßige, ziemlich breite, gelbliche Ringel, welche nach unten mehr und mehr verblassen. Zwischen diesen Ringeln schieben sich schwärzliche, punktförmige Flecken ein. Die ganze Unterseite ist hellgelb, die einzelnen Haare der Oberseite sind theils einförmig gelblich, theils schwarz mit gelblicher Spitze, theils ganz schwarz. Junge Thiere unterscheiden sich durch das weiche Haar und durch ihre fast rein weiße Färbung.

Alle hier genannten Seehunde und die ihnen verwandten Arten kommen sich in ihrem Leben ziemlich gleich. Ich werde mich kaum eines Verstoßes schuldig machen, wenn ich die Lebensbeschreibung des gemeinen Seehundes der nachfolgenden Schilderung zu Grunde lege. Ihn habe ich ebensowohl im Freien, als auch in der Gefangenschaft wiederholt und längere Zeit beobachtet und darf mich somit einer wenigstens annähernd genügenden Kunde desselben versichert halten. Erschöpfend kann auch ich das anziehende Thier nicht behandeln.

Alle Seehunde sind mehr oder weniger an die Meeresküsten gefesselt. Nur wenige entfernen sich so weit vom Lande, wie der grönländische, die meisten suchen unbelebte Stellen der Küsten auf und treiben sich hier bald im Wasser, bald auf dem Lande umher. Im allgemeinen kann man annehmen, daß das Land höchstens noch dreißig Seemeilen entfernt ist, wenn man Seehunde bemerkt. An manchen Küsten sind die so vielfach verfolgten Thiere noch sehr häufig; eine stätige Abnahme ist aber nicht zu verkennen.

In ihrem Wesen und in ihren Bewegungen ähneln sie den bereits beschriebenen Robben. Sie zeigen sich nur im Wasser in ihrer vollen Beweglichkeit. Hier erscheinen sie als höchst gewandte und

lustige Geschöpfe. Sie schwimmen und tauchen meisterhaft. Dabei arbeiten sie mit den Vordertatzen wie Fische mit ihren Flossen, während sie die beiden Hinterbeine bald gegeneinander bewegen, hierdurch das zwischen ihnen gesammelte Wasser ausstoßend und sich somit vorwärts treibend, bald aber seitlich hin und her schwingen und dadurch ungefähr die gleiche Wirkung erzielen. Es gilt ihnen vollständig gleich, ob sie auf dem Bauche oder auf dem Rücken liegen, und ob sie sich nah oder tief unter der Oberfläche bewegen. Sie durcheilen das Wasser mit der Schnelligkeit eines Raubfisches und wälzen sich blitzschnell um sich selbst herum, sind auch im Stande, solange, als es ihnen beliebt, auf ein und derselben Stelle zu verweilen. Zu diesem Ende ziehen sie ihre Vorderflossen dicht an den Leib, krümmen diesen, daß der Untertheil desselben senkrecht steht, während Kopf und Oberkörper wagrecht gerichtet sind, und verharren so halbe Stunden lang auch schlafend in dieser Lage, den Kopf zur Hälfte, den Rücken ein wenig über die Oberfläche des Wassers erhoben. Das Tauchen verstehen sie vortrefflich; doch können sie keineswegs lange unter Wasser aushalten. Wenn sie nicht verfolgt werden, steigen sie durchschnittlich alle Minuten an die Oberfläche empor, um Luft zu schöpfen. Sie athmen im Wasser in Zwischenräumen von 15, 30, 45, 75, 90, 92, 100, 104 bis 125 Sekunden, auf dem Lande alle 5 bis 8 Sekunden ein Mal. Nun mag es wohl sein, daß verfolgte Seehunde auch das Drei- und Vierfache der angegebenen Zeit unter Wasser aushalten können, da kommen aber noch immer nicht Viertel- oder Halbestunden heraus, wie die alten Naturforscher geglaubt haben. Auch Fabricius, welcher die bei Grönland vorkommenden Seehunde sehr ausführlich beschreibt, glaubt nicht, daß eine Robbe länger als 7½ Minuten unter Wasser verweilen könne. Unsere Gefangenen haben nach vielfachen Beobachtungen von mir nie mehr als 5½ Minuten unter Wasser zugebracht, und Dies auch nur, wenn sie schliefen. Die Seehunde schlafen nämlich wirklich im Wasser, jedoch möglicherweise nur im seichteren. Sie kommen von Zeit zu Zeit mit geschlossenen Augen, vermittelst einiger Flossenschläge bis zur Oberfläche empor, schöpfen Athem, sinken hierauf wieder bis auf den Grund hinab und wiederholen Dies bei jedem Luftwechsel. Ihre Bewegungen scheinen durchaus bewußtlos zu geschehen. Daß sie auch auf der Oberfläche liegend schlafen können, geht aus den sogleich zu erwähnenden Beobachtungen der Grönländer hervor. Diese, welche auf das für sie unendlich wichtige Thier äußerst genau achten, haben jede seiner Stellungen im Wasser mit einem besonderen Ausdruck bezeichnet, weil sie aus den verschiedenen Stellungen schließen, ob sie einem schwimmenden Seehund nahe kommen werden oder nicht. Wenn die Robbe einfach nach oben steigt, um Luft zu holen und unbesorgt ist, kommt sie bis zu den Vordertatzen aus dem Meere heraus, holt dann mit weit geöffneten Nasenlöchern Athem und zieht sich langsam wieder in das Wasser zurück, ohne daß dieses sich bewegt: Sie ist eine „Aufgerichtete“, während sie „Umstürzende“ heißt, falls sie lärmend wieder in der Tiefe versinkt. Wenn der Seehund der Fischjagd eifrig obliegt, schwimmt er mit emporgehobenem Kopf über dem Wasser, sieht gerade vor sich hin, stöhnt und arbeitet mit den Vordertatzen und taucht mit großem Lärm: dann ist er der „Plätschernde“, welcher leicht von dem Fänger überrumpelt werden kann, während der Aufgerichtete gewöhnlich zum „Lauschenden, Betrachtenden und Genausehenden“ wird, d. h. wenig Erfolg für die Jagd verspricht. Wenn er unter Wasser frißt, verändert er seinen Platz kaum, sondern reckt blos die Nasenspitze aus dem Wasser empor, nimmt Luft und schließt die Nasenlöcher wieder. Zu anderen Zeiten liegt er ganz still auf dem Rücken, den Kopf und die Füße zusammengebogen und ruht oder schläft. Dann läßt er den Fänger so nahe an sich kommen, daß man ihn mit den Händen greifen könnte. Manchmal endlich spielt er wie trunken im Wasser herum, kommt bald mit dem Bauche in die Höhe und schiebt sich auf dem Rücken fort, dreht und windet sich, schwimmt auf dem Rücken, kollert sich um und um, kurz benimmt sich in der sonderbarsten Weise: dann heißt er „Der sich Werfende“ und ist nach Ansicht der Grönländer am leichtesten zu überraschen.

Obgleich die Seehunde tage- und wochenlang im Meere verweilen und alle ihre Geschäfte im Wasser abmachen können, gehen sie doch, wenn sie ruhen, sich sonnen und wenn sie schlafen wollen, gern an das Land. Ihren Gang habe ich bereits flüchtig beschrieben; ich will nur noch hinzufügen,

wie jede Bewegung ausgeführt wird. Der gehende Seehund erhebt sich, wenn er seine Vorderfüße mit zum Gehen gebraucht, zuerst auf diese und wirft den Leib ruckweise nach vorn. Nun zieht er die Vorderglieder an, legt sich fest auf die Brust, biegt den Rücken und zieht den Hintertheil nach, stemmt diesen auf die Erde und wirft sich wiederum nach vorn u. s. w. Er bewegt seinen Leib also in beständigen Schlangenlinien. Die Drehungen geschehen einzig und allein mit dem Vorderleibe mit Hilfe der Füße. Aus dem Wasser wirft er sich mit einem einzigen Ruck weit auf das Land heraus, indem er seine ausgebreiteten Hinterfüße heftig und rasch zusammenschlägt. Bei einzelnen Arten bemerkt man eine schwache Fährte am Lande, die Eindrücke der Vorderfüße zu beiden Seiten der Bahn, welche er gerutscht ist, gewöhnlich vier kleine Punkte schief von vorn nach hinten und auswärts gerichtet. Bei Angst oder Gefahr pflegen alle Seehunde beständig Wasser auszuspucken, wie man annimmt, um die Bahn zu glätten. So schwerfällig übrigens auch der Gang erscheint, so rasch fördert er. Ein laufender Mensch muß sich fast anstrengen, wenn er einen auf dem Lande dahingleitenden Seehund einholen will. Der hintere Theil seines Körpers ist ebenso beweglich, wie der Hals. Der Seehund kann sich so drehen, daß er vorn auf dem Rücken und hinten auf der Unterseite liegt, oder umgekehrt, und ebenso ist er im Stande, den Kopf nach allen Seiten hin zu drehen und zu wenden.

Ein am Lande ruhender Seehund gewährt das ausdruckvollste Bild einer ebenso großen Faulheit als Behäbigkeit. Namentlich wenn die Sonne hübsch scheint, liegt das Thier unglaublich behaglich und auf lange Zeit hin vollkommen regungslos am Strande. Es sieht aus, als wäre der Seehund viel zu faul, um auch nur eine einzige Bewegung auszuführen. Wie er gerade sich hingelegt hat, bleibt er liegen. Bald wendet er den Unterleib, bald den Rücken, bald die rechte, bald die linke Seite der Sonne zu; die Vorderflossen werden angezogen oder hängen schlaff vom Leibe herab. Er öffnet und schließt die Augen wohlgefällig, blinzelt oder starrt gedankenlos ins Weite, öffnet nur zuweilen die verschließbaren Hörgänge und Nasenlöcher und zeigt überhaupt keine andere Bewegung, als die durch das Athemholen bedingte. So kann er stundenlang liegen, abgestumpft gegen äußere Eindrücke, vollkommen in seiner Faulheit versunken. Jede Störung dieses ihm so wohlthuenden Zustandes ist ihm aufs tiefste verhaßt; es muß arg kommen, ehe er sich wirklich bewegen läßt, eine andere Lage anzunehmen. Ich habe Gefangene durch das Gitter ihres Behältnisses hindurch mit Strohhalmen an der Nase gekitzelt und sie anderweitig belästigt, ohne sie aus der einmal gewählten Stellung vertreiben zu können. Die Störung war ihnen äußerst unangenehm: sie knurrten sehr ärgerlich, schnappten wohl auch einmal nach dem Halme, blieben aber demungeachtet liegen. Anders ist es freilich, wenn sie wiederholte Neckereien erfahren haben; dann flüchten sie gewöhnlich bald in das Wasser, falls sie dieses als zu ersprießlichem Rückzug geeignet erkannt haben.

Auf günstig gelegenen Klippen entsteht oft heftiger Streit um die besten Plätze unter den Seehunden selbst. Der stärkere wirft dann den schwächeren zur Tiefe herab, nur um sich so bequem als möglich recken und dehnen zu können.

Die Stimme der Seehunde ist bald ein heiseres Gebell, bald ein Plärren; im Zorn knurren sie wie die Hunde; während der Fortpflanzung sollen sie ein lautes Gebrüll ausstoßen.

Bereits die Alten haben die Seehunde als hochbegabte Thiere geschildert. Ihre Sinne scheinen ziemlich gleichmäßig und sehr wohl entwickelt zu sein. Das Auge ist vortrefflich, das Gehör, der kleinen Ohröffnungen ungeachtet, scharf, der Geruch verhältnißmäßig fein, obwohl die Nase bereits mehr zur Athmung als zum Riechen dient. Der Geschmack zeigt sich durch eine sehr verständige Auswahl in der Nahrung, und das Gefühl bekundet der Seehund bei jeder Gelegenheit: er merkt die leiseste Berührung. Nase und Ohren sind verschließbar und erscheinen im Leben bald als dreieckige, rundliche Löcher, bald nur als schmale Ritzen. Die Nasenlöcher werden bei jedem Athemzuge geöffnet und hierauf sofort wieder geschlossen und bleiben zusammengekniffen, auch wenn das Thier auf dem Lande ruht, bis zum nächsten Luftwechsel; die Ohren werden nur im Wasser und auch hier nicht fortwährend geschlossen. Das große Auge ist wenig gewölbt, die Regenbogenhaut, welche licht- bis dunkelbraun von Farbe ist, füllt fast das ganze Auge; das Weiße sieht man selten.

Höchst eigenthümlich ist der Stern; denn er ist nicht rundlich oder länglich, sondern vielmehr ein Kreis oder richtiger ein vierstrahliger Stern. Es will mir scheinen, als sei diese eigenthümliche Bildung nur von Fabricius beobachtet, von den anderen Naturforschern aber nicht für möglich gehalten worden, weil ich ausschließlich bei genanntem hiervon eine Andeutung fand. Allerdings nimmt man diese Bildung nur unter der günstigsten Beleuchtung wahr, und auch dann muß man das Auge sehr nahe vor sich haben. — Bei jeder Erregung vergießen die Robben viele Thränen.

Ueber die geistigen Fähigkeiten der Seehunde ist schwer ein Urtheil zu fällen. Daß die Thiere sehr klug sind, unterliegt gar keinem Zweifel; dennoch zeigen sie sich oft so dumm und ungeschickt, daß man an ihnen irre werden möchte. In menschenleeren Gegenden sind sie dreist; da, wo sie ihre schlimmen Feinde aber kennen gelernt haben, pflegen sie sich nur mit höchster Vorsicht zu benehmen. Sicher ist, daß die Warnung älterer von den jüngeren hoch in Ehren gehalten und befolgt wird. Die gefangenen befreunden sich bald mit ihrem Wärter, und einzelne werden sehr zahm. Sie hören auf den ihnen beigelegten Namen, kommen aus ihrem Wasserbecken hervorgerutscht, nehmen Fische aus der Hand ihres Pflegers und beweisen ihm auch in anderer Hinsicht große Theilnahme. Es wird erzählt, daß man einzelne Seehunde an das Aus- und Eingehen gewöhnt habe, daß sie für ihren Herrn gefischt, ihn in Gefahr vertheidigt hätten u. s. w.: ich vermag die Wahrheit dieser Mittheilungen weder zu bestätigen, noch zu bestreiten. Sicher ist, daß Einzelne sich von ihrem Wärter betasten und streicheln lassen, ihm die Pfote geben, ja selbst erlauben, daß ihr Freund ihnen eine Faust in den Rachen schiebt u. s. w.

Es scheint, daß Seehunde gegen Alles, was nicht Fisch heißt, ziemlich gleichgiltig sind; doch dürfte man wohl irren, wenn man Dies als einen Beweis ihrer Gutmüthigkeit ansehen wollte. Hunden gegenüber benehmen sich die gefangenen regelmäßig heftig: sie schnauben sie ärgerlich an oder suchen sie durch Zusammenklappen der Zähne zu verscheuchen. Dabei beweisen sie aber keineswegs großen Muth, sondern eher grollende Furchtsamkeit, und wenn es ihnen nur irgend möglich ist, suchen sie einer derartigen Begegnung sich zu entziehen. Die Seehunde des hamburger Thiergartens waren immer aufs äußerste entrüstet, wenn wir unsere jungen Bären in demselben Becken badeten, welches jene bewohnten: sie schnaubten, knurrten, klappten die Kinnladen zusammen und schlugen zornig mit den Vorderflossen auf das Wasser, gingen aber niemals zum Angriff über. Unter dem Wassergeflügel kann man sie ziemlich unbesorgt umherschwimmen lassen: sie vergreifen sich wenigstens nicht an denjenigen Vögeln, welche sie selbst nicht behelligen. Mit Gänsen, Enten und anderen Zahnschnäblern leben sie im tiefsten Frieden; gegen die Fischfresser zeigen sie sich jedoch weniger freundlich. So wurde einem unserer Reiher, welcher sich anschicken wollte, dem Seehunde seine Fische wegzunehmen, von der darüber erbosten Robbe am Fuße gepackt und dieser sofort abgebissen.

Besondere Zärtlichkeit beweisen sie, wie alle Robben, gegen ihre Jungen. Mit diesen treiben sie mancherlei Spiele, und sie vertheidigen sie auch, wenn Gefahr droht, muthig, selbst gegen stärkere Feinde.

Je nach der Gegend, in welcher die Seehunde leben, fällt die Paarungszeit in verschiedene Monate. In unserer nördlichen Erdhälfte findet sie im Herbste statt, in den südlichen Gegenden zwischen April und Juni. Die alten Männchen sollen sehr erregt sein, heftig unter einander streiten und für nichts Anderes, als für ihre Liebe Sinn haben. Es wird gesagt, daß dieses Gefühl sie sehr in Anspruch nähme und sie die ihnen eigene Scheu während der Paarungszeit ganz vergessen. Die Eifersucht soll sie blind machen, und wer ihre grunzenden und brüllenden Töne nachzumachen versteht, lockt sie, so sagt man, sicher zu sich heran.

„Mit einem Jagdgenossen,“ erzählt der Naturforscher Schilling, „traf ich auf einem kleinen, einsamen Eilande zehn bis zwölf brüllende und grunzende paarungslustige Seehunde an. Bei unserer Landung begaben sich die Thiere, gegen ihre sonstige Gewohnheit, nur lässig in das Gewässer, und ich war fast versucht, zu glauben, in ihnen eine ganz andere Art von Thieren vor mir zu haben. Wir beschlossen, auf diese Seehunde anzustehen und gruben uns zu diesem Ende im

Sande eine Vertiefung aus. Kaum war unser Bot etwa fünfhundert Schritt weit weggesegelt, da erschienen in geringer Entfernung im Wasser die sämmtlichen Seehunde wieder und lauschten neugierig mit scheinbarem Wohlgefallen den von uns nachgeahmten Tönen. Dabei richteten sie sich fast bis zur halben Körperhöhe über die Wasseroberfläche empor und näherten sich, merkwürdig genug, in diesen Körperstellungen dem Ufer der Insel immer mehr. Als wir nun die höheren, schwächeren Töne nachahmten, welche gewöhnlich die Männchen hören lassen, kamen die viel größeren Weibchen zuerst an das Land gekrochen und naheten sich bald darauf unserm Lager, den Locktönen folgend, obgleich sie unsere hervorragenden Köpfe gewißlich sehen konnten. Wir suchten uns Jeder einen Seehund aus, legten auf ihn an und entluden unsere Gewehre zu gleicher Zeit, und Jeder sah, als sich der Pulverdampf verzogen hatte, den erwählten Seehund regungslos vor sich liegen. Aber auch die Uebrigen, welche sämmtlich gelandet waren, geberdeten sich, als wären sie gleichfalls von unseren Schüssen getroffen worden. Wir hätten, wären wir ruhiger und mehr vorbereitet gewesen, sehr gut noch unsere beiden übrigen Schüsse auf die nicht getroffenen abfeuern können. Erst, als wir aufsprangen, kam Bewegung in diese, wie vom Blitz getroffenen Körper.“ —

„Ungefähr acht Monate nach der Paarung, in den Monaten Mai, Juni und Juli, wirft das Weibchen eins, seltener zwei Junge auf öden, unbewohnten Inseln, am liebsten an sandigen Stellen des Strandes, in Höhlen, sonst auch auf Felsblöcken und endlich auf Eisfeldern. Die Jungen kommen im vollkommen ausgebildeten Zustande zur Welt, sind aber mit einem dichten, weißen, zarten Pelz bedeckt, welcher sie am Schwimmen und noch mehr am Tauchen hindert, jedoch bald mit dem glatt anliegenden und steifen Jugendkleide vertauscht wird. Bis zu dieser Zeit bleiben die Weibchen auf dem Lande bei den Jungen. Letztere werden nur kurze Zeit von der Mutter gesäugt, entweder auf dem Strande oder zuletzt in ganz seichtem Wasser, bei Gefahr gewarnt und nöthigenfalls zwischen den Vorderfüßen einem sicheren Orte zugeschleppt. Das Wachsthum geht so rasch vor sich, daß die Jungen bereits nach Ablauf eines Jahres mehr als die Hälfte ihrer Größe erreicht haben.“ So berichten uns die Naturforscher, welche die Seehunde im Freileben beobachten konnten. Ich habe mit aller Absicht diesen Bericht wiedergegeben, obgleich ich selbst Beobachtungen gemacht habe, welche ihn in einiger Hinsicht ergänzen und berichtigen dürften. Zu meiner großen Freude konnte ich nämlich das Jugendleben des Seehundes mit aller Muße in unserem Thiergarten beobachten.

Gelegentlich eines Besuches bei einem der hamburger Thierhändler sah ich einen weiblichen Seehund, dessen Umfang zu frohen Hoffnungen berechtigte. Obgleich nun dieses Thier durch zwei Wunden, welche es beim Einfangen erhalten hatte, entstellt und als Schaustück werthlos war, beschloß ich doch, es zu kaufen, weil ich annehmen durfte, Gelegenheit zu mir wichtigen Beobachtungen zu finden. Soviel ich wußte, hatten trächtige Seehunde schon wiederholt in der Gefangenschaft geboren; die Jungen waren aber immer sofort nach ihrer Geburt gestorben. Wir sollten glücklicher sein, vielleicht nur deshalb, weil wir der trächtigen Seehündin einen kleinen Teich unseres Gartens zum Wohnsitz anwiesen.

Die Geburt des wohlausgetragenen Jungen erfolgte am 30. Juni in den frühen Morgenstunden vor Ankunft der Wärter; denn diese sahen bei ihrem Eintritt in den Garten das Junge bereits neben der Alten im Wasser spielen. Auf dem Lande fanden wir neben einer ziemlichen Menge von Blut und dem Mutterkuchen auch das ganze Jugendkleid des Neugeborenen, einen nicht unbedeutenden Haufen seidenweicher, kurzer, aber gewellter Haare. Sie lagen sämmtlich auf einer Stelle von geringem Umfang und schienen bereits im Mutterleib abgestreift worden zu sein. Das Junge hatte keine Spur des Wollkleides mehr an sich. Seine Färbung ähnelte vollständig der seiner Mutter; nur waren die einzelnen Farben frischer und glänzender. Die Augen waren geöffnet und schauten klar und munter in die Welt. Selbst die Bewegungen des jungen Weltbürgers waren schon ganz die seiner Eltern: sie waren im Wasser genau ebenso meisterhaft, auf dem Lande genau ebenso ungeschickt. Das junge Thier schien in den ersten Stunden seines Lebens außerhalb des Mutterleibes bereits alle Fer-

tigkeiten seines Geschlechts sich angeeignet zu haben. Es schwamm ausgezeichnet auf dem Bauche, wie auf dem Rücken, tauchte leicht und lange, nahm im Wasser die verschiedensten Stellungen an und geberdete sich mit einem Wort durchaus wie ein Alter. Aber es war auch als ein merkwürdig ausgebildetes und auffallend großes Thier zur Welt gekommen. Noch am Tage seiner Geburt gelang es uns, den kleinen bereits wehrhaften Gesellen zu wiegen und zu messen: das Gewicht betrug 17½ Pfund, die Länge 2 Fuß 8 Zoll.

Es war im höchsten Grade anziehend, die beiden Thiere zu beobachten. Die Alte schien sichtlich erfreut über ihren Sprößling zu sein und spielte in täppischer Weise gleich in den ersten Tagen mit ihm, zuerst im Wasser, dann aber auch auf dem Lande. Beide rutschten mehrmals auf das Land hinauf, und die Alte lud dann das Junge durch ein heiseres Gebrüll zu sich ein oder berührte es sanft mit ihren Vorderflossen. Sie offenbarte in jeder Hinsicht die größte Zärtlichkeit, und das Junge schien, altklug, seine Mutter bereits vollkommen zu verstehen. In Beider Spielen gab sich die gegenseitige Anhänglichkeit deutlich genug zu erkennen. Von Zeit zu Zeit tauchten beide Köpfe im Wasser auf, dicht neben einander, dann berührten sie sich mit den Schnauzen, als wollten sie sich küssen. Die Alte ließ das Junge immer voraus schwimmen und folgte ihm bei jeder Bewegung nach, trieb ihr Kind auch wohl ab und zu durch sanfte Schläge nach der von ihr beabsichtigten Richtung hin. Nur wenn es auf das Land gehen sollte, gab sie die zu nehmende Richtung an. Schon abends saugte das Junge unter hörbarem Schmatzen kräftig an der Alten, welche sich zu diesem Ende auf die Seite legte und durch Knurren den Säugling herbeirief. Später kam es, sechs bis zehn Mal täglich, zu der Alten gekrochen, um sich Nahrung zu erbitten. Im Wasser saugte es nie; wenigstens haben wir es nicht gesehen.

Der Neugeborene wuchs überraschend schnell; er nahm sichtlich zu an Größe und Umfang; seine Bewegungen wurden mit jedem Tage freier und kühner, sein Verständniß für die Umgebung größer. Ungefähr acht Tage nach der Geburt nahm er auch auf dem Lande alle Seehundsstellungen an: die behagliche faule Lage auf den Seiten und auf dem Rücken, die gekrümmte, wobei er die Hinterflossen gefaltet hoch emporhob und mit ihnen spielte, und ähnliche mehr. In der dritten Woche seines Alters war er vollkommen zum Seehunde geworden. Den Wärtern gegenüber zeigte er sich scheu und ängstlich, und so gelang es uns erst in der sechsten Woche seines Lebens, ihn zum zweiten Male auf die Wage zu bringen. Um diese Zeit hatte er gerade das Doppelte seines Gewichts erlangt, ungeachtet er bis dahin nur gesäugt und noch keine Fischkost zu sich genommen hatte.

Zu unserm großen Bedauern verloren wir das schöne Thier in der achten Woche seines Lebens. Es war unmöglich, es an Fischkost zu gewöhnen, vielleicht, weil wir nicht die geeigneten Fische besaßen, und der Alten ging nach und nach die Milch aus. Zwar versuchte sich der Junge an den ihm vorgeworfenen Fischen; doch schien ihm die Nahrung schlecht zu bekommen. Er magerte mehr und mehr ab und lag eines Morgens todt auf seinem beliebtesten Ruheplatze.

Sehr möglich ist, daß die jungen Seehunde zuerst keine Fische, sondern vielleicht Krabben und andere niedere Seethiere fressen, welche die Alten auch nicht verschmähen. Daß Diese Fischnahrung jeder anderen vorziehen und namentlich Dorsche, Barsche, Flundern, Heringe, am liebsten aber Salme fressen, ist bekannt und ebensowohl auch, daß sie das Fleisch von Vögeln und kleinen Säugethieren hartnäckig verschmähen, wenigstens in der Gefangenschaft. Ich kenne nur ein einziges Beispiel, daß ein gefangener Seehund von seinem Pfleger nach und nach auch an andere Kost, an Pferdefleisch nämlich, gewöhnt werden konnte.

Für manche nordischen Völkerschaften ist der Seehund, so zu sagen, das wichtigste aller Thiere. Dem Grönländer ermöglicht die Robbe das Leben; er nützt jeden Theil ihres Leibes. Jedoch auch wir Europäer wissen das glatte, schöne, wasserdichte Fell wohl zu schätzen und den Thran, ja selbst das Fleisch zu würdigen. So kommt es, daß der Seehund eigentlich in der ganzen Welt aufs eifrigste verfolgt wird. Man verfährt dabei in der abscheulichsten Weise; denn man führt einen höchst grausamen Vernichtungskampf gegen das Thier, ohne Erbarmen, ohne Schonung. Die Robbenjagd

ist, wie gesagt, nur eine gemeine Schlächterei, und es ist bemerkenswerth, daß die rohesten Völkerschaften auf dieser Jagd sich viel menschlicher zeigen, als die gesitteten Europäer. Jagd und Fang des Seehundes fallen so ziemlich zusammen; das Feuergewehr wenigstens wird nur selten angewandt. Während des Schwimmens ist diese Jagdweise auch mehr oder weniger erfolglos, weil der getödtete Seehund untergeht wie Blei, dagegen kann man an bestimmten Lieblingsplätzen am Strande schon eher auf Erfolg rechnen. An der Ostseeküste der Insel Rügen befindet sich, wie Schilling erzählt, mehrere Hundert Schritte von der äußersten Spitze des hohen Vorlandes ein Haufen Granitblöcke in der See, welcher bei gewöhnlichem Wasserstande einige Fuß hoch über dem Wasserspiegel emporragt. Auf diesem Riffe liegen oft 40 bis 50 Seehunde. Sie sind aber gewitzigt genug, um ein Bot nicht an sich heran kommen zu lassen.

„Einer meiner Freunde", sagt nun genannter Forscher, „welcher mir Gelegenheit verschaffen wollte, diese Thiere näher beobachten und zugleich schießen zu können, ließ auf jenem Riff eine Tonne befestigen und dieselbe so stellen, daß ein Mann darin sitzen konnte. Nach Verlauf von acht Tagen hatte man Gewißheit erlangt, daß die Seehunde sich nicht mehr vor dem Anblick der ausgesetzten Tonne scheuten und wie zuvor das Riff besuchten. Nun segelten wir, mit hinreichenden Lebensmitteln auf acht Tage versehen, nach der unbewohnten Küste, erbauten uns dort eine Hütte und fuhren vonhieraus nach dem Riffe hinüber. Einer von uns Jägern saß beständig in der Tonne verborgen, der andere hielt sich inzwischen am anderen Strande auf. Das Bot wurde immer weit entfernt. Der Anstand war höchst anziehend, aber zugleich auch sehr eigenthümlich. Man kam sich in dem kleinen Raum des engen Fasses unendlich verlassen vor und hörte mit unheimlichen Gefühlen die Wogen der See rings um sich herum branden. Ich bedurfte einiger Zeit, um die nothwendige Ruhe wiederzufinden. Dann aber traten neue, niegesehene Erscheinungen vor meine Augen. In einer Entfernung von ungefähr 400 Schritt tauchte aus dem Meere ein Seehund nach dem anderen mit dem Kopfe über die Oberfläche auf. Ihre Anzahl wuchs von Minute zu Minute, und alle nahmen die Richtung nach meinem Riffe. Anfangs befürchtete ich, daß sie beim Näherkommen vor meinem aus der Tonne hervorragenden Kopf sich scheuen und unsere Anstrengungen zu Nichte machen würden, und meine Furcht wuchs, als sie fast alle vor dem Steinhaufen sich senkrecht im Wasser emporstellten und mit ausgestrecktem Halse das Riff, die darauf befindliche Tonne und mich mit großer Neugier zu betrachten schienen. Doch wurde ich wegen meiner Befürchtung beruhigt, als ich bemerkte, daß sie bei ihrer beabsichtigten Landung sich gegenseitig drängten und bissen und besonders die größeren sich anstrengten, so eilig als möglich auf das nahe Riff zu gelangen. Auch unter ihnen schien das Recht des Stärkeren zu herrschen; denn die größeren bissen und stießen die kleineren, welche früher auf die flachen, bequemeren Steine gelangt waren, herunter, um selbige selbst in Besitz zu nehmen. Unter abscheulichem Gebrüll und Geblöcke nahm die Gesellschaft nach und nach die vorderen größeren Granitblöcke ein. Immer neue Ankömmlinge krochen noch aus dem Wasser hervor; sie wurden jedoch von den ersteren, die sich bereits gelagert, nicht vorbeigelassen und mußten suchen, seitwärts vom Riffe das Feste zu gewinnen. Deshalb suchten sich einige in unmittelbarer Nähe meiner Tonne ein Lager."

„Die Lage, in welcher ich mich befand, war äußerst sonderbar. Ich war gezwungen, mich ruhig und still wie eine Bildsäule zu verhalten, wenn ich mich meiner außergewöhnlichen Umgebung nicht verrathen wollte. Das Schauspiel war mir aber auch so neu und so großartig, daß ich nicht im Stande gewesen wäre, mein bereits angelegtes Gewehr auf ein ganz sicheres Ziel zu richten. Das Tosen des bewegten Meeres, das vielstimmige Gebrüll der Thiere betäubte das Ohr, die große Zahl der in unruhigen, höchst eigenthümlichen Bewegungen begriffenen, größeren und kleineren Meerhunde erfüllten das Auge mit Staunen. Wie von einem Zauber ergriffen, ließ mich ein wundersames Gefühl lange zu keinem Entschluß kommen und zwar um so weniger, da mir zu viel daran lag, diese außerordentliche Naturerscheinung in solcher Nähe beobachten zu können, als daß ich sie durch voreiliges Schießen mir selbst hätte rauben mögen. Endlich nach langer Zeit solches eigenen und sicherlich

seltenen Genusses der Beobachtung kam mir das Bedenken, daß mein Freund, welcher am gegenseitigen Ufer die Anwesenheit der Seehunde durch sein Fernrohr wahrnehmen mußte, ein Nothsignal geben und so die ganze Gesellschaft verscheuchen könne aus Besorgniß, daß mir ein Unfall begegne, so daß ich daran denken mußte, meinen Anstand zu beenden. Die mich umgebenden Thiere waren zum Theil auch zu einiger Ruhe gekommen und außer dem fortdauernden Gebrüll, fanden nur von einzelnen noch gegenseitige Angriffe statt, — ob aus Feindschaft oder Zärtlichkeit, vermochte ich nicht zu bestimmen. Da ersah ich mir einen der größten Seehunde, welche vor mir auf einem mächtigen Granitblocke in der behaglichsten Ruhe dahingestreckt lagen, zu meinem Ziel, und der gut gerichtete Schuß auf die Seite seines Kopfes traf mein Wild so sicher und tödtlich, daß das Kind des Meeres keine Kraft mehr besaß, sich von seinem Lager herabzuschwingen. Den zweiten Schuß empfing sein Nachbar, welcher ebenfalls nach wenigen Zuckungen leblos auf seinem Stein liegen blieb."

„Die übrigen Seehunde geriethen erst nach dem zweiten Schuß in eine allgemeine, hastige Bewegung und fuhren hierauf mit großer Behendigkeit in das nahe Wasser: — der erste Knall schien sie nur in Erstaunen gesetzt zu haben. Während das herbeigerufene Bot sich aufmachte, um mich und meine Beute abzuholen, hatte ich Zeit, Betrachtungen über das Betragen der geflüchteten Seehunde anzustellen. Sie setzten ihre Flucht nicht eben weit fort, sondern kamen in einer Entfernung von wenigen Hundert Schritten oftmals über die Oberfläche zum Vorschein und näherten sich dem Riff sogar, so daß es schien, als ob sie dort wieder landen wollten. Die endliche Annäherung des Fahrzeuges verscheuchte sie jedoch und sie zogen sich weiter in die See hinaus. Nunmehr nahm mein Freund den Sitz auf dem Riffe ein und ich segelte mit dem Bote und den beiden geschossenen Thieren nach unserem Versteck hinüber. Etwa zwei Stunden verflossen, ehe die Seehunde wieder erschienen. Zu meiner Freude bemerkte ich nach Ablauf dieser Zeit mit meinem Fernrohr, daß sie sich in ziemlicher Anzahl dem Riffe näherten und Einzelne bereits Besitz von den äußersten Steinen genommen hatten. Nicht viel später geschahen rasch auf einander zwei Schüsse und wir erhielten das Zeichen, welches uns hinüber forderte. Als wir ankamen, sahen wir einen der größten Seehunde auf einem Steinblock todt hingestreckt, einem zweiten gleichfalls getroffenen war es gelungen, in das Wasser zu entkommen; wir fanden ihn jedoch am anderen Morgen todt am entgegenliegenden Strande."

Manchmal gelingt es nach Schilling, auch vom Schiffe aus nach Seehunden zu feuern, wenn man mit einem kleinen Bote mit halbem Winde lautlos an die auf Steinen schlafenden Thiere heransegelt. Bei anhaltendem Frostwetter ist die Jagd auf dem Eis zuweilen ergiebig, niemals aber zuverlässig und immer gefährlich. Wenn auch die Strömungen der Ostsee zugefroren sind, halten sich die Seehunde künstliche Löcher im Eis offen, um durch dieselben mit der äußeren Luft in Verbindung zu bleiben und durch sie hindurch auf das Eis zu kriechen und dort zu schlafen. Jeder Seehund hält sich gewöhnlich eine solche Oeffnung, manchmal aber auch einige zu seinem alleinigen Gebrauche. An diese Wuhnen schleicht man nachts mit Filzschuhen heran, um das Geräusch der Schritte zu dämpfen; man muß aber gehörig auf Wind und Wetter achten und Gefahr bleibt immer.

An der schwedischen Ostseeküste wird die Jagd regelmäßiger und häufiger betrieben, gewöhnlich aber nur mit der Harpune, seltner mit Kugelbüchsen, von denen man, wenn man sie anwendet, immer zwei Arten gebraucht, die eine sehr kleinmündig und eine andere, welche sehr große, schwere Kugeln auf weite Entfernungen schießt. Manche schwedische Seejäger richten sich Hunde ab, welche auf dem Eis die Seehunde aufspüren und sie so lange beschäftigen, bis ihre Herren herbeikommen.

Auf den Faröerinseln jagt man die Seehunde hauptsächlich während der Zeit, in welcher sie mit ihren Jungen auf dem Lande verweilen. Man nennt die Orte, an denen die Thiere gebären, den Later und die Jagdmonate deshalb einfach die Laterzeit. Solch eine Jagd beschreibt Graba. „Als wir in die Bucht kamen, wurden wir sogleich von unzähligen Seehunden umringt, welche uns mit neugierig emporgerecken Köpfen anstarrten. Kein Schuß fiel, damit die auf den Klippen schlafenden nicht geweckt würden. Wir stiegen aus und schlichen uns einem Klumpen von Seehunden an, indem man nicht unterscheiden konnte, wo Kopf oder Schwanz der einzelnen Thiere sei. Sobald es knallte,

wälzte sich die glitzernde Masse in die See. Nun bestiegen wir unsere Fahrzeuge wieder und fuhren langsam in die Bucht hinein. Die ganze Schar der Seehunde, bestimmt über funfzig an der Zahl, folgte uns voller Neugier, was in dem Boote vorgehe, zu sehen. Bald tauchten sie unter, bald auf; kam einer zufällig ganz dicht bei dem Bote auf, und man erhob das Gewehr zum Schusse, so beeilte er sich mit großem Geplätscher, wieder unter die Oberfläche des Wassers zu kommen. Sobald ein Schuß fiel, verschwanden alle Köpfe, kamen aber sogleich wieder dicht bei uns empor. — Wenn der Seehund einen guten Schuß in den Kopf erhalten hat, treibt er oft oben, oft aber sinkt er und bleibt verloren; niemals war er auf der Stelle todt, Schläge auf den Kopf betäuben nur für den Augenblick, wenn sie nicht kräftig wiederholt werden. Selbst nachdem ihnen die Gurgel abgeschnitten war, habe ich sie noch lange sich mit den Zähnen wehren gesehen. Es wurden alte, zweijährige und einjährige Meerhunde erlegt."

„Nach Beobachtungen von Alters her darf man nie über die Hälfte der auf dem Later befindlichen Thiere, besonders aber nicht alle Männchen erschlagen. Sind drei Männchen auf dem Later, so kann man den größten und kleinsten tödten, den, welcher in der Mitte steht, muß man am Leben lassen. Von dem Weibchen, Apuer genannt, erlegt man die fettesten; neugeborene Junge und deren Mütter bleiben am Leben. In den Latern, wo man eine Laterne braucht, macht der unvermuthete Anblick des Lichtes die Seehunde erblinden und verwirrt, in den Latern hingegen, deren Oeffnungen das Tageslicht nicht ganz verdecken, sehen die Seehunde besser als die Leute, und dann hört man bei der Ankunft des Botes ein starkes Brüllen und Brummen. Der größte Brimmil (wahrscheinlich Brummer), der deswegen auch Latu-Verjar (Vertheidiger des Later) genannt wird, erhebt sich sogleich, will den Leuten den Eingang verwehren und springt vor ihnen mit geöffnetem Rachen auf den Klippen vor- und rückwärts. Da der Seehund höher steht und den ersten Mann überragt, so glückt es diesem selten, ihn zu erschlagen, falls er nicht zurückspringt und jenem zur Seite oder in den Rücken kommt. Das Richtigste ist, daß der Vordermann dem Seehunde die erhobene Keule entgegenhält, sollte dieser ihm auch die Vordertatzen auf die Schultern legen; während dessen achtet der Latu-Verjar nicht auf den Hintermann, der ihm den Schlag gibt. Kann der Seehund den Schlag mit dem Maule auffangen, so ist kein Mensch so stark, ihm die Keule zu entreißen oder zu entwinden. Wird der Latu-Verjar mehrere Male getroffen und entkömmt dennoch, so verläßt er diesen Later und begibt sich nach anderen Höhlen, welches die Ursache sein soll, warum so viele Later jetzt verlassen sind. Handfeste Leute sagen, daß sie eben so gern gegen einen erbosten Stier angehen wollen, als gegen einen Latu-Verjar, besonders, wenn der zweite Mann dem ersten nicht schnell genug folgen kann. Mittelgroße Seehunde scheinen Nebenbuhler des Latu-Verjar zu sein, welche, wenn sie geschont werden, das Later bestimmt wieder besuchen, ja sogar fremde Weibchen mit sich bringen. Ist das Junge so groß, daß die Mutter es bei dem Lärm, den die Ankunft des Botes verursacht, in die See stoßen kann, so thut sie es und sucht mit ihm zu entkommen. Ist Dies nicht der Fall, so bleibt sie bei dem Jungen oder kehrt doch gleich zu demselben zurück, falls sie es auch im ersten Augenblicke verlassen haben sollte, so daß man die Jungen befühlen kann, ob sie fett sind, ohne daß sie von der Stelle wiche, es sei denn, daß man sie durch Geschrei und Lärm wegschrecke."

Dem deutschen Gaumen will das wilde Fleisch des Seehunds nicht behagen; schon die Schweden aber finden es kostbar, und für alle hochnordische Völkerschaften ist es Lebensbedürfniß. Die Grönländer scheinen unter allen Völkern diejenigen zu sein, welche nicht nur am geschicktesten Seehunde zu jagen verstehen, sondern ihre Beute auch am manchfaltigsten zu verwenden wissen. Sie verfolgen das Thier mit ihren leichten Boten im Meere oft meilenweit. „Die Grönländer," sagt Fabricius, „sind große Meister darin, die Ruder leicht und nett zu gebrauchen, so daß man kaum einen Laut davon hört. Wenn nun ein Seehund auftaucht, so gibt man auf sein Gebahren Acht, um daraus auf die Art, ihn anzugreifen, zu schließen. Ist er sicher, so strebt man nur aus aller Macht darnach, um so nahe als möglich zu kommen, um nicht fehl zu werfen. Das Einzige, was hierbei zu beachten

ist, ist, daß weder die Bewegung des Ruders, noch das Fortschießen des Botes bedeutenden Lärm machen müssen; denn Dies würde den Seehund in seiner Ruhe stören. Indessen gehört hierzu nicht wenig Behendigkeit und Uebung, theils durch lange und tiefe Ruderschläge, theils auch indem man das Bot mit dem Körper selbst fortbewegt, und Viele sind hierin so ausgelernt, daß sie den Seehund an die Seite des Botes bekommen können, ohne daß er es merkte. Ist es dagegen einer von den Vorsichtigen, der sich umsieht, so hat es größere Schwierigkeiten; doch verliert man nicht alle Hoffnung, sondern gibt Acht, wenn er untertaucht und eilt dann vorwärts. Wenn der Kopf dagegen über dem Wasser ist, hält man sich stille und bückt sich nieder oder legt sich aufs Bot zurück, um für etwas Todtes, auf dem Wasser Treibendes gehalten zu werden. Plätschert der Seehund im Wasser und ist er in seiner spielenden Verwirrung, in welcher er zuweilen den Fänger ansieht, so pfeift dieser mit dem Munde, um ihn noch sicherer zu machen. Sollte er gleichwohl untertauchen, ehe man ihn auf der Schußweite hatte, so gibt man beim Untertauchen Acht darauf, wohin er seinen Lauf richtet, verändert in etwas den Ort und sieht sich beständig nach der Stelle um, wo er wieder aufkommt und so ferner; denn es würde zu weitläufig sein, hier Alles zu beschreiben. Wenn man dann endlich in Schußnähe gekommen ist, so wirft man den Harpunstock, an welchem früher eine Harpune befestigt worden, nach ihm hin, und die Leine folgt mit, die sonst auf dem Kabakstuhl aufgewunden lag. Da die Harpune Widerhaken hat, so zeigt es sich gleich, ob der Seehund getroffen ist oder nicht; denn dieser kann im ersten Falle nicht leicht davon kommen, sondern muß mehr und mehr von dem Seile ausziehen. Hier ist nun keine Zeit zu verlieren, sondern der Fänger muß, wenn er den Seehund getroffen sieht, gleich die Blase aus dem Bote werfen; denn es würde sonst, wenn die Leine ausgeworfen wäre, von dem Seehund mit Gewalt angezogen und leicht umgeworfen werden können. Dies sind die beiden Ursachen, warum oft ein Grönländer sein Leben verlieren muß; dann schleppt der Seehund ihn erst mit sich fort, und ist kein anderer Fänger in der Nähe, der ihm zu Hilfe kommen kann, so ist selten Rettung für ihn. Wird er aber hingegen die Blase gut los, so ist die größte Gefahr vorbei. Doch trifft man zuweilen einen Seehund an, der so muthig ist, daß er sich gegen das dünne, aus Fellen gemachte Bot wendet und ein Loch hinein beißt, wodurch der Fänger in Gefahr geräth, zu sinken. Man kann Dies daher in mehreren Rücksichten einen gefährlichen Fang nennen, zu welchem sich auch viele Grönländer nicht ohne Bedenklichkeit erdreisten. Schleppt der getroffene Seehund die Blase mit sich fort, die er selten unter das Wasser zu ziehen vermag, so gibt man Acht, wohin sich die Blase wendet, folgt dahin nach und sucht den Seehund mit Lanzen vollends zu tödten; denn die Lanzen haben keine Widerhaken, sondern gleiten aus der Wunde aus und schwimmen auf dem Wasser, so oft man sie auf den Seehund wirft. Durch diese häufigen Wunden und durch das Fortschleppen der großen, ausgeblasenen Blase wird er abgemattet. Wenn man ihm dann endlich ganz nahe kommt, so gibt man ihm den letzten, tödtlichen Schlag mit der geballten Faust über die Nase, wodurch er gleich betäubt wird, ja, man sticht ihn auch wohl mit dem Fangmesser, wenn es nöthig sein sollte, todt. Nun teiankert man ihn, um ihn nach Hause zu schleppen. Erst verstopft man alle Wunden mit Holzpfröpfchen, damit das Blut nicht verloren gehen soll (denn auch dieses hat seinen Nutzen), zugleich bläst man ihm Luft zwischen Haut und Fleisch, damit er desto besser oben schwimmt. Ist der Seehund nur klein, so legt man ihn hinten auf das Bot, nachdem man ihn vorher ungefähr in der Gegend des Nabels mit einer kleinen Blase versehen hat, an der er oben schwimmen muß, wenn er etwa herabfallen sollte. Ist der Seehund aber groß, so muß man ihn im Wasser an der Seite des Botes herschleppen lassen und eine so große Blase an ihn befestigt haben, daß man ihn ohne Gefahr von sich lassen könnte, wenn sich etwa noch ein Seehund zeigen sollte. Fängt man mehrere, so werden diese an die vorigen befestigt und ein glücklicher Fänger kann 4 bis 5 Seehunde auf ein Mal nach Hause schleppen."

Außer dem Menschen hat der Seehund einen schrecklichen Feind in dem Butskopf (Orcinus), welchen die Grönlander und Normannen „Herr der Seehunde" nennen. Vor diesem Wale sieht man die Seehunde oft mit entsetzlicher Angst sich flüchten. Sie versuchen kleine Meerengen und seichte

Stellen zu gewinnen oder eilen im Nothfalle auch auf das Land. Die größere Furcht vor dem Wale überwindet selbst die Angst vor dem Menschen. Man kennt Beispiele, daß Seehunde ruhig auf Jäger zuschwammen oder krochen, weil sie den fürchterlichen Feind sich im Nacken wußten. Die Grönländer hassen übrigens den Wal nach Kräften, weil er ihnen die Seehunde vertreibt. Auch der Eisbär verfolgt die Thiere unablässig und weiß sich ihrer, wie wir schon oben sahen, recht geschickt zu bemächtigen. Jungen Seehunden werden auch wohl große Raubfische gefährlich.

Die nordischen Völkerschaften verbrauchen den ganzen Seehund, nicht blos Thran und Fell wie wir oder noch das Fleisch wie die Schweden und Norweger. Die Gedärme werden gegessen oder zu Fenstern, Kleidern und Vorhängen verbraucht, nachdem sie vorher höchst mühselig gereinigt und geglättet worden sind. Ein aus denselben zusammengeflicktes Obergewand, der Kapisad oder Darmpelz der Grönländer, wird ganz besonders geschätzt, weil er das Wasser nicht durchläßt. Das mit Seewasser vermischte Blut wird gekocht und dann als Suppe gegessen oder, nachdem man es frieren ließ, als Leckerei genossen; auch formt man es, nachdem es gekocht, in runde Kugeln, trocknet diese in der Sonne und bewahrt sie für Zeiten der Noth auf. Die Rippen dienen als Spreithölzer für die Felle oder werden zu Nägeln verarbeitet; die Schulterblätter gebraucht man als Spaten; aus den Sehnen verfertigt man Zwirn ꝛc. Fleisch, Thran und Fell bilden jedoch auch für die Grönländer den Hauptgewinn, welchen die Seehundjagd abwirft.

Von diesen echten Seehunden hat man mit Recht die sogenannte Klappmütze oder Mützenrobbe (Stemmatopus cristatus) unterschieden. Sie gehört unzweifelhaft zu den eigenthümlichsten Gestalten unter allen Robben, obwohl im Grunde nur das Männchen die wahre Mützenrobbe ist. Dieses vermag seine Kopfhaut von der Nase an über die Schnauze und bis zwischen den Augen hinauf willkürlich zu einer an den Seiten hervorragenden und längs der Mitte gekielten Blase aufzutreiben. Wenn diese Blase vollständig mit Luft gefüllt ist, bildet sie einen Sack von zwölf Zoll Länge und neun Zoll Höhe, welcher sich von der Schnauzenspitze bis hinter die Augen erstreckt, in seinem vorderen Theile die Nasenlöcher in sich schließt und gleichsam wie eine über den Vorderkopf gezogene Mütze aufsitzt. Im unaufgetriebenen Zustande sieht man nur einen Kiel, welcher die Nase in zwei Theile scheidet.

Die Klappmütze wird etwa 7 bis 8 Fuß lang. Der Kopf ist groß, die Schnauze dick und stumpf, der Leib dem anderer Robben sehr ähnlich gebaut. Die Vorderfüße nehmen von der ersten Zehe an an Länge ab und erscheinen deshalb scharf abgestutzt; an den Hinterfüßen dagegen sind die beiden äußersten Zehen die längsten, und die Mittelzehe ist am kürzesten: die Füße scheinen deshalb zweilappig zu sein, obgleich sie in Wahrheit fünflappig sind. Die Nägel sind stark, gekrümmt, spitzig und unten ausgehöhlt an den Vorderfüßen, gerade, stumpf und seitlich zusammengedrückt an den Hinterfüßen. Der Schwanz ist breit und kurz. Hinsichtlich des Zahnbaues ähnelt die Mützenrobbe dem noch zu beschreibenden Seeelefanten am meisten. Sie hat mit diesem unter den Robben die geringste Zahl der Schneidezähne und wird deshalb und wegen der auch dem Seeelefanten eigenen Fähigkeit, gewisse Kopftheile aufzublasen, von einigen Forschern mit letzterem in einer und derselben Gruppe vereinigt. Im Oberkiefer finden sich vier, im Unterkiefer zwei Vorderzähne, hinter denselben jederseits ein Eckzahn und fünf Backzähne. Die Vorderzähne sind klein, stumpf und weit von einander gestellt, die Eckzähne sehr stark; die Backzähne nehmen von vorn nach hinten an Größe zu. Auf die Färbung hat das Alter einigen Einfluß; doch ist ihre Verschiedenheit immer nur gering. Erwachsene Thiere sind schmuzig- oder graulichweiß und regelmäßig dunkel und fahlbraun gefleckt, auf der Oberseite dichter, als auf der unteren. Stirn und Schnauze sind einfarbig schwärzlich, Nacken und Oberhals schwarzbraun, graulichweiß gefleckt. Die Füße und der Schwanz sind schwärzlichbraun ohne Flecken. Jüngere Thiere sind heller und ihre

dunklen Flecken kleiner; zweijährige sind bis auf den mittleren Theil des Rückens fast vollkommen weiß.

Wenn man will, kann man die Klappmützen als nördliche Vertreter des in den südlichsten Meeren lebenden, riesigen Seeelefanten betrachten. In der Nähe von Grönland und Neufundland ist sie häufig, seltener an der Westküste von Island und am nördlichen Theile Norwegens; nach den südlichen Küsten der Nordsee kommt sie nicht. Nur während der Monate April, Mai und Juni nähert sie sich den Küsten, um dort ihr Junges zu werfen; die übrigen Theile des Jahres verbringt sie meistens im offenen Meere, gern in der Nähe von Eisbänken und Eisbergen, auf denen



Die Klappmütze oder Mützenrobbe (Stemmatopus cristatus).

sie zeitweilig der Ruhe pflegt. Vom September bis zum März trifft man sie häufig an der Davidstraße an; dann wandert sie südlich, und im Juli kehrt sie zurück. Sie ist gesellig, wie alle Robben, und hält sich nur in Herden zusammen. Jedes Männchen soll mit mehreren Weibchen gepaart sein, sich aber dennoch während der Brunstzeit häufig mit anderen um den Besitz einer Schönen streiten. Ueber die Paarungs- und Tragzeit fehlen zur Zeit noch genauere Nachrichten; man weiß blos, daß das Weibchen meistens im April auf schwimmenden Eisschollen ein vollkommen ausgebildetes, sehendes Junge wirft, mit welchem es sich gewöhnlich bis zum Juni auf dem Lande umhertreibt.

Hinsichtlich ihres Lebens und Treibens ähnelt die Klappmütze den eigentlichen Seehunden; die Nahrung, die Sitten und Gewohnheiten, die Fähigkeiten, die Eigenschaften und die Feinde sind dieselben, wie bei den anderen Robben.

Wie leicht begreiflich, wird das Thier am meisten von den Völkerschaften verfolgt, in deren Nähe es wohnt; denn die Walfischfänger machen nur selten Jagd auf Klappmützen. Die Grönländer unterscheiden sehr genau zwischen Männchen und Weibchen; ersteres nennen sie Nesaursalik oder Neitsersoak, zu Deutsch Nasensack; das Weibchen und Junge heißt Kakordak.

Ueber die Mütze selbst haben sich die Zweckmäßigkeitslehrer schon sehr den Kopf zerbrochen, ohne jedoch ins Klare gekommen zu sein. Einige wollen das sonderbare Anhängsel in Verbindung mit dem Geruchsinn bringen und scheinen also zu glauben, daß für das Weibchen eine feine Nase nicht eben nothwendig ist; Andere sind sogar so weit gegangen, daß sie die Mütze als ein ganz besonderes Geschenk der Vorsehung betrachtet haben, welches dem Thiere z. B. auch Schutz vor den Keulenschlägen der Robbenjäger gewährt! Wir unsererseits dürfen die Mütze wohl nur als eines jener Schmuckzeichen betrachten, wie sie so häufig bei männlichen Thieren vorkommen.

Ein ähnliches Schmuckzeichen trägt auch der sogenannte Seeelefant oder die große Rüsselrobbe (Macrorhinus elephantinus), der Riese der Familie, welcher die Meere der südlichen Halbkugel bewohnt. Sein Name ist passend gewählt; denn die eigenthümliche, etwa fußlange Verlängerung der Nase erinnert sehr an den Rüssel des Riesen auf dem Lande. Dieser Rüssel ist das Bezeichnende an unserem Thiere; er bildet sich erst, und zwar ausschließlich beim Männchen, nach dem zurückgelegten dritten Lebensjahre aus und tritt auch dann nur hervor, wenn das Thier erregt ist. In der Ruhe hängt er schlaff über die Oberlippe herab, und die Nasenlöcher, welche sich an der Spitze des Hautbeutels befinden, erscheinen dann zusammengedrückt und oben auf der Schnauze liegend, wie beim rüssellosen Weibchen. Hinsichtlich der Leibesgestalt stimmt der Seeelefant fast vollständig mit seinen Familienverwandten überein. Die ganze Länge beträgt 20 bis 25, ja selbst 30 Fuß, der größte Umfang um die Mitte des Leibes etwa 15 bis 18 Fuß. Das Weibchen ist immer beträchtlich kleiner. Die Glieder sind nicht besonders lang, aber stark und kräftig. An den Vorderrudern sitzen fünf kleine, schwarze Nägel auf den Zehen; die Hinterfüße bestehen aus zwei großen, breiten Seitenlappen und drei kleinen Lappen dazwischen, auf welchen sich keine Spur von Krallen findet. Der Schwanz ist kurz, dick, kegelförmig. Ein straffes, ziemlich steifes und glänzendes, aber kurzes und nicht eben glatt anliegendes Grannenhaar bedeckt den Leib. Das Wollhaar fehlt gänzlich. Die Färbung ist nach Alter und Geschlecht etwas verschieden. Beim Männchen ist sie grünlich- oder blaugrau, auch wohl schwarzbraun, unten immer heller, als oben. Beim Weibchen ist die Oberseite dunkelolivenbraun, nach den Seiten hin gelbbraun. Junge Thiere sind oben dunkelsilbergrau, an den Seiten heller, unten gelblichweiß. Füße und Schwimmhäute, Schnurren und Krallen sind schwarz. Im Gebiß zeigt der Seeelefant die größte Aehnlichkeit mit der nordischen Mützenrobbe, nur daß seine Zähne sämmtlich bedeutend stärker sind.

Dampier war der erste Reisebeschreiber, welcher uns Anfangs des vorigen Jahrhunderts mit dem Seeelefanten bekannt machte. Dann berichten Admiral Anson, Pernetty, Molina und endlich am ausführlichsten Peron. Die ersteren Beschreiber nannten das Thier Seelöwe, die anderen Meerwolf, Elefanten- und Rüsselrobbe; bei den Chinesen führt es den Namen Lame, bei den Südseeinsulanern Morunga.

Der Verbreitungskreis des Seeelefanten liegt zwischen dem 35. und 62. Grad südlicher Breite. Innerhalb dieses Gürtels ist er überall nicht selten. Man beobachtet ihn an der Südspitze Amerikas, wie auf den Sandwichinseln, bei Vandiemensland, bei Neuseeland und anderen im großen Weltmeer liegenden Eilanden. Am häufigsten sollen sie auf Kingshunters und anderen Inseln der Baßstraße vorkommen. Nach Süden zu reicht sie bis zu Kings-Georgland.

In seiner Lebensweise erinnert der Seeelefant an die Seebären und Seelöwen. Alljährlich unternimmt er Wanderungen von Norden gegen Süden hin und zurück, je nachdem die Sonne

ihm diese oder jene Gegend zu heiß macht. Kranke und schwache müssen zurückbleiben; die gesunden reisen sämmtlich. In Patagonien kommen sie im September und Oktober, oft schon im Juni, scharenweise an, Ende Dezembers reisen sie wieder südlich. Im Sommer streifen sie im Meere umher, gegen Winter betreten sie das trockene Land. Hier bevorzugen sie schlammige und sumpfige Strecken oder treiben sich im süßen Wasser umher. Unter der großen Masse sondern sich Familien aus, welche aus 2 bis 5 Gliedern bestehen. Sie trifft man stets dicht neben einandergedrängt, gewöhnlich im Schlamme oder im Schilfe schlafend an. Bei großer Hitze kühlen sie sich durch feuchten Sand, welchen sie auf den Obertheil ihres Körpers werfen, und manchmal ähneln sie mehr Erdhaufen, als lebenden Thieren: sie erinnern überhaupt in vieler Hinsicht an



Der Seeelefant oder die große Rüsselrobbe (Macrorhinus elephantinus).

die Dickhäuter. Wie diese lieben sie das süße Wasser außerordentlich, wie diese wälzen sie sich mit Wollust im Schlamme, wie diese verweilen sie gern auf ein und derselben Stelle.

Ihre Bewegungen auf dem Lande sind sehr unbeholfen. Das Gehen wird dem ungeschlachteten Thiere ungemein schwer. Im allgemeinen ähneln sie auch hierin den Seehunden. Wie diese krümmen und strecken sie sich wechselseitig und werfen sich bald vorn, bald hinten auf. Wenn sie recht fett sind, schlottert bei jeder ruckweisen Bewegung der Leib wie eine mit Gallerte angefüllte große Blase. Nach einem Wege von zwanzig bis dreißig Schritten sind sie sehr ermüdet und müssen ein wenig ausruhen; dennoch klettern sie über 15 bis 20 Fuß hohe Sandhügel hinweg: Beharrlichkeit und Geduld ersetzen ihnen die fehlende Behendigkeit. Im Wasser zeigen sie sich ganz anders. Sie schwimmen und tauchen vortrefflich, machen rasche Wendungen, legen sich zum Schla-

fen ruhig auf die Wellen, lassen sich treiben, jagen eifrig und geschickt ihrer Nahrung, hauptsächlich Sepien und Fischen nach, und wissen selbst Wasservögel, z. B. Pinguine, schwimmend zu erreichen. Eigenthümlich ist, daß sie auch eine Menge von Tangen und oft Steine verschlingen. So fand Förster in einem Magen zwölf runde Steine, jeden zwei Fäuste groß, welche so schwer wogen, daß er kaum begreifen konnte, wie die Wände des Magens die Last auszuhalten vermochten.

Ihre Sinnesfähigkeiten sollen sehr gering sein. Auf dem Lande sehen sie deutlich nur in der Nähe; das Gehör ist sehr schlecht; das Gefühl wird durch die dicke Fettlage auf dem Körper abgestumpft, und der Geruch soll auch nicht besonders entwickelt sein. Sie sind im höchsten Grade geistesstumpfe Thiere, welche nur selten aus ihrer faulen Ruhe sich aufstören lassen. Man nennt sie sanft und verträglich, weil man nie gesehen hat, daß sie auf einen Menschen losgegangen wären, welcher sie nicht lange vorher gereizt hatte. Man kann zwischen ihnen baden, und kleine Robben einer anderen Gattung schwimmen sicher unter ihnen herum. Pernetty versichert, daß seine Matrosen auf den Seeelefanten wie auf Pferden geritten wären, und dieselben, wenn sie zu langsam gingen, durch Messerstiche zu einem hurtigeren Gange angetrieben hätten; er erzählt auch, daß ein englischer Fischer eins der Thiere liebgewonnen und vor den Nachstellungen seiner Kameraden geschützt habe. Es lebte lange friedlich und verschont, während die anderen in seiner Nähe nach und nach getödtet wurden. Der Fischer näherte sich ihm täglich, um es zu liebkosen, und in wenig Monaten hatte er es so zahm gemacht, daß er es zu sich rufen, ihm auf den Rücken streichen und den Arm ins Maul stecken konnte. Zum Unglück bekam der Fischer einmal Streit mit seinen Genossen, und diese waren niederträchtig genug, das Lieblingsthier ihres Feindes aus Rache zu tödten.

Die Brunstzeit fällt zwischen die Monate September und Januar. Sie bringt etwas Leben unter die Herde. Wüthend kämpfen die Männchen um die Weibchen, obgleich diese in größerer Anzahl vorhanden sind, als jene. Unter eigenthümlichem Grunzen und gurgelnden Lauten rücken die Kämpfer auf einander los. Der Rüssel wird lang aufgeblasen, das Maul weit geöffnet, und nunmehr geht das gegenseitige Beißen an. Dabei zeigen sie sich im höchsten Grade unempfindlich, denn sie streiten, auch wenn sie ein Auge verloren oder andere Verletzungen erlitten haben sollten, bis zur äußersten Erschöpfung mit einander fort. Die Wunden heilen übrigens mit unglaublicher Schnelligkeit; daher kommt es auch, daß nur selten einer der Streiter seinen Zweikämpfen unterliegt. Alte Männchen sind über und über mit Narben bedeckt, und unter Tausenden findet man kaum eins, dessen Fell nicht durch Bisse zerrissen wäre. Die Weibchen schauen scheinbar theilnahmslos, aber doch erfreut den Kämpfen zu, und folgen dem Sieger dann ohne Widerstreben in das Meer hinab, wo er durch Liebkosungen sich vollends die Gunst seines Harems erwirbt. Zehn Monate nach der Paarung, gewöhnlich im Juli und August, und in Patagonien Anfangs November, etwa einen Monat nach der Ankunft auf den Eilanden, erfolgt der Wurf der Jungen. Diese sind große, schon 4 bis 5 Fuß lange und 70 Pfund schwere Geschöpfe, welche nun acht Wochen lang von der Mutter gesäugt und sorgfältig gehütet werden. Während dieser ganzen acht Wochen bleibt die Familie auf dem Lande, ohne irgend Etwas zu fressen. Schon nach acht Tagen ist der Säugling um 4 Schuh länger und um die Hälfte schwerer; nach vierzehn Tagen wachsen die ersten Zähne; nach vier Monaten ist das Gebiß vollständig. Je stärker das Junge wird, um so mehr magert die Alte ab, welche nur von ihrem Fette zehrt. In der sechsten oder siebenten Woche seines Alters wird das Junge in das Meer geführt. Der ganze Haufen entfernt sich langsam vom Ufer und rudert täglich weiter und weiter in das Meer hinaus. Hier verweilt er bis zur nächsten Paarung, und dann beginnt eine neue Reise. Die Jungen folgen der Hauptmasse auf allen diesen Wanderungen, werden aber schon nach wenigen Monaten von der Alten verstoßen. Im dritten Jahre erscheint beim Männchen der Rüssel; von da an wächst es nur wenig in die

Länge, aber desto mehr in die Dicke. Mit 20 bis 25 Jahren soll das Thier in das Greisenalter eintreten, und die Fischer behaupten, daß man keins fände, welches älter als 30 Jahre wäre.

Der Mensch stellt dem Seeelefanten überall nach, wo er ihn findet. Früher waren diese Robben auf ihren wüsten Inseln vor allen Feinden sicher, seitdem aber ein ordentlicher Fang eingerichtet worden ist, nehmen sie sehr schnell ab. Die Wilden konnten blos solche Rüsselrobben erlegen, welche durch Sturm auf das Festland geworfen wurden. Sie liefen mit brennenden Fackeln herbei und stießen diese dem armen Wasserfreunde, sobald er das Maul aufsperrte, in den Rachen, bis er erstickt war. Dann riß Jeder ein Stück ab; man aß und schlief solange, als Etwas vorhanden war. Die feindlichsten Stämme verhielten sich friedlich in der Nähe eines derartigen Aases; sobald aber die ekelhaften Gelage ein Ende hatten, begannen die Beleidigungen und die mörderischen Gefechte von neuem.

Die europäischen Fänger erstechen den Seeelefanten mit etwa 15 Fuß langen Lanzen. Sie warten den Augenblick ab, wo das Thier den linken Fuß aufhebt, und bohren dann den Spieß ins Herz. Ganz ohne Gefahr ist übrigens der Fang nicht, so gutmüthig auch die harmlosen Kinder des Meeres sind. Bisweilen kommt es doch vor, daß sie alle ihre Kräfte anwenden, um den Mörder abzuwehren. Die Weibchen vertheidigen sich nie, sondern fliehen, und wenn man ihnen den Rückweg versperrt, blicken sie verzweiflungsvoll umher und weinen heftig. „Ich selbst habe," sagt Peron, „ein junges Weibchen häufige Thränen vergießen sehen, während ein bösartiger und grausamer Matrose ihm zum Zeitvertreib mit einem Ruder die Zähne einschlug. Ich hatte Mitleid mit dem armen Thiere: sein ganzer Rachen war voll Blut und die Thränen rannen ihm aus den Augen."

Kein Seeelefant steht dem anderen bei in der Stunde der Gefahr. Sie zeigen bei dem Metzeln die größte Gleichgiltigkeit, thun fast, als ob sie gar nicht bemerkten, was um sie geschieht. Die stark Verwundeten gehen nicht ins Meer zurück, sondern schleppen sich vielmehr nach dem Inneren des Landes, wo sie sich dann an einem Baume oder Felsblock niederlegen, um den Tod zu erwarten. Dasselbe thun sie im Alter, wenn sie sich krank fühlen. Bei der gehörigen Vorsicht kann das Aufsperren des Rachens und das drohende Zeigen der Zähne nur Schrecken erregen, aber keinen Schaden bringen, weil die Thiere viel zu schwerfällig sind. Peron sagt, daß die Engländer sie blos deshalb erstächen, damit das Blut auslaufe, weil dann der Thran besser werde. Man kann sie durch einen einzigen Streich auf die Nase tödten. Rohe, an die scheußlichen Metzeleien gewöhnte Matrosen laufen unbesorgt zwischen den Herden umher und schlagen mit einem Knittel ein Stück nach dem anderen nieder.

Der Nutzen, welchen die Rüsselrobbe dem Menschen gewährt, ist nicht unbeträchtlich. Das Fleisch des Thieres ist zwar nicht viel werth — es ist schwarz, thranig und ungenießbar — allein schon das Herz, obwohl es hart und unverdaulich ist, wird von den Matrosen gern gegessen und die Leber von diesen nicht eben verwöhnten Leuten sehr geschätzt, wenngleich ihr Genuß immer eine unüberwindliche Schläfrigkeit veranlaßt, welche mehrere Stunden anhält. Ein wahrer Leckerbissen dagegen ist die Zunge, zumal nachdem sie eingesalzen wurde. Das frische Fett gilt in den Augen der Fischer als ein treffliches Heilmittel, und weil die Wunden, welche die Robben erleiden, erfahrungsmäßig sehr schnell vernarben, wenden es die Leute hauptsächlich als Arznei gegen die Schnittwunden an. Die kurzhaarige, steife Haut kann zwar nicht als Pelzwerk gebraucht werden, dient aber vortrefflich als Ueberzug von großen Koffern und zu Pferde- und Kutschengeschirr, sie würde aber noch viel größere Verwendung finden, wenn die größten Felle wegen der vielen Narben nicht auch die schlechtesten wären. Doch kommen Fleisch und Haut kaum in Betracht: das Fett ist die Hauptsache, sowohl wegen seiner Menge, als der leichten Zubereitung des vortrefflichen Thrans halber. Ein großes Thier kann 14 bis 15 Centner davon liefern; denn die Speckschicht unter der Haut ist fast einen Fuß dick. Sofort nach der Niedermetzelung der Seeelefanten machen sich die Matrosen über die Abhäutung, schneiden mit breiten Messern das Fett in lange Streifen, zerkleinern diese dann in Würfel

und schmelzen es in ungeheuren Kesseln bei schwachem Feuer aus, bis der helle, geruchlose, kurz, in jeder Hinsicht vortreffliche Thran in die bereit liegenden Tonnen gefaßt wird. Diese Arbeit geht so schnell von Statten, daß zehn Mann täglich, die auf die Jagd zu verwendende Zeit ungerechnet, dreißig Centner Thran herrichten können. In England bezahlt man die Gallone oder acht Pfund dieses köstlichen Fettes mit zwei Thalern unseres Geldes. Dieser zu allen Mühen der Jagd ganz unverhältnißmäßige Gewinn führt die Seeelefanten ihrem sicheren Untergange entgegen. Die armen Thiere können sich vor ihrem grausamen Feinde nicht einmal in die unzugänglichen Theile des Meeres zurückziehen, wie die Walfische: sie müssen ausharren bis das letzte Stück der Vertilgungswuth des abscheulichsten Raubthieres, Mensch genannt, erlegen sein wird.

Die Robbenschläger hausen in fürchterlicher Weise unter den wehrlosen Geschöpfen. „Um zwölf Uhr Mittags," sagt Coreal, „ging ich mit vierzig Mann ans Land. Wir umringten die Meerwölfe und in einer halben Stunde hatten wir vierhundert von ihnen erschlagen." Mortimers Leute tödteten binnen acht Tagen an zwölfhundert Robben; sie hätten aber leicht einige Tausend bekommen, wenn sie die Schlächterei fortgesetzt haben würden. Diese Angaben gelten für Jagden, welche Anfangs unseres Jahrhunderts gemacht wurden. Gegenwärtig sind die Thiere schon derart zusammengeschmolzen, daß ein Schiff recht froh ist, wenn es auf seiner ganzen Reise ein- bis zweihundert Rüsselrobben zusammenbringt.

* * *

In verschiedenen Gegenden des nördlichen Eismeeres und den mit ihm verbundenen Straßen, Golfen und Buchten findet sich ein den Robben sehr ähnliches, ungeheuerliches Seethier, welches man seines merkwürdigen Zahnbaues halber von jenen getrennt und zum Vertreter einer eigenen Familie erhoben hat: das Walroß (Trichechus Rosmarus).

Wenn es vollkommen erwachsen ist, erreicht dieses Thier eine Länge von 18 bis 20 Fuß, bei einem Umfang über den Schultern von 10 bis 12 Fuß und einem Gewicht von 1500 bis 3000 Pfund; doch sind dermalen so große und schwere Walrosse bereits selten geworden: gewöhnlich findet man sie nur von 10 bis 12 Fuß Länge und entsprechendem Umfang. Der langgestreckte Leib erreicht seine größte Dicke in der Mitte, wie bei dem Seehund, spitzt sich aber nicht so stark nach hinten zu, als bei den Robben. Der Hals ist kurz, mit dem Kopf von gleicher Dicke. Die Gliedmaßen ragen wie große Lappen nach außen und unten aus dem Körper hervor, so daß sowohl das Ellbogen- wie das Kniegelenk zu erkennen ist. Alle Füße haben fünf Zehen und diese kurze, stumpfe Krallen, welche hinter jeder Zehenspitze liegen. Der Schwanz erscheint wie ein unbedeutender Hautlappen. Allein nicht der Leib, sondern der Kopf kennzeichnet das Walroß. Er ist verhältnißmäßig klein, rund und durch zwei kugelig aufgetriebene Zahnhöhlen am Oberkiefer unförmlich verdickt. Die Schnauze ist sehr kurz, breit und stumpf, die Oberlippe fleischig, nach beiden Seiten zu bogig, die untere Lippe dagegen ist wulstig. Zu beiden Seiten der Schnauze stehen elf bis zwölf Querreihen runder, abgeflachter, horniger Schnurrborsten, von denen die stärksten Rabenkieldicke und zwei bis drei Zoll Länge haben. Von vorn nach rückwärts nehmen diese Borsten an Länge zu. Die Nasenlöcher sind halbmondförmig, die weit zurückliegenden Augen klein, glänzend, mit rundem Stern, durch vorragende Augenlider geschützt. Die Ohren, denen jede äußere Muschel fehlt, liegen weit hinten am Kopfe. Das Merkwürdigste ist das Gebiß. Am vorderen Theile der Schnauze verdrängen zwei ungeheure, d. h. 24 bis 30 Zoll lange Eckzähne, welche weit aus dem Maule herausragen, die sechs Vorder- und die zwei Eckzähne, welche sehr junge Thiere hier tragen. Schon in den ersten Lebenstagen des Walrosses fallen die unteren Schneidezähne aus, dann folgen die oberen, und nur die Eckzähne bilden sich fort; denn auch im

Unterkiefer wird der erste bleibende Zahn als Eckzahn gedeutet, weil er durch seine Gestaltung von den übrigen Backzähnen abweicht. Von letzteren besitzt das junge Walroß ihrer fünf; in der oberen Reihe jedoch fallen die kleinsten, hinteren zeitig aus, und bei recht alten Thieren liegen an der Innenseite des großen Stoßzahnes gewöhnlich nur noch zwei eigentliche Backzähne und der äußere in der Form übereinstimmende Schneidezahn. Der Unterkiefer trägt in der Jugend vier Backzähne, von denen der letzte, kleinste ebenfalls früher verschwindet. Die Stoßzähne sind anfangs hohl, füllen sich aber bei zunehmendem Alter bis zur Wurzel aus. Sie krümmen sich gewöhnlich nach außen und etwas nach innen. Die Wirbelsäule besteht aus 7 sehr beweglichen Halswirbeln, aus 14 Rücken-, 6 Lenden-, 4 Kreuzbein- und 8 bis 9 Schwanzwirbeln. Neun wahre



Das Walroß (Trichechus Rosmarus).

und fünf falsche Rippen umschließen die Brust. Das Schulterblatt ist schmal, die Arm- und Schenkelknochen aber sind sehr stark und kurz. Das Weibchen trägt vier Zitzen in den Weichen. Eine durchgehends zollstarke, um den Hals aber noch dickere Haut, welche wenigstens bei jüngeren Thieren überall behaart ist, deckt den Leib. Das kürzere, gröbere und straffere Haar der Oberseite steht dichter, als das auf der Unterseite. Wollhaare fehlen gänzlich, und alte Thiere verlieren auch den größten Theil ihrer Grannen. Ihre Haut ist dann sehr spärlich mit einzelnen Haaren bestanden. Ganz junge Thiere sehen schwarz aus; ihre Färbung geht aber nach und nach durch braun und röthlich ins Gelbliche oder Grauliche über, bis die lichte, fast weiße Farbe der Alten erreicht ist.

Das Walroß bewohnt noch heutigen Tages viele und zwar sehr verschiedene Theile des obengenannten Meeres. Sein Verbreitungskreis zerfällt in eine östliche und westliche Hälfte. Im Osten findet man es hauptsächlich im Behringsmeer und längs der amerikanischen Küste bis zur Walroßbank hinab. An der asiatischen Küste kommt es schon unter dem 60. Grad nördlicher Breite nicht mehr vor. Die östliche Grenze des westlichen Verbreitungskreises wird durch die Mündung des Jenisei gebildet. Vonhieraus findet es sich an geeigneten Orten überall, insbesondere um Nowaja-Semlja, Spitzbergen, auf den großen Eisfeldern zwischen dieser Insel und Grönland, längs der Ostküste des nördlichsten Amerika und in den großen, hier eingebuchteten Wasserbecken, z. B. der Baffins- und Hudsonsbai, bis nach Labrador hinab. Es bevorzugt Meeresstellen, in denen das Wasser nur eine sehr geringe Wärme besitzt, und scheint alle durch den lauen Golfstrom erwärmten Stellen zu meiden. Wenn das Eis zu schmelzen beginnt, zieht es sich sogar regelmäßig nach nördlicheren und bezüglich kälteren Gegenden zurück. In früheren Zeiten reichte es allerdings südlicher und kam auch zuweilen an den westeuropäischen Küsten, namentlich in Finnmarken und in der Nähe der Orkneyinsel vor. Seit ein paar hundert Jahren hat man kein einziges mehr dort gesehen.

In vergangenen Jahrhunderten war das Thier ungleich häufiger, als jetzt. Alte Schiffer berichten von ungemein starken Herden, welche sie sahen. Sie versichern, daß sich ihrer sechs- bis achttausend Stück in einem geringen Umkreis versammelt hatten. Noch am Ende des siebzehnten Jahrhunderts konnte die Mannschaft eines Schiffes in einem Zeitraume von sieben Stunden ihrer neunhundert Stück tödten, und zwar in dem europäischen Eismeere.

Wir besitzen ziemlich ausführliche Berichte über das Walroß; denn schon die älteren Naturbeschreiber erwähnen des so auffallenden Geschöpfes. Bereits Albertus Magnus gibt eine mit vielen Sagen und Märchen gewürzte Beschreibung, welcher dreißig Jahre später Olaus Magnus, der oft erwähnte norwegische Bischof, kaum noch Etwas zuzufügen weiß. Der Erstere sagt, daß in den nordischen Meeren ein großer Walfischelefant lebe, welcher 2 bis 3 Fuß lange, nach unten gerichtete Hauzähne habe, mit denen er sich an die Felsen hänge, um sich empor zu helfen, und welche er auch zum Kampfe zu benutzen wisse. Die Fischer nähern sich dem schlafenden Thiere, lösen am Schwanze das Fell vom Speck ab, stecken ein Seil durch, binden dieses an einen Felsen oder Stein und werfen nun mit Steinen nach dem Thiere. Wenn es entfliehen will, zieht es das Fell über Schnauze und Kopf und läßt es liegen, stürzt ins Meer, wo es bald schwach und halb leblos gefunden wird. Aus seinem Leder verfertigt man Riemen, welche auf dem Markte zu Cöln beständig zu verkaufen sind. Olaus Magnus gibt dem Walroß bereits den noch heute giltigen Namen Mors und erzählt, daß es mit seinen Zähnen auf die Gipfel der Felsen wie auf einer Leiter emporsteige und sich von der Höhe wieder ins Meer wälze, falls es nicht, vom Schlafe überrascht, an den Felsen hängen bleibe. — Ein Bischof von Drontheim ließ den Kopf eines Walrosses einsalzen und sandte ihn im Jahre 1520 an den Papst Leo X. nach Rom. Dieser Kopf wurde in Straßburg abgebildet, und der alte Geßner hat nach ihm eine ziemlich richtige Beschreibung geliefert. Inzwischen gab auch ein Russe und der Freiherr von Herberstain, welcher zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts kaiserlicher Gesandter in Moskau war, eine leidliche Beschreibung. Sie erwähnen z. B. schon, daß die Walroßherden Wachen ausstellen, daß die Thiere ihrer Zähne wegen verfolgt werden und daß aus diesen Zähnen die Türken, Tartaren und Russen geschätzte Degen- und Dolchhefte verfertigen. Endlich gibt Martens aus Hamburg, welcher Ende des 17. Jahrhunderts das Walroß im Eismeere selbst zu sehen bekam, einen recht guten und ausführlichen Bericht, und von nun an mehren sich die Beschreibungen und vervollständigt sich unsere Kenntniß des Thieres durch die genauen Schilderungen der Lebensweise und der Jagdarten, welche wir den berühmten Forschern Scoresby, Cook, Parry und Kane verdanken. Eine Zusammenstellung der verschiedenen Angaben ergibt etwa Folgendes:

Das Walroß ähnelt in seinem Leibesbau noch vielfach den Robben. Wie dieses ist es gesellig und vereinigt sich oft zu ansehnlichen Scharen. Es lebt während seines Wachseins ausschließlich im Wasser, steigt aber zum Schlafen und Ruhen auf flache Küsten und Eisschollen, und bewohnt solche während der Paarung und zur Zeit des Wurfes mehrere Tage lang hinter einander. Auf dem Treibeis sieht man Herden bis zu zweihundert Stück lagern, d. h. entweder auf der Seite liegen oder sitzen, indem sie sich auf die Vorderbeine stützen. Im Meere schwimmt das Thier mit großer Schnelligkeit und Leichtigkeit; auf dem Lande sind seine Bewegungen schwerfällig und unbeholfen. Es geht, indem es den schweren Leib abwechselnd zusammenzieht und ausstreckt oder nach dieser und jener Seite wendet. Bei dieser Bewegung leisten ihm seine Hauzähne die besten Dienste; höhere Berge oder Eisberge erklettert es nur mit ihrer Hilfe. Es hakt sich mit ihnen in Klüfte und Spalten ein, haut mit ihnen Löcher in das Eis, hakt sich fest und zieht nun den schweren Leib soweit als möglich zusammen, greift wieder mit den Zähnen ein, zieht sich weiter vorwärts und gelangt so endlich zur auserlesenen Stelle, wo es ruhen oder schlafen will. Zuweilen will es sich mit Hilfe der Hauzähne einen Weg mitten durch das Treibeis bahnen; bei dieser Arbeit beschädigt es sich aber die Zähne oft derartig, daß sie, wenn sie nicht ganz verloren gehen, wenigstens den größten Theil ihrer Schönheit verlieren. Von abschüssigen Stellen soll es sich, wenn der Hunger es anstrengt, in das Meer hinabrollen; von sanften Küsten gleitet es langsam dem Wasser zu. Es wird behauptet, daß Walrosse zuweilen vierzehn Tage lang in träger Ruhe auf dem Lande verweilen, ohne einen Bissen Nahrung zu sich zu nehmen. Diese Angabe bedarf wohl der Bestätigung; soviel aber ist sicher, daß der Schlaf des Thieres ein sehr gesunder und tiefer ist. Häufig genug hat man im Wasser schlafende Walrosse für todte gehalten, so regungslos waren sie. Das laute Schnarchen einer Herde vernimmt man oft aus ziemlich weiter Entfernung.

Allerlei kleinere Seethiere, namentlich Krabben, Krebse und Weichthiere, dienen dem Walroß zur Nahrung. Mit Hilfe seiner Hauzähne reißt es die an den Felsen hängenden Muscheln und bezüglich Tange ab und verschlingt viele von diesen mit der thierischen Nahrung, auf welche es eigentlich ausgeht. Scoresby fand in seinem Magen außer Krabben und Krebsen auch die Ueberreste von jungen Seehunden; andere Berichterstatter bemerkten hier Steine und Rollstückchen. Der Mist gleicht dem der Pferde und wird von der Bürgermeistermöve gern gefressen.

Solange das Walroß nicht gereizt wird, ist es überaus träge und gleichgiltig. In Gegenden, wo es den Menschen noch nicht kennen gelernt hat, läßt es ein Bot nahe an sich herankommen, ohne sich zu rühren. Einige Glieder der Herde sind aber immer wach, und machen dann durch ein furchtbares Gebrüll die übrigen auf eine sich nahende Gefahr aufmerksam. Die Stimme ähnelt bald dem Blöcken einer Kuh, bald dem Bellen des Hundes, bald ist sie ein weit hörbares, fürchterliches Gebrüll, welches einige Aehnlichkeit mit dem Wiehern der Pferde hat. Man hört sie soweit, daß Kapitän Cook und seine Leute bei Nacht und Nebel durch sie schon von weitem auf die Nähe des Eises aufmerksam gemacht werden konnten. Schießt man auf Walrosse, welche noch nie verfolgt wurden, so sehen sie sich blos überrascht um, legen sich aber bald wieder zur Ruhe nieder. Nicht einmal ein Kanonenschuß stört sie; denn das Knallen sind sie gewöhnt in den nördlichen Meeren, wo das Eis unter donnerähnlichem Getöse oft auf große Strecken hin berstet. Ferne Schiffe erregen, solange nicht einige der wachenden Thiere verwundet, kaum die Aufmerksamkeit der Herde. Anders betragen sie sich da, wo sie ihren Hauptfeind, den Menschen, schon kennen gelernt haben.

„Das Walroß,“ sagt Scoresby, „ist ein unerschrockenes Thier. Ein Bot, welches sich ihm nähert, betrachtet es neugierig, aber nicht furchtsam. Nicht immer kann der Fang im Wasser ohne Gefahr ausgeführt werden. Der Angriff auf ein einziges zieht gewöhnlich alle übrigen zur Vertheidigung herbei. In solchen Fällen versammeln sie sich rund um das Bot, von welchem der Angriff geschah, durchbohren seine Planken mit ihren Hauzähnen, heben sich bisweilen, wenn man ihnen auch noch so nachdrücklich widersteht, bis auf den Rand des Botes empor, und drohen, es um-

zuwerfen. Die beste Vertheidigung in solcher Gefahr ist Seesand, welchen man den wüthenden Thieren in die Augen wirft; er nöthigt sie gewiß, sich zu entfernen, während man die Büchse oft vergeblich gebraucht. Mein Vater erlegte einmal ein Walroß mit einer Lanze, auf welches er vorher mit der Büchse geschossen hatte. Nachdem er den Kopf, den die Kugel getroffen hatte, untersuchte, fand er, daß sie bis auf den Schädel gedrungen war, sich aber hier platt geschlagen hatte."

Schon der alte Martens weiß von dem Muthe der Walrosse zu erzählen und sagt, daß sie einander bis in den Tod beistehen. „Wird eins gefangen, so will jedes vor dem anderen an der Schaluppe sein, um es zu retten; dabei geht es an ein Beißen, Klappern und schreckliches Brüllen. Sie weichen auch nicht, solange es lebt, und folgen der Schaluppe, bis man sie endlich aus dem Gesicht verliert; denn wegen ihrer Menge hindern sie einander, beißen sich auch wohl und bleiben zurück."

Die Seefahrer versichern, daß jedes Männchen mit einem bestimmten Weibchen verbunden wäre und dieses treu begleite. Im Juni und Juli findet auf dem Lande die Paarung statt. Die Männchen bestehen heftige Kämpfe unter einander und reißen sich mit ihren Zähnen gegenseitig tiefe Schrammen in das Fell, woher es kommt, daß man selten eins ohne die Narben solcher Wunden findet. Solange sie liebeserregt sind, brüllen und toben sie beständig. Im Mai, oft schon im April, also nach etwa neunmonatlicher Tragzeit, wirft das Weibchen ein Junges; wenigstens bemerkten die neueren Beobachter niemals deren zwei oder gar drei bei einer Mutter, wie die älteren angegeben. Alle Seefahrer sind darin einstimmig, daß die Mutter ihr Junges aufs äußerste und mit Gefahr ihres eigenen Lebens vertheidigt, im Wasser sowohl, wie auf dem Eise. Sobald sich Gefahr zeigt, stürzt die besorgte Alte mit ihrem Jungen in die offene See. Sie packt das Kleine mit der Vorderflosse oder trägt es auf dem Rücken. Erlegt man die Mutter, so ergibt sich das Junge widerstandslos seinen Feinden; erlegt man aber das Junge zuerst, so hat man noch harte Kämpfe zu bestehen. Selbst wenn die Herde flüchten sollte, tauchen die Alten von Zeit zu Zeit unter fürchterlichem Gebrüll aus der Tiefe auf, schwimmen nach ihren erschossenen und auf dem Wasser treibenden Jungen hin, erfassen sie und tauchen mit ihnen wieder in die Tiefe nieder; sie nehmen solche Leichname sogar den Matrosen weg, in dem Augenblick, wo diese beschäftigt sind, sie in das Bot zu ziehen. Ein dem Jäger einmal entrissenes junges Walroß ist verloren, wenn die Mutter nicht auch getödtet wird; denn diese schleppt es meilenweit fort, auch über das Eis. Schwerverwundete werden von gesunden geleitet und fortgeschafft; letztere beweisen dabei großen Verstand, indem sie ihre unzurechnungsfähigen Gefährten abwechselnd zum Athemholen aus dem Wasser emporheben und wieder in der sicheren Tiefe versenken.

Ungeachtet aller Gefahren, welche die Walroßjagd im Gefolge hat, verringert der Mensch die Herden von Jahr zu Jahr; denn der Nutzen des erlegten Thieres ist sehr bedeutend. Aus den Hauzähnen, welche hart, weiß und so dicht wie Elfenbein sind, schneidet man falsche Zähne, welche ihrer Güte halber hoch geschätzt sind. Die Haut wird als Ueberzug bei den Segelstangen und den Tauen der Schiffe angewandt oder in Riemen geschnitten und zu Seilen geflochten. In älteren Zeiten wurden fast alle Taue auf den Schiffen der nördlichen Länder nur aus dieser Haut gefertigt. Durch Gerben läßt sie sich in ein weiches, lockeres Leder verwandeln, welches zuweilen über einen Zoll dick, jedoch bei weitem nicht so nützlich und dauerhaft, als die Rohhaut ist. Die Koräken fertigen, wie Steller berichtet, Walfischnetze aus der Haut, die Tschuktschen gebrauchen sie zur Bedeckung ihrer Sommerwohnungen oder zur Bekleidung ihrer Kähne, welche sonst nur noch aus dem Holzgerüst bestehen. Auch das Fleisch wird gegessen, wenn auch nur von Denen, welche erst den Ekel vor dessen schwarzer Farbe überwunden haben; dagegen sind Herz und Leber wirklich schmackhaft. Der Speck kann zur Fettigung von Speisen verwendet oder in Lampen gebrannt werden. Aus den Sehnen machen die Grönländer sich Faden zum Nähen u. s. w. Die beiden Hauzähne sind aber immer das Werthvollste: man gewinnt aus ihrem Verkauf ebensoviel, als durch Verwerthung des Speckes und der Haut zusammen.

Auf dem Lande erlegt man die Walrosse mit Lanzen oder Keulen, im Meere harpunirt man sie. Hierbei zeichnen sich namentlich die Eskimos durch großen Muth und Geschicklichkeit aus. Sie nähern sich der Stelle, wo ein Walroß tauchte, erwarten es, wenn es wieder emporkommt, um Luft zu schöpfen, werfen ihre Harpune und schlagen das Ende der Leine um einen Pflock, den sie in ihrem Bote befestigt oder in das Eis geschlagen haben; dann tödten sie nach und nach das angeheftete Thier durch Lanzenstiche. Hier und da richtet man Hunde für die Jagd ab, sucht mit ihrer Hilfe einzelne Morse von dem großen Haufen zu trennen und fällt dann gemeinschaftlich über sie her. Gar nicht selten gleitet die Wurflanze von dem glatten Felle ab, und ebenso häufig versagt das Feuergewehr seine Dienste. Die Aleuten begeben sich alljährlich in Menge an die nördliche Küste der Halbinsel Aljaska, suchen, mit Spießen und schweren Aexten bewaffnet, die gelagerten Thiere zu umgehen, stürzen dann plötzlich unter heftigem Geschrei auf sie los und bemühen sich, ihr Wild in das Innere des Landes zu treiben. Gelingt es einem Walroß, die Jägerlinie zu durchbrechen und dem Wasser zuzueilen, so stürzen sich alle übrigen dem einen nach, und mit der Jagd ist es vorbei. Unter allen Umständen bleibt es ein gefährliches Wagstück, sich mit den Walrossen in einen Kampf einzulassen; denn mit der Gefahr steigert sich der Muth und die Rachsucht dieser Thiere, und gar viele Jäger haben schon durch sie ihr Leben verloren. Kapitän Beezhey erzählt, daß eine Walroßschar, welche seine Leute ins Wasser jagten und dort verfolgten, sich plötzlich gegen die Kähne wandte, Axthiebe und Lanzenstiche nicht achtete und erst nachließ, als der Anführer durch einen Schuß in den Rachen getödtet war. Der Anblick der wüthenden Seethiere soll fürchterlich sein. Ihr steifer Hals verwehrt es ihnen, sich mit Leichtigkeit umzuschauen, aber die Beweglichkeit ihrer Augen ersetzt diesen Mangel, und sie verdrehen letztere so arg, daß ihr Blick dadurch etwas ungemein Abschreckendes erhält. Beim Aufwachen richtet das Walroß sich in die Höhe, stellt sich auf die Vorderfüße, brüllt und schlägt wüthend mit den Zähnen in das Eis. Die Harpune muß viel stärker sein, als diejenige, mit welcher man den Walfisch anwirft.

Dem getödteten Walroß haut man den Kopf ab und nimmt die Zähne heraus; den Rumpf läßt man gewöhnlich schwimmen. Seltener zieht man die Haut ab, und erst in der Neuzeit siedet man auch den Speck aus. Während der Zeit des Walfischfanges jagt man nie auf Walrosse; man beginnt erst mit der Verfolgung der letzteren, wenn man keine Hoffnung mehr hat, Wale zu erhalten. Im ganzen soll der Gewinn beim Walroßfang gering sein und in keinem Verhältniß mit den Gefahren stehen, welchen sich die Jäger aussetzen.

Der Name Mors soll lappländischen Ursprungs sein. Die Grönländer nennen unser Thier Aueck oder Auack, die Russen an der Mündung des Ob Diud, die englischen Schiffer Walruß oder Horsewhale, auch wohl Seahorse. Bei den Angelsachsen hieß das Thier Horsewhal, bei den alten Norwegern Roßmar.

Meines Wissens hat man nur ein Mal ein Walroß lebend nach Europa gebracht. Der Kapitän Henry befehligte im Jahre 1853 ein Schiff, welches zur Robbenschlägerei an die Küsten von Spitzbergen und in die nachbarschaftlichen Meere gesandt wurde. Bei dieser Gelegenheit gelang es, ein junges Walroß zu fangen. Dieses Thier hielt, ungeachtet der ihm keineswegs zusagenden Nahrung, welche man ihm reichen konnte, die Gefangenschaft gegen neun Wochen aus. Bei der Ankunft des Schiffes in London war das Thier freilich dem Ende nahe, und am dritten Tage, an dem der Thiergarten es aufnahm, gab es seinen Geist auf. Dieses Walroß hat dem schon mehrmals genannten, ausgezeichneten Künstler J. Wolf als Vorwurf gedient, und seinen Zeichnungen verdanken auch wir das treffliche und naturgetreue Bild, welches wir gegeben haben.

Funfzehnte Ordnung.

Die Sirenen (Sirenia).

Wer bei den Sirenen der Thierkundigen an jene Märchengestalten des Alterthums denken will, welche, halb Weib, halb Fisch, die krystallenen Wogen des Meeres bewohnen und den armen Erdensohn durch wunderbaren Gesang und noch wunderbarere Geberden, durch Neigen des Hauptes und glühende Blicke der Augen einladen, zu ihnen hinabzusteigen, mit ihnen zu spielen, zu kosen und — zu verderben: der wird sich freilich irren. Die Naturforscher haben bei unseren Sirenen wieder einmal ihre Vorliebe für dichterische Namen bewiesen, ohne der Dichtung selbst gerecht geworden zu sein. Der Name Sirenen paßt auf die zu schildernden Meerbewohner ungefähr ebensogut, wie der jener griechischen Baumnymphe Hamadryas auf einen der sonderbarsten und wahrlich nur im Sinne eines Naturforschers schönen Affen. Wenn ich sage, daß die Sirenen auch „Seekühe" genannt werden, dürfte jede etwa sich geltend machende dichterische Erregung meiner Leser schon etwas abgekühlt werden, und ein Blick auf unsere weiter unten folgende Abbildung wird die beschäftigte Einbildungskraft wohl vollends in die rechten Schranken weisen.

Unsere Sirenen oder Seekühe stehen so recht eigentlich zwischen den Seehunden und Walen in der Mitte: sie verbinden die beiden genannten Ordnungen. Einige Naturforscher haben sie den letzteren als besondere Abtheilung oder Familie zugezählt; die Unterschiede zwischen ihnen und den eigentlichen Walen sind aber so groß, daß sich eine ganz abgesonderte Stellung der Sirenen wohl rechtfertigt.

Die Ordnung in unserem Sinne ist arm; man kennt mit Sicherheit nur fünf Mitglieder. Alle hierher gehörigen Thiere haben einen Leib, an welchem sich die Fischähnlichkeit mit der eines Dickhänters und vorzugsweise des Nilpferdes zu streiten scheint. Blos zwei und zwar die vorderen Gliedmaßen sind noch vorhanden; aber sie sind bereits zu echten Flossenbeinen geworden. Ihre Zehen umhüllt die allgemeine Körperhaut so vollständig, daß alle Beweglichkeit der einzelnen Glieder aufgehoben wird. Nur ausnahmsweise deuten Spuren von Nägeln, welche sich finden, noch äußerlich auf die innere Trennung der Hand. Der Schwanz, welcher zugleich die Hinterglieder mit vertritt, endet in eine Finne. Ein kleiner Kopf mit dickwulstiger Schnauze und die spärliche, kurze und borstenartige Behaarung kennzeichnen die Sirene noch anderweitig. Mit dem schönen Leib des Menschenweibes haben sie, die plumpen, ungeschlachten Thiere, nur insofern Etwas gemein, als die Zitzen auch bei ihnen an der Brust (zwischen den Vorderflossen) liegen und mehr brüsteartig hervortreten, als bei anderen Säugern. Es gehört sehr lebhafte und ungezügelte Einbildungskraft dazu, in diesen Thieren, selbst wenn sie auch in weiter Ferne sich zeigen sollten, Seejungfrauen zu erblicken. Gleichwohl dürfte nicht zu bezweifeln sein, daß wenigstens einer von ihnen, wahrscheinlich der indische Dujong, zur Grundlage der Sage geworden ist; ihn wenigstens konnten die Alten leichter beobachten, als die Seehunde, welche man gemeiniglich als die Urbilder jener Märchengestalten angesehen hat.

Unsere Ordnung zerfällt in zwei Familien, von denen die eine die eigentlichen Sirenen oder Lamantine und die andere die Borkenthiere oder Seekühe umfaßt. Freilich ist dabei zu bemerken, daß die Seekuh oder das Borkenthier — denn man kennt nur eine einzige Art dieser Familie — heutigen Tags unter den lebenden Thieren nicht mehr aufgeführt werden darf.

Die eigentlichen Sirenen (Manati) lassen sich daran erkennen, daß ihre Kiefern gezähnt sind, während das jedenfalls schon ausgestorbene Borkenthier anstatt der Zähne nur eine hornartige Kau-

platte an der Innenseite des Unterkiefers und am Gaumen besaß. Hinsichtlich des innern Knochenbaues ähneln die ersteren noch immer den höheren Säugethieren. Ihre 7 Halswirbel sind noch sämmtlich beweglich; auf sie folgen 17 bis 18 Rückenwirbel, 3 Lenden- und mehr als 20 Schwanzwirbel. Das Schulterblatt ist stark, der Arm und die Hände noch vollkommen ausgebildet. Im Gebiß fehlen die Eck- und meist auch die Schneidezähne; die Backenzähne sind verschiedenartig gestaltet, durchschnittlich aber sehr einfach und stumpf.

Seichte Ufer und Meerbuchten heißer Länder, Flußmündungen und die Ströme selbst, zumal deren Untiefen, sind die Wohnsitze und Aufenthaltsorte der Sirenen. In dem gemäßigten Gürtel scheinen sie nur ausnahmsweise vorzukommen; doch können wir hierüber nichts Sicheres sagen, weil sie der Beobachtung sehr entzogen sind. Dagegen wissen wir, daß ihr Aufenthalt nicht immer derselbe ist; sie wandern oft viele Meilen weit, unter anderem auch bis tief in das Innere der Länder, bis in Seen, welche mit großen Flüssen in Verbindung stehen. Man trifft sie entweder paarweise oder in kleinen Gesellschaften an; doch wird behauptet, daß sie in strenger Ehe leben und ein Männchen sich immer mit seinem Weibchen zusammenhalte. Sie sind schon weit mehr Seethiere als die Robben; denn nur sehr ausnahmsweise schieben sie zuweilen ihren massigen Leib über den Saum des Wasserspiegels heraus. Die Gewandtheit anderer Seesäugethiere geht ihnen ab; sie schwimmen und tauchen zwar vortrefflich, meiden aber doch größere Tiefen, wahrscheinlich weil sie zu abwechselndem Auf- und Niedersteigen zu unbeholfen sind. Schwimmend erheben sie oft den Kopf und einen Theil des Oberleibes über den Wasserspiegel, wie die märchenhaften Seejungfern es gethan. Auf trockenem Lande schleppen sie sich mit der allergrößten Anstrengung kurze Strecken dahin; ihre Flossenbeine sind viel zu schwach, um die Masse des Körpers zu bewältigen, und dieser besitzt auch nicht die Biegsamkeit des Seehundleibes, welcher, wie wir sahen, ein Fortgleiten ermöglicht.

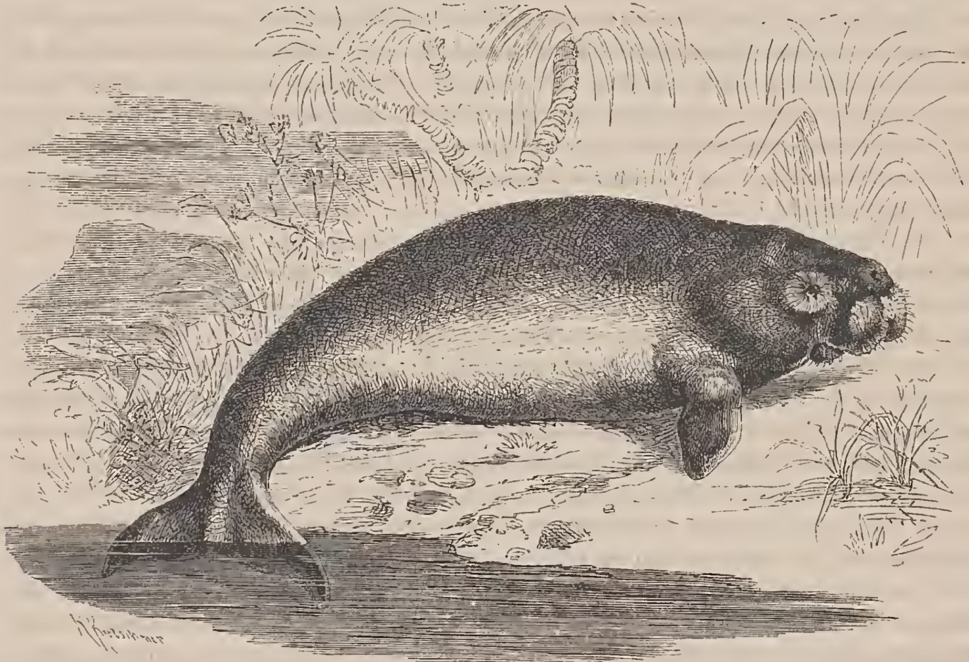
Seepflanzen, Tange und Gräser, welche in Untiefen oder hart am Ufer wachsen, sowie verschiedene Wasserpflanzen, welche auf seichten Stellen der Flüsse wuchern, bilden die ausschließliche Nahrung der Sirenen: sie und das Borkenthier sind also die einzigen Seesäugethiere, welche Pflanzennahrung verzehren. Ihre Weide mähen sie mit den dicken Lippen ab und schlingen, wie das Nilpferd, ganze Mengen auf ein Mal in den weiten Schlund hinab. Ungeheuer und ganz unjungferlich unbescheiden ist ihre Gefräßigkeit. Sie treibt die Seeweiber an, saftige Gräser, welche außerhalb des Wassers am Uferrande der Flüsse stehen, abzuweiden; sie wird oft auch zum Verräther der Thiere, weil die Losung, in Form und Aussehen dem Rindermist ähnelnd, da, wo sich Sirenen aufhalten, in großer Menge die Oberfläche des Wassers bedeckt.

Wie alle gefräßigen Geschöpfe sind auch die Sirenen träge, stumpfsinnige und schwachgeistige Wesen. Man nennt sie friedlich und harmlos und will damit sagen, daß sie Nichts weiter thun, als fressen und ruhen. Weder furchtsam noch kühn leben sie mit allen übrigen Thieren im Frieden; sie bekümmern sich überhaupt um Nichts weiter, als um ihre Nahrung. Ihr Verstand ist außerordentlich gering; an dem wirklichen Vorhandensein desselben darf aber nicht gezweifelt werden. Beide Geschlechter zeigen eine große Aehnlichkeit an einander und suchen sich gegenseitig zu vertheidigen und zu schützen. Die Mütter pflegen ihre Kinder mit viel Liebe und Sorgfalt und tragen sie sogar, was kaum möglich scheint, wie Menschenweiber an der Brust, während sie säugen. Eine ihrer Finnen muß den Arm vertreten; mit ihr drücken sie die Kleinen gegen ihren dicken Leib. Bei Gefahr oder im Schmerz entrollen ihren Augen Thränen; gleichwohl würde es gewagt sein, von diesen Thränen auf eine besondere Empfindsamkeit der Seele zu schließen. Die Thränen unserer Sirenen haben mit jenen der Heldinnen des Märchens keine Aehnlichkeit: sie sind bedeutungslos. Auch die Stimme der Manaten erinnert durchaus nicht an den Gesang der Meerweiber; sie besteht nur in einem schwachen, dumpfen Stöhnen. Während des Athmens vernimmt man auch noch ein heftiges Schnauben.

Wirklich auffallend ist, daß diese Geschöpfe die Gefangenschaft ertragen können; sie sollen sogar einen ziemlich hohen Grad von Zähmung annehmen.

Das Fleisch und der Speck, die Haut und die größeren Zähne finden Verwendung; von einem anderen Nutzen wird Nichts berichtet.

Unzweifelhaft war es der Dujong (Halicore cetacea), welcher zu der Sage von den Sirenen Veranlassung gab; denn, wie bekannt, wurden nur die Meere, in denen er sich aufhält, von den Alten besucht, und somit konnte nur er beobachtet worden sein. Es ist möglich, aber nicht wahrscheinlich, daß der „Tachasch“ des biblischen Urtextes, mit dessen Fell die Israeliten ihre Bundeslade bekleideten, unser Dujong war, obgleich nicht recht einzusehen ist, wie die Sprachforscher gerade auf ein Thier gefallen sind, dessen Fell keineswegs besonders zweckdienliche Eigenschaften für jene Verwendung darbietet. Luther übersetzt das betreffende Wort mit „Dachs“, Andere geben es mit „Seehund“ wieder; mich läßt es, offen gestanden, sehr gleichgiltig, ob Luther und die Uebrigen



Der Dujong (Halicore cetacea)

oder ob jene neueren Sprachforscher, welche auf unsere Sirenen fielen, Recht haben. Uebrigens scheint es sonderbar genug, daß uns von den alten Schriftstellern keine nur einigermaßen zufriedenstellende Beschreibung der Urbilder ihrer Märchengestalten hinterlassen worden ist.

Den Chinesen und Arabern war der Dujong seit vielen Jahrhunderten bekannt; wir dagegen erhielten durch europäische Gelehrte erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Nachrichten über ihn. Dampier sagt in seiner 1702 erschienenen Reisebeschreibung, daß er nicht blos in Amerika, sondern auch in der Nähe der Philippinen Manaten gesehen habe, und Kolbe spricht von einem Seelöwen, welcher recht gut eine Sirene sein kann:

„Solange ich auf der See gefahren“, sagt er, „habe ich nie das Glück gehabt, einen Meerlöwen zu sehen. Es hat sich am Ende des Jahres 1707 gefüget, daß einer in die Tafel-Bay gekommen, welcher auf dem Wasser lange Zeit gespielet und endlich sich gar auf eine Klippe gelegt hat, um daselbst nach abgelaufenem Wasser sich im Sonnenschein zu ergötzen. So lange er noch Wasser

hatte, durfte sich Niemand hinzuwagen, um ihn in der Nähe zu schauen, theils weil man besorgen mußte, er möchte Einem entweder Arme und Beine abbeißen oder sie mit seinem starken Schwanz in Stücke schlagen, theils aber weil der damalige geizige Statthalter denselben todt schießen lassen wollte, was auch wirklich geschehen ist, indem drei Flinten aus einer Schaluppe auf ihn losgebrannt wurden. Er machte jedoch ziemlich Possen, ehe er sich zu Tode geblutet, und machte das Bot eine Zeit lang weichen."

„Dieser Meerlöwe sah zwar einem Löwen ziemlich gleich, außer daß er keine Haare hatte; an den übrigen Theilen aber wollte sich die Gleichheit gar nicht finden, denn obwohl seine Haut etwas dunkelgelb sich zeigte, war sie doch von Haaren, ja selbst von allen Schuppen entblößt. Seine Füße, deren er nur zwei hatte, waren sehr kurz und dabei so ungelenk, daß sie ihm freilich besser zum Schwimmen als zum Gehen dienten. Es waren keine Klauen oder Finger daran, sondern sie endigten breit, als eine Schaufel, oder besser, wie ein Entenfuß. Anstatt der Hinterfüße hatte er breite und dicke Flossen. Sein Rücken war erhaben, wie ein Buckel, was aber von seiner Lage auf dem dicken und fetten Bauche möchte verursacht sein. Er lief hinten vollkommen spitzig zu, wie andere Fische, und hatte daselbst einen ganz breiten Schwanz, der beinahe wie ein Halbmond gebildet war. Er war über 15 Schuh lang und hatte reichlich so viel im Umfang. Aus seinem Speck wurden etliche Tonnen Thran gebrannt. Seine Zunge bestand aus lauter Fett und hatte über 50 Pfund gewogen."

Diese Beschreibung könnte höchstens noch auf den wirklichen Seelöwen gedeutet werden; allein die haarlose Haut und der halbmondförmig ausgeschnittene Schwanz sprechen weniger für ihn, als für unsere Sirene.

Nach Kolbe erzählt Barchewitz, daß man vor seinem Hause auf den Philippinen oft Meerkühe sah, welche grünes Mos am Strande fraßen. Ein auf seine Anordnung getödtetes Weibchen führte auch das Verderben des Männchens herbei, welches kam, um jenes zu suchen, und gleichfalls getödtet wurde. Jeder dieser „Fische" war über sechs Ellen lang.

Erst den Naturforschern unseres Jahrhunderts war es vorbehalten, Genaueres festzustellen. Die Franzosen Diard und Duvancel waren die ersten, welche einen Dujong zerlegten; Quoy und Gaimard lieferten die erste gute Abbildung, und Rüppell, welcher dieselbe Sirene im rothen Meer auffand, theilt Einiges über ihre Lebensweise mit. So sind wir jetzt im Stande, eine, wenn auch immer noch sehr unvollkommene, Beschreibung unseres Thieres zu geben.

Wenn man feststellt, daß die Schwanzflosse des Dujong wagrecht gestellt und halbmondförmig tief ausgerundet ist, wird man ihn nie mit seinen einzigen Verwandten, den Lamantinen oder Manaten, verwechseln können. Um Genaueres anzugeben, füge ich dieser übrigens vollkommen ausreichenden Beschreibung hinzu, daß die Seemaid bis auf den Kopf, welcher an den eines Nilpferdes oder Rindes erinnert, fischähnlich gestaltet ist, 10 bis 15 Fuß lang wird und oben bräunlich, bläulich oder weißgrau, unten aber weißlich aussieht. Der kurze und dicke Hals ist deutlich vom Kopfe geschieden, geht aber unmittelbar in den Leib über, welcher gleichmäßig gerundet ist, von der Halsgegend an bis zur Mitte allmählich dicker wird und sich dann bis zum Schwanze hin verdünnt. Die Brustfinnen stehen nicht weit hinter den Ohröffnungen im unteren Drittel der Körperhöhe; sie sind nicht besonders groß, aber breit, am vorderen Rande gerundet, hinten zugeschärft. Ihre Zehen lassen sich nur durch das Gefühl erkennen; von Krallen ist keine Spur vorhanden. Die Schwanzfinne besteht in einer plattgedrückten, flachen Flosse. An der kurzen und dicken Schnauze tritt die sehr große, starke, an der Vorderseite herzförmig ausgeschnittene, warzige, bewegliche Oberlippe deutlich hervor, die Unterlippe wird durch eine starke Hautfalte gegen den Hals zu abgegrenzt. Die Nasenlöcher, welche auf der Oberseite der Schnauze liegen, stehen nahe bei einander und bilden zwei halbmondförmige Spalten; die Augen, welche klein, eirund, aber stark gewölbt und hervorstehend sind, werden an ihrem oberen Rande von einem Halbkreis von Wimpern umgeben, haben keine Lider, aber eine besondere Nickhaut und können durch Zusammenziehung der Haut geschlossen werden; die Ohren sind nur durch kleine, rundliche Oeffnungen

angedeutet. Auf der matt bleifarbenen oder graubläulichen, längs des Rückens und Kopfes etwas ins Gelblichgrüne, auf der Unterseite ins Bläulichfleischfarbene spielenden, hier und da mit dunklen Längsflecken gezeichneten, glatten und glänzenden Haut stehen, sehr einzeln, ganz kurze, dünne, aber steife Borstenhaare, welche auf der Oberlippe fast zu Stacheln werden. Die Flossen und die Schwanzfinne sind vollkommen nackt. Unter den inneren Leibestheilen verdient das Gebiß besondere Berücksichtigung. Es besteht aus Schneide- und Mahlzähnen, von welchen die ersteren bei den Weibchen kurz, stumpf und spitzig, bei den Männchen viel stärker, dreiseitig und meiselförmig sind. Die fünf Mahlzähne in jeder Reihe nehmen von vorn nach hinten an Größe zu. Alle Zähne sind wurzellos, und mehrere fallen im Alter aus. Eckzähne fehlen gänzlich; allein beim Männchen entwickeln sich zwei Vorderzähne zu 8 bis 12 Zoll langen und einen Zoll dicken Hau- oder Stoßzähnen, welche jedoch auf etwa sieben Achtel ihrer Länge vom Zahnfleisch und vom Kiefer bedeckt sind.

Es scheint, daß unsere Seemaid in allen Theilen des indischen Meeres gefunden wird. Man sagt, daß sie früher weiter verbreitet gewesen wäre, als jetzt; mit Bestimmtheit kann Dies aber weder bejaht, noch verneint werden. Nach Norden hin reicht sie etwa bis in die Hälfte des rothen Meeres, welches allerdings ganz geeignete Plätze darbietet. Hier ist sie ein sehr wohlbekanntes Thier. Alle Schiffer haben sie gesehen, und schwerlich wird man einen von ihnen umsonst nach der „Näkhe el Bahhr“ (Kamelstute des Meeres) oder, wie sie im Süden heißt, nach den Djilid (der Lederige), der Danile oder dem Urnm fragen. Man wird auch eine Beschreibung des auffallenden Thieres hören, obschon dieselbe nicht eben ausführlich sein dürfte.

Wenn wir alle Berichte zusammenstellen, erfahren wir, daß der Dujong hauptsächlich im Meere, seltener im süßen Wasser der Flußmündungen, nicht aber in den Flüssen selbst sich aufhält, immer die Nähe der Küsten bevorzugt und nur soweit in das Meer hinausgeht, als die Pflanzenwelt des Grundes reicht. Seichte Buchten, in denen die Sonne das wenig bewegte Wasser recht durchstrahlen und der Pflanzenreichthum des Meeres besonders sich entfalten kann, sind seine Lieblingsorte. Auf das Land hinaus steigt er vielleicht gar nicht; denn es ist sehr wahrscheinlich, daß diejenigen, welche man auf dem Lande liegen sah, von der Ebbe an einer bestimmten Stelle zurückgelassen wurden und zu faul waren, ihren schweren Leib wieder bis in die See zu schieben, es vielmehr vorzogen, ruhig die nächste Fluth hier abzuwarten. Vom Grunde ihrer seichten Buchten aus steigt das Thier etwa in jeder Minute ein Mal nach der Oberfläche des Wassers empor, steckt seine Nase oder unter Umständen den halben Leib aus den Fluthen heraus, schöpft Athem und versinkt langsam und gleichmäßig wieder in die Tiefe.

Die Fischer sagen, daß der Dujong paarweise und nur selten in kleinen Familien lebe; doch gilt diese Angabe mehr auf den arabischen Meerbusen, als für andere Theile des indischen Weltmeeres, weil er dort zuweilen in Scharen beobachtet worden sein soll. Seine Bewegungen werden als äußerst langsam und schwerfällig geschildert, obgleich die Kraft seines Schwanzes sehr bedeutend ist. Zufällig hat man beobachtet, daß er beim Fressen faul auf dem Grunde des Meeres liegt und die an den Felsen oder auf dem Meeresboden wachsenden Tange, seine Hauptnahrung, gemächlich mit seinen harten, dicken Lippen abweidet oder bezüglich vom Boden losreißt. Solange es noch Nahrung an einer Stelle gibt, verändert er wahrscheinlich ungezwungen seinen Aufenthalt nicht; hat er aber eine seiner Meerwiesen abgeweidet, so siedelt er langsam nach anderen Stellen über, welche ihn dann wieder auf einige Zeit zu fesseln wissen. Möglicherweise haben die heftigen Stürme, welche zu gewissen Jahreszeiten das indische Meer aufwühlen, auch einigen Einfluß auf seine Wanderungen. Das unruhige Gewoge zwingt ihn unter solchen Umständen, Buchten oder Sunde zu suchen, in denen seine angeborene Faulheit nicht weiter gestört wird. Daß er durch Stürme zum Wandern bewogen wird, schließt man aus seinem zeitweiligen Erscheinen an gewissen Stellen, wo man ihn während der ruhigen Zeit des Jahres nicht beobachtete.

Mit der Unbeweglichkeit und Schwerfälligkeit des Leibes scheinen die geistigen Eigenschaften der Seemaid vollkommen im Einklang zu stehen. Die Sinne sind schwach entwickelt; von Verstand bemerkt man gar keine Spur. Die Stimme besteht aus einem Schnauben oder dumpfen Stöhnen; die Jungen aber sollen manchmal einen schärferen Laut von sich geben. Nur während der Paarungszeit bemerkt man eine gewisse Erregung an den stumpfen Geschöpfen; die Männchen sollen sogar hartnäckig um das Recht der Begattung kämpfen und dabei so weltvergessen sein, daß sie den Jägern gerade jetzt die beste Zeit geben, sich ihrer zu bemächtigen. Das Weibchen bringt sein einziges Junge im November oder Dezember zur Welt, wenigstens im rothen Meere; von anderen Theilen seines Verbreitungskreises fehlen uns hierüber Angaben.

Während der Paarungs- und während der Satzzeit machen die Fischer eifrig Jagd auf den Dujong, weil sie den erlegten ziemlich gut verwerthen können. Das Fleisch ist zwar zart und saftig, aber von einem unangenehmen, süßlichen Geschmack und wenigstens den Europäern zuwider. Dagegen sind namentlich die Zähne und das Fett allgemein gesuchte Gegenstände. Man erlegt den Dujong mit Harpunen, am liebsten während der Nacht, wo Alles still ist auf dem Meer und man das weit hörbare Schnauben am besten vernehmen kann. Die im rothen Meer gebräuchlichen Wurfspieße ähneln denen vollkommen, welche man im Sudahn zur Jagd des Nilpferdes anwendet. Raffles berichtet, daß man vor allen Dingen den Schwanz zu treffen suche, weil man hierdurch, bezüglich durch Aufheben dieses Körpertheiles, dem Thiere am besten seine Macht benähme; denn so schwerfällig der Dujong auch erscheint, so schnell und kräftig bewegt er sich, wenn ihm der eiserne Haken in den Leib gedrungen ist. Ein deutscher Kaufmann in Massaua erzählte mir, daß eine von seinem Schiffer harpunirte Dauile das ziemlich große Bot über eine halbe Stunde lang mit sich fortschleppte und die Bemannung in augenscheinliche Lebensgefahr brachte, weil sie das Bot zwischen den gefährlichsten Korallenriffen hindurchzog. Die eigentlichen Dujongjäger werfen unter solchen Umständen noch mehrere Spieße in den Leib ihres Jagdthieres, um dieses sobald als möglich durch Blutverlust zu erschöpfen.

Es wird berichtet, daß ein Paar Dujongs sich bei Gefahr gegenseitig zu Hilfe eilt. So hat man beobachtet, daß das Männchen seinem verwundeten Weibchen besorgt nachschwamm und es durch heftiges Herumschlagen mit der kräftigen Schwanzfinne aus der Gewalt seiner Verfolger zu befreien suchte. Wurde einer der Gatten in Abwesenheit des anderen getödtet, so schwimmt dieser lange Zeit an den gewohnten Aufenthaltsorten umher, besucht alle Lieblingsplätze und steht erst dann von seinen Nachforschungen ab, wenn er bemerkt, daß ein Wiederfinden unmöglich ist.

Die Malaien, Araber und Abissinier essen das Fleisch des Dujong, die letzteren jedoch betrachten es keineswegs als Leckerbissen und versichern, daß man es erst einige Tage in der Sonne schmoren, tüchtig salzen und dann sehr lange kochen müsse, ehe man es verzehren dürfe, weil sein Genuß sonst Uebelkeiten verursache, ja, selbst Krankheiten zur Folge habe. Junge Thiere werden ungleich höher geschätzt, als alte; ihr Fleisch ist mager und äußerst zart. Von alten Thieren erhält man zuweilen über funfzig Pfund Schmalz. Die dicke Haut wird an der abissinischen Küste, wie Rüppell berichtet, nicht gegerbt, sondern nur in der Luft getrocknet und dann zu Sandalen verschnitten. Weil aber die in ihr enthaltene Feuchtigkeit das Zellgewebe locker macht, sind die Sandalen nur in trockenen Gegenden brauchbar; auf wässerigem Boden werden sie weich und schwellen an. Weit höher als Fleisch und Haut stellte man in früheren Zeiten die Zähne. Ein besonderer Aberglaube legte den aus ihnen gefertigten Rosenkränzen wunderbare Kräfte bei; so brauchte z. B. eine Wöchnerin nur einen solchen Rosenkranz um den Hals zu hängen, und sie durfte sicher sein, daß ihre Geburt eine sehr leichte werden würde. Jetzt ist dieser Aberglaube gewichen, und deshalb sind auch die früher sehr theueren Zähne bedeutend im Preise gesunken.

Bei den eigentlichen Manaten (Manatus) steht die Schwanzflosse senkrecht und ist, anstatt ausgebaucht, abgerundet; im übrigen ähneln diese Thiere den vorhergehenden. Der eiförmig gestaltete Fischleib ist sehr einzeln mit Haaren, welche nur an der Schnauze als dichtere Borsten sich zeigen, bedeckt. Die abgestutzte Oberlippe ist im Gegensatz zu der des Vorigen sehr beweglich, und an den Zehen der abgerundeten Brustflossen treten bisweilen kleine Plattnägel auf. Nach den bisherigen Untersuchungen scheint es, daß nur 6 Halswirbel vorhanden sind; Rückenwirbel zählt man 15 bis 17, Schwanzwirbel 23. Nur junge Thiere besitzen Schneidezähne; allein diese fallen sehr bald aus, und bei alten bleiben blos Backzähne übrig. Von ihnen sind sieben bis acht in Thätigkeit; denn wie bei den Elefanten nutzen die Backzähne der Manaten sich ab, fallen, wenn sie unbrauchbar geworden sind, aus, und werden von hinten her durch neuere ersetzt, so daß die Reihe unter Umständen 10 bis 12 Zähne enthalten kann.

Als Vaterland der drei bisjetzt sicher bestimmten Arten dieser Gruppe ist das atlantische Meer zwischen dem 19. Grad südlicher und dem 25. Grad nördlicher Breite zu betrachten. Der schmalschnauzige Lamantin (Manatus australis) ist die am genauesten beobachtete Art. Er wird 9 bis 10 Fuß lang, 2 bis 2½ Fuß breit, über 1½ Fuß hoch und 5 bis 800 Pfund schwer; doch behaupten die Amerikaner, noch weit größere, funfzehn, ja selbst zwanzig Fuß lange und 5 bis 6 Fuß breite gesehen zu haben. Eine fast völlig nackte Haut, welche kurze, etwa ¾ Zoll weit von einander, stehende Borsten trägt, bedeckt den Leib. Ihre Färbung ist ein ziemlich einförmiges Bläulichgrau, welches auf dem Rücken und den Seiten etwas mehr dunkelt, als auf der Unterseite des Leibes. Die Borsten sehen gelblich aus.

Die ersten genaueren Angaben über das Thier hat Alexander von Humboldt gemacht. Bei einem neun Fuß langen Thiere, welches er in Carrichana, einer Mission am Orinoko, zergliederte, sprang die Oberlippe sehr hervor. Sie ist mit einer sehr zarten Haut bekleidet und dient als Rüssel oder Fühler zum Betasten der vorliegenden Dinge. Die Mundhöhle, welche beim frisch getödteten Thier auffallend warm ist, zeigt einen ganz eigenthümlichen Bau. Die Zunge ist fast unbeweglich, aber vor derselben befindet sich an jeder Kinnlade ein fleischiger Knopf und eine mit sehr harter Haut ausgekleidete Höhlung, welche in einander passen. Schneidet man das Thier am Rücken auf, so erschrickt man über die große Gestalt und Länge seiner Lunge. Sie ist drei Fuß lang, hat ungemein große Zellen und gleicht ungeheuren Schwimmblasen. Sie nimmt mehre Tausend Geviertzoll Luft auf. Der Magen ist in Fächer getheilt, der Darm über hundert Fuß lang.

Süd- und Mittelamerika bildet die eigentliche Heimat dieses Thieres. Es ist jetzt viel seltener geworden, als es war: der Mensch, sein ärgster Feind, hat es seit ein paar Jahrhunderten unablässig verfolgt. Sein hauptsächlichster Aufenthalt sind die Küstentheile des atlantischen Meeres, namentlich die Buchten in der Nähe der Antillen und bei Cayenne. In Surinam ist es nicht selten. Humboldt beobachtete, daß sich die Lamantine gern da im Meer aufhalten, wo es süße Quellen gibt, so z. B. einige Meilen von der Insel Cuba im Süden des Meerbusens von Jagua, wo so starke süße Quellen sind, daß auch die Schiffer zuweilen hier Trinkwasser schöpfen. In den Flüssen steigen sie weit nach oben empor, und bei Ueberschwemmungen wandern sie auch in die Seen und Sümpfe. Gegenwärtig findet sich der Lamantin noch am häufigsten im Amazonenstrome, im Orinoko und in seinen Zuflüssen. „Abends," so erzählt Alexander von Humboldt, „kamen wir an der Mündung des Caño del Manati vorüber, so genannt wegen der ungeheuren Menge Lamantine oder Manatis, welche jährlich hier gefangen werden. Wir sahen das Wasser mit dem sehr stinkenden Koth derselben bedeckt. Am Orinoko unterhalb der Wasserfälle, im Meta und im Apure ist er sehr häufig."

Die Lebensweise des Manati ist so ziemlich dieselbe, welche der Dujong führt. Einige Reisende haben angegeben, daß ersterer zuweilen aus dem Wasser herausginge, um auf dem Lande zu weiden; aber schon im vorigen Jahrhundert haben Andere Dies aufs bestimmteste widerlegt. Der

52*

Manati weidet nur das Gras ab, welches im Wasser selbst wächst, und daran hat er vollständig genug; denn alle südlichen Ströme sind an ruhigen Stellen überaus reich an Wasserpflanzen aller Art. Er frißt soviel, daß er Magen und Darmschlauch vollständig mit Nahrung anfüllt. Wenn er sich gesättigt hat, legt er sich an seichten Stellen so nieder, daß er die Schnauze aus dem Wasser reckt und nicht immer auf und nieder zu tauchen braucht. Sonst sieht man ihn nur theilweise über dem Wasser, wenn er, um Luft zu holen, emporkommt. Dies geschieht sehr oft, trotz der großen Luftbehälter, und deshalb bevorzugt er auch die seichteren Stellen in den Flüssen.

Die Zeit der Paarung scheint noch nicht bekannt zu sein, und selbst über die Fortpflanzung schwanken die Nachrichten. Einige sagen, daß das Weibchen zwei Junge werfe, während Andere übereinstimmend nur von einem einzigen reden. Die Anhänglichkeit der Mutter an ihre Kinder wird einstimmig gerühmt.



Der schmalschnauzige Lamantin (Manatus australis).

An allen Orten, wo der Lamantin vorkommt, wird ihm eifrig nachgestellt. Sein Fleisch gilt zwar für ungesund und fiebererzeugend, ist aber sehr schmackhaft. Nach Humboldt ähnelt es mehr dem Schweinefleisch, als dem des Rindes. Eingesalzen und an der Sonne gedörrt wird es das ganze Jahr aufbewahrt; denn selbstverständlich erklären die Pfaffen den Lamantin für einen Fisch und erlauben deshalb den Genuß seines Fleisches während der Fastenzeit. Schon Gonzalo Oviedo rühmt dieses Fleisch und erzählt, daß er davon im Jahre 1531 Einiges mit bis nach Spanien gebracht und es der Kaiserin vorgesetzt habe. „Es schmeckte Allen so gut," sagt er, „daß sie glaubten, sie äßen Fleisch aus England." Die Guamos und Otomakos kennen kein besseres Gericht, als Lamantinefleisch, und deshalb geben sich gerade diese beiden Stämme mit dem Fang der Seethiere vorzugsweise ab. Dagegen verabscheuen die Paraos das Thier so sehr, daß sie sich, als Bonpland eine Seekuh zerlegte, versteckten, um sie nicht anrühren zu müssen. Sie behaupteten, daß die Leute ihres Stammes unfehlbar stürben, wenn sie davon äßen.

Die Jagd ist ziemlich einfach. Man nähert sich in einem Kahne dem Weideplatze der Manaten und wartet, bis einer derselben zum Athmen emporkommt. Auf ihn schießt man etweder Pfeile ab, an denen Stricke und leichte Holzblöcke befestigt sind, welche später den Weg des Thieres angeben, oder man harpunirt, bindet und schlachtet ihn dann in dem kleinen Bote, welches man zu den Reisen auf südamerikanischen Flüssen benutzt. Letzteres geschieht oft mitten auf dem Flusse, und zwar so, daß man das Bot zu zwei Dritttheilen mit Wasser füllt, es unter den Lamantin schiebt und dann mit einer Kürbisflasche wieder ausschöpft. Am leichtesten fängt man das Thier am Ende der großen Ueberschwemmung, wenn es aus den Strömen in die umliegenden großen Seen und Sümpfe gerathen ist und hier das Wasser schnell fällt. Zur Zeit, als die Jesuiten den Missionen am unteren Orinoko vorstanden, kamen sie alle Jahre unterhalb des Apure zusammen, um mit den Indianern aus ihren Kirchspielen eine große Seekuhjagd anzustellen. Das Fett des erbeuteten Thieres wird in den Kirchenlampen gebrannt oder auch zum Kochen benutzt. Es hat nicht den widrigen Geruch des Walfischthranes oder des Fettes anderer Seesängethiere mit Spritzlöchern. Die Haut, welche anderthalb Zoll dick ist, wird in Streifen geschnitten, und diese dienen in den Steppen, wie die Streifen von Ochsenhaut, als Stricke. Im Wasser sind sie unbrauchbar, weil sie faulen. In den spanischen Ansiedlungen macht man Peitschen daraus, und diese sind ein schreckliches Werkzeug zur Züchtigung der unglücklichen Sklaven und bezüglich der Indianer in den Missionen, welche zwar nach den Gesetzen als freie Menschen gehalten werden sollten, aber dennoch den Sklaven gleich geachtet werden.

In zwei alten Schriften wird übereinstimmend die merkwürdige Nachricht gegeben, daß der Manati sich auch zähmen lasse. Martyr, ein Reisender, welcher im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts starb, erzählt, daß ein Kazike auf der Insel St. Domingo einen jungen, noch kleinen Fisch, welcher Manato heißt und im Meer gefangen wurde, in einen See setzen und ihm täglich Brod von welschem Korn geben ließ. „Er wurde allmählich so zahm, daß er jedes Mal kam, wenn man ihn rief, das Brod aus der Hand fraß und sich überall streicheln ließ, auch einige Male Leute, die sich auf ihn setzten, herumtrug, wohin sie wollten, von einem Ufer zum anderen. Dieser freundliche und zahme Fisch wurde lange im See gehalten, zum großen Vergnügen eines Jeden. Aus allen Seiten der Insel kamen welche herbei, die sehen wollten, wie er auf den Ruf herbeikam und Leute, die sich auf seinen Rücken setzten, von einem Ufer zum anderen trug. Als aber einmal ein starkes Gewitter kam und viel Wasser von den Bergen in den See strömte, so trat dieser aus und führte den Manato wieder ins Meer, wo er nicht mehr gesehen wurde.“ Gomara, welcher unzweifelhaft dieselbe Geschichte erzählt, fügt noch hinzu, daß der Manato sechsundzwanzig Jahre in dem See Guaynabo gelebt habe und so groß geworden sei, wie ein Delfin. Er kam auf den Ruf „Mato“ herbei, kroch aufs Trockene bis zum Hause, um seine Speise zu bekommen, und dann wieder in den Teich zurück, begleitet von vielen Knaben, deren Gesang ihn erfreute. Einmal nahm er ihrer zehn zugleich auf seinen Rücken und trug sie von einem Ufer zum anderen, ohne zu tauchen. Als aber ein Spanier, der versuchen wollte, ob seine Haut so hart sei, wie man sagte, ihn herbeigerufen und mit einem Spieße geworfen hatte, ärgerte Dies ihn, obgleich er nicht verwundet wurde, so, daß er nicht mehr kam, wenn gleichgekleidete Leute ihn riefen. Der „freundliche und zahme Fisch“ wird so genau beschrieben, daß man nicht wohl zweifeln kann, von einem Manato erzählen zu hören. Inwieweit aber die hübsche Geschichte wahr ist, lassen wir gern auf sich beruhen.

Der Name Manato soll soviel als Handthier bedeuten. Die Indianer nennen unsere Sirene Apcia oder Apia, die Portugiesen Pexe-Buey oder Ochsenfisch.

* *
*

„Am ganzen Strande der Insel, sonderlich wo Bäche in die See fließen und alle Arten Seewier am häufigsten sind, hält sich zu allen Jahreszeiten die von unseren Russen Morskaja-Korowa oder zu Deutsch Meerkuh in großer Menge und herdenweise auf. Da uns durch die Verscheuchung der Seebiber von der nördlichen Seite die Versorgung mit Nahrungsbedarf beschwerlich zu werden anfing, sannen wir auf Mittel, uns dieser Thiere zu bemeistern und unsere Nahrung, weil sie uns nahe waren, auf eine leichtere Art davon zu ziehen. Ich stellte deswegen am 21. Mai den ersten Versuch an mit einem verfertigten großen eisernen Haken, woran ein starkes und langes Seil befestigt wurde, dieses mächtige und große Seethier anzuhauen und ans Land zu schleppen, allein vergebens; denn die Haut war zu zähe und der Haken viel zu stumpf. Man änderte ihn auf verschiedene Art und stellte mehrere Proben an, die aber noch schlechter geriethen, so daß uns die Thiere mit dem Haken und daran befestigten Seil in die See entliefen. Endlich zwang uns die Noth, zum Harpuniren Anstalt zu machen. Man besserte zu dem Ende gegen Ausgang des Junius das Jollbot, so im Herbst auf den Felsen sehr beschädigt worden war, aus, setzte einen Harpunier nebst Steuermann und vier Ruderern darauf und gab jenem ein Harpun nebst einem sehr langen, wie beim Walfischfang in Ordnung gelegtes Seil in die Hand, von welchem das andere Ende am Strande von den übrigen vierzig Mann gehalten wurde. Nun ruderte man ganz stille auf die Thiere los, welche in größter Sicherheit herdenweise an den Ufern ihrer Weide im Seegrunde nachgingen. Sobald dann der Harpunier eines derselben angehauen hatte, zogen die am Lande solches allmählich nach dem Strande, die im Jolle Befindlichen fuhren indessen auf dasselbe zu und machten es durch ihre Bewegungen noch matter, und wenn es entkräftet schien, so stießen sie ihm allenthalben mit großen Messern und Bajonnetten in den Leib, so daß es fast alles Blut, welches wie Springbrunnen aus den Wunden quoll, verloren hatte, und so bei vollem Wasser auf den Strand gezogen und befestigt werden konnte. Sowie dann das Wasser wieder ablief und das Thier auf trockenem Strande lag, schnitt man allenthalben das Fleisch und den Speck stückweise herunter und trug es in voller Freude nach den Wohnungen, wo das Fleisch in großen Fässern verwahrt, der Speck aber auf hohe Böcke aufgehängt wurde. Und nun sahen wir uns bald in einen solchen Ueberfluß von Nahrung versetzt, daß wir den Bau unseres neuen Fahrzeuges, welches das Mittel zu unserer Rettung werden sollte, ohne Hindernisse fortsetzen konnten."

Mit diesen Worten beginnt der schon oft erwähnte tüchtige Naturforscher Steller, welcher im November des Jahres 1741 auf der vorher noch unbekannten Behringsinsel gestrandet war und dort zehn traurige Monate verleben mußte, seinen Bericht über eins der merkwürdigsten Seesäugethiere, über ein Geschöpf, welches bereits gänzlich ausgerottet und vernichtet worden zu sein scheint, über die nach ihrem Entdecker benannte stellersche Seekuh oder das nordische Borkenthier (Rhytina Stelleri). Bereits siebenundzwanzig Jahre nach der Entdeckung wurde die letzte Seekuh erlegt. Seitdem hat man wohl noch einen Schädel und eine Gaumenplatte nebst einigen wenigen Knochen des Geripps aufgefunden, aber keine lebende Morskaja mehr gesehen. Angelockt durch die gewinnverheißenden Berichte der russischen Entdeckungsgesellschaft, unter welcher Steller sich befand, strömten Walfischfänger und waghalsige Abenteurer in hellen Haufen nach der Behringssee und begannen dort eine so furchtbare Metzelei unter den wehrlosen Meeresbewohnern, daß die Seekühe von der Erde vertilgt wurden. Man hat sich seitdem vergeblich bemüht, wenigstens ein Stück dieser Thiere zu erhalten. Jedes Schiff, welches nach dem Behringsmeere absegelte, ist angewiesen worden — keins hat irgend eine Nachricht zurückgebracht.

Steller hielt das Borkenthier für den von Hernandez entdeckten Lamantin. Aus seiner Beschreibung geht aber deutlich genug hervor, daß die Seekuh ein von den früher beschriebenen Sirenen weit verschiedenes Thier war. Anstatt der Zähne waren die Kiefern mit vier Kauplatten belegt, welche nur mit dem Zahnfleische zusammenhingen. Diese einzige Angabe genügt zur Kennzeichnung

des Thieres. Wir wollen aber, um es und sein Leben genauer kennen zu lernen, seinen einzigen Beschreiber, eben unseren Steller, weiter reden lassen.

„Die größten von diesen Thieren," fährt er fort, „sind 4 bis 5 Faden oder 28 bis 35 englische Fuß lang und an der stärksten Stelle, um die Gegend des Nabels, vierthalb Faden dick. Bis an den Nabel vergleicht sich dies Thier den Robbenarten, von da bis an den Schwanz einem Fisch. Der Kopf vom Geripp ist von einem Pferdekopf in der allgemeinen Gestalt nicht unterschieden, wo er aber mit Fell und Fleisch noch überkleidet ist, gleicht er einigermaßen einem Büffelkopfe, besonders was die Lippen anbetrifft. Im Munde hat es statt der Zähne auf jeder Seite zwei breite, längliche, glatte, lockere Knochen, davon der eine oben im Gaumen, der andere inwendig am Unterkiefer angeheftet ist. Beide sind mit vielen, schräg im Winkel zusammenlaufenden Furchen und erhabenen Schwielen versehen, mit welchen das Thier seine gewöhnliche Nahrung, die Seekräuter, zermalmt. Die Lippen sind mit vielen starken Borsten besetzt, davon die am Unterkiefer dergestalt dick sind, daß sie Federkiele von Hühnern vorstellen könnten und durch ihre inwendige Höhle den Bau der Haare klärlich vor Augen legen. Die Augen dieses so großen Thieres sind nicht größer als Schafsaugen und ohne Augenlider; die Ohrlöcher sind dergestalt klein und verborgen, daß man sie unter den vielen Gruben und Runzeln der Haut nicht finden und erkennen kann, bevor man die Haut nicht abgelöst, da dann der Ohrengang durch seine polirte Schwärze in die Augen fällt, obwohl er kaum so geraum ist, daß eine Erbse darin Platz hat. Von dem äußeren Ohr ist nicht die geringste Spur vorhanden. Der Kopf ist durch einen kurzen, unabgesetzten Hals mit dem übrigen Körper verbunden. An der Brust sind die seltsamen Vorderfüße und die Brüste merkwürdig. Die Füße bestehen aus zwei Gelenken, deren äußeres Ende eine ziemliche Aehnlichkeit mit einem Pferdefuß hat; sie sind unten wie eine Kratzbürste mit vielen kurzen und dicht gesetzten Borsten versehen. Mit seinen Vordertatzen, woran weder Finger noch Nägel zu unterscheiden, schwimmt das Thier vorwärts, schlägt die Seekräuter vom steinernen Grunde ab, und wenn es sich zur Begattung, auf dem Rücken liegend, fertig macht, umfaßt eins das andere gleich als mit den Armen. Unter diesen Vorderfüßen finden sich Brüste mit schwarzen, runzeligen, zwei Zoll langen Warzen versehen, in deren äußerstes Ende sich unzählige Milchgänge öffnen. Wenn man die Warzen etwas stark streift, so geben sie eine große Menge Milch von sich, die an Süßigkeit und Fettigkeit die der Landthiere übertrifft, sonst aber nicht davon verschieden ist. Der Rücken an diesen Thieren ist ebenfalls wie bei einem Ochsen beschaffen, die Seiten sind länglich rund, der Bauch gerundet und zu allen Zeiten so voll gestopft, daß bei der geringsten Wunde die Gedärme sogleich mit vielem Pfeifen heraustreten. Von der Scham an nimmt das Thier auf ein Mal im Umfang sehr stark ab; der Schwanz selbst aber wird nach der Floßfeder zu, die statt der Hinterfüße ist, noch immer dünner; doch ist er unmittelbar vor der Floßfeder im Durchschnitt noch zwei Schuh breit. Es hat übrigens dieses Thier außer der Schwanzflosse keine andere auf dem Rücken, wodurch es von den Walfischen abgeht. Die Schwanzflosse steht wagrecht, wie bei den Walen und Delfinen."

„Diese Thiere leben, wie das Rindvieh, herdenweise in der See. Gemeiniglich gehen Männlein und Weiblein neben einander, das Junge treiben sie vor sich hin am Ufer umher. Sie sind mit nichts Anderem, als ihrer Nahrung beschäftigt. Der Rücken und die Hälfte des Leibes ist beständig über dem Wasser zu sehen. Sie fressen, wie die Landthiere, unter langsamer Bewegung vor sich hin; mit den Füßen scharren sie das Seegras von den Steinen ab und kauen es unaufhörlich; doch lehrte mich die Beschaffenheit des Magens, daß sie nicht wiederkäuen, wie ich anfangs vermuthete. Unter dem Fressen bewegen sie den Kopf und Hals, wie ein Ochse, und je nach Verlauf einiger Minuten erheben sie den Kopf aus dem Wasser und schöpfen mit Räuspern und Schnarchen, nach Art der Pferde, frische Luft. Wenn das Wasser fällt, begeben sie sich vom Lande in die See, mit zunehmendem Wasser aber wieder nach dem Seerande, und kommen oft so nahe,

daß wir selbige vom Lande mit Stöcken schlagen und erreichen konnten. Sie scheuen sich vor dem Menschen im geringsten nicht, scheinen ihn auch nicht allzuleise zu hören, wie Hernandez gegen die Erfahrung vorgibt. Zeichen eines bewunderungswürdigen Verstandes konnte ich, was auch Hernandez sagen mag, nicht an ihnen wahrnehmen, wohl aber eine ungemeine Liebe gegen einander, die sich auch soweit erstreckt, daß, wenn eins von ihnen angehauen worden, die anderen alle darauf bedacht waren, dasselbe zu retten. Einige suchten durch einen geschlossenen Kreis den verwundeten Kameraden vom Ufer abzuhalten, andere versuchten das Joll umzuwerfen, einige legten sich auf die Seite oder suchten den Harpun aus dem Leibe zu schlagen, welches ihnen verschiedene Male auch glücklich gelang. Wir bemerkten auch nicht ohne Verwunderung, daß ein Männlein zu seinem am Strande liegenden, todten Weiblein zwei Tage nach einander kam, als wenn es sich nach dessen Zustande erkundigen wollte. Dennoch blieben sie, so viele auch von ihnen verwundet und getödtet wurden, immer in derselben Gegend. Ihre Begattung geschieht im Junius nach langem Vorspiel. Das Weiblein flieht langsam vor dem Männlein mit beständigem Umschauen, das Männlein aber folgt demselben ohne Unterlaß, bis jenes endlich des Sprödethuns überdrüssig ist."

„Wenn diese Thiere auf dem Lande der Ruhe pflegen wollen, so legen sie sich bei einer Einbucht an einem stillen Orte auf den Rücken und lassen sich wie Klötze auf der See treiben."

„Diese Thiere finden sich zu allen Zeiten des Jahres allenthalben um diese Insel in größter Menge, so daß alle Bewohner der Ostküste von Kamtschatka sich davon jährlich zum Ueberfluß mit Speck und Fleisch versorgen könnten. Die Haut der Seekuh hat ein doppeltes Wesen: die äußerste Schale der Haut ist schwarz oder schwarzbraun, einen Zoll dick und an Festigkeit fast wie Pantoffelholz, um den Kopf voller Gruben, Runzeln und Löcher. Sie besteht aus lauter senkrechten Fasern, welche wie im Strahlengips hart an einander liegen. Diese äußere Schale, welche sich leicht von der Haut abschält, ist, meinem Bedünken nach, eine aus an einander stehenden, verwandelten Haaren zusammengesetzte Decke, die ich ebenso bei Walfischen gefunden habe. Die untere Haut ist etwas dicker, als eine Ochsenhaut, sehr stark und an Farbe weiß. Unter diesen beiden umgibt den ganzen Körper des Thieres der Fettlappen oder Speck vier Finger hoch, alsdann folgt das Fleisch. Ich schätze das Gewicht des Thieres mit Einschluß von Haut, Fett, Speck, Knochen und Gedärmen auf 1200 Pud oder 480 Centner. Das Fett ist nicht öligt oder weichlich, sondern härtlich und drusigt, schneeweiß, und wenn es einige Tage an der Sonne gelegen, so angenehm gelblich, wie die beste holländische Butter. An sich selbst gekocht übertrifft es an Süßigkeit und Geschmack das beste Rindsfett; ausgesotten ist es an Farbe und Frischheit wie frisches Baumöl, an Geschmack wie süßes Mandelöl und von ausnehmend gutem Geruch und Nahrung, dergestalt, daß wir solches schalenweise getrunken, ohne den geringsten Ekel zu empfinden. Der Schwanz besteht fast aus lauter Fett, und dieses ist noch viel angenehmer, als das an den übrigen Theilen des Körpers befindliche. Das Fett von den Kälbern vergleicht sich gänzlich dem jungen Schweinefleisch, das Fleisch derselben aber dem Kalbfleisch. Es quillt dabei dergestalt auf, daß es fast noch ein Mal so viel Raum einnimmt, und kocht in einer halben Stunde gar. Das Fleisch der alten Thiere ist vom Rindfleisch nicht zu unterscheiden; es hat aber die ganz besondere Eigenschaft, daß es auch in den heißesten Sommermonaten in der freien Luft, ohne stinkend zu werden, zwei volle Wochen und noch länger dauern kann, ohngeachtet es von den Schmeißfliegen dergestalt vernuflächet wird, daß es allenthalben mit Würmern verdeckt ist. Es hat auch eine viel höhere Röthe, als aller anderen Thiere Fleisch, und sieht fast wie von Salpeter geröthet aus. Wie heilsam es zur Nahrung sei, empfanden wir gar bald Alle, soviel unserer es genossen, indem wir an Kräften und Gesundheit eine merkliche Zunahme spürten. Hauptsächlich erfuhren dies Diejenigen unter den Matrosen, welche bis dahin an Zahnfäule gelitten und bis auf diese Zeit sich noch nicht hatten erholen können. Mit diesem Fleisch der Seekühe versorgten wir auch unser Fahrzeug zur Abreise, wozu wir sonst gewiß keinen Rath zu schaffen gewußt hätten."

„Ich wunderte mich nicht wenig, daß ich auf Kamtschatka vor meiner Reise, da ich doch sorgfältig nach allen Thieren gefragt, nie Etwas von der Seekuh hatte erfahren können, nach meiner Zurückkunft jedoch hörte, daß dieses Thier vom kronotzkischen Vorgebirge bis an den Meerbusen Awatscha verbreitet sei und zuweilen todt ans Land geworfen werde; und da haben es die Kamtschatalen in Ermangelung eines anderen mit dem Namen des Krautfressers belegt."

Sechzehnte Ordnung.

Walthiere (Cetacea).

Wir sind am Ende unserer Klasse angelangt. Unter den Säugethieren sind die Wale genau Dasselbe, was die Fische unter den Wirbelthieren sind: ausschließlich dem Wasser angehörige und solchem Leben entsprechend gebaute Geschöpfe. Die Seehunde verbringen wenigstens noch ein Dritttheil ihres Lebens auf dem Lande: sie werden dort geboren und suchen es auf, wenn sie die freundlichen Strahlen der Sonne genießen und schlafen wollen; bei den Sirenen ist mindestens noch die Möglichkeit des Landlebens vorhanden: die eigentlichen Wale dagegen sind ausschließlich dem Meere zugewiesen. Darauf deutet schon ihre Größe hin: nur das Wasser gestattet leichte Beweglichkeit solcher Riesen, und nur das unendlich reiche Meer gewährt ihnen die nöthige Nahrung.

Warmes Blut und Lungenathmung, Lebendiggebären und Säugen der Jungen, vollkommene Entwickelung des Gehirns und der Nerven: diese wesentlichen Merkmale der Säugethiere — sie sind zugleich die einzigen, welche die Wale noch mit den übrigen Ordnungen der Klasse theilen. In allen anderen Stücken weichen sie noch weit mehr von den höheren Säugethieren ab, als die Sirenen, in welchen wir bereits Zwittergestalten zwischen Säugern und Fischen kennen lernten. Jeder noch wenig gebildete Mensch, jedes noch in der Kindheit stehende Volk hat sie den Fischen zugezählt, wie ihre Namen beweisen, und erst die genaue Erforschung ihres Wesens und Seins hat ihnen die Stellung angewiesen, welche ihnen gebührt. Aber noch immer lächelt der nicht naturwissenschaftlich Gebildete ungläubig, wenn der Forscher sie, die Meerungeheuer, zu den Säugethieren zählt; denn jener sieht in ihnen noch heutigen Tages nur Fische.

Der Leib der Wale ist massig und unbeholfen, ohne alle äußere Gliederung; der oft unförmlich große und fast regelmäßig ungleich gebaute Kopf geht ohne deutlich zu unterscheidende Grenze in den Rumpf über, und dieser läuft, nach hinten zu sich verschmälernd, in eine breite, wagrechte Schwanzfinne aus. Die hinteren Glieder, welche, mit Ausnahme der Sirenen, alle übrigen Säugethiere kennzeichnen, fehlen gänzlich; die vorderen sind zu eigentlichen Flossen geworden: man muß sie mit dem zergliedernden Messer untersuchen, wenn man sie als Hände erkennen will, und findet auch dann noch Eigenthümlichkeiten des Handbaues auf. Eine hier und da vorkommende Fettflosse, welche längs des Rückens verläuft, trägt zur Vermehrung der Fischähnlichkeit dieser Thiere noch bei. Im übrigen kennzeichnen die Wale äußerlich der weitgespaltene, lippenlose Mund, welcher entweder eine ungewöhnlich große Zahnmenge oder aber Barten — für uns noch ganz neue Gebilde — zeigt, das Fehlen des inneren Augenlides und die Lage der Zitzen hinten neben den Geschlechtstheilen.

Auch in ihrem inneren Leibesbau zeigen die Riesen der See manches Eigenthümliche. Die Knochen ihres Geripps werden durch schwammige, lockere Zellen gebildet, welche von flüssigem Fett innig durchdrungen sind, — so innig, daß dieses ihnen niemals entzogen werden kann, daß die

Knochen, auch selbst nach längerem Bleichen, immer noch ein fettiges, gelbliches Aussehen behalten; dagegen fehlen allen Knochen die Markhöhlen. An dem gewaltigen Schädel, welcher nur bei den wenigsten in einem regelrechten Verhältniß zum Leibe steht, sind die Kopfknochen sonderbar verschoben, liegen lose auf einander oder hängen nur durch weiche Theile mit anderen Knochen zusammen; einzelne von ihnen sind verkümmert, andere auffallend vergrößert, und fast jede Regelmäßigkeit scheint aufgehoben zu sein. In der Wirbelsäule fällt der Hals besonders auf. Noch ist die gewöhnliche Zahl der Wirbel vorhanden; allein diese gleichen nur dünnen, platten Ringen und verwachsen in Folge der geringen Beweglichkeit gar nicht selten theilweise so fest unter einander, daß man die Siebenzahl blos aus den Röhren erkennt, durch welche die Halsnervenpaare hervortreten. Die Verwachsung trifft meistens die vorderen Wirbel; doch kommt es ausnahmsweise vor, daß ihrer sechs oder sämmtliche Wirbel mit einander verschmelzen. Außer den Halswirbeln besitzen die Wale 11 bis 19 Brustwirbel, 10 bis 24 Lendenwirbel, — mehr als alle übrigen Säugethiere, — und 22 bis 24 Schwanzwirbel. Die Zahl der wahren Rippen dagegen ist sehr gering: die echten Wale haben nur eine einzige, und mehr als ihrer sechs scheinen bei keinem Mitgliede der Ordnung vorzukommen. Falsche Rippen sind immer in größerer Zahl vorhanden, als wahre. Kürze und Plattheit aller Knochen und eine auffallend hohe Gliederzahl der Finger zeichnen die Vorderglieder aus. Während bei anderen Säugethieren drei Fingerglieder vorhanden sind, besitzen einige Wale an manchen Fingern sechs, neun und zwölf Glieder. Der Zahnbau ändert auffallend ab. Gewöhnlich finden sich in beiden Kiefern sehr gleichartig gestaltete Zähne in großer Zahl; einige Wale stehen auch hierin unübertroffen da. Die Muskeln sind einfach, der Größe der Thiere angemessen und ungemein kräftig. Die Nervenmasse ist äußerst gering: bei einem elftausend Pfund schweren Walfisch von neunzehn Fuß Länge wog das Gehirn noch nicht vier Pfund, nicht mehr als bei dem selten über zweihundert Pfund schweren Menschen!

Alle Sinneswerkzeuge stehen auf tiefer Stufe. Die Augen sind klein, die Ohren, so zu sagen, nur angedeutet. Die Nase hat ihre Bedeutung ganz verloren und ist ausschließlich Luftweg geworden; Riechnerven hat man noch bei keiner Art gefunden. Ueber den Geschmack vermögen wir nicht zu urtheilen; vom Gefühl aber wissen wir, daß es einigermaßen entwickelt ist.

Wie sich erwarten läßt, sind die Athmungswerkzeuge der Heimat unserer Thiere entsprechend gebildet. Der Kehlkopf ist nicht geeignet, eine wohllautende Stimme hervorzubringen, wohl aber eine große Menge Luft mit einem Male durchgehen zu lassen. Die Luftröhre ist sehr weit, die Lunge hat einen beträchtlichen Umfang, und alle Luftröhrenäste stehen unter einander in Verbindung, so daß von einem aus die ganze Lunge gefüllt werden kann. Dazu kommen noch andere Hilfsmittel, welche die Athmungsfähigkeit erhöhen: so besitzen die Herz- und Lungenschlagader weite Säcke, in welchen sich gereinigtes und der Reinigung bedürftiges Blut ansammeln kann. In den Verdauungswerkzeugen fällt der Mangel an Speicheldrüsen auf. Die Zunge ist außerordentlich groß, der Magen meist getheilt, die Leber klein, der Darmschlauch selbst verschieden. Eine glatte, nur ausnahmsweise an sehr wenig Stellen mit wenigen Borsten bedeckte Haut bekleidet den Körper. Sie ist weich, sammtartig anzufühlen und fettig. Ihre Dicke ist gering; unter ihr aber liegt eine sehr starke Fettschicht.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß solcher Leibesbau für das Wasserleben der Wale durchaus geeignet ist. Die Glätte der Haut erleichtert die Fortbewegung der ungeheuren Masse, die Fettlage verringert ihr Gewicht, ersetzt das wärmende Haarkleid und gibt zugleich den nöthigen Widerstand für den kaum zu berechnenden Druck, welchen ein Wal auszuhalten hat, wenn er in die Tiefen des Meeres hinabsteigt. Die sehr große Lunge ermöglicht es den Thieren, ziemlich lange unter dem Wasser zu verweilen, und die erweiterten Schlagadern, welche Herz und Lunge verbinden, bewahren noch eine große Menge gereinigten Blutes in sich auf, welches verwendet werden kann, wenn die Wale längere Zeit als gewöhnlich verhindert werden, die zur Blutreinigung nöthige

Luft zu schöpfen. Auf die Zweckmäßigkeit der übrigen Leibestheile brauchen wir gar nicht einzugehen; sie ergibt sich jedem Denkenden von selbst.

Die Wale sind zu vollkommenen Meeresbewohnern geworden. Sie meiden die Nähe der Küste soviel als möglich: das Land wird ihnen verderblich. Nur die Mitglieder einer Familie gehen zuweilen ziemlich hoch im süßen Wasser empor, jedoch nicht gern weiter, als sich die Wirkung der Fluth bemerklich macht. Alle übrigen verlassen das Salzwasser nicht. Auf dem festen Lande kann sich kein Wal bewegen: — wenn ein Sturm ihn auf das Trockene schleudert, ist er rettungslos verloren.

Manche Arten scheinen an die kältesten Gegenden des Meeres gebunden zu sein; nur sehr wenige sind Weltbürger. Zu gewissen Zeiten des Jahres ändern sie ihren Aufenthalt und ziehen in bestimmten, weiten Kreisen im Meere hin und her. Alle sind im hohen Grade bewegungsfähige Thiere. Sie schwimmen mit der größten Meisterschaft, ohne irgend sichtbare Anstrengung, manche mit unglaublicher Schnelligkeit. Gewöhnlich halten sie sich nahe der Oberfläche; vielleicht steigen sie in größere Tiefen des Meeres nur dann hinab, wenn sie verwundet wurden. Die oberste Schicht des Wassers ist ihr eigentliches Gebiet: sie müssen mit dem Kopfe und einem Theil des Rückens emporkommen, wenn sie Athem schöpfen wollen. Ihr Luftwechsel hat manches Eigenthümliche. Der emporgekommene Wal spritzt zuerst unter schnaubendem Geräusch das Wasser, welches in die nur unvollkommen verschlossenen Nasenlöcher eindrang, mit so großer Gewalt empor, daß es sich in feine Tropfen auflöst, aber dennoch bis zu funfzehn und zwanzig Fuß Höhe emporgeschleudert wird. Dieser Wasserstrahl läßt sich am besten mit einer Dampfsäule vergleichen, welche aus einer engen Röhre entweicht; auch das Schnauben erinnert an das durch den Dampf unter gegebenen Umständen verursachte Geräusch. Einen Wasserstrahl, wie ihn ein Springbrunnen in die Höhe schleudert, wirft kein Wal aus, obgleich die meisten Zeichner Dies darstellen und noch gar viele Naturbeschreiber es angeben. Gleich nach dem Ausstoßen zieht das Thier unter ebenfalls laut hörbar stöhnendem Geräusch mit einem raschen Athemzug die ihm nöthige Luft ein, und manchmal wechselt es drei, vier, auch fünf Mal in der Minute den Athem, aber nur das erste Mal nach dem Auftauchen wird ein Strahl emporgeschleudert. Die Nasenlöcher sind so günstig gelegen, daß der Wal beim Auftauchen immer mit ihnen zuerst in das Freie kommt, und somit wird ihm das Athmen ebenso bequem, als anderen Thieren. Man darf annehmen, daß ein ruhig dahin schwimmender, ungestörter Wal mindestens alle anderthalb Minuten ein Mal Luft schöpft; aber man hat auch beobachtet, daß die Thiere weit länger unter Wasser verweilen können: der berühmte Walfischjäger Scoresby behauptet, daß verwundete Wale bis zwanzig Minuten unter Wasser aushalten können. Unter solchen Umständen leistet wahrscheinlich das in den erwähnten Schlagadersäcken aufbewahrte, angesäuerte Blut der Athemnoth noch einige Zeit lang Vorschub; endlich aber macht sich das Säugethier doch geltend, und der Wal muß wieder zur Oberfläche emporsteigen, um dem unvermeidlichen Erstickungstode zu entrinnen. Bei unterbrochenem Luftwechsel stirbt der Wal so sicher, als jeder andere Säuger, an Erstickung, wie man behauptet hat, sogar in sehr kurzer Zeit. Ein Wal, welcher sich in dem Tau verschlang, mit dem man einen seiner eben getödteten Gefährten behufs der Ausnutzung emporgewunden hatte, war nach wenigen Minuten eine Leiche. Schwerer zu begreifen ist, daß unsere Thiere, welche doch blos Luft athmen, in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit ebenfalls sterben, wenn sie auf das Trockene geschleudert werden. Dort fehlt es ihnen doch wahrhaftig nicht an Luft, und auch der Hunger tödtet ein so gewaltiges Thier schwerlich so schnell; gleichwohl ist der gestrandete Wal, wie schon bemerkt, jedes Mal dem Verderben preisgegeben.

Alle eigentlichen Wale nähren sich von Thieren und nehmen wahrscheinlich nur zufällig Pflanzen mit auf; wenigstens bedarf es noch genauerer Beobachtung, bevor man behaupten kann, daß eine Art, der Finnfisch nämlich, die Tange, welche man oft in großer Menge in seinem Magen findet, abweidet, oder ein Delfin die in das Flußwasser gefallenen Früchte frißt. Größere und kleinere Meerthiere der verschiedensten Klassen sind die Beute, welcher sie nachstreben. Gerade die größten

Arten nähren sich von den kleinsten Meerthieren und umgekehrt, die kleineren sind die tüchtigsten Räuber. Der Narwal und die Delfine sind Raubthiere im eigentlichen Sinne des Wortes, und manche von ihnen verschonen selbst die Schwächeren ihrer eigenen Sippschaft nicht; dagegen begnügen sich die Bartenwale mit sehr kleinen Thieren, mit winzigen Fischen, Krebsen, schalenlosen Weichthieren, Quallen und dergleichen. Man kann sich leicht vorstellen, welch ungeheure Massen von Nahrung die Riesen des Weltmeeres zu ihrer Erhaltung bedürfen: ein einziger Wal verzehrt wahrscheinlich täglich Millionen und selbst Milliarden von diesen winzigen Geschöpfen.

Sämmtliche Wale sind gesellige Thiere. In Gegenden, wo sie noch nicht durch den Menschen beunruhigt worden sind, sieht man sie gewöhnlich in ziemlichen Herden zusammen. Alle zeigen eine große Anhänglichkeit zu einander, und namentlich die Mitglieder eines Paares lieben sich ganz ungemein.

Ueber die Zeit der Begattung fehlen noch genauere Nachrichten. Vielleicht geschieht sie zu jeder Jahreszeit, am häufigsten aber wohl gegen das Ende des Sommers. Es scheint, daß sich dann die Herden in bestimmte Paare auflösen, welche längere Zeit zusammenhalten. Vor der Begattung zeigt das Männchen seine Erregung durch Plätschern mit den gewaltigen Flossen an und erfüllt das stille Wasser mit Donnergetöse. Gar nicht selten wirft es sich auf den Rücken, stellt sich senkrecht auf den Kopf und bewegt die Wogen auf weit hin, springt auch wohl, mit der riesigen Masse seines Leibes spielend, über die Oberfläche des Wassers heraus, taucht senkrecht in die Tiefe, erscheint von neuem und treibt andere Scherze zur Freude des Weibchens. Wie lange die Tragzeit währt, ist zur Zeit noch nicht ermittelt. Man nimmt zwar an, daß sie blos neun bis zehn Monate dauert, dürfte aber schwerlich diese Annahme beweisen können. Bei den kleineren mag die angegebene Zeit der wahren wohl ziemlich nahe kommen; die großen aber können ebensogut einundzwanzig oder zweiundzwanzig Monate trächtig gehen, als neun oder zehn Monate. Zwischen Februar und April sieht man neugeborene Junge bei den Weibchen. Sie sind schon ziemlich große Thiere, bedürfen aber noch lange der sorgsamen Pflege der Alten. Dies gilt zumal für die Bartenwale, welche, wie man behauptet, erst nach Ablauf des ersten Lebensjahres fähig sind, ihre Nahrung sich selbst zu erwerben, und bis dahin gesäugt werden müssen. Bei diesem Muttergeschäft schwimmt die Alte ruhig ihres Weges weiter, das Junge hängt sich fest an die große Zitze an und läßt sich im Wasser nachschleifen. Wie es scheint, sind die größeren Arten erst nach dem zwanzigsten Jahre ihres Lebens zur Fortpflanzung geeignet. Wie lange ihr Leben währen kann, weiß man nicht. Man nimmt an, daß das hohe Alter sich durch Zunahme des Grau an Körper und Kopf, das Vergilben der weißlichen Farbe, die Abnahme des Thrans, die große Härte des Specks und die Zähigkeit der sehnigen Theile bestimmen läßt; allein man ist durchaus nicht im Stande, die Zeit anzugeben, in welcher diese Veränderungen beginnen.

Auch die Wale haben ihre großen Feinde, namentlich in der ersten Zeit ihres Lebens. Der Hai und der Schwertfisch sollen förmlich Jagd auf junge Walfische machen, selbst ältere angreifen und dann tagelang mit Vergnügen von dem riesenhaften Leichname fressen. Weit gefährlicher aber, als alle Seeungeheuer, wird den Walen der Mensch. Er ist es, welcher bereits seit mehr als tausend Jahren fast sämmtliche Wale regelrecht verfolgt und einige Arten bereits der Vertilgung nahe gebracht hat.

Bei Gefahr vertheidigen die Wale sich gegenseitig, und zumal die Mütter ihre Kinder mit großem Muthe. Die kleineren machen von ihrem starken Gebiß Gebrauch; die größeren versuchen nur durch unbändige Bewegungen Angriffe abzuwehren. Im Verhältniß zu ihrer Größe sind die ungeschlachten Thiere höchst ungefährliche Gegner desjenigen Feindes, welcher ihnen den größten Schaden zufügt. Der Mensch kümmert sich im ganzen wenig um das Toben und Wüthen der von ihm angegriffenen Riesen; er weiß schon Mittel zu finden, auch die größten Anstrengungen zu vereiteln.

Im Anfang hat sich der Mensch wahrscheinlich blos mit denjenigen Walen begnügt, welche ihm das Meer selbst zuführte, d. h. mit solchen, welche durch Stürme auf den Strand geworfen wurden. Erst später dachte er daran, sich mit den Riesen des Meeres im Kampfe zu messen. Man schreibt den Basken die Ehre zu, das erste Volk gewesen zu sein, welches im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert eigentliche Schiffe für den Walfischfang ausrüstete. Anfangs begnügten sich diese kühnen Seefahrer, die Finnfische in dem nach ihrem Lande genannten Golfe aufzusuchen; aber schon im Jahre 1372, bald nach Entdeckung des Kompasses, steuerten sie nach Norden und fanden hier die eigentlichen Walfischgründe auf. Es steht fest, daß sie schon, trotz aller Gefahr der unbekannten Meere und des furchtbaren Klima, bis an die Mündung des Lorenzstroms und an die Küste von Labrador vordrangen. Um das Jahr 1450 rüsteten die Rheder von Bordeaux ebenfalls Walfischfahrer aus und suchten die werthvolle Beute in den östlichen Theilen des nördlichen Eismeeres auf. Bürgerkriege lähmten Schifffahrt und Handel der Basken, und der im Jahre 1633 erfolgte Einfall der Spanier in ihr Land beendete ihren Walfischfang für immer. Ihre großartigen Erfolge aber mochten die Habsucht anderer Seevölker erweckt haben; denn schon im sechzehnten Jahrhundert zeigten sich englische und bald darauf holländische Walfischfahrer in den grönländischen Meeren. Man sagt, daß die ausgewanderten baskischen Fischer den beiden nördlichen Völkern die Kunst des Walfischfanges gelehrt haben. Die Stadt Hull rüstete im Jahre 1598 die ersten Schiffe aus; in Amsterdam wurde 1611 eine Gesellschaft gebildet, welche ihre Jagdfahrten nach den Meeren von Spitzbergen und Novaja-Semlja richteten. Bald nahm dieser Theil der Seefahrt einen bedeutenden Aufschwung. Schon sechzig Jahre später verließen 133 Schiffe mit Walfischfängern die holländischen Hafen. Die Blüthezeit des Fanges kam später. Vom Jahre 1676 bis 1722 an sendeten die Holländer 5886 Schiffe aus und erbeuteten in dieser Zeit 32,907 Wale, deren Gesammtwerth schon damals mindestens hundert Millionen Thaler unseres Geldes betragen haben mag. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde die gewinnreiche Jagd eifrig betrieben. Friedrich der Große ließ im Jahre 1768 Walfischfänger ausrüsten; die Engländer hatten etwa um dieselbe Zeit 222 Schiffe auf den nördlichen Meeren.

Gegenwärtig sind die Amerikaner die eifrigsten Walfischfänger. Im Jahre 1841 beschäftigten sie allein für den Walfischfang in der Südsee sechshundert Segel und 13,500 Mann.

Bei dem ungeheuren Aufschwung, welchen die Schifffahrt genommen hat, darf es uns nicht Wunder nehmen, daß zur Zeit alle Polarmeere, welche den kühnen Seefahrern nicht unüberwindliche Hindernisse entgegensetzen, besucht werden. Die Schiffe verlassen ihre heimischen Hafen schon im März oder im September, je nachdem sie mit dem Anbruch des Sommers in dem nördlichen oder im südlichen Eismeer schiffen wollen. Dort bleiben die meisten Fänger bis zum September, einige wohl auch bis zum Oktober, hier bis zum März oder spätestens bis zum April. Der Fang ist im ganzen wenig gefährlich, wohl aber die Fahrt. Jedes Jahr bringt der Walfischflotte schwere Verluste. Von dreiundsechzig Schiffen im Jahre 1819 gingen zehn, von neunundsiebzig im Jahre 1821 elf, von achtzig im Jahre 1830 einundzwanzig Schiffe zu Grunde. Am gefährlichsten wird den Walfischfahrern die Ostküste der Baffinsbai, bezüglich der Versuch, die große Eisbank zu durchdringen, welche diesen Meerestheil fast ganz erfüllt. „Wird auf dieser engen und gefährlichen Durchfahrt," sagt Hartwig, „das Schiff vom Treibeis gegen die fest aufsitzenden Eismassen gestoßen, so ist dessen Verlust unvermeidlich, den seltenen Fall ausgenommen, wo es durch den Druck aus dem Wasser gehoben und später, beim Auseinandergehen des Eises, wieder in die Fluthen gesenkt wird. Zum Glück gehen bei solchen Schiffbrüchen nur selten Menschenleben verloren, da das Meer fast immer ruhig ist und die Mannschaft Zeit genug hat, sich auf andere Schiffe zu retten. Der Walfischfang überhaupt ist nicht nur ein sehr gefährliches und anstrengendes, sondern auch ein höchst unzuverlässiges Geschäft, so daß bei ihm das ostender Sprichwort: „Vischerie — Lotterie" sich vollkommen bewährt. Oft gelingt es in kurzer Zeit, das ganze Schiff mit Thran und Fischbein zu beladen, wobei natürlich der Rheder ein glänzendes Geschäft macht und die ganze Bemannung sich

eines reichlichen Lohnes erfreut. Manchmal aber ist am Ende der Fahrt auch kein einziger Fisch gefangen worden, und dann hat die Mannschaft, welche für ihren Lohn auf einen Theil des Fanges angewiesen ist, alle Noth und Mühe umsonst gehabt, und der Unternehmer ist um eine bedeutende Summe ärmer."

„Wie sehr der Walfischfang von den Launen des Zufalls abhängt, geht aus folgenden amtlichen Angaben deutlich hervor. Im Jahre 1718 wurden von den 108 Schiffen der holländischen Grönlandsflotte 1291 Fische gefangen, deren Werth etwa vier Millionen Thaler betrug, so daß also auf jedes Schiff durchschnittlich sechsunddreißigtausend Thaler kamen; im folgenden Jahre dagegen erbeuteten 137 Schiffe blos zweiundzwanzig Wale. In Folge dieses entmuthigenden Ergebnisses rüstete man das nächste Mal nur 117 Schiffe aus; diese fingen aber 631 Walfische und entschädigten den Rheder einigermaßen für den erlittenen Verlust."

Der Walfischfang selbst ist schon so oft und so ausführlich beschrieben worden, daß wir uns hier mit einer kurzen Schilderung vollkommen begnügen können. Wenn die Schiffe in den Walfischgründen angekommen sind, kreuzen sie entweder in bestimmten Breiten auf und nieder, oder legen sich an irgend einer günstigen Stelle vor Anker und beobachten von nun an unablässig das Wasser nach allen Richtungen hin. Der Ausruf des Mannes im Mastkorbe: „Dort blasen sie!" bringt das ganze Schiff in eine unglaubliche Aufregung. Sorgfältig ausgerüstete Bote werden ausgesetzt, jedes von ihnen mit sechs bis acht tüchtigen Ruderern, einem Steuermann und dem Harpunenwerfer bemannt, und alle jagen nun so eilig als möglich den ruhig ihren Weg schwimmenden Walen entgegen. Die Angriffswaffe, deren sich der Harpunier bedient, ist ein lanzenartig zugespitztes, scharfes, mit Widerhaken versehenes Eisen, welches an einer sehr langen und äußerst biegsamen Leine befestigt ist. Letztere liegt auf einer leicht drehbaren Walze im Vordertheile des Botes sorgfältig aufgerollt. Beim Näherkommen rudert man langsam und vorsichtig auf den Walfisch zu, je näher, um so besser, und der Harpunier wirft nun mit voller Kraft das scharfe Eisen in den Riesenleib des Wales. In demselben Augenblicke schlagen alle Ruder in das Wasser, um das Bot aus der gefährlichen Nähe des verwundeten Ungeheuers zu entfernen. Gewöhnlich taucht der Wal sofort nach dem Wurf blitzschnell in die Tiefe und rollt dabei die Leine so rasch ab, daß man Wasser auf die Rolle gießen muß, um die Entzündung derselben zu verhindern. Die große Schnelligkeit der ersten Schwimmbewegung hält jedoch nicht lange an. Der Wal schwimmt ruhiger, und seine furchtbaren Feinde sind jetzt im Stande, die Verfolgung wieder aufzunehmen. Freilich kommt es auch vor, daß das Bot von dem fliehenden Thiere mit rasender Schnelligkeit stunden-, ja halbe Tage lang nachgeschleift wird. Nach einer Viertelstunde etwa erscheint der Verwundete wieder an der Oberfläche, um zu athmen. Das eine oder andere Bot nähert sich ihm zum zweiten Male, und ein neuer Wurfspieß dringt in seinen Leib. „Die menschliche Einbildung," sagt ein Augenzeuge, „kann sich nichts Schrecklicheres vorstellen, als die Schlächterei, welche man hier sieht. Entsetzt stürzt sich der Walfisch von Woge zu Woge, springt im Todeskampfe aus dem Wasser heraus und bedeckt das Meer umher mit Blut und Schaum. Er taucht unter, indem er einen Wirbel auf seinem Pfade zurückläßt, er kommt empor, und die tödtliche Lanze dringt in einen noch unberührten Lebensquell; wohin er sich auch kehrt, das kalte Eisen stachelt ihn zur Verzweiflung auf. Im vergeblichen Aufwand seiner Stärke macht er die See kochen wie in einem Topf, ein Zittern ergreift seinen ungeheuren Leib und schüttelt ihn, wie der erwachende Vulkan die Wand des Berges. Endlich hat er sich verblutet; er senkt sich auf die Seite und wird nun verächtlich von den Meereswogen umhergeschleudert, ein willkommenes Ziel für Tausende von Vögeln, welche augenblicklich herbeikommen, in der Absicht, von dem riesigen Aase zu speisen."

Der getödtete Wal geht sehr rasch in Fäulniß über. Schon einen Tag nach seinem Tode ist er zu einer ungeheuren schwammigen Masse angeschwollen, und gar nicht selten treiben die sich entwickelnden Gase den Leichnam so auf, daß er unter heftigem Knall berstet und dabei einen uner-

träglichen Gestank verbreitet. Gewöhnlich haben die Walfischfänger ihre Arbeit schon beendet, ehe es zur Fäulniß kommt. Man schleppt den erlegten Riesen an einem starken Seile mit mehreren Boten nach dem Schiffe, befestigt ihn dort und schreitet nun zum Einschneiden. Am Hauptmast sind zwei schwere Rollen angebracht, durch diese laufen starke Taue, deren Enden auf der einen Seite an der Ankerwinde befestigt sind, auf der anderen über Bord herabhängen. An ihnen befestigt man den ungeheuren Kopf, um ihn bis zu den Halswirbeln emporzuwinden. Im Genick trennt man ihn von dem übrigen Körper, welcher durch große Haken zum Zerschneiden aufgehängt wird. Der Kopf wird mittlerweile auf das Deck gezogen und später dort des Fischbeins, der Zähne und bezüglich des Walrats beraubt. Die Speckschneider stehen auf schmalen Gerüsten, welche an den Seiten des Schiffes hängen. Sie stechen zuerst drei Fuß breite Streifen um den Körper herum, über den Rücken und Bauch, befestigen einen solchen Streifen an einem Tau und geben das Zeichen zum Aufwinden. Während die Einen die Ankerwinde in Bewegung setzen, helfen die Untenstehenden mit ihren scharfen Spaten nach und trennen den Speck von dem in Folge des Aufwindens sich drehenden Leibe ab. So fährt man fort, bis der ganze Speck in lauter schraubenartig gewundenen Streifen vom Leibe abgeschält ist. Der Rumpf bleibt dem Meergethier überlassen.

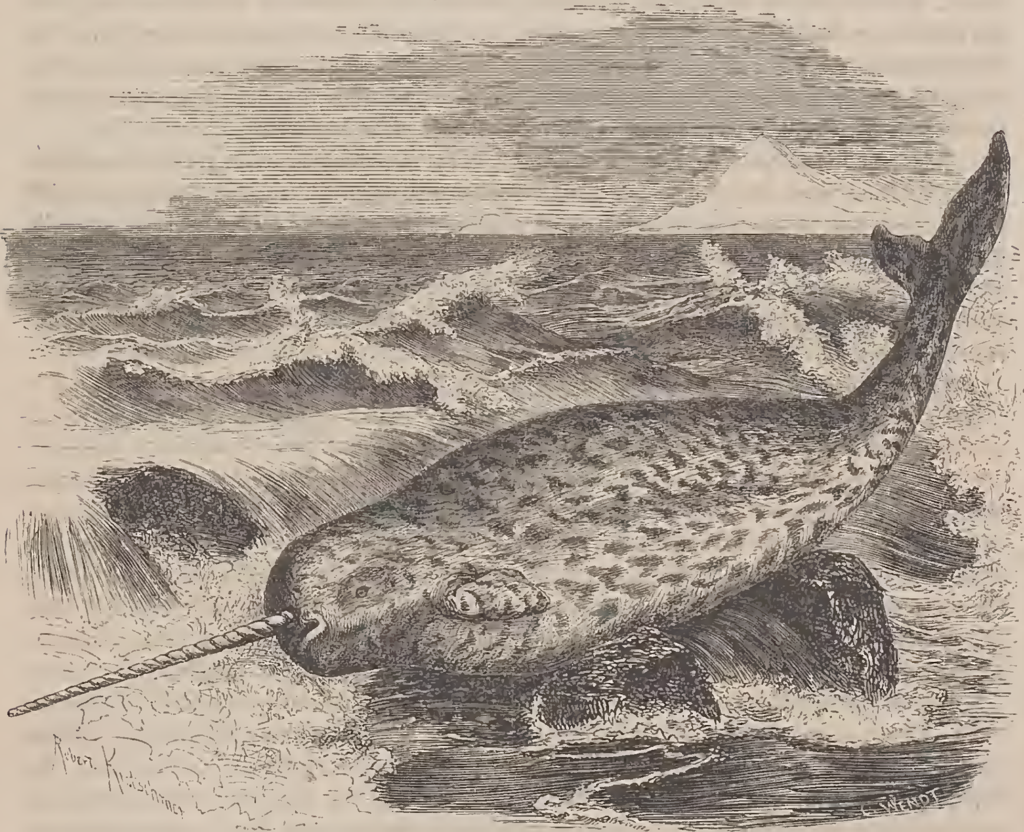
Nach dem Aufwinden kommt der Speck zunächst in das Zwischendeck, wo er zuerst von mehreren Leuten und dann durch eine Maschine in dünne Scheiben geschnitten wird. Das Auskochen geschieht in großen auf dem Verdeck eingemauerten Kesseln, deren Herd ringsum mit Wasser umgeben ist. Nur im Anfang verwendet man Steinkohlen zur Feuerung, später benutzt man die übrigbleibenden Stücke des ausgekochten Speckes zur Unterhaltung der Flamme. Der ausgekochte Thran wird in einer Kühlpfanne abgekühlt und dann sofort in die Tonnen gefüllt, welche man im untersten Schiffsraume verladet.

Kleinere Wale weidet man aus, zerhackt sie dann in Stücke und kocht ihren ganzen Leib. —

Die Ordnung der Wale kann in vier oder in zwei Familien eingetheilt werden, je nachdem man die Narwale, Delfine und Pottwale trennt oder vereinigt.

Nach unserer Ansicht vertritt der Narwal (Monodon Monoceros) eine besondere Familie. Er ist ein Wal von 12 bis 16, vielleicht 20 Fuß Länge, welcher sich vor allen übrigen durch den eigenthümlich bewehrten Oberkiefer auszeichnet. Aus ihm brechen nämlich zwei ungeheuere, d. h. 6 bis 10 Fuß lange, innen hohle, schraubenförmig von rechts nach links gewundene, elfenbeinartige Stoßzähne hervor, von denen der eine (der rechte) in der Regel verkümmert und im höheren Alter verloren geht. Diese Zähne stehen wagrecht zu beiden Seiten des Oberkiefers. Beim Weibchen bleiben beide gewöhnlich in der Zahnhöhle zurück. Im übrigen erscheint der Narwal als ein Mittelglied zwischen den Sirenen und Delfinen. Der Kopf ist verhältnißmäßig klein, der Hals sehr kurz und dick, der Leib lang gestreckt und spindelförmig, die Schwanzflosse sehr groß, in der Mitte ziemlich tief ausgeschnitten, zu beiden Seiten glatt, die Brustfinne dagegen verhältnißmäßig klein. Eine Rückenfinne wird nur durch eine Hautfalte angedeutet. Die nackte, glatte, sammtartige, weiche und glänzende Haut ist verhältnißmäßig dünn, die Oberhaut nicht dicker als Papier, die Schleimhaut noch nicht einen halben Zoll dick und auch die Lederhaut dünn, obschon fest. Nach Alter und Geschlecht ist die Färbung etwas verschieden. Beim Männchen stehen auf der weißen oder gelblichweißen Grundfarbe zahlreiche, längliche, unregelmäßig gestaltete, weiße und braune Flecken, beim Weibchen solche, welche mehr ins Bräunliche spielen. Diese Flecken stehen auf dem Rücken am dichtesten und auf dem Unterleibe am dünnsten. Auf dem Kopfe fließen sie oft gänzlich zusammen. Ganz junge Thiere sind ungefleckt, einförmig bläulichgrau oder schieferig gefärbt; bei mittelalten Thieren stehen die Flecken sehr dicht und sind dunkeler, als bei alten. Der Zahn sieht gelblichweiß, an der Spitze aber reinweiß aus, jedoch erst nachdem man ihn gereinigt hat, denn beim lebenden Narwal ist er stets beschmuzt.

Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß die Alten über den Narwal alles Mögliche gefabelt haben. Ein so auffallend gestaltetes Thier erregt nothwendigerweise die Verwunderung des Menschen, und so lange die Wissenschaft nicht ihr entscheidendes Wort gesprochen, ist die liebe Fantasie beschäftigt. Namentlich über den Zahn hat man Allerlei gemuthmaßt und, um offen zu sein, muthmaßt man noch; denn bis zum heutigen Tag geben sich die Zweckmäßigkeitsprediger alle Mühe, seinen Nutzen zu erklären. Schon der alte Strabo spricht von einem Oryx des Meeres, welcher sehr groß sei und sich häufig in Gesellschaft des Walfisches in der Nähe von Spanien herumtreibe. Albertus Magnus erzählt mehr von diesem Thiere. Er nennt es einen Fisch, welcher ein Horn an der Stirn trägt, womit er Fische und gewisse Schiffe durchbohren könne; aber er sei so faul, daß diejenigen,



Der Narwal (Monodon Monoceros).

welche er angreife, leicht entfliehen könnten. Ein späterer, unbekannter Schriftsteller versichert, daß gedachtes Meerungeheuer große Schiffe durchbohren, zerstören und dadurch viele Menschen zu Grunde richten könne; doch habe die Liebe des Schöpfers das Thier so langsam erschaffen, daß die Schiffe, wenn sie es sähen, Zeit hätten, zu entfliehen. Roggefort gibt die erste gute Abbildung und erzählt, daß der Narwal sein Horn zum Kampfe gegen andere Walfische gebrauche, damit aber auch das Eis zertrümmere. Deswegen finde man mehrere mit abgebrochenen Zähnen. Erst Fabricius bezweifelt, daß der Narwal die Schollen und andere Fische, welche seine Nahrung bilden, mit dem Zahne ansteche und denselben dann in die Höhe richte, bis seine Beute allmählich gegen das Maul rutsche, so daß er sie endlich mit der Zunge einziehen könne. Scoresby endlich stimmt mit denen

überein, welche den Stoßzahn des Narwal als nothwendiges Werkzeug zur Zertrümmerung des Eises ansehen. Wir unsererseits dürfen in dem Zahne wohl nur eine Waffe sehen, wie sie das männliche Geschlecht so oft vor dem weiblichen voraus hat; wenigstens wüßten wir es uns sonst nicht zu erklären, wie das arme unbezahnte Weibchen sich helfen könnte, wenn die von den genannten Schriftstellern erdachten Nothfälle eintreten sollten.

Unsere Kenntniß über das Leben und Treiben des „Seeungeheuer" gescholtenen Wales läßt noch sehr viel zu wünschen übrig. Wir wissen jetzt ungefähr Folgendes: Der Narwal ist ein Bewohner der nördlichen Meere und wird am häufigsten zwischen dem 70. und 80. Grad der nördlichen Breite getroffen, in der Davisstraße, in der Baffinsbay. In der Prinzregenten-Einfahrt, im Eismeer zwischen Grönland und Island, um Novaja-Semlja und weiter in den nordsibirischen Meeren ist er häufig. Südlich des Polarkreises kommt er nur selten vor. So weiß man blos von vier Fällen, daß Narwale an der Küste Großbritanniens strandeten, und an den deutschen Küsten ist das Thier nur im Jahre 1736, aber zwei Mal, vorgekommen und erlegt worden. Der Narwal meidet das Land und liebt die hohe See. Vielleicht wandert er, wie manche Wale, von Westen nach Osten und zurück; doch beruht diese Angabe zunächst nur auf Erzählungen der Grönländer.

Selten sieht man diesen Wal einzeln. Den Schifffahrern kommt gewöhnlich eine Truppe von 15 bis 20 Stück zu Gesicht, regelmäßig Thiere desselben Geschlechts. Im hohen Norden soll er sich auch zu Rudeln von Hunderten vereinigen, namentlich an solchen Orten, wo das auf große Strecken hin eisbedeckte Meer einige freie Stellen hat. So weit man beobachten konnte, ist der Narwal ein friedliches, harmloses Thier, welches weder unter sich Zank und Streit anfängt, noch auch Kämpfe mit dem Walfisch ausführt. Die Rudel schwimmen so dicht, daß ein Männchen immer den Stoßzahn auf den Rücken seines Vordermannes legt. Manchmal kommt es auch vor, daß ihrer zwei oder drei ihre Stoßzähne kreuzen. Von der durch des Schöpfers Güte dem Narwal zu Gunsten jedes rechtschaffenen Adamsohnes verliehenen Langsamkeit haben neuere Seefahrer Nichts bemerkt; sie bezeichnen diesen Wal im Gegentheil als ein sehr munteres, behendes Thier, welches mit außerordentlicher Schnelligkeit schwimmt und durch sein oft wiederholtes Auf- und Niedertauchen das Meer zu beleben und die Aufmerksamkeit des Beobachters zu fesseln weiß. Ein einziger starker Schlag seiner Schwanzflosse genügt, um Wendungen nach jeder Seite hin auszuführen, nur eine Drehung im engen Kreise wird ihm schwer. Bei jedem Emporsteigen stößt das Thier Luft und Wasser mit Heftigkeit durch die Nase, wodurch ein weit hörbares Schnauben entsteht. Wenn eine Herde rasch vorüber schwimmt, vernimmt man auch gurgelnde Laute, welche dadurch hervorgebracht werden, daß mit der Luft Wasser ausgestoßen wird, welches in die Nasenöffnungen drang.

Seegurken, nackte Weichthiere und Fische bilden die Nahrung des auffallenden Geschöpfes. Scoresby fand in seinem Magen Glattroggen, welche fast drei Mal so breit waren, als sein Maul, und wundert sich, wie es ihm möglich wird, mit dem zahnlosen Maule eine so große Beute festzuhalten und herabzuwürgen; er glaubt deshalb, daß der Narwal diesen Roggen vorher mit seinem Stoßzahne durchbohrt und erst nach seiner Tödtung verschlungen habe. Der unhöfliche Seemann vergißt aber dabei wieder das arme Weibchen, welches doch auch leben will. Wahrscheinlich ist, daß der Narwal seine Nahrung im Schwimmen erhascht und durch den Druck seines Maules so zusammenpreßt, daß er sie hinabwürgen kann: — unsere gefangenen Seehunde wickeln die Schollen auch erst zusammen, wie die Köchin einen Eierkuchen, bevor sie den breiten Bissen als mundgerecht betrachten.

Ueber die Fortpflanzung unserer Thiere wissen wir bisjetzt noch so gut als Nichts; man kennt weder die Zeit der Paarung, noch die Dauer der Trächtigkeit, noch auch die Zeit des Werfens. Im Juni hat man ein fast vollständig ausgebildetes Junge im Leibe eines alten Weibchens getroffen. —

Man jagt den Narwal schon seit alten Zeiten des großen Nutzens halber, welchen er gewährt. Gleichwohl ist der Mensch vielleicht nicht der hauptsächlichste Feind unseres Thieres. Nicht blos der Butskopf oder Schwertfisch und der Menschenfresserhay stellen ihm nach: — auch das Meer selbst

wird ihm verderblich. Von keinem anderen Walthiere findet man so viele Ueberbleibsel, als von dem Narwal. In vielen Gegenden, wo er sehr selten ist, schwemmt das Meer seine Stoßzähne in Menge an und ebenso oft wird der anscheinend unverletzte Leib an die nördlichen Küsten getrieben. Es scheint also, daß bei Stürmen viele dieser Wale zu Grunde gehen.

Die Walfischfänger machen nicht immer Jagd auf ihn. Einzelne Narwale sind schwer zu erlegen, wenn nicht eisfreie Strecken des Meeres behufs des Athemholens sie an ein und dieselbe Stelle binden. Im hohen Meere werden einzelne harpunirt, wie der Walfisch; im Ganzen aber ist die Jagd nirgends bedeutend. Die Grönländer essen das Fleisch gekocht und getrocknet, die Haut und den Speck roh, brennen das Fett in Lampen, verfertigen aus den Flechsen guten Zwirn, aus dem Schlunde Blasen, welche sie beim Fischfang gebrauchen, und wissen selbst die Gedärme zu verwenden. Die Walfischfahrer schmelzen zwar den Speck aus, sehen aber doch in den Stoßzähnen den Hauptgewinn der Jagd.

In früheren Zeiten wurden die Stoßzähne mit ganz unglaublichen Summen bezahlt. Man schrieb ihnen allerlei Wunderkräfte zu und wußte sie somit noch vielseitiger zu verwenden, als wir, welche in ihnen blos eine Masse sehen, die das Elfenbein in jeder Hinsicht übertrifft. Noch vor etwa dritthalb hundert Jahren gab es nur sehr wenig Narwalzähne in Europa, und diejenigen, welche die Seefahrer bisweilen fanden, wurden ohne Mühe verwerthet. Man hielt die Zähne für das Horn des Einhorns in der Bibel, und deshalb eben setzten die Engländer solchen Zahn dem fabelhaften Einhorn ihres Wappens auf. „Kaiser und Könige,“ sagt Fitzinger, „ließen sich oft mit dem zierlichsten Schnitzwerk versehene Stäbe daraus verfertigen, welche ihnen nachgetragen wurden, und die kostbaren Bischofsstäbe waren aus solchen Zähnen gefertigt. Noch im 16. Jahrhundert bewahrte man im bayreuthischen Archive zu Plassenburg vier Narwalzähne als außerordentliche Seltenheit auf. Einen derselben hatten zwei Markgrafen von Bayreuth von Kaiser Karl V. für einen großen Schuldposten angenommen und für den größten wurde von den Venetianern noch im Jahre 1559 die ungeheuere Summe von 30,000 Zechinen angeboten, ohne daß es ihnen gelungen wäre, sich den Besitz desselben zu verschaffen. Der dritte wurde als Arzneimittel, jedoch nur für die Angehörigen des Fürstenhauses, verwendet; man hielt ihn für so kostbar, daß immer Abgeordnete beider Fürsten zugegen sein mußten, wenn ein Ring von ihm zum Gebrauch abgeschnitten wurde. Ein Zahn, welcher in der kurfürstlichen Sammlung zu Dresden an einer goldenen Kette hing, wurde auf 100,000 Reichsthaler geschätzt.“

Mit der Ausbreitung der Schifffahrt verloren die Zähne mehr und mehr im Werth, und als im Anfang des 18. Jahrhunderts die „grönländische Gesellschaft“ viele große Stücke von Narwalzähnen nach Moskau schickte, um dieselben an den Zaren zu verhandeln, wußte der Leibarzt des Kaisers den Handel rückgängig zu machen, indem er sagte, daß diese gar keine Einhörner, sondern nur Fischzähne wären. Der Abgesandte mußte, ohne ein Stück los zu werden, wieder nach Kopenhagen zurückkehren und hatte dort noch den Schmerz, verhöhnt und gescholten zu werden. „Wie seid Ihr doch so unerfahren,“ sagte der alte Kaufmann, „Ihr hättet dem Arzte zwei- oder dreihundert Dukaten geben sollen, dann wären unsere Zähne sicherlich Einhörner gewesen.“ Je mehr man zu der Ueberzeugung kam, daß diese Zähne nicht vom Einhorn stammten, verloren sie ihre Wunderkräfte; aber noch Ende vorigen Jahrhunderts fehlten sie in Apotheken nicht, und manche Aerzte wußten ihre Unwissenheit noch immer durch Verordnung von gebranntem Narwalpulver darzulegen. Gegenwärtig betrügen die biederen Holländer blos noch die Chinesen und Japanesen mit den früher so gesuchten Stoffen; denn bei uns zu Lande wird das Stück höchstens mit 8 bis 20 Thalern bezahlt.

Der Name Narwal soll soviel als Aaswal bedeuten. Die Grönländer nennen das Thier Tauwar, Killnag, Kernektog und Tukallik, die Isländer Illevalle und Oetkamp, die Norweger Lüghtal.

* * *

Die zweite Familie der Wale, welche die Delfine (Delphini) umfaßt, ist die reichhaltigste von allen und zerfällt in eine Menge von Sippen. Alle hierher gehörigen Thiere sind Mittelglieder zwischen dem Narwal und dem Pottfisch, welche beide von manchen Naturforschern der Delfinfamilie ohne weiteres zugezählt werden. Sie kennzeichnen eine ansehnliche Zahnmenge in den beiden manchmal schnabelartig verlängerten Kiefern des verhältnißmäßig kleinen Kopfes mit einfachem Spritzloch, sowie ein kleiner, aber schlanker Leib mit kleiner Schwanz- und Brustflosse und einer Rückenflosse, welche wenigstens oft sich findet. Die Zähne sind besonders deshalb merkwürdig, weil sie sich nicht als Schneide-, Reiß-, Mal- und Kauzähne unterscheiden lassen, sondern durchaus gleichartig gebildet sind. Auch der Darmschlauch verdient wegen der großen Weite der Speiseröhre und dem etwa zwölf Mal körperlangen Darme Beobachtung.

Die Delfine beleben alle Meere der Erde, die unter dem Gleicher liegenden ebensowohl als die hochnordischen und gemäßigteren. Sie sind die einzigen Wale, welche weit in den Flüssen emporsteigen, ja selbst ihre ganze Lebenszeit in ihnen und in den Seen, welche mit den Flüssen zusammenhängen, verbringen. Sie wandern wie die Wale von Norden nach Süden oder von Westen nach Osten und umgekehrt. Alle sind im hohen Grade gesellig; manche schlagen sich in sehr starke Scharen zusammen, welche dann tage- und wochenlang mit einander im Meere hin und her streifen. Ihre große Lebhaftigkeit, ihre geringe Scheu vor dem Menschen und ihre lustigen Spiele haben sie schon seit uralter Zeit den Schiffern und zumal den Dichtern befreundet.

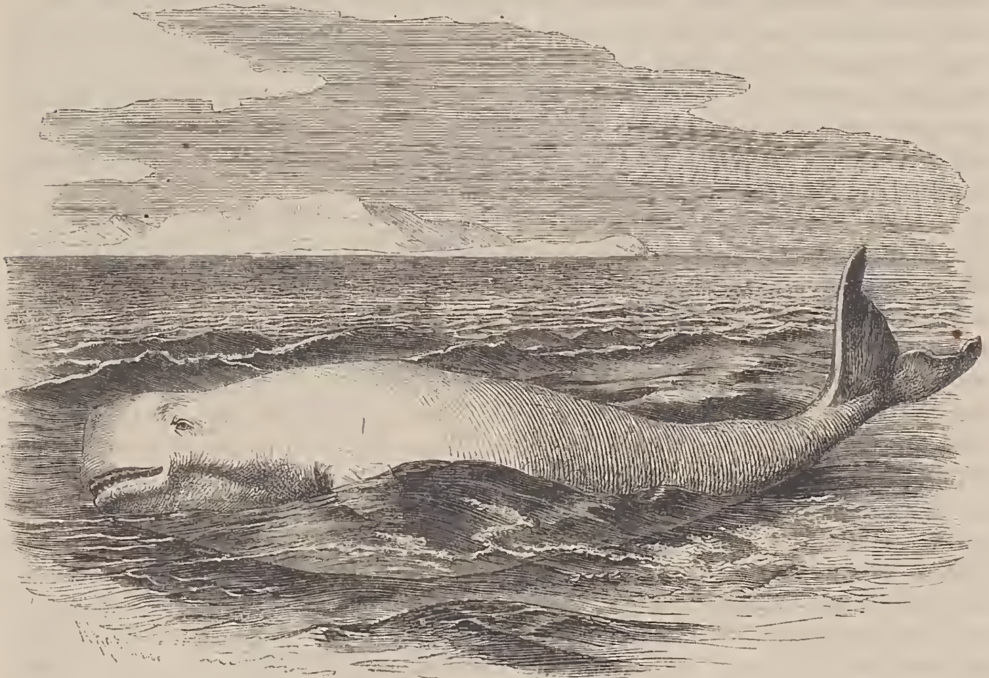
Fast alle Delfine schwimmen mit außerordentlicher Gewandtheit und Schnelligkeit und sind deshalb zum Fischfang im hohen Grade befähigt. Gerade sie gehören zu den furchtbarsten Räubern des Meeres; sie wagen sich selbst an den ungeheuren Walfisch und wissen diesen, Dank ihrer Ausdauer, wirklich zu bewältigen. Nebenbei fressen sie auch noch Kopffüßler, Weich-, Krusten- und Strahlenthiere; einzelne sollen aber auch Seetange und Baumfrüchte zu sich nehmen und diese sogar von den Bäumen, welche sich über das Wasser neigen, abpflücken. Gefräßig, raubgierig und grausam sind sie alle. Was genießbar ist, erscheint ihnen als gute Beute; sie verschmähen nicht einmal die Jungen ihrer eigenen Art oder ihrer nächsten Verwandten. Unter sich zeigen sie eine große Anhänglichkeit; sobald aber einer von ihnen getödtet worden ist, fallen sie wie die Wölfe über den Leichnam her, zerreißen ihn in Stücke und fressen ihn auf. Zur Paarungszeit streiten die Männchen mancher Arten um den Besitz des Weibchens, und ein etwa im Kampfe getödteter Nebenbuhler wird sofort aufgefressen. Die Weibchen werfen nach einer Tragzeit von etwa zehn Monaten ein oder zwei Junge, säugen diese lange, behandeln sie mit der größten Sorgfalt und beschützen und bewachen sie bei Gefahr. Bei einigen Arten kommt auch der Vater oder ein anderes zu derselben Schar gehöriges Mitglied herbei, und beide tragen den verwundeten Säugling auf dem Rücken mit sich fort. Man nimmt an, daß die Jungen nur langsam wachsen, aber ein hohes Alter erreichen.

Alle Delfine sind seitens des Menschen ungleich weniger Verfolgungen ausgesetzt, als die übrigen Wale. Ihre schlimmsten Feinde sind ihre eigenen Familienglieder; aber mehr noch, als irgend welches Raubthier wird ihnen ihr Ungestüm verderblich. Sie verfolgen mit solcher Gier ihre Beute, daß sie oft durch diese auf den verrätherischen Strand gezogen werden, gänzlich außer Fahrwasser gerathen und scharenweise auf dem Trockenen verkommen müssen. Manchmal finden die Fischer Dutzende von ihnen am Strande liegen. Im Todeskampfe lassen sie ihre Stimme vernehmen: ein schauerliches Stöhnen und Aechzen, welches bei einigen von reichen Thränengüssen begleitet wird.

Der Mensch gewinnt von vielen Arten einen ziemlichen Nutzen; denn fast alle Theile des Leibes finden Verwendung. Man ißt das Fleisch und das Fett, die edleren Eingeweide, benutzt die Haut und die Gedärme und schmilzt aus ihrem Speck einen sehr gesuchten, feinen Thran aus.

Merteus, welcher als Schiffsarzt eines Walfischfahrers im Jahre 1671 Grönland besuchte und über nordische Seethiere schrieb, erwähut zuerst eines der merkwürdigsten Delfine, des Weißfisches oder der Beluga (Delphinapterus Leucas). Dieses Thier gilt als einziger Vertreter einer besonderen Sippe, welche sich hauptsächlich durch den runden Kopf mit abgestumpfter Schnauze, das Fehlen einer Rückenflosse, sonst aber auch dadurch auszeichnet, daß die Zähne, welche beide Kiefern tragen, im Alter oft ausfallen. Aus diesem Grunde reiht man das Thier dem Narwal an.

Der Weißfisch erreicht eine Länge von 12 bis 20 Fuß bei einem Umfang des Leibes von 9 Fuß. Die Brustfinnen messen 2 Fuß in der Länge und etwas mehr als 1 Fuß in der Breite. Die starke Schwanzfinne wird 3 Fuß breit. So große Thiere gehören aber doch zu den Seltenheiten; bei weitem die meisten, welche untersucht worden waren, sind kleiner. Bei jüngeren Thieren zählt man in beiden Kiefern jederseits neun kurze, gerade, stumpfe Zähne. Die äußere Haut des Leibes ist bei



Der Weißfisch oder die Beluga (Delphinapterus Leucas).

jungen Thieren bräunlich oder bläulichgrau, bei alten aber milchweiß, mehr oder weniger ins Gelblichrosenrothe oder Pomeranzenfarbige spielend. Bei den jungen verbleicht zuerst der Bauch, und dann zeigen sich lichtere Flecken auf dem Rücken, welche mehr und mehr sich vergrößern und aus dem zeitweilig gescheckten Thiere endlich ein vollkommen weißes machen. Diese Färbung ist es, welche unserem Wale oder Delfin in allen Sprachen seinen Namen gegeben hat. Die Grönländer nennen ihn Hvüdvisk, die Isländer Witfisk, die Russen Morsknja Beljuge, die Samojeden Viborga, die Guräcken Ghik, die Kamtschatalen Satscha, die Kurilen Petschuga und die Walfischfänger Wihtefisch oder Hirtfisch, woraus dann unser deutscher Name Weißfisch entstanden ist. Es soll, wie Faber, einer der späteren Beobachter, sagt, ein wahrhaft prachtvolles Schauspiel sein, wenn eine Herde dieser blendenden Thiere nach und nach aus den dunklen Meereswogen mit halbem Leibe emportaucht und unter Schnauben Wasserstrahlen umherschleudert. Die weißen Gestalten erscheinen wegen des dunklen Hintergrundes blendend und verleihen dem Meere einen neuen Reiz.

Seit dem ersten Berichte haben viele tüchtige Naturforscher, Steller, Pallas, Fabricius und Andere, die Beluga beschrieben, und somit haben wir eine ziemlich ausführliche Kenntniß von ihr erlangt.

Der Weißfisch findet sich in allen Meeren des hohen Nordens, vom 56. Grad nördlicher Breite an ziemlich regelmäßig. Von der Hudsonsbay und Davisstraße an durch das ganze Eismeer bis zur Behringsstraße und in den mit dieser Meerenge zusammenhängenden Theilen des großen Weltmeers ist er beobachtet worden. Er ist nirgends gerade selten und fällt wegen seiner schönen Färbung auch dem rohen Matrosen auf. Einige Male ist er nach den südlicheren Theilen Europas herabgekommen: so fand man im Jahre 1793 zwei junge, etwa 7 bis 8 Fuß lange Belugas auf dem Strande von Pentland-Frith und hatte im Jahre 1815 Gelegenheit, mehrere Monate lang eine ziemlich erwachsene Beluga zu beobachten, welche sich während dreier Monate lustig im Golfe von Edinburg umhertrieb, täglich mit der Fluth nach aufwärts zog, mit der Ebbe wieder in das Meer zurückkehrte und sich so vertraut machte, daß die Bewohner Edinburgs zum Golfe herauskamen, um sie zu betrachten. Leider wurde dem nordischen Fremdling schlecht vergolten: die Fischer glaubten sich, vielleicht nicht mit Unrecht, durch den Gast aus dem Eismeere in ihrem Lachsfang beeinträchtigt und stellten ihm mit allem Eifer nach. Dank seiner großen Geschwindigkeit und Geschicklichkeit entging er lange der Verfolgung; endlich aber machte das tückische Feuergewehr seinem Leben ein Ende. Glücklicherweise ging der nun getödtete Fisch für die Wissenschaft nicht verloren: gebildete Männer zergliederten ihn und gaben eine so genaue Beschreibung seines inneren Leibesbaues, wie wir sie von Seethieren nur selten erhalten haben.

An den sibirischen Küsten ist die Beluga eine ebenso häufige, als gern gesehene Erscheinung. Unser Delfin nämlich ist der eifrigste Verfolger gewisser Fische, welche auch der Mensch sehr schmackhaft findet; namentlich des Dorsches, der Schollen, Schellfische und Lachse. Die Kraft seiner Flossen und die verhältnißmäßig großen Brustfinnen erlauben ihm, in dem reißendsten Wasser sich mit Pfeilesschnelle zu bewegen und also auch in Flüssen noch die Jagd fortzusetzen. So oft er nun den Lachs und andere Wanderfische, welche in den Strömen aufsteigen, um dort zu laichen, bemerkt, geht er viele Meilen weit und gibt den Bewohnern Gelegenheit, sich seiner selbst zu bemächtigen. Wie der alte Steller uns berichtet, stellen die Kamtschatalen große starke Netze, welche aus des Seethieres eigener Haut gemacht wurden, in den Flußmündungen auf und fangen ihn alljährig in nicht unbeträchtlicher Menge. Ein regelrechter Fang auf ihn läßt sich im hohen Meere doch nicht recht bezahlt machen. Der Weißfisch ist ein allzu rascher und stürmischer Gesell, welcher die verfolgenden Fänger tüchtig in Arbeit zu setzen weiß. Es gilt, aus Leibeskräften zu rudern, wenn man so nahe an ihn herankommen will, daß der Harpunir die allen Walen so furchtbare Waffe auf ihn schleudern kann, und wenn er wirklich so nahe gekommen ist, gelingt der Wurf noch nicht einmal regelmäßig; denn der Speck ist so weich, daß die Harpune leicht ausreißt, auch wenn sie wirklich getroffen hat. Scheu ist das Thier nicht; es folgt, als wäre es gezähmt, oftmals in geringer Entfernung einem Nachen lange nach, spielend und scherzend, gleichsam ohne sich um die Gegenwart seines Hauptfeindes zu kümmern.

In ihrem Wesen und Treiben erinnert die Beluga am meisten an den Narwal. Gesellig und verträglich durchzieht sie das Meer, entfernt sich im Sommer ziemlich weit von den Küsten und kehrt mit zunehmender Kälte in die Nähe derselben zurück, ohne jedoch regelmäßig zu wandern, wie andere Wale. Ueber ihre Fortpflanzung gibt nur Steller Nachricht. „Das Weibchen," sagt er, „führt seine Jungen auf dem Rücken mit sich und wenn es in Gefahr kommt, gefangen zu werden, wirft es dieselben gleich in die See." Genaueres haben wir bisher noch nicht erfahren.

Die Walfischfänger sehen den Weißfisch mit großer Freude, weil sie ihn als einen Vorläufer des Walfisches ansehen. Sie segeln oft tagelang in seiner Gesellschaft weiter, ohne ihn zu belästigen. Auch andere Völkerschaften scheinen in dem Thiere etwas ganz Besonderes zu sehen. So stecken die Samojeden Belugaschädel auf Pfählen auf zum Opfer für ihre Götter, während sie den übrigen

Theil des Leibes selbst genießen. Alle nordischen Völkerschaften stimmen überein, daß das Fleisch und der Speck der Beluga ein angenehmes Nahrungsmittel ist, und auch der alte Steller gibt ihnen hierin Recht. Brust- und Schwanzfinne gelten, wenn sie gut zubereitet wurden, als ganz besonderer Leckerbissen. Die Haut wird getrocknet und gegerbt und findet dann vielfach Verwendung. So fertigt man auf Kamtschatka Riemen an, welche ihrer Weichheit und Festigkeit wegen sehr geschätzt sind. Speck und Oel sind vorzüglich; leider aber ist das Thier an beiden so arm, daß sich nicht einmal die Kleinfischerei bezahlt macht.

Die hochnordischen Lande sind ebenso unwirthliche, als arme Landstriche. Sie sind nicht fähig, den Menschen allein zu ernähren und zu erhalten. Der Getreidebau ist kaum der Rede werth; das tägliche Brod muß vom fernen, reicheren Süden eingeführt werden. Aber die Natur behandelt die Nordländer doch nicht so stiefmütterlich, als wir leicht glauben möchten: was das Land ihnen verwehrt, ersetzt ihnen das Meer. Dieses ist der Acker, welchen der Bewohner jener Eilande bebaut; dieses ist seine Schatzkammer, sein Vorrathshaus, sein Ein und Alles. In keinem Theile der Erde weiter ist der Mensch so ausschließlich an das Meer gebunden, als im hohen Norden; in keinem anderen Lande der Erde ist die Noth größer als hier, wenn das Meer einmal seine reichen Schätze nicht in gewohnter Weise erschließt. Vogelfang und Fischerei: diese beiden Gewerbe sind es, welche die Nordländer ernähren. Jedermann betreibt sie und Jedermann theilt deswegen auch die Mühen und die Sorgen, die Freuden und den Lohn, welchen sie mit sich bringen.

Unter allen Gaben nun, welche das Meer darbietet, ist für die Nordländer und zumal für die Färinger, Isländer und die Bewohner der Orkneyinsel keine wichtiger, als die, welche es in Gestalt eines unserer Familie angehörigen Thiere darbietet. Der Wal, welchen ich meine, ist der Grind der Färinger, der Kaing der Schotten und Putzkopper der Grönländer, ein Delfin, welcher mit noch einem anderen die Sippe der Kugelköpfe (Globicephalus) bildet. Eine stark gewölbte Stirn, welche bis zur Schnauzenspitze geradlinig abfällt, die verhältnißmäßig große Zahnarmuth und die langen, schmalen Brustflossen unterscheiden die Grindwale von anderen Delfinen. Der wichtigste von allen ist der im Norden außerordentlich häufige, eigentliche Grind- oder schwarze Delfin (Globicephalus globiceps), ein Thier von 16 bis 20 Fuß Länge, 10 Fuß Leibesumfang hinter den Finnen und bis 50 Centner Gewicht mit über 5 Fuß langen und 1½ Fuß breiten Brustfinnen und einer sehr niederen Fettflosse auf dem Rücken. Der Leib ist glänzendschwarz bis auf einen weißen, herzförmigen Flecken auf den Brustflossen, welcher streifenartig bis gegen den After hin verlängert ist. In beiden Kiefern stehen jederseits 9 bis 13 Zähne in weiten Zwischenräumen von einander und so, daß die oberen immer zwischen die unteren eingreifen und umgekehrt. Die Zähne sind kugelförmig, stark, ziemlich lang und enden in eine scharfe, etwas nach rück- und einwärts gekrümmte Spitze. Von vorn nach hinten nehmen sie allmählich an Länge zu; doch ragen sie kaum einen halben Zoll über das Zahnfleisch hervor. Sie fehlen den jungen Thieren wie denen, welche in das Greisenalter treten; denn sie erscheinen erst ziemlich spät und fallen nach und nach gänzlich wieder aus.

Nach Scoresby's Untersuchung ist der Grind der häufigste und verbreitetste Delfin. Er findet sich im ganzen Eismeer und besucht vonhieraus theils das nördliche, theils das große Weltmeer, theils auch das atlantische und selbst das Mittelmeer, ohne jedoch regelmäßige Wanderungen zu unternehmen. Noch geselliger als seine Gattungsverwandten, schlägt er sich in Scharen von einigen hundert Stück zusammen, welche von einigen erfahrenen, alten Männchen geleitet werden. Diesen folgt die gesammte Masse mit derselben Gleichgiltigkeit, oder, wenn man will, Kopflosigkeit nach, wie die dummen Schafe ihrem Leithammel: sie folgt ihm selbst, wenn das Verderben sämmtlicher augenscheinlich ist. Kein einziges Walthier strandet in solchen Massen wie der Grind: man kann sagen, daß er seinen Tod nicht im Meere, sondern auf dem Lande findet. Im Jahre 1799 strandete eine

Herde von zweihundert, 1805 eine von dreihundert Stücken auf den Shetlandsinseln; im Jahre 1809 und 10 wurden elfhundert Stück in einer nach den Grinden Walfjord genannten Bucht auf Island ans Ufer geworfen. Am 7. Januar 1812 strandete ein Trupp von 70 Stück an der Nordküste der Bretagne, anderer Fälle nicht zu gedenken. Ueber die letzte Strandung erhielt Cuvier den Bericht eines wohlunterrichteten Mannes.

Zwölf Fischer, welche in sechs Boten ihrem Gewerbe oblagen, bemerkten eine Stunde vom Lande eine Menge Wale. Sie holten Hilfe und Waffen, hetzten die Thiere und trieben endlich ein Junges auf den Strand, dessen Geschrei oder Geplärr die anderen eiligst herbeizog, so daß zuletzt die ganze Herde am Strande liegen blieb. Die Gelegenheit, so große und seltene Thiere zu sehen,



Der Grind- oder schwarze Delfin (Globicephalus globiceps).

zog eine Menge Menschen herbei und darunter auch unseren Berichterstatter, welcher nun das Betragen der jetzt so hilflosen Geschöpfe genau beobachten konnte. Die Herde bestand aus 7 Männchen und 12 Jungen, alle übrigen waren alte Weibchen, von denen mehrere Junge haben mußten, weil ihre Euter so milchreich waren, daß diese in Zwischenräumen und selbst noch im Tode aus ihnen herausspritzte. Bei denen, welche nicht mehr säugten, lagen die Zitzen in einer Grube des Euters verborgen. Die gestrandeten Thiere blieben einige Zeit am Leben, wurden aber immer schwächer und schwächer, stießen klägliche Töne aus und versuchten vergeblich, sich wieder zu befreien und erwarteten endlich den Tod, wie es schien, mit vollkommener Ergebung. Ein altes Männchen hielt fünf Tage aus, ehe es endlich dem Verderben erlag.

In den Magen der Thiere fand man Ueberbleibsel vom Kabeljau und von verschiedenen Tintenschnecken. Bei anderen wurde beobachtet, daß sie auch Dorsche, Barben, Häringe und Weichthiere

verschlingen. Der Magen gestrandeter Grinde ist übrigens gewöhnlich leer, vielleicht, weil sie sich angesichts der Gefahr aus Angst erbrechen.

Man findet zu allen Zeiten des Jahres trächtige Weibchen und säugende Junge und glaubt deshalb, daß die Paarung an keine bestimmte Zeit gebunden ist. Der neugeborene Grind ist schon ein gegen sieben Fuß langes und so schweres Geschöpf, daß es kaum von einem Manne getragen werden kann. Die Mutter zeigt große Liebe für ihr Kind; sie säugt es auch dann noch, wenn sie schon auf dem Strande liegt und ihrem Tode entgegen sieht.

Den Nordländern ist der Grind eine so gewöhnliche Erscheinung, daß sie, wie es scheint, kaum der Mühe werth halten, eine ausführliche Beschreibung zu geben. Bereits seit den ältesten Zeiten bildet dieses Thier den Gegenstand der eifrigsten Verfolgung, einen Gegenstand, von welchem das Wohl oder das Wehe der armen Bewohner abhängt. Schon im alten Königsspiegel ist eine freilich etwas dunkle Beschreibung des Fanges enthalten. „Der Sild Reiki oder Fisk Reiki treibt," so heißt es dort, „die Häringe und alle Arten von Fischen in Menge aus dem hohen Meere nach dem Lande und leistet dem Menschen, anstatt ihm zu schaden, immerfort großen Nutzen, als wäre er dazu von Gott eigens bestimmt. Er bringt sie mit, so lange die Fischer das himmlische Geschenk (die Fische nämlich), welches das Meer ihnen bietet, in erlaubter Weise und dankbar annehmen; wenn aber Zank oder gar Schlägerei vorkommt und Blut ins Meer vergossen wird, treibt er, gleichsam als ob er es vorherwisse, die ganze Schar der Fische, welche er eben erst herbeigetrieben, ins hohe Meer zurück und beraubt auf diese Weise die Inselbewohner des ihnen so nothwendigen Gewinnes." Erst durch viel spätere Beschreibungen ist klar geworden, was das alte Buch mit dem Blutvergießen im Meere meint. Graba, ein sehr sorgfältiger Naturforscher, beschreibt uns den Fang des Grindwales auf den Faröern in ebenso anziehender, als verständlicher Weise.

„Am 2. Juli," so erzählt er, „erscholl mit einem Male von allen Seiten her der laute Ruf „Grindabud". Dieser Ruf zeigt an, daß ein Haufen Grindwale durch ein Bot entdeckt worden sei. In einem Augenblick war ganz Thorshaven in Bewegung; aus allen Kehlen erscholl es Grindabud, und allgemeiner Jubel verkündete die Hoffnung, sich bald an einem Stück Walfleisch zu erlaben. Die Leute rannten durch die Gassen, als ob die Türken landen wollten. Hier liefen welche zu den Boten, dort andere mit Walfischmessern; dort wieder trabte eine Frau ihrem Manne nach mit einem Stück trockenen Fleisch, damit er nicht verhungere, Kinder wurden über den Haufen gerannt, und vor lauter Eifer fiel Einer aus dem Bote in die See. In Zeit von zehn Minuten stießen elf Achtmannsfahrer vom Lande; die Jacken wurden ausgezogen, und die Ruder mit einem Eifer gebraucht, daß die Fahrzeuge wie ein Pfeil dahinschossen. Wir verfügten uns zum Amtmann, dessen Bote und Leute in Bereitschaft waren, und gingen mit ihm erst auf die Schanze, um von hier zu sehen, wo die Wale seien. Durch unser Fernrohr entdeckten wir zwei Bote, welche Grindabud anzeigten. Jetzt stieg eine hohe Rauchsäule beim nächsten Dorfe auf, gleich darauf eine auf einem benachbarten Berge; überall flammten Zeichen; Boten wurden zu allen benachbarten Ortschaften gesandt; der Fjord wimmelte von Fahrzeugen. Wir bestiegen die Jacht des Amtmanns und hatten bald alle übrigen eingeholt. Jetzt erblickten wir die Wale, um welche von allen Boten ein weiter Halbkreis geschlossen wurde. Zwischen zwanzig bis dreißig Bote, denen wir uns angeschlossen hatten, umringten, jedes etwa hundert Schritte von einander entfernt, den Haufen und trieben ihn langsam vor sich her, der Bucht von Thorshaven zu. Der vierte Theil aller Wale war ungefähr sichtbar; bald tauchte ein Kopf hervor und spie seinen Wasserstrahl aus, bald zeigte sich die hohe Rückenfinne, bald der ganze Oberkörper. Wollten sie den Versuch machen, unter die Fahrzeuge durchzuschwimmen, so wurden Steine und Stücken Blei an Schnüre befestigt, in das Wasser geworfen; schossen sie rasch vorwärts, so wurde gerudert, daß die Ruder abbrachen. Wo Unordnung vorfiel, wo einige Bote sich zu weit vordrängten oder Fehler begingen, dahin ließ der Amtmann sich rudern, was so schnell geschah, daß schwerlich ein Pferd im gestreckten Galoppe es mit der Jacht aufgenommen hätte."

„Als die Wale dem Eingange des Hafens nahe waren und nicht leicht mehr entrinnen konnten, eilten wir der Stadt zu. Der Strand wimmelte von Menschen, die dem ergötzlichen Geschäfte des Mordens zusehen wollten. Wir wählten uns einen guten Standpunkt aus, von wo wir Alles ganz in der Nähe betrachten konnten."

„Je näher die Wale dem Hafen und dem Lande kamen, desto unruhiger wurden sie, drängten sich auf einen Haufen dicht zusammen und achteten wenig mehr des Steinewerfens und Schlagens mit den Rudern. Immer dichter zog sich der Kreis der Bote um die unglücklichen Schlachtopfer, immer langsamer zogen sie in den Hafen hinein, die Gefahr ahnend; jetzt als sie in den Westervaag gekommen waren, der ungefähr nur 250 Schritte breit und doppelt so lang ist, wollten sie sich nicht länger wie eine Herde Schafe treiben lassen und machten Miene, umzukehren. Nun nahte der entscheidende Augenblick. Unruhe, Besorgniß, Hoffnung, Mordlust zeigte sich in den Gesichtern aller Färinger. Sie erhoben ein wildes Geschrei; alle Bote stürzten auf den Haufen zu und stachen mit ihren breiten Harpunen diejenigen Wale, welche dem Bote nicht so nahe waren, daß der Schlag ihres Schwanzes dieses hätte zerschmettern können. Die verwundeten Thiere stürzten mit fürchterlicher Schnelligkeit vorwärts, der ganze Haufe folgte und rannte auf den Strand."

„Nun begann ein fürchterliches Schauspiel. Alle Bote eilten den Walen nach, fuhren blindlings unter sie und stachen tapfer darauf los. Die Leute, welche am Lande standen, gingen bis unter die Arme in das Wasser zu den verwundeten Thieren, schlugen ihnen eiserne Haken, an welche ein Strick gebunden war, in den Leib oder die Blaselöcher, und nun zogen drei bis vier Mann den Wal vollends auf das Land und schnitten ihm die Gurgel bis auf den Rückenwirbel durch. Im Todeskampfe peitschte das sterbende Thier die See mit seinem Schwanze, daß das Wasser weit umherstob; das kristallhelle Wasser des Hafens war blutroth gefärbt, und Blutstrahlen wurden aus den Blaseröhren in die Luft gespritzt. Sowie der Soldat in der Schlacht alles menschliche Gefühl verliert und zum reißenden Thiere wird, so entflammte die Blutarbeit die Färinger bis zur Wuth und Tollkühnheit. An dreißig Bote, dreihundert Menschen, achtzig getödtete und noch lebende Wale befanden sich auf einem Raume von wenigen Geviertruthen. Geschrei und Toben überall. Kleider, Gesichter und Hände vom Blute gefärbt, glichen die sonst so gutmüthigen Färinger den Kannibalen der Südsee; kein Zug des Mitleidens äußerte sich bei dem gräßlichen Gemetzel. Als aber ein Mann durch den Schlag des Schwanzes eines sterbenden Wales niedergestreckt und ein Bot in Stücke zerschlagen war, wurde der letzte Theil dieses Trauerspiels mit mehr Vorsicht zu Ende gespielt. Achtzig getödtete Wale bedeckten den Strand; nicht ein einziger war entkommen. Sobald das Wasser erst mit Blut gefärbt und durch das Schlagen mit dem Schwanze von den sterbenden getrübt ist, so werden die noch lebenden erblindet und taumeln im Kreise umher. Entrinnt auch Einer zufällig in das klare Wasser, so kehrt er doch sogleich in das blutige zu seinen Gefährten zurück."

„Zum großen Erstaunen der Färinger ging der Fang leicht und glücklich von Statten, obgleich der Pastor Gad und mehrere schwangere Frauen zusahen. Man glaubt hier nämlich fest daran, daß die Wale sogleich umkehren, wenn sie einen Prediger vor sich haben; ist ein solcher in der Nähe, so bitten sie ihn, daß er hinter den Boten bleibe. Schwangere Frauen soll der Grind nun gar nicht leiden können; deshalb kamen mehrere Färinger zum Amtmann und baten ihn, diesen zu befehlen, sich zu entfernen, was aber nicht geschah. Trotz Prediger und Frauen wurden alle Grinde in der Hitze erlegt. Sonst läßt man gerne Einen entwischen, damit dieser mehrere herbeihole."

„Oft trifft es sich, daß der Grind sich nicht gut treiben lassen will, besonders wenn es große Haufen von mehreren Hunderten sind. Dann kehrt er sich nicht an das Steinwerfen, geht unter die Bote durch und verursacht den Leuten tagelange, oft ganz vergebliche Arbeit. Oftmals entwischt er, wenn er schon in eine der wenig geeigneten Buchten getrieben ist, durch die Hitze und Unvorsichtigkeit der Leute. Wenn diese nämlich zu frühe stechen, sodaß der Grind nicht mit einer Fahrt auf den Strand läuft, so kehrt er wieder um und läßt sich nicht zum zweiten Male treiben; oder wenn sie zuerst solche Grinde treffen, die nicht mit dem Kopfe gegen den Strand gerichtet sind, so schießen diese

Verwundeten in die See hinaus, und der ganze Haufe folgt. Tritt die Nacht ein, bevor man zum Schlachten kommt, so schließen die Bote einen engen Halbkreis vor der Bucht und die Leute zünden Feuer an; dann meint der Grind, es sei der Mond, zieht sich gegen denselben an und hält sich ruhig bis zum Morgen, an dem dann die Blutarbeit beginnt. — Oftmals sind sie entkommen, weil die Geräthe nicht gehörig im Stande gewesen sind; deshalb wird jetzt im Juni von dem Amtmann und den Sysselmännern eine allgemeine Untersuchung vorgenommen und dasjenige Bot bestraft, welches nicht zum Fange gut ausgerüstet befunden."

„Nach einer Stunde Ruhe wurden die Körper neben einander gelegt, geschätzt und ihre Größe mit römischen Zahlen in die Haut eingeschnitten. Die Vertheilung geschieht nach der Größe des Landbesitzes, noch ebenso wie sie seit undenklichen Zeiten vorgenommen wurde. Nachdem nämlich der Beauftragte jeden Fisch gemessen und geschätzt hat, wird von dem Haufen abgezogen der Zehnte, der Findlingswal, der Madwal, der Schadenwal, der Wachtsold, die Vertheilungsgebühren und der Antheil der Armen. Der Zehnte zerfällt in drei Theile, von denen die Kirche einen, der Prediger einen und der König oder dessen Vertreter, der Sysselmann, einen empfängt. Der Findlingswal gebührt demjenigen Bote, welches den Grind entdeckt hat und kann nach Belieben gewählt werden; der Botsmann, welcher den Grind zuerst gesehen hat, bekommt den Kopf. Der Mad- oder Speisewal ist ein kleiner Grind, welcher von den Anwesenden sofort verzehrt wird. Aus dem Gewinn, welchen der Schadenwal abwirft, werden die beschädigten Bote, Ruder und Geräthe vergütet. Der Wachtsold bezahlt die Leute, welche des Nachts oder so lange die Fische nicht vertheilt worden sind, bei diesen wachen müssen, damit sie nicht wegtreiben. Was nun nachbleibt, wird in zwei gleiche Hälften getheilt, von denen die Leute des Kirchspiels, in welchem der Fang geschehen ist, die eine und das Land die andere bekommt. Jedes Dorf hat eine bestimmte Anzahl Bote, und zu jedem Bote gehören bestimmte Leute. Die Wale werden deshalb botweise vertheilt. Sobald Grindabud erschallt, werden Boten an alle Dörfer versandt, welche bei der Vertheilung in Frage kommen, und diese müssen dann sogleich ihre Bote abschicken, um ihren Antheil zu holen. Kommen sie nicht innerhalb 24 oder höchstens 48 Stunden nach der allgemeinen Vertheilung zu dem Walplatze, so wird ihr Antheil den Meistbietenden verkauft, und das daraus gelöste Geld fällt der Armenkasse zu. Der Grund ist der, daß nach zwei Tagen die Wale verderben, ranzig und ungenießbar werden. Der Färinger sagt: die Leber brenne nach außen."

„Nachdem jedem Bote sein Antheil zugewiesen war, wurden die Fische zerlegt. Dies geschieht in folgender Weise. Sobald sie auf das Land gezogen sind, werden zuerst die Finnen ab- und dann der Körper in der Mitte durchgeschnitten. Nun wird der Speck in etwa 1½ Fuß breiten Streifen, darauf das Fleisch in Stücke von 40 bis 50 Pfund abgelöst, Leber, Herz und Niere, die schmackhaftesten Bissen für die Färinger, herausgenommen und darauf der Rumpf umgekehrt und mit der anderen Seite ebenso verfahren."

„Der Nutzen dieser Thiere für das Land ist sehr groß. Man rechnet im Durchschnitt auf jeden Wal eine Tonne Thran, welche im Handel mit elf Thaler bezahlt wird. Fleisch und Speck werden frisch gegessen und eingesalzen getrocknet. Je frischer das Fleisch zerschnitten wird, desto besser der Geschmack. Ich habe das frische Walfleisch gekocht recht gern gegessen; es hat Aehnlichkeit mit grobem eingepöckelten Rindfleisch. Der Speck hat fast gar keinen Geschmack, war mir aber widerlich. Wenn die Färinger vierzehn Tage lang frisches Walfleisch gehabt haben, glänzen ihre Gesichter und Hände, sogar die Haare von Fett. Nach 48 Stunden ist das Fleisch nicht mehr zu genießen und wirkt als Brechmittel. Die Haut an den Finnen wird zu Riemen an den Rudern gebraucht, und von den Gerippen werden Befriedigungen für das Land gemacht; der Magen wird aufgeblasen und zur Aufbewahrung von Thran angewandt, sodaß nur die Eingeweide unbenutzt bleiben, welche durch Bote in die See hinausgeschleppt werden, damit sie nicht am Lande faulen."

Den Grinden nahe verwandt sind die Schwertfische (Orcinus). Ihren Namen erhielten sie wegen ihrer mehr als fußhohen, unten breiten, oben verschmälerten und gegen den Schwanz zurückgebogenen Rückenflosse, welche von weitem einem Schwerte oder besser einem Säbel ähnelt.

Eine Art von ihnen, der gemeine Schwertfisch oder Butskopf (Orcinus Orca), ist schon seit den ältesten Zeiten bekannt und seiner Bösartigkeit halber berüchtigt, und sonderbarer Weise stimmen alle neueren Beobachter mit den Forschern des Alterthums in diesem letzten Punkte überein.

Der Schwertfisch ist ein kräftiger, gedrungen gebauter Delfin mit kleinem Kopfe, hohem Rücken und langen Seitenflossen und breiter, starker, Sförmig gerandeter Schwanzfinne, ausgerüstet mit 11 bis 13 starken, raubthierartigen Zähnen, oben glänzend schwarz gefärbt, unten porzellanweiß mit gelblichem Schimmer. Ueber und hinter dem Auge steht ein länglicher, weißer Fleck, welcher dem Thier bei den Alten den Namen Widderdelfin verschafft hat. Die dunkle Farbe der Oberseite grenzt sich scharf, aber nicht regelmäßig von der unteren weißen ab. Letztere umgibt den After, läuft als ziemlich breiter Streifen nach vorn, sendet zwei breite, weiße Bänder nach der hintersten Seite des Rumpfes ab und setzt sich dann ziemlich breit bis zur Brustfinne fort, steigt in einer bogenförmigen Linie gegen den Mundwinkel auf und umgibt als schmaler, weißer Saum noch den Rand des Oberkiefers. Ein schmuzig bläulicher oder purpurfarbener Streifen steigt hinter der Wurzel der Rückenflosse nach vorn herab. In der Größe ähnelt der Schwertfisch dem Grinde. Man hat schon einzelne von 31 Fuß Länge getroffen. Bei einem über 16 Fuß langen Butskopf war der Körper am vorderen Rande der Rückenflosse 3 Fuß 9 Zoll hoch, die Länge der Brustfinne 2 Fuß, die größte Breite 4½ Fuß, die Höhe der Rückenfinne 1 Fuß 11 Zoll, die Breite der Schwanzfinne 4 Fuß 7 Zoll.

Es scheint, daß der Schwertfisch in früheren Zeiten weit verbreiteter war, als gegenwärtig. Die alten römischen Naturforscher kennen ihn sehr wohl und geben auch das Mittelmeer als seine Heimat an. Unter Tiberius, erzählt Plinius, strandeten einmal gegen 300 Wale, Elefantenwale und Widderwale, bei denen jedoch die weißen Flecken wie Hörner aussahen. Dem fügt Aelian hinzu, daß der Widderwal die Stirn mit einer weißen Binde geziert habe, welche aussehe, wie der Diadem eines macedonischen Königs. Bei Korsika und Sardinien gäbe es viele dergleichen Thiere.

In der Neuzeit hat man von seinem Vorkommen im Mittelmeere Nichts mehr vernommen. Er bewohnt das nördliche atlantische, das Eismeer und das nördliche stille Meer, von wo aus er bis an die Küsten Frankreichs und in das japanische Meer herabgeht. Nach Tilesius sieht man ihn im Nordmeere gewöhnlich zu fünf und fünf wie einen Trupp Soldaten, Kopf und Schwanz nach unten gekrümmt, die Rückenflosse wie ein Säbel aus dem Meere hervorstehend, äußerst schnell dahinschwimmen und wachsamen Auges das ganze Meer absuchen. Seine Jagd gilt nicht blos kleineren Fischen, sondern auch den Riesen des Meeres; denn der Schwertfisch ist nicht nur der größte, sondern auch der muthigste, raubsüchtigste, blutdürstigste und deshalb gefürchtetste aller Delfine. Schon der alte Plinius sagt: „Der Widderwal wüthet wie ein Räuber; bald versteckt er sich in dem Schatten großer Schiffe, welche vor Anker liegen, und lauert, bis Jemandem die Lust ankommt, zu baden, bald steckt er den Kopf aus dem Wasser und sieht sich nach Fischerkähnen um, dann schwimmt er heimlich hinzu und wirft diese um." Die neueren Beobachter strafen, wie schon bemerkt, die Alten nicht Lügen, sondern vervollständigen nur deren Berichte. Rondelet sagt, daß der Schwertfisch die Walfische verfolge und sie beiße, bis „sie schreien, wie ein gehetzter Ochse". Deshalb bitten die Fischer, welche nach der neuen Welt segeln, die dortigen Barbaren, daß sie den Orken Nichts thun mögen, weil sie mit ihrer Hilfe die Walfische, Robben und andere Ungeheuer leichter fangen können; „denn die Orken oder Schwertfische zwingen die genannten Thiere, die Tiefe zu verlassen und an den Strand zu ziehen, wo dann die Fischer es leicht haben, sie mit Pfeil und Wurfspießen umzubringen." Anderson berichtet, daß diese Thiere in Neuengland Walfischmörder genannt würden. Die Grönlandsfahrer sehen sie oft bei Spitzbergen und in der Davisstraße, ja man bemerkt sie zuweilen sogar bei Helgoland vor der Elbe. Ihrer großen Geschwindigkeit halber kann man sie nicht fangen; höchstens könnte man sie mit Büchsen erschießen. Mehrere von ihnen fallen den Walfisch mit den Zähnen

an, ängstigen ihn und reißen ganze Stücke aus seinem Leibe, wodurch er dermaßen entsetzt und abgemattet wird, daß er die Zunge herausreckt. Um diese ist es den Mordfischen am meisten zu thun, und sowie er den Rachen aufreißt, machen sie sich über ihn her und reißen ihm die Zunge heraus. Daher kommt es, daß die Fänger dann und wann einen todten Walfisch antreffen, welcher die Zunge verloren und davon gestorben ist. Pontoppidan, der schon oft genannte Bischof von Norwegen, beschreibt ihn unter dem Namen Speckhauer. „Ihrer zehn oder mehrere beißen sich in den Seiten des Walfisches so fest ein, daß sie daran wohl eine Stunde lang hängen und nicht eher loslassen, als bis sie einen Klumpen Speck von der Größe einer Elle herausgerissen haben. Unter ihrem Angriff brüllt der Walfisch jämmerlich, ja er springt wohl manchmal klafternhoch übers Wasser in die Höhe; dann sieht man, daß sein Bauch ebenfalls von diesen seinen Feinden besetzt ist. Zuweilen tummeln sich diese solange um ihr Schlachtopfer herum, bis sie es fast ganz abgehäutet und ihm den Speck abgerissen haben. Die Fischer finden dann eine Menge Speck zu ihrem Vortheil im Meere; denn die Speckhauer selbst fressen davon Nichts, sondern haben blos ihre Lust daran, den großen Fisch zu plagen."

„Es ist dieses Thier," sagt der so gewissenhafte Steller, „ein abgesagter Feind vom Walfisch und stellt diesem Tag und Nacht nach. Verbirgt er sich an einer Bucht an dem Lande, so lauern sie auf ihn, bis noch mehrere herzukommen, alsdann führen sie solchen in der Mitte wie einen Gefangenen unter entsetzlichem Aechzen und Stöhnen nach der See, wo sie sich untertauchen und ihn mit ihrem schrecklichen Gebiß und Zähnen anfallen, und hat man niemals an den ausgeworfenen Walfischen wahrgenommen, daß Etwas von ihnen gefressen worden, daß also dieses eine Naturfeindschaft ist."

Wie aus der Steller'schen Beschreibung hervorgeht, glaubte man früher, daß der Schwertfisch in der Rückenfinne die Hauptwaffe besäße. „Doch solches," sagt unser Gewährsmann, „ist falsch, weil dieselbe, ungeachtet sie zwei Ellen hoch und sehr spitzig, auch in der See wie ein schneidiges Horn oder Knochen anzusehen, doch weich ist, aus lauter Fett besteht und überdies, um zu verwunden, nicht einen einzigen Knochen hat."

Steller ist es auch, welcher die Angabe des Plinius bestätigt. „Alle Diejenigen," sagt er, „welche in der See fischen, fürchten sich ungemein vor diesem Thiere, weil solches, wenn man ihm zu nahe kommt oder es mit einem Pfeile verwundet, die Bote umwirft. Dahero bekommt es, wo es entgegenkommt, Geschenke und wird mit einem besonderen Spruche persuadirt, daß es gute Freundschaft halten und keinen Schaden zufügen wolle."

So vielen und so übereinstimmenden Berichten gegenüber dürfen wir kaum wagen, die Angaben für Fabeln zu halten. Das unglaublich Klingende scheint wirklich wahr zu sein.

Ueber die Fortpflanzung fehlen uns zur Zeit noch alle Nachrichten. Man weiß nicht einmal, wann die Weibchen Junge zur Welt bringen.

Obgleich der Schwertfisch, wie Steller sagt, fast gar kein Fleisch besitzt, sondern aus lauter flüssigem Fette besteht, wird doch nirgends regelmäßig auf ihn Jagd gemacht. Einzelne fängt man zuweilen in Flüssen. So kennt man drei Beispiele, daß Schwertfische in der Themse harpunirt wurden. Banks, welcher beim Fang des einen zugegen war, erzählt, daß der bereits mit drei Harpunen bespickte Schwertfisch das Fischerbot zwei Mal von Blackwal bis Greenwich und ein Mal bis Deptford mit sich nahm. Er durchschwamm den Strom selbst, als er schon sehr schwer verwundet war, noch mit einer Schnelligkeit von acht Meilen in der Stunde, und behielt seine volle Kraft lange bei, obgleich er bei jedem Auftauchen eine neue Wunde erhielt. Niemand wagte, solange das Thier am Leben war, sich ihm zu nähern. Von einem anderen Schwertfische, welcher auf den Strand gerathen war, wird berichtet, daß die Fischer, welche ihn auffanden, große Mühe hatten, ihn mit den langen Messern und scharfen Ruderstangen zu tödten. Im Todeskampfe gab er seinen Schmerz durch klägliches Aechzen und Stöhnen zu erkennen. Erst im Jahre 1841 wurde die genaue Beschreibung des Schwertfisches entworfen. Bei dem holländischen Dorfe Wyk op Zee

strandete ein sechzehn Fuß langes Weibchen und gab einem tüchtigen Naturforscher Gelegenheit, es zu beobachten. Als dieser es zuerst sah, war es noch mit einem eigenthümlichen Farbenglanze geschmückt. Das Schwarz spielte in allen Farben des Regenbogens, und das Weiß glich an Reinheit und Glanz dem Porzellan. Aber schon nach wenigen Tagen war von dem Farbenschimmer Nichts mehr zu sehen; die oberste Haut trennte sich nach und nach ab, und nach Verlauf einer Woche war das Thier durch die eingetretene Fäulniß gänzlich verstümmelt und entstellt. Jetzt wurde es versteigert. Es fanden sich viele Kauflustige ein, und einer erstand es für die Summe von 140 Gulden. Der gute Mann hatte sich verrechnet; denn er gewann blos 40 Gulden aus dem Thran und nicht mehr aus dem Gerippe, welches dem reichen Museum zu Leyden zu ganz besonderer Zierde gereicht.

Der Schwertfisch ist ein so auffallendes Geschöpf, daß alle Völkerschaften, welche mit ihm zu thun haben, ihm auch einen besonderen Namen beilegten. Die meisten dieser Namen bedeuten Todtschläger oder Mörder. So nennen ihn die Nordamerikaner „Killer“, die Engländer „Trasher“, die Norweger „Speckhugger“, „Hvalhund“ und „Springer“. Bei den Schweden heißt er „Opara“, bei den Dänen „Ornswin“, bei den Portugiesen und Spaniern „Orca“, bei den Franzosen „Epaular“ und „Orgue“, bei den Russen „Kossakta“ u. s. w.

Der gemeinste und deshalb bekannteste aller Delfine ist der Braunfisch. Er bildet mit einigen Verwandten die Sippe der Meerschweine (Phocaena), welche die sanft abfallende Stirn, die nicht auffallend erhöhte Rückenflosse und das sehr reichzahnige Gebiß kennzeichnet.

Der Braunfisch (Phocaena communis) wird 4 bis 6, selten 8 Fuß lang. Bei einem Thiere von 4 Fuß Körperlänge war die Brustfinne 7 Zoll lang, die Schwanzfinne 5 Zoll breit und die Rückenfinne 3½ Zoll hoch. Der Leib ist spindelförmig, hinten leicht zusammengedrückt, in der Mitte am meisten verdickt. Die Brustflossen sind länglich stumpf zugespitzt; die Rückenflosse ist fast regelmäßig dreieckig. Die glänzende Haut ist auf der ganzen Oberseite dunkelschwarzbraun oder schwarz gefärbt und schillert in das Violette oder Grünliche, die Unterseite ist weiß, die Iris gelblich. In beiden Kiefern finden sich jederseits 23 bis 25 Zähne, die Gesammtzahl der Zähne steigt also auf 92 bis 100; nicht selten findet man auch einzelne Braunfische, welche nur 20 bis 22 Zähne haben. Bei jenen ist wahrscheinlich das Gebiß noch nicht vollständig entwickelt. Alle Zähne sind gleichmäßig in den Kiefern vertheilt und so gestellt, daß die beiden Reihen bei geschlossenem Munde in einander eingreifen.

Kein Delfin geht uns näher an, als der Braunfisch. Er ist es, welchem man auf jeder Reise in der Nordsee begegnet, er ist es, welcher die Mündungen unserer Flüsse umschwärmt und gar nicht selten in ihnen bis tief in das Innere des Landes hinaufsteigt. So hat man das Meerschwein wiederholt im Rhein und in der Elbe noch über Magdeburg hinauf angetroffen; man hat es bei Paris und London erlegt. Als eigentliche Heimat ist der ganze Norden des atlantischen Meeres anzusehen. Es liebt mehr die Küsten, als das innere, hohe Meer, und findet sich daher überall in der Nähe des Landes. Nach Süden hin scheint der Braunfisch bis zum Mittelmeere vorzukommen. Außerdem schwärmt er, durch die Behringsstraße gehend, im großen Weltmeere umher und gelangt hier bis in die Breite der japanesischen Inseln. Es scheint, daß auch er regelmäßige Reisen macht, mit Eintritt des Sommers nördlich geht und gegen den Winter hin sich wieder nach Süden wendet. Im Frühjahre zieht er den Häringen nach; sie verfolgt er mit solchem Eifer, daß er den Fischern oft im hohen Grade lästig wird. Seine Gefräßigkeit ist sprichwörtlich; er verdaut außerordentlich schnell und bedarf einer ansehnlichen Menge von Nahrung. Die Fischer hassen ihn, weil er ihr Gewerbe beeinträchtigt und ihnen auch manchmal wirklich Schaden zufügt. Ohne Mühe zerreißt er die dünnen Netze, welche Fische bergen, und frißt ganz behäbig die Gefangenen auf. Stärkere

Netze freilich werden ihm oft zum Verderben; er bleibt in ihnen hängen und erstickt. Wegen dieser Liebhaberei wird der Braunfisch überall gehaßt und um so eifriger verfolgt, als auch Fleisch und Fett noch einen guten Ertrag liefern. In früheren Zeiten wurde sein Fleisch überall geschätzt. Schon die alten Römer verstanden die Kunst, wohlschmeckende Würste aus ihm zu bereiten; später wurde das Meerschwein, zumal in England, auf die Tafeln des Königs und der Vornehmen gebracht. Heutzutage bildet es für die ärmeren Küstenbewohner und für die oft an frischem Fleische Mangel leidenden Schiffer eine erwünschte Speise. Das Fleisch alter Thiere sieht schwärzlich aus und ist derb, grobfaserig, zähe und thranig, deshalb auch schwer verdaulich; dasjenige aber, welches von jüngeren Thieren stammt, wird als sehr fein und wohlschmeckend gerühmt. Eingesalzen und geräuchert findet es bei den nicht verwöhnten Nordländern überall günstige Aufnahme. Der Thran



Der Braunfisch (Phocaena communis).

ähnelt dem des Walfisches, ist aber feiner und wird deshalb mehr geschätzt. Die Grönländer benutzen ihn zum Schmalzen ihrer Speisen oder schlürfen ihn mit demselben Wohlgefallen, mit welchem wir ein gutes Glas Wein genießen. Die Haut endlich wird gegerbt und dann als Leder verwendet. So überwiegt also der Nutzen, welchen das Meerschwein bringt, den verhältnißmäßig geringen Schaden; aber er vermehrt nur den Eifer, mit welchem unser Delfin verfolgt wird. Ueberall, wo die Häringszüge regelmäßig ankommen, senkt man zur Zeit des Zuges starke, weitmaschige Netze in die Tiefe der Flüsse, durch welche wohl die Häringe, nicht aber auch die Braunfische schlüpfen können. Auf Island stellen die Fischer ihre Netze bei Beginn der Brunstzeit aus, welche den Braunfisch in einen so großen Rausch versetzt, daß er blind wird, wie die Leute sagen. Hier und da erlegt man ihn auch mit dem Feuergewehr, mehr, um Gewandtheit im Schießen zu zeigen, als um sich mit leichterer Mühe in den Besitz des Thieres zu setzen.

Der Braunfisch ist gesellig wie die übrigen Delfine. Er vereinigt sich zuweilen zu sehr zahlreichen Herden, und diese bleiben dann längere Zeit beisammen. Im Schwimmen ist er Meister. Er schlägt abwechselnd mit Kopf und Schwanz nach ab- und aufwärts und krümmt gleichzeitig den Leib bogenförmig bald nach oben, bald nach unten. Diese Bewegung treibt ihn pfeilschnell vorwärts. Wenn er in der Nähe an der Oberfläche des Wassers schwimmt, sieht es aus, als tummle er auf den rollenden Wellen herum oder bewege sich in lauter Purzelbäumen vorwärts. Bisweilen führt er die mannchfaltigsten und anmuthigsten Spiele mit seinen Genossen aus. Er wälzt sich förmlich im Wasser umher, springt in die Luft, taumelt, überschlägt sich u. s. w. Schon die Alten haben bemerkt, daß die Delfine vor einem Gewitter oder Sturme besonders lebendig sind und mehr als sonst aus dem Wasser emporschnellen. „Ehe die Dampfschiffe aufkamen, war es viel leichter diese Thiere zu beobachten, als gegenwärtig. Sie folgen zwar auch den Dampfern nach, doch bei weitem nicht mit derselben Furchtlosigkeit und Zudringlichkeit, wie den stiller dahingleitenden Segelschiffen. Gewöhnlichen Kauffahrern sind sie, solange diese in der Nähe der Küsten verweilen, regelmäßige Begleiter. Sobald das Schiff oder auch nur ein Bot ausgelaufen ist, sammeln sich drei bis sechs Braunfische in einer Entfernung von 30 bis 50 Fuß um dasselbe und folgen ihm nun oft über eine Meile ununterbrochen nach, kommen ab und zu über die Oberfläche empor, gleichsam als wollten sie sich Schiffer und Botsmannschaften betrachten, tauchen, schwimmen unter dem Kiel des Fahrzeugs durch, erscheinen wieder, eilen voraus, beschreiben einen Bogen und kehren wieder zum Schiffe zurück u. s. w.

Außer den Häringen, welche zeitweilig die ausschließliche Nahrung der Braunfische bilden, verzehren diese noch Makrelen, Lachse, andere Fische und oft auch Tange; wenigstens trifft man diese nicht selten in ihrem Magen an. Der Lachse wegen steigen sie bis hoch in die Flüsse empor, und hier beeinträchtigen sie die Fischerei wirklich in sehr empfindlicher Weise.

Die Brunst beginnt zu Anfang des Sommers, währt aber vom Juni bis zum August. Um diese Zeit sind sie aufs äußerste erregt; pfeilschnell durcheilen sie die Fluthen, wüthend verfolgen sich die Männchen, und eifrig jagen sie hinter dem Weibchen drein. Jetzt scheint es für sie keine Gefahr mehr zu geben. Sie schießen im blinden Rausch oft weit auf den Strand hinaus, rennen mit dem Kopfe an die Seitenwände der Schiffe und finden da oder hier ihren Tod. Nach neun- oder zehnmonatlicher Tragzeit, gewöhnlich im Mai, werfen die Weibchen ein oder zwei kleine, nur 20 Zoll lange und 10 Pfund schwere Junge, pflegen dieselben mit der allen Walen gemeinsamen, aufopfernden Liebe, vertheidigen sie nach Kräften bei Gefahr und säugen und führen sie, bis sie das erste Lebensjahr erreicht haben; denn solange soll es dauern, ehe sie als erwachsen gelten können.

Der Braunfisch ist das einzige Mitglied seiner Ordnung, welches ich bisjetzt in der Gefangenschaft gesehen habe. Es wurde mir erzählt, daß ein Amerikaner so glücklich gewesen sei, eine größere Walart längere Zeit am Leben zu erhalten; doch ist hierüber bisjetzt, soviel mir bekannt, noch Nichts veröffentlicht worden. Im Thiergarten zu London hat man wiederholt Versuche angestellt, Braunfische und andere Delfine zu halten, ein befriedigendes Ergebniß jedoch noch nicht erlangt. Dasselbe war leider auch bei dem Braunfisch der Fall, von welchem ich aus eigener Erfahrung reden kann. Das Thier wurde uns im August von einem Fischer überbracht, welcher es am Abend vorher gefangen und die Nacht hindurch in einer Wanne aufbewahrt hatte. Es war anscheinend gesund und noch sehr munter, und ich hoffte deshalb, es wenigstens einige Tage lang erhalten zu können. Unser Wal wurde zunächst in einem tiefen Wassergraben ausgesetzt und schwamm auch sofort in demselben auf und nieder. Die Oberfläche des gedachten Grabens war jedoch gerade dicht mit Wasserlinsen bedeckt, und diese hinderten ihn bei dem Athemholen so, daß ich es für nöthig fand, ihn in den größten Teich unseres Thiergartens zu setzen. Hier hatte er genügenden Spielraum. Er durchkreuzte das Gewässer nach allen Richtungen und schien bereits nach einer Stunde Zeit eingewohnt, wenigstens wohl bekannt zu sein; denn man sah ihn in ziemlich regelmäßigem Wechsel bald hier, bald dort auftauchen, Athem holen und wieder verschwinden. Ob er den in dem Teiche befindlichen Fischen

nachgestellt hat, oder nicht, weiß ich nicht zu sagen; es schien jedoch, als ob er bei seinem Schwimmen irgendwelche Jagd betreibe. Um die Schwimmvögel auf dem Gewässer bekümmerte er sich nicht; sie dagegen betrachteten ihn mit entschiedenem Mißtrauen. Wo auch das schwarze Thier auftauchen mochte, entstand Unruhe. Die Schwäne reckten ihren Hals lang empor und blickten mit größter Verwunderung und Theilnahme nach dem Störenfried; die Gänse und Enten verließen das Wasser und flüchteten sich aufs Land, von wo aus sie dann aufmerksam den Bewegungen des Thieres folgten. So trieb es der Braunfisch während des ganzen Tages. Er schwamm ruhelos auf und nieder, mied die flachen Stellen des Teiches sorgfältig und bevorzugte dafür die Mitte, blies seinen Wasserstrahl in regelmäßigen Zeitabschnitten empor und gab uns Gelegenheit, sein Treiben zu beobachten, freilich nur auf Augenblicke; denn das trübe Wasser hinderte zu meinem Bedauern, ihn auch unter der Oberfläche zu verfolgen. Ich schrieb sofort einen ausführlichen Bericht über das Ereigniß und lud alle Freunde des Gartens feierlich ein, den seltenen Gast in Augenschein zu nehmen. Aber so sehr man sich auch tummelte, um den „Tümmler“ zu sehen — es war vergeblich; denn am anderen Morgen hatte unser Braunfisch seinen Geist bereits aufgegeben.

Dieses schnelle Dahinscheiden ist mir räthselhaft geblieben. Es liegt kein Grund vor, zu glauben, daß Süßwasser einem luftathmenden Seethiere so schnell verderblich werden könne; unsere Erfahrungen widersprechen einer solchen Annahme auch geradezu. Ebensowenig läßt sich denken, daß ein Thier von der Größe des Braunfisches schon innerhalb achtundvierzig Stunden dem Mangel an Nahrung erliege, und gleichwohl ist kaum etwas Anderes als Todesursache anzunehmen; denn die Leichenschau ergab, daß der gedachte Gefangene vollkommen unverletzt war. Somit scheint es wirklich, als wäre die bekannte Gefräßigkeit der Wale, wie beim Maulwurf, unumgängliches Bedürfniß zum Leben.

Wie hoch ein freilebendes Meerschwein sein Alter bringt, ist zur Zeit noch vollkommen unbekannt. Man weiß nur, daß es in der Todesangst Schmerzenslaute ausstößt und, wie so manches andere Seesäugethier, Thränen vergießt. Sobald es verendet ist, steigt der Leichnam bis dicht an die Oberfläche des Wassers empor, und deshalb eben ist auch die Jagd mit der Büchse keine erfolglose. Die Grönländer nennen den Braunfisch „Niza“, die Isländer „Brunskop“, „Hundfiskar“ und „Svinehval“, die Dänen „Tumler“, die Franzosen „Marsouin“, die Engländer „Porpoise“, die Portugiesen „Toninas“ u. s. w.

Einige große, kräftig gebaute Delfine mit schmaler, schnabelförmig verlängerter, zugespitzter und scharf von der Stirn geschiedener Schnauze, einer hohen Fettflosse auf dem Rücken und zahlreichen starken, kegelförmigen und glatten Zähnen werden **Tümmler** (Tursio) genannt.

Der **gemeine Tümmler** (Tursio vulgaris) ist ein großes Thier von 10 bis 15 Fuß Länge, stark und kräftig gebaut, mit kurzen, am oberen Rande ausgeschnittenen, stumpf zugespitzten Brustfinnen, mäßig großer Schwanzfinne und 21 bis 24 Zähnen in jedem Kiefer, oben und an den Seiten schwarz oder schwärzlichbraun, auf der Unterseite reinweiß gefärbt.

Dieser Wal scheint vom Eismeere an bis zum Mittelmeere überall vorzukommen. Im indischen und rothen Meere wird er durch eine verwandte Art, den Abusalem, ersetzt. Er ist nirgends besonders häufig, sondern findet sich mehr in kleinen Trupps von 6 bis 8 Stücken. Wie die Braunfische, kommen diese zu den Fischern heran und umschwärmen sie in der beschriebenen Weise. Die Schnelligkeit und Gewandtheit des Tümmlers ist sehr erheblich; er umschwärmt noch lustig ein Dampfschiff, welches seine vierzehn englischen Meilen in der Stunde zurücklegt. Vor Stürmen oder Gewittern tobt er, wie der Braunfisch, im Wasser umher, und vor der Paarung schnellt er sich hoch über die Wellen empor.

Im übrigen ist sein Leben noch wenig erforscht. Man kennt noch nicht einmal mit Sicherheit die Zeit der Paarung oder die Dauer der Tragzeit, und weiß nur, daß das Weibchen im Winter

ein oder zwei Junge wirft, welches sie ganz wie die übrigen Delfine behandelt. Man jagt ihn mit der Harpune oder mit der Büchse. In meinem letzten Jagdausfluge nach Abissinien erlegte der Herzog von Koburg einige Abusalems, welche unser Dampfschiff im rothen Meere umschwärmten. Sogleich nach dem Schuß färbte sich das Wasser roth von dem mit großer Gewalt ausströmenden Blute. Der Tümmler drehte sich einige Male herum und kam dann langsam zur Oberfläche



Der gemeine Tümmler (Tursio vulgaris).

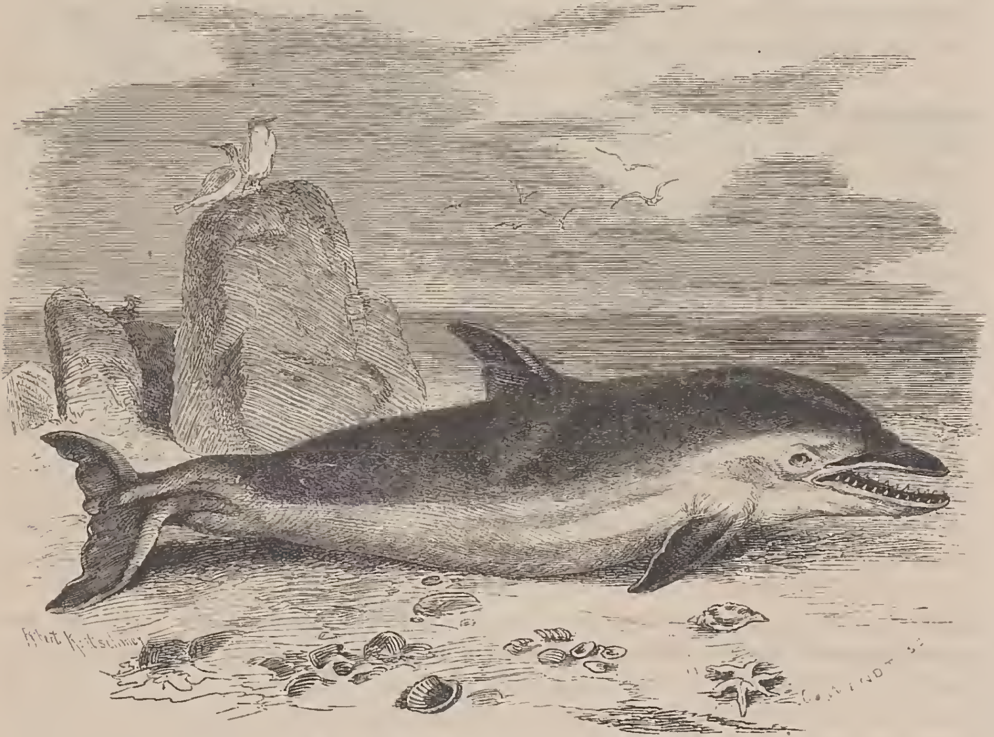
empor. Alle übrigen Mitglieder der Bande blieben augenblicklich beim Leichnam zurück, wie uns der Schiffsführer versicherte, in der edlen Absicht, den liebwerthen Genossen sofort aufzufressen.

An die Meerschweine und Tümmler können wir nun endlich denjenigen Wal anreihen, welcher der ganzen Familie ihren Namen gab, den hundertfach besungenen, eigentlichen Delfin, welcher mehr Märchen und Fabeln ins Leben gerufen hat, als alle übrigen Seethiere überhaupt. Er ist es, welcher den Arion nach Tänarium zurückbringt, bezaubert von dem herrlichen Spiel und Gesang des Dichters, den räuberische Schiffer gezwungen hatten, ins Meer zu springen; er ist es, von dem Plinius die hübsche Geschichte des Knaben erzählt, welcher durch häufiges Füttern mit Brod sich in solchem Grade die Liebe eines Delfins erwarb, daß dieser ihn mehrere Jahre lang täglich über den lucrinischen See nach Puteoli in die Schule trug und auf dieselbe Weise wieder nach Hause brachte. „Als der Knabe starb," fährt der alte Naturforscher fort, „erschien der Delfin noch immer am gewöhnten Orte und grämte sich bald darauf über den Verlust seines Lieblings zu Tode." Weiter wird gefabelt, daß im Alterthum die Delfine beim Fange der Meerbarben behilflich waren, indem sie dieselben scharenweise in die Netze trieben und für diesen Dienst mit einem Theile der Beute und mit Brod belohnt wurden, welches in Wein getränkt war.

Als ein König von Carien einen gefangenen Delfin im Hafen festketten ließ, erschien eine große Anzahl der noch freien und gab durch deutliche Zeichen die Bitte kund, ihren Gefährten freizulassen. Der König konnte nicht widerstehen. Plinius erzählt ganz ernsthaft, daß jüngere Delfine stets von einem älteren begleitet würden, welcher als Meister oder Hofmeister anzusehen wäre. Auch soll man Delfine gesehen haben, wie sie einen Todten wegtrugen, damit er nicht von anderen Fischen zerrissen würde u. s. w.

Leider müssen wir alle diese hübschen Erzählungen den Dichtern und Märchenschreibern überlassen; es fehlt ihnen aller Anhalt.

Die eigentlichen Delfine kennzeichnet eine mittlere Größe, der ebenmäßig gebaute Leib mit schmaler, langer Schnauze, die große Zahl der Wirbel und der außerordentliche Zahnreichthum.



Der gemeine Delfin (Delphinus Delphis).

Der gemeine Delfin (Delphinus Delphis) wird 6 bis 8 Fuß lang. Seine langen Brustfinnen sind am Oberrande ausgeschnitten und gegen die Spitze hin sichelförmig verschmälert; die Schwanzfinne ist halbmondförmig. Die Zahl der Zähne unterliegt bedeutenden Schwankungen; gewöhnlich findet man zwischen 32 bis 47 in jedem Kiefer; man hat jedoch auch schon Delfine erlegt, welche deren jederseits 53, also im ganzen die ungeheure Zahl von 212 hatten. Die Zähne selbst stehen in gleichmäßigen Abständen durch kleine Zwischenräume getrennt neben einander, so daß die oberen zwischen die unteren und die unteren zwischen die oberen eingreifen. Sie sind langgestreckt, kegelförmig, sehr spitzig und von außen nach innen schwach gekrümmt; die mittleren sind die längsten. Nach vorn und hinten nehmen sie an Größe ab. Das dunkle, grünlich schimmernde Schwarzgrau der Oberseite geht allmählich in die lichtere Färbung der Unterseite über.

Alle Meere der nördlichen Halbkugel sind die Heimat dieses berühmten Thieres, welches so wesentlich zur Unterhaltung der Seefahrer und Reisenden beiträgt. In seinem Wesen und Trei-

ben erinnert der Delfin durchaus an die beschriebenen Verwandten; nur ist er womöglich noch spiellustiger und launenhafter. Bald treibt er sich, von allen Küsten entfernt, im hohen Meere herum, bald steigt er hoch in den Flüssen empor: er ist überall zu finden. Gewöhnlich sieht man ihn in Trupps von 6 bis 10 Stücken. Diese kommen von weitem auf die Schiffe zu und umschwärmen und umspielen diese lange Zeit, ehe sie wieder eine andere Richtung nehmen. Ohne Unterlaß tauchen sie auf und nieder, und jedesmal, wenn der dunkle Rücken über der Oberfläche erscheint, vernimmt man einen schnaubenden Ton und sieht einen niederen Strahl aufsteigen.

Das Gebiß bekundet deutlich genug, daß der Delfin zu den schlimmsten Räubern des Meeres gehört. Seine Nahrung besteht einzig und allein aus Fischen, Krebsen, Sepien und anderen Seethieren. Am liebsten jagt er den Sardellen, den Häringen und den fliegenden Fischen nach. Er ist es hauptsächlich, welcher diese sonderbaren Bewohner des Meeres über den Wasserspiegel emportreibt; denn gar nicht selten sieht man ihn selbst hinter den aufgestiegenen und dahinrauschenden Flugfischen sich emporschnellen und dann eilig in der von ihnen angegebenen Richtung weiter schwimmen. Nach drei- bis viermaligem Auftreiben hat er die fliegenden Fische gewöhnlich so abgehetzt, daß sie ihm leicht zur Beute werden. Bei dieser Fangart sind die Möven, Tölpel und andere Seevögel seine treuen Gehilfen; sie verfolgen die aus dem Wasser in die Luft getriebenen Fische während des Fliegens und jagen sie nun wiederum dem unten auflauernden Räuber zu.

Zehn Monate nach der Paarung, welche im Herbst geschieht, wirft das Weibchen ein, seltener zwei Junge von 1½ bis 2 Fuß Länge, und beweist ihm bis zum erlangten Wachsthum die größte Zärtlichkeit. Wie behauptet wird, sind die Jungen erst nach zehn Jahren vollkommen erwachsen, dafür sollen sie aber auch, wie ein alter griechischer Schriftsteller angibt, bis hundertunddreißig Jahre alt werden. Fischer, welche gefangenen Delfinen Stücke aus der Schwanzfinne geschnitten hatten, wollen in Erfahrung gebracht haben, daß die Lebensdauer zwischen fünfundzwanzig bis dreißig Jahre beträgt.

Der Delfin hat in dem Schwertfisch einen schlimmeren Feind, als in dem Menschen; denn dieser verfolgt ihn nur, wenn ihn Mangel an frischem Fleisch dazu treibt. Noch heutigen Tages genießt der Delfin die Liebe Seitens des Menschen, welche ihm schon im Alterthum wurde. Doch vereinigen sich hier und da wohl einige Fischer, umringen mit ihren Boten nach altgriechischer Fangweise eine Schar von Delfinen, erschrecken sie durch plötzliches Geschrei und versuchen, sie nach dem Strande hinzutreiben, wo sie angsterfüllt auf das Trockene laufen. Dann vernimmt man ein seufzerartiges Gestöhn von den zu Tode geängstigten Thieren. Früher verzehrte man Fleisch und Speck der gefangenen, namentlich in katholischen Ländern während der Fastenzeit, weil der Delfin von den Pfaffen selbstverständlich als echter Fisch angesehen wurde. Die Engländer und Franzosen richten das Fleisch in künstlicher Weise zu, und erzielen dadurch eine wenigstens ziemlich schmackhafte Speise. Gegenwärtig ist man aber fast überall von dem Genusse abgekommen. Bei den alten Römern spielte der Delfin eine Rolle in der Heilkunde. Die Leber galt für ein vortreffliches Mittel bei Anfällen von Wechselfiebern; mit dem Leberthran heilte man Geschwüre, mit dem Rauch des angezündeten Specks Unterleibsbeschwerden. Es wurden ganze Delfine verbrannt und die gewonnene Asche mit Honig vermischt und dann zu allerhand Quacksalbereien verwandt. Gegenwärtig will man auch von dieser Benutzung des Wals Nichts mehr wissen.

Mehrere zu unserer Familie zählende Mitglieder zeichnen sich durch ihre eigenthümlich verlängerte, schnabelartige Schnauze aus. Diese ist aber bei den verschiedenen Arten so abwechselnd gestaltet und bezahnt, daß man die Schnauzendelfine wiederum in verschiedene Sippen getheilt hat. Einige bewohnen das Weltmeer, die beiden anderen dagegen den größten und den heiligsten Strom der Erde.

Die Döglinge (Chenodelphinus) reihen sich den wahren Delfinen zunächst an, weil sie noch die Rückenflosse derselben besitzen. Ihr Körperbau ist sehr kräftig, die halbmondförmige Schwanzfinne, die großen Brust- und Rückenflossen dagegen sind sehr klein. Mit zunehmendem Alter verliert ihre Schnabelschnauze sämmtliche Zähne, welche sie im Jugendalter trug. Man kennt gegenwärtig zwei Arten dieser Sippe, unter welchen der Dögling (Chenodelphinus rostratus) die bekanntere ist. Er ist ein großer Delfin von 20 bis 28 Fuß Länge und 13 bis 14 Fuß Leibesumfang, am ganzen Leibe gleichmäßig schwarz gefärbt.

Der nördliche Theil des atlantischen Weltmeeres und das Eismeer sind seine Heimat; im stillen Weltmeer ist er bisjetzt noch nicht angetroffen worden. Im Norden Lapplands und bei Spitzbergen scheint er am häufigsten zu sein.

Ueber seine Lebensweise ist bisher nur sehr wenig bekannt geworden; sie mag im ganzen wohl an das Treiben der Delfine erinnern. Der Dögling ist, ungeachtet seines Körperbaues, doch ein furchtbarerer Räuber, wie leicht erklärlich aber größeren Thieren vollkommen ungefährlich. Kopffüßler, schalenlose Weichthiere, Seegurken und höchstens noch kleine Fische bilden seine Nahrung. Davon verzehrt er freilich ungeheure Mengen; man fand in einem getödteten die Reste von etwa tausend Thieren.

Der Dögling ist wiederholt an den Küsten Englands, Frankreichs, Hollands, Deutschlands, Schwedens und Rußlands, ja, sogar Italiens gestrandet. Im September 1788 lief bei Honfleur ein Weibchen mit ihrem Kinde auf. Die Mutter bemühte sich lange, das Junge flott zu machen und fand dadurch ihren Tod. Fischer, welche beide Thiere bemerkt hatten, zogen das Junge vollends an das Land und verwundeten nun die treue Mutter tödtlich; zwar gelang es derselben noch, die offene See zu gewinnen, allein am folgenden Tage fand man sie drei Meilen von jener Stelle entfernt entseelt am Strande.

Schon im Jahre 1819 veröffentlichte Humboldt Beobachtungen über einen die süßen Gewässer Südamerikas bewohnenden Delfin, ohne jedoch eine nähere Beschreibung desselben zu geben. Desmarest erhielt im folgenden Jahre das fragliche Thier aus dem Museum zu Lissabon und beschrieb es, aber noch immer sehr kurz und unvollständig. Genauere Nachrichten übergaben der Oeffentlichkeit unsere verdienstvollen Landsleute Spix und Martius im Jahre 1831. Aber erst dem Franzosen D'Orbigny verdanken wir die endgiltige Beschreibung. Dieser Forscher, welcher bald nach Spix und Martius Peru bereiste, war so glücklich, das Thier selbst zu erhalten. Mit den Forschungen unserer Landsleute unbekannt, erfuhr er zu seiner nicht geringen Verwunderung, daß im tiefen Inneren des südamerikanischen Festlandes, fünfhundert Meilen vom atlantischen Weltmeere, ein großer Fisch lebe, welchen er der Beschreibung nach nur als Delfin zu deuten vermochte. Selbstverständlich war der Mann äußerst begierig, dieses fragliche Thier kennen zu lernen. Die Indianer waren jedoch mit dem Gebrauch der Harpune so wenig vertraut, daß sie ihm den Delfin nicht zu liefern vermochten. Endlich erlangte er ihn bei dem brasilianischen Grenzposten Principe Dobeira, dessen Soldaten sich mit diesem Fang beschäftigten, und erhielt hierdurch Gelegenheit, ihn zu zeichnen und zu beschreiben.

Die Inia der Guarayos, der Bufeo der Spanier oder die Bote der Brasilianer (Inia amazonica) ist ein Delfin, bei welchem sich die Schnauze noch mehr verlängert, als beim Dögling. Sie wird zu einem schmalen, rundlichen, stumpfen, steifbehaarten Schnabel, welcher in jeder Kinnlade 66 oder 68 spitze Zähne mit gekrümmten und kräftigen Kronen trägt. Der schlanke Leib besitzt lange, am oberen Ende ausgeschnittene und gegen die Spitze zu sichelförmig verschmälerte Brustfinnen, eine nicht lappige Schwanzflosse und eine sehr niedere Fettflosse auf dem Rücken. Die Leibeslänge schwankt zwischen 7 bis 10 Fuß; bei einem Thiere von 6½ Fuß Länge wird die Rücken-

finne 1 Fuß 3 Zoll lang und gegen 2 Zoll hoch, die Brustfinne 1 Fuß 3½ Zoll lang und 6 Zoll breit, und die Schwanzfinne endlich 1½ Fuß breit. Das Weibchen soll nur halb so groß werden. Auf der ganzen Oberseite ist die Inia blaßbläulich, auf der Unterseite rosenröthlich gefärbt; doch gibt es mancherlei Abweichungen; man trifft manchmal durchaus röthliche und bisweilen auch ganz schwärzliche an.

Soviel man bisjetzt weiß, bewohnt das beachtungswerthe Geschöpf fast alle Flüsse Südamerikas zwischen dem 10. und 17. Grad südlicher Breite. Im Amazonenstrom und seinen Nebenflüssen und im Orinoco ist er allenthalben eine bekannte Erscheinung. In seinen Bewegungen soll er sich von den Seedelfinen unterscheiden; er ist langsamer und weniger lebhaft, schwimmt ruhiger, kommt oft



Die Bote (Inia amazonica).

an die Oberfläche, um zu athmen, und vereinigt sich gewöhnlich nur in kleinen Gesellschaften; doch sah Humboldt ihrer viele zusammen. „Die Luft,“ sagt er, „wurde wieder still, und alsbald fingen große Wale aus der Familie der Spritzfische, ganz ähnlich den Delfinen unserer Meere, an, sich in langen Reihen an der Oberfläche zu tummeln. Die Krokodile, langsam und träge, schienen die Nähe dieser lärmenden, in ihren Bewegungen ungestümen Thiere zu scheuen; wir sahen sie untertauchen, wenn die Spritzfische ihnen nahe kamen. Daß Wale so weit von den Küsten vorkommen, ist sehr auffallend; man trifft sie zu allen Jahreszeiten an und keine Spur scheint anzudeuten, daß sie zu bestimmten Zeiten wandern, wie die Lachse. Die Spanier nennen sie, wie die Seedelfine, Toninas, ihr indianischer Name ist Orinocua.“ Ein anderes Mal erzählt er: „Im dicksten Walde

vernahmen wir mit Ueberraschung einen sonderbaren Lärm. Wir schlugen an die Büsche und da kam ein Schwarm vier Fuß langer Toninas zum Vorschein und umgab unser Fahrzeug. Die Thiere waren unter den Aesten eines Baumes versteckt gewesen. Sie machten sich durch den Wald davon und warfen dabei die Wasserstrahlen, nach denen sie in allen Sprachen Blaß- oder Spritzfische heißen. Ein sonderbarer Anblick mitten im Lande, drei- bis vierhundert Meilen von den Mündungen des Orinoco und Amazonenstromes. Ich bin immer noch der Ansicht, daß diese Delfine von denen des Meeres ganz verschiedene Arten sind." In vorstehenden Angaben ist so ziemlich Alles enthalten, was wir von dem Leben der Inia wissen. Durch die übrigen Reisenden erfahren wir noch, daß das Thier sich fast im-



Der Schnabeldelfin (Platanista gangetica).

mer nahe der Oberfläche des Wassers hält und nicht selten die lange, schnabelartige Schnauze hervorstreckt und die erhaschte Beute über dem Wasser verschlingt. Die Nahrung besteht hauptsächlich aus kleinen Fischen; nebenbei genießen sie aber auch allerlei Baumfrüchte, welche von den Zweigen in die Flüsse fallen. Am liebsten halten sich die Inias in den klaren und tiefen Buchten der Flüsse und Ströme auf; Stellen, wo die Ufer steinig sind, ziehen sie allen übrigen vor. Sie verursachen einen großen Lärm und werden dadurch den Reisenden oft lästig. Wie man beobachtet hat, ziehen sie gern dem Feuer nach und sammeln sich manchmal um ein solches in so großer Menge, daß die am Ufer Lagernden genöthigt sind, das Feuer auszulöschen, um ruhig schlafen zu können.

Ueber die Zeit der Paarung und die Dauer der Tragzeit weiß man Nichts. Das Weibchen, welches D'Orbigny untersuchte, warf während der letzten sechs Stunden seines Lebens ein Jun-

ges von kaum mehr als einem Fuß Länge. Außerdem erfuhr man noch, daß die Mutter ihr Kind mit derselben Zärtlichkeit behandelt, wie andere Delfine.

Nur die Noth treibt den Menschen an, die ganz unschuldige Inia zu verfolgen. Das Fleisch ist hart, der Speck gering und die Haut wenig zur Verarbeitung geeignet; hier und da soll man Schilde aus ihr fertigen. Einen anderen Nutzen gewährt das Thier nicht.

Unter dem Namen Platanista erwähnt Plinius eines Delfins, welcher im Ganges lebt und nach seiner Beschreibung 23 Fuß lang werden soll. Das Thier ist wirklich vorhanden, aber freilich viel kleiner, als der alte berühmte Forscher angibt, nämlich nur 7 Fuß lang. Der sehr schlanke Leibesbau und die halbmondförmige und getheilte Schwanzflosse, die aufwärts gebogene und verdickte Schnauze und das Sförmig gebogene Spritzloch unterscheiden diesen Wal, den Susuk der Indier oder den Schnabeldelfin des Ganges (Platanista gangetica) hinlänglich von seinen Verwandten. In den Kiefern stehen 30 bis 32 starke, kegelförmig gestaltete, etwas nach rückwärts gekrümmte, spitze Zähne, unter denen die vordersten die längsten und schlanksten sind. Die Fettflosse auf dem Rücken ist nur durch eine erhabene Fetthaut angedeutet. Oben ist sie graulichschwarz, unten graulichweiß gefärbt.

Soviel bisjetzt bekannt, lebt dieses merkwürdige Thier nur im Ganges und seinen verschiedenen Armen. In diesem Strome kommt es oft bis tief in das Land, doch hält es sich gewöhnlich mehr nahe der Mündung auf. Es ist gesellig wie die übrigen, nährt sich von Fischen, Schal- und Wasserthieren und, wie man sagt, auch von Früchten und Reisähren, welche es da wegnimmt, wo die Felder bis hart an den Strom stoßen. Sein langer Schnabel macht es ihm möglich, auch den Schlamm und das Röhricht nach Schalthieren zu durchsuchen. Gewöhnlich schwimmt es nur langsam und schwerfällig dahin, bei Verfolgung der Fische aber zeigt er sich als echter Delfin und jagt pfeilschnell durch die Fluthen. Die Indier stellen ihm seines Speckes wegen nach, weil sie diesen als ein wirksames Mittel gegen Lähmung, Gliederschmerzen und andere Uebel betrachten. Das Fleisch wird von den Fischern nur als Köder zum Fang anderer wohlschmeckender Gangesbewohner benutzt. Hierauf beschränkt sich bisjetzt unsere Kenntniß.

* * *

Noch sind die Naturforscher nicht einig darüber, ob sie in einem der riesigsten Meeresbewohner, dem Pottfisch (Physeter macrocephalus), den Vertreter einer eigenen Familie oder blos einer Sippe anzusehen haben, welche letztere man dann der Familie der Delfine zuzählen müßte. Durch die ungeheure Größe des Leibes und den gewaltigen, dicken Kopf, welcher mindestens ein Drittheil der Leibeslänge einnimmt, unterscheidet sich der Pottfisch allerdings mehr noch von den Delfinen, als von den Walen, der Bau des Schädels aber und die Zähne, welche seine Kiefern bewaffnen, erinnern wiederum an jenen raschen und raubgierigen Meersäuger, und weil gerade Gebiß und Zahnbau gewöhnlich als maßgebend betrachtet werden, ist es erklärlich, daß Viele in dem sonst so eigenthümlich gestalteten Geschöpfe nur einen Delfin erblicken wollen. Wir unsererseits wollen den Pottfisch als ein Thier ansehen, welches sich von dem ihm zunächst stehenden Delfine ungleich mehr unterscheidet, als Säugethiere, welche zu verschiedenen Familien gezählt werden müssen, und erkennen ihn deshalb für würdig, eine besondere Familie zu bilden. Wenn es auch begründet ist, daß man hinsichtlich der Säugethiere sagen kann: „Oeffne dein Maul, damit ich dich kenne!", darf doch das Gebiß allein den Ausschlag nicht geben, wenn es sich darum handelt, einem

Säuger die ihm gebührende Stellung einzuräumen. Die Betrachtung und Vergleichung des gesammten Leibesbaues allein berechtigt den Forscher zur Trennung oder Vereinigung eines Geschöpfes mit anderen ähnlichen, und wenn wir diese Grundsätze festhalten, bleiben wir wohl kaum lange im Zweifel, was wir aus dem Pottfisch zu machen haben: er zeigt soviel wesentliche Eigenthümlichkeiten, daß er nur für sich allein betrachtet werden kann.

Freilich kann man wieder einwenden, daß wir den Pottfisch selbst noch gar nicht kennen. Bis heutigen Tages sind die Meinungen auch in anderer Hinsicht über ihn getheilt. Viele Forscher nahmen und nehmen noch gegenwärtig mehrere Pottfische an, die Anderen vereinigen alle, welche aufgestellt wurden, zu einer einzigen Art. Die Untersuchung dieser Thiere hat ihre großen Schwierigkeiten und hindert, wie Pöppig treffend bemerkt, eine richtige Auffassung der Gestalt. „Gelegenheit zur richtigen Betrachtung bieten sie selten, und nur dann, wenn Stürme einen solchen Koloß zum Stranden an den europäischen Küsten gebracht haben; niemals aber können die erlangten Ergebnisse der Wahrheit ganz entsprechen, niemals kann das Gesammtbild des Thieres von dem Zeichner treu wiedergegeben werden, weil die ungeheure Körpermasse durch ihr eigenes Gewicht zusammensinkt, theils auch im Sande vergraben ist. Im Wasser ruhig liegende Pottfische bekommt nur der Walfischfänger zu sehen, wenn ihm das Jagdglück günstig sein sollte; allein er hat dann Wichtigeres zu thun, als zu zeichnen. Aus diesem Grunde erklärt es sich, warum es noch keine ganz zuverlässige Abbildung gibt, und warum die mit urtheilsfähigem Auge entworfenen Zeichnungen fehlen, ohne welche der Thierkundige sich umsonst abmüht, die hinsichtlich der Pottwale herrschende Verwirrung zu beseitigen. Man vermag nicht einmal zu entscheiden, ob zwischen den Pottwalen der hochnordischen und südlichen Meere zur Arttrennung berechtigende Verschiedenheit herrscht. Beide Cuvier's sind geneigt, eine solche zu bezweifeln, Bennett hingegen und ebenso mancher andere Thierkundige wollen den Pottfisch der Südsee als eigene Art abtrennen.“ Das Eine ist sicher: hinsichtlich der Lebensweise und Gewohnheiten ähneln sich alle Pottfische der Erde vollständig, und so genügt es uns, wenn wir das Bekannte zusammenstellen.

Der Pottwal steht hinsichtlich seiner Größe kaum oder nicht hinter dem Walfisch zurück; erwachsene Männchen sollen 60 bis 70 Fuß lang werden und einen Leibesumfang von 38 Fuß erreichen; die Weibchen dagegen sollen blos halb so groß werden. Im Verhältniß zu dieser Größe ist die Brustfinne sehr klein. Bei einem 60 Fuß langen Männchen war sie nur 3 Fuß lang und 2 Fuß breit; die Schwanzfinne dagegen hatte eine Breite von 19 Fuß. Beide Geschlechter ähneln sich; doch wollen einige Walfischfänger einen Unterschied in der Form der Schnauze gefunden haben: sie behaupten, daß diese bei weiblichen Thieren gerade abgestutzt, bei männlichen aber mehr gewölbt sei.

Man kann den Pottfisch das ungeschlachtetste aller Thiere nennen. Der überaus lange, breite, fast viereckige Kopf ist von der Höhe und Breite wie der Leib und geht ohne merkliche Abgrenzung in diesen über. Der Leib ist walzenförmig, in den beiden vorderen Dritteln sehr dick, von da an bis zum Schwanz verschmächtigt; vorn ist er eben und abgeflacht, im letzten Drittel aber gerundet. Hier erhebt sich eine niedere, höckerartige, schwielige, unbewegliche Fettflosse, welche hinten wie abgeschnitten erscheint und nach vorn zu allmählich in den Leib übergeht. Die kurzen, breiten, dicken Brustflossen stehen gleich hinter dem Auge und zeigen auf ihrer Oberseite fünf Längsfalten, welche den Fingern entsprechen; auf der Unterseite sind sie glatt. Die Schwanzfinne ist tief eingeschnitten und zweilappig, in der Jugend am Rande gekerbt, im Alter glatt. Kleine, höckerartige Erhöhungen laufen vom Ende der Fettflosse an bis zur Schwanzfinne herab. Beim Weibchen liegen zwei Zitzen in der Nabelgegend. Der Oberkopf stutzt sich vorn senkrecht ab. Das Spritzloch, eine Sförmig gebogene Spalte von 8 bis 10 Zoll Länge, liegt, abweichend von anderen Thieren, am Schnauzenrande, wie die Nase der meisten übrigen Säugethiere. Die kleinen Augen sind sehr weit nach rückwärts gestellt, die Lider wimperlos. Die Ohren liegen etwas unterhalb des Auges und öffnen sich durch eine kleine Längsspalte. Der Mund ist groß; der Kiefer

öffnet sich beinahe bis zum Auge. Der Unterkiefer ist beträchtlich schmäler und kürzer, als der Oberkiefer, von welchem er bei geschlossenem Munde umfaßt wird. Beide Kiefern sind mit wurzellosen, kegelförmigen Zähnen besetzt. Ihre Zahl schwankt beträchtlich; im Alter fallen manche aus und andere werden von dem Zahnfleisch fast ganz bedeckt. Verhältnißmäßig groß sind nur die Zähne im Unterkiefer, meist 39 bis 50 an der Zahl, in dem einen Kiefer mehr, als in dem anderen. Einige werden fußlang. Bei jungen Thieren sind sie ziemlich scharf zugespitzt, je älter aber der Pottfisch wird, umsomehr stumpfen sie sich ab, und bei ganz alten Thieren erscheinen sie als ausgehöhlte Kegel von Elfenbeinmasse, deren Höhlung mit Knochen ausgefüllt ist. Der Schädel selbst fällt wegen seiner Ungleichmäßigkeit, der Kopf wegen seiner Massigkeit und sich gleich bleibenden



Der Pottfisch (Physeter macrocephalus).

Dicke auf. Unter der mehrere Zoll dicken Specklage breiten sich Sehnenlagen aus, welche einem großen Raume zur Decke dienen. Derselbe ist durch eine wagrechte Wand in zwei durch mehrere Oeffnungen verbundene Kammern getheilt. Der ganze Raum wird durch eine ölige, helle Masse, das Walrath, ausgefüllt, welches außerdem noch in einer vom Kopfe bis zum Schwanze verlaufenden Röhre und in vielen kleinen, in Fleisch und Fett zerstreuten Säckchen sich findet. Im Halse verschmelzen sechs Halswirbel; nur der Atlas bleibt frei. Vierzehn Wirbel tragen Rippen, zwanzig bilden den Lendentheil und neunzehn den Schwanz. Das Schulterblatt ist verhältnißmäßig schmal, der Oberarm kurz und dick, mit dem noch kürzeren Unterarmknochen verwachsen. Das Fleisch ist hart und grobfaserig und von vielen dicken und steifen Sehnen durchflochten. Ueber ihm

liegt eine mehrere Zoll dicke Specklage und endlich die kahle, fast vollkommen glatte, glänzende Haut. Sie ist von einer trübschwarzen, am Unterleibe, dem Schwanze und dem Unterkiefer stellenweise lichteren Farbe. Die Zunge ist mit ihrer ganzen Unterseite am Grunde des Unterkiefers festgewachsen, der Magen viertheilig, der Darm funfzehn Mal so lang, als der Leib, die Luftröhre in drei Hauptzweige gespalten. Außerdem verdient noch ein eigenthümlicher, als Harnblase zu deutender Sack Beachtung. Er liegt über der Wurzel der Ruthe und steht mit einer durch diese verlaufenden Röhre und einer zweiten, welche zu den Nieren führt, in Verbindung. Eine dunkle, orangenfarbige, ölige Flüssigkeit füllt ihn, und zuweilen schwimmen in dieser kugelartige Klumpen von 3 bis 12 Zoll im Durchmesser und 12 bis 20 Pfund Gewicht umher, wahrscheinlich krankhafte Erzeugnisse, dem Harnstein anderer Thiere vergleichbar. Sie sind der bekannte, sehr hochgeschätzte Amber.

Der Pottfisch ist Weltbürger. Alle Meere der Erde beherbergen ihn, und wenn er sich auch in den Meeren rings um den Pol südlich und nördlich des 60. Grades der Breite nur selten findet, so darf man doch annehmen, daß er hier ebenfalls zuweilen sich herumtreibt. Als seine eigentliche Heimat betrachtet man die Meere der südlichen Erdhälfte. Dahin steuern die Schiffer, welche den Fang dieses Riesen betreiben, und vonhieraus wandert derselbe, wie man annimmt, durch alle Meere der Erde. Auch an den europäischen Küsten gehört er nicht zu den Seltenheiten. Die Geschichtsbücher aller Länder, ebensowohl die älteren, wie die neueren, berichten von Pottfischen, welche an ihren Küsten strandeten. Nach Art der Delfine zieht das riesige Thier in Scharen durch das Meer, die tiefsten Stellen desselben auswählend. Gern treibt es sich in der Nähe der steilen Küsten umher, ängstlich vermeidet es die ihm so gefährlichen Seichten. Die Walfischfänger berichten, daß jeder Herde immer ein großes, altes Männchen vorstehe, welches den Zug leite und die Weibchen und Jungen, aus denen die übrige Herde bestehe, vor den Angriffen feindlicher Thiere schütze. Alte männliche Thiere durchziehen wohl auch einzeln die Fluth oder scharen sich wenigstens nur in kleine Gesellschaften zusammen. Zu gewissen Zeiten sollen sich auch mehrere Herden vereinigen und dann zu Hunderten mit einander sich umhertreiben.

Hinsichtlich seiner Bewegung erinnert der Pottfisch mehr an die Delfine, als an die Bartenwale. Er gibt den schnellsten Mitgliedern seiner Ordnung wenig nach. Schon bei ruhigem Schwimmen legt er drei bis vier englische Meilen in der Stunde zurück, bei schnellerem Schwimmen jagt er durch die Fluthen, daß das Wasser brausend aufkocht und die ruhige See Wellen erzeugt, welche weithin sich verbreiten. Dann wetteifert er an Schnelligkeit mit jedem Schiffe. Schon von weitem erkennt man den Pottfisch an seinen Bewegungen. Bei ruhigem Schwimmen gleitet er leicht unter der Wasserfläche dahin, bei schnellerem schlägt er so heftig mit dem Schwanze auf und nieder, daß sein Kopf bald tief untersinkt, bald wieder hoch emportaucht. Gar nicht selten stellt er sich senkrecht in das Wasser, entweder den Kopf oder die Schwanzfinne hoch über den Spiegel emporhaltend und hierdurch von den meisten anderen Walen sich unterscheidend; ja es kommt auch vor, daß er plötzlich mit großer Wucht sich über das Wasser emporschnellt, zwei, drei Mal hinter einander, und sich dann für längere Zeit tief in die Fluthen versenkt. Die Mitglieder einer Gesellschaft ordnen sich gewöhnlich in eine lange Reihe, einer hinter dem anderen, und tauchen zu gleicher Zeit auf und nieder, blasen zugleich ihre Wassersäulen in die Luft und verschwinden fast in demselben Augenblick unter den Fluthen. Selten sind die Thiere ruhig; blos wenn sie schlafen, liegen sie fast bewegungslos auf der Oberfläche des Wassers.

Man hat erfahren, daß der Pottfisch 20 Minuten unter dem Wasser verweilen kann; nach Ablauf dieser Frist aber muß er zur Oberfläche emporsteigen, um von neuem die ungeheure Menge seines Blutes zu reinigen. In Zwischenzeiten von 10 bis 15 Sekunden athmet er dann 30 bis 60 Mal nach einander, entkohlt hierdurch sein Blut und ist nun zu gleich langem Tauchen geschickt. Bei heftigen Bewegungen, z. B. bei Verfolgungen, athmet er rasch und ununterbrochen. Geübte Walfischfänger versichern, daß sie durch das Gehör allein den Pottfisch von allen übrigen Walen unterscheiden.

Sein Blasen soll ein so eigenthümliches Geräusch verursachen, daß eine Verwechselung mit anderen großen Seesäugern kaum möglich ist.

Unter den Sinnen des Thieres glaubt man dem Gefühl den ersten Rang einräumen zu dürfen. Die Haut ist mit zarten Nervenwarzen besetzt und dadurch befähigt, den geringsten Eindruck zur Wahrnehmung zu bringen. Das Gesicht ist ziemlich gut, das Gehör dagegen schlecht. Hinsichtlich seiner geistigen Fähigkeiten ähnelt der Pottfisch mehr dem Delfine, als dem Wale; er zeigt so ziemlich dieselben Eigenschaften. Doch meidet er die Nähe des Menschen ungleich ängstlicher, als der den Schiffern so befreundete Delfin, vorausgesetzt, daß er sich nicht verfolgt oder angegriffen sieht; denn dann tritt an die Stelle der Furchtsamkeit ein unbändiger Muth und eine Kampflust, wie wir sie bei anderen Walen nicht wiederfinden. Man hat beobachtet, daß ein Rudel von Delfinen im Stande ist, eine ganze Herde von Pottfischen so zu ängstigen, daß sie allesammt eiligst die Flucht ergreifen; man weiß auch aus Erfahrung, daß alle Pottfische bei Annäherung eines Schiffes so eilig als möglich entfliehen; ja, man kennt Beispiele, daß eine Herde durch plötzliche Annäherung ihrer Feinde so erschreckt wurde, daß sie bewegungslos am ganzen Leibe bebte, an einer Stelle blieb oder ganz ungeschickt geradezu verwirrte Anstrengungen machte und dem Menschen hierdurch Gelegenheit gab, mehrere Mitglieder der Thiere zu bewältigen. Die Walfischfänger wollen wissen, daß Dies gewöhnlich der Fall ist, wenn zuerst ein Weibchen verwundet wurde, während die ganze Herde die Flucht ergreift, wenn das leitende Männchen seinen Tod fand.

Soviel man weiß, bilden verschiedene Arten von Kopffüßlern die hauptsächlichste Nahrung des Pottfisches. Kleine Fische, welche zufällig in den großen Rachen sich verirren, werden natürlich auch mit verschluckt; auf sie aber macht unser Wal eigentlich keine Jagd. Aeltere Seefahrer erzählten, daß der Pottfisch sich auch an Haifische, Robben, Delfine und selbst an Bartenwale wage, die neueren, genaueren Beobachter haben aber hiervon Nichts bemerkt. Von ihnen erfahren wir dagegen, daß der Pottfisch zuweilen pflanzliche Nahrung genießt; wenigstens haben sie in dem Magen erjagter Wale dieser Art verschiedene Baumfrüchte gefunden, welche durch die Flüsse in die See geführt worden waren.

Zu allen Zeiten des Jahres hat man Mütter mit säugenden Jungen getroffen. Bennett, welcher am genauesten über den Pottfisch berichtet, hat die Säuglinge nur in den Monaten März, April, Oktober und November vermißt; doch beweist diese Angabe durchaus noch nicht, daß zu dieser Jahreszeit keine Jungen geboren würden. In der Regel bringt jedes Weibchen nur ein einziges Junge zur Welt; man will jedoch auch schon deren zwei bei der Mutter gesehen haben. Die Säuglinge, welche etwa 14 Fuß lang sind, schwimmen lustig neben der Mutter her und begleiten sie auf allen ihren Zügen. Beim Säugen soll sich die Mutter auf die Seite legen und das Junge die Zitze mit dem Winkel, nicht aber mit der Spitze der Kiefern fassen.

Der Pottfisch wurde schon seit alten Zeiten von Walfischfängern verfolgt, allein erst vom Ende des 17. Jahrhunderts an mit besonderem Eifer. Die Amerikaner rüsteten im Jahre 1677, die Engländer erst 100 Jahre später Schiffe zum Pottfischfang aus. Seit Anfang unseres Jahrhunderts ist die Südsee der hauptsächlichste Jagdgrund dieser Schiffer, und heutzutage noch sind es fast nur die Engländer und Nordamerikaner, welche sich mit dem Fang beschäftigen. In den Jahren 1820 bis 1830 sind durch englische Walfischfänger 45,933, im Durchschnitt also jährlich fast 4600 Tonnen Walrath erbeutet worden; in den Jahren 1831 und 1832 stieg die Ausbeute auf 7605 und bezüglich 7165 Tonnen. Von da an hat sie etwas abgenommen, weil die Kosten der Ausrüstung für diese Schiffe allzuhohe Summen in Anspruch nehmen und der Erfolg immer nur ein ungewisser bleibt. Freilich ist auch der Gewinn bedeutend: jede Tonne Walrath wird mit mindestens 18 Pfund Sterling bezahlt.

Die Jagd auf den Pottfisch ist mit weit größeren Gefahren verbunden, als der Fang des eigentlichen Walfisches. Nur höchst selten ist dieser im Stande, seinen kühnen Feinden Etwas anzuhaben, während jener, wenn er angegriffen wird, sich nicht allein vertheidigt, sondern muthig auf sei-

nen Gegner losstürmt und beim Angriff sich nicht allein seines Schwanzes, sondern auch seines furchtbaren Gebisses bedient. Schon jetzt weisen die Geschichtsbücher viele Unglücksfälle auf, welche durch den Pottfisch herbeigeführt wurden. Die Mannschaft des Schiffes Essex hatte einen Pottfisch verwundet, mußte aber zum Schiffe zurückkehren, weil ihr Bot durch einen Schwanzschlag des harpunirten Thieres stark beschädigt wurde. Während die Seeleute beschäftigt waren, das Bot auszubessern, erschien ein anderer Pottfisch in geringer Entfernung vom Schiffe, betrachtete es eine halbe Minute lang aufmerksam und verschwand wieder in der Tiefe. Nach wenigen Augenblicken kam er jedoch wieder an die Oberfläche, eilte in voller Hast herbei und rannte mit dem Kopfe so gewaltig gegen das Schiff, daß die Seefahrer glaubten, ihr Fahrzeug wäre in vollem Lauf auf ein Riff gestoßen. Das wüthende Thier ging unter dem Schiffe weg, streifte den Kiel, drehte sich um und kam von neuem herbeigeschossen. Der zweite Stoß schlug den Bug ein und brachte das Fahrzeug zum Sinken. Von der Mannschaft wurden nur Wenige gerettet. Ein zweites amerikanisches Schiff, der Alexander, wurde ebenfalls durch einen Pottfisch vernichtet; ein drittes, die Barke Cook, nur durch einen gutgezielten Kanonenschuß vom Untergang gerettet. Vier Monate nach Untergang des Schiffes Alexander fing die Mannschaft der Rebekka einen ungeheuren Pottfisch, welcher sich ohne jeden Widerstand einbringen ließ. Man fand 2 Harpunen in seinem Körper, gezeichnet Alexander. Der Kopf war stark beschädigt und aus der fürchterlichen Wunde ragten große Stücke von Schiffsplanken hervor. Man weiß selbst von Fällen zu berichten, daß Pottfische Schiffe ohne allen Grund herausfordern, angreifen und zerstören. So geschah es mit dem Waterloo, einem mit Früchten beladenen britischen Fahrzeuge, welches in der Nordsee durch einen Pottfisch zertrümmert wurde. Wie viele andere Schiffe noch durch das gewaltige Thier vernichtet worden sind, ist schwer zu sagen.

Mit den großen Gefahren, welchen der Pottfischfang zur Folge hat, steht der zu hoffende Gewinn, so groß er auch ist, kaum im Einklang. Außer dem Speck, welcher einen sehr guten Thran liefert, erzeugt der Pottfisch noch den Walrath und den Amber, beide Gegenstände vom größten Werthe. Der Walrath ist im frischen Zustande flüssig, durchsichtig und fast farblos, gerinnt in der Kälte und nimmt dann eine weiße Farbe an. Jemehr er gereinigt wird, um so härter und trockener zeigt er sich, bis er schließlich zu einer mehlartig sich anfühlenden, aus kleinen Blättchen zusammengesetzten, perlmutterglänzenden Masse sich gestaltet. Man verwendet ihn ebensowohl in der Heilkunde, als zum Anfertigen von Kerzen, welche allen übrigen vorgezogen werden. Werthvoller noch ist der Amber, über welchen man seit den ältesten Zeiten unendlich viel gefabelt hat. Er ist eine leichte und haltlose, wachsartige Masse von sehr verschiedener Farbe, welche sich fettig anfühlt und einen höchst angenehmen Geruch besitzt. Durch Wärme läßt er sich erweichen, in kochendem Wasser in eine ölartige Flüssigkeit umwandeln, bei großer Hitze sich verflüchten. Man verwendet ihn hauptsächlich als Räuchermittel oder mischt ihn sogenannten wohlriechenden Oelen und Seifen bei. Schon die alten Römer und Araber kannten seine Anwendung und seinen Werth; bereits bei den Griechen wurde er in der Arzneiwissenschaft als krampfstillendes, beruhigendes Mittel verwandt und hat sich bis zum vorigen Jahrhundert in allen Apotheken erhalten. Noch heutzutage ist sein Werth ein außerordentlich hoher: eine Unze von der besten Sorte wird gegenwärtig mit 60 Thlr. unseres Geldes bezahlt.

Lange Zeit war der Amber ein vollkommen räthselhafter Gegenstand. Die alten Griechen betrachteten ihn ganz richtig als den Auswurfsstoff eines Thieres; später jedoch tauchten andere Meinungen auf. Man hielt ihn bald für den Koth eines fabelhaften Vogels, der nur wohlriechende Kräuter fresse, bald für ein schwammiges Seegewächs, bald für ein Gummiharz, bald für umgewandelten Schaum des Meeres. Erst Boylston erkannte im Jahre 1724 zufällig den wahren Erzeuger des kostbaren Stoffes. — Häufiger als aus dem Leibe des Pottfisches gewinnt man den Amber durch Auffischen im Meere. Es wird erzählt, daß glückliche Fänger Klumpen von 50 Pfund aus dem Leibe großer Pottfischmännchen geschnitten hätten, und früher wurde behauptet, daß selbst Klumpen von 130 bis 150 Pfund in dem Oele der betreffenden Blase umherschwämmen. Daß man

wirklich Stücke von 180 Pfund bei einer Länge von über 5 Fuß und einer Dicke von mehr als 2 Fuß aufgefischt hat, unterliegt keinem Zweifel; doch ist es wahrscheinlich, daß so große Klumpen von den Wellen zusammengetrieben und vielleicht durch die in der Sonnenhitze mögliche theilweise Schmelzung an einander geklebt wurden.

Außer diesen drei wichtigsten Fettstoffen finden auch die Zähne des Pottfisches eine Verwendung. Sie sind hart, schwer, lassen sich leicht glätten und bearbeiten und würden dem Elfenbein an Werth gleichgeschätzt werden, wenn sie dieselbe reine Farbe besäßen.

* * *

In der vierten und letzten Familie (Balaenae) vereinigt man diejenigen Wale, deren Rachen keine Zähne, sondern Barten in sich trägt. Diese Horngebilde sind die eigentlichen Kennzeichen aller hierher gehörigen Thiere: sie sind nur ihnen eigenthümlich. Man sagt gewöhnlich, daß sie den betreffenden Walen anstatt der Zähne gegeben seien; allein diese Ausdrucksweise bedarf mindestens noch einer Erklärung. Die Barten vertreten nämlich weder die Stelle der Zähne, noch ähneln sie ihnen hinsichtlich ihrer Anlage, ihrer Befestigung am Kiefer und ihrer Gestaltung. Bei ganz jungen Walen hat man in den Kiefern kleine, knochenartige Körperchen gefunden, welche man als Zahnkeime deuten konnte; dagegen sitzen die später erscheinenden Barten gar nicht an den Kiefern, sondern am Gaumen und sind nicht unmittelbar an den Kopfknochen befestigt. Ihre Querstellung im Gewölbe der Mundhöhle erinnert an die Gaumenzähne der Fische. Die Barten selbst sind nur hornige, nicht knochige Oberhautgebilde; jede einzelne ist eine vier- und dreiseitige hornige Platte, an welcher man eine Rinden- und Markmasse unterscheiden kann. Erstere besteht aus dünnen, über einander liegenden Hornblättern; letztere bildet gleichlaufende Röhren, welche am unteren Ende der Platte in borstenartige Fasern enden. An ihrer Wurzel werden sie durch gekrümmte Hornplatten verbunden, und so ruhen sie auf einer zolldicken, gefäßreichen Haut, von welcher aus sie ernährt werden. Das Rachengewölbe ist zur Aufnahme der zahlreichen Barten zu beiden Seiten eines in seiner Mitte hervortretenden Längskiels muldenförmig vertieft. In diesen Mulden stehen die Blätter quer und hinter einander dicht gedrängt, nach hinten in größeren Zwischenräumen und nach beiden Richtungen hin sich verkleinernd. Am äußeren Rande des Kiefers erscheinen sie mit ihren stumpfen Enden wie die Zinken eines Kammes; nach der Mitte der Kaufläche hin verschmälern und spitzen sie sich zu. Ihre Zahl in beiden Kiefern schwankt zwischen 300 bis 1000.

Die Bartenwale sind ungeheure Thiere mit sehr großem Kopfe, weit gespaltenem Rachen, doppelten Nasen- und Spritzlöchern, verdeckter Ohröffnung und sehr kleinen Augen. Ihre Wirbelsäule besteht aus 7 Hals-, 14 oder 15 Brust-, 11 bis 15 Lenden- und 21 und mehr Schwanzwirbeln. Nur eine Rippe verbindet sich unmittelbar mit dem Brustbein; alle übrigen sind falsche. Am Schädel sind die Kiefer bogenartig gekrümmt und schnabelartig verlängert, gegen den äußerst kleinen Hirnkasten ungeheuer groß. Das Schulterblatt ist sehr breit, die Hände verschieden gestaltet, indem sie bald mehr, bald weniger Zehen enthalten. Die schwere Zunge ist ringsum im Maule festgewachsen und unbeweglich, die Speiseröhre sehr eng, der Magen dreitheilig.

Erwachsen können die Bartenwale eine Länge von 80 bis mehr als 100 Fuß und ein Gewicht von 2500 Centnern erreichen. Sie sind demnach die größten aller Geschöpfe, welche unsere Erde gegenwärtig beherbergt und jemals erzeugte.

Sie leben ziemlich einzeln; denn nur zufällig, vielleicht durch reichliche Nahrung herbeigelockt, sieht man sie in Scharen beisammen. Die meisten wohnen im Eismeere und verlassen nur zuweilen die Buchten zwischen den Eisfeldern; andere ziehen südlicher gelegene Meerestheile vor. Sie halten sich nicht immer in einer Gegend auf, sondern wandern. Im Winter treiben sich einzelne Arten mehr in der hohen See herum, während sie gegen den Herbst hin und den Winter hindurch die Nähe der Küsten aufsuchen. Auch scheint es, daß einige regelmäßige Wanderungen von den Polen auch

gegen den Gleicher hin oder von Westen nach Osten und zurück unternehmen. Ungeachtet ihrer ungeheuren Massigkeit bewegen sie sich im Wasser rasch und gewandt; ja, die meisten durchziehen die Fluth fast mit der Schnelligkeit eines Dampfschiffes. Sie schwimmen geradeaus, aber in beständigen Bogenlinien fort, indem sie bald bis zur und theilweise bis über die Oberfläche des Wassers emporkommen, bald wieder unter ihr fortsegeln. Nach eigenen Beobachtungen kommen sie, wenn sie ungestört sich bewegen, durchschnittlich alle 40 Sekunden mit dem ungeheuren Kopf und einem Theile des Rückens über den Meeresspiegel empor, um Luft zu schöpfen. Unter schnaubendem, hörbarem Geräusch treiben sie das in die Nasenlöcher eingedrungene Wasser mit großer Kraft heraus.

Bei Gefahr verschwinden sie in der Tiefe und hier können sie unter Umständen lange verweilen, wenn auch die gewöhnlich angeführten Schätzungen, nach welchen sie halbe oder ganze Stunden lang unter Wasser zu bleiben vermögen, übertrieben sein dürften.

Ungestört verweilen sie immer an der Oberfläche. Hier legen sie sich bisweilen auf den Wasserspiegel, bald auf den Rücken, bald auf die Seite, wälzen sich, stellen sich senkrecht und treiben andere Spiele. Manchmal schnellen sie sogar mit halbem Leibe über den Wasserspiegel heraus. Bei ruhiger See überlassen sie sich wohl auch dem Schlafe auf den Wellen, welche sie hin- und hertragen.

Die Nahrung der größten Thiere der Erde besteht aus kleinen, unbedeutenden Weich- und Schalenthierchen, Sepien, Seeanemonen, Quallen und Würmern; darunter befinden sich gar viele, welche dem bloßen Auge kaum sichtbar sind. Aber von diesen Geschöpfen nehmen die Wale freilich Millionen mit einem Schluck zu sich. Den ungeheuren, weitgespaltenen Rachen aufgesperrt, streicht der Wal rasch durch die Fluth, füllt das ganze Mundgewölbe mit Wasser und den in ihm schwimmenden und lebenden niederen Thieren an und schließt, wenn das Gewimmel derselben seiner gar nicht unempfindlichen Zunge fühlbar wird, endlich die Falle. Alle Fasern der Barten stehen senkrecht nach unten und bilden so eine Art von Sieb oder Reuße, durch welche beim Schließen des Maules das Wasser zwar entweichen kann, die sämmtlichen kleinen Geschöpfe aber zurückgehalten werden. Ein einziger Druck der plumpen, kaum beweglichen Zunge treibt nun die ganze Gallerte durch die Mundröhre hinab in den Magen. Die Falle wird von neuem geöffnet, und weiter streicht der Wal durch die Fluth. Ein kleiner Fisch, welcher zufällig in diesen Naturhamen gelangen sollte, wird wahrscheinlich auch mit verschluckt, für größere aber ist der Schlund zu eng. Nebenbei fressen die Thiere auch Seetange mit, welche zufällig in den Rachen gekommen sind.

Hinsichtlich der Sinne stehen die echten Wale den früher beschriebenen Seesäugern ziemlich gleich. Gesicht und Gefühl sind ihre ausgebildetsten Sinne. Die geistigen Fähigkeiten sind aber noch schwächer, als bei den Pottwalen. Alle Bartenwale sind furchtsam, scheu und flüchtig; sie leben unter sich friedlich und harmlos und wohl auch mit den meisten anderen Seethieren in Frieden. Nur wenn sie sich angegriffen sehen, zeigt sich ihr natürlicher Muth, welcher selbst in Wildheit ausartet. Sie vertheidigen sich mit Heftigkeit und gar nicht selten mit Erfolg. Ihre Hauptwaffe ist der Schwanz, dessen ungeheure Kraft man sich vorstellen kann, wenn man erwägt, daß er das Hauptwerkzeug ist, vermittelst dessen der Wal seinen massigen Leib mit Dampferschnelle durch die Wogen treibt. Ein einziger Schlag des Walfischschwanzes genügt, um das stärkste Bot in Trümmer zu schlagen oder in die Luft zu schleudern; ein einziger Schlag ist hinreichend, schon ein sehr starkes Thier und somit auch den allerschlimmsten Feind der Wale, den Menschen nämlich, zu tödten.

Auch über die Fortpflanzung der Bartenwale ist man noch nicht ganz im Reinen. Man weiß, daß die Weibchen oder „Kühe“, wie die Grönländer sie zu nennen pflegen, ein einziges (Andere sagen zwei) Junge zur Welt bringen, welches sie lange säugen, sehr lieben, mit Muth und Ausdauer vertheidigen, bei Gefahr unter einer der Finnen verbergen und solange führen, bis der junge Wal selbständig geworden. Ueber die Zeit der Trächtigkeit aber fehlen genaue Beobachtungen durchaus. Es ist wahrscheinlich, daß die Bartenwale verhältnißmäßig schnell wachsen; dennoch gehört eine größere Reihe von Jahren dazu, ehe sie ihre volle Größe erlangt. Gegenwärtig trifft man nur selten vollständig erwachsene Wale an: Speck, Thran und Fischbein sind so gewinnbringende

Gegenstände, daß der Mensch es gar nicht mehr dazu kommen läßt, daß eins der gewaltigen Thiere sein volles Alter erreicht. An Alterschwäche stirbt gegenwärtig kein Bartenwal mehr; für jeden, welcher lebt, ist bereits eine Harpune geschmiedet. Thran und Fischbein sind das Verderben der Thiere, Fleisch, Haut und Knochen, welche von einigen Völkerschaften benutzt werden, kommen nicht in Betracht; denn jene Völkerschaften sind keine gefährlichen Gegner unserer Thiere.

In der ersten Sippe der Familie vereinigt man die Finnfische oder Schnabelwale (Balaenoptera), lange, schlank gebaute Thiere mit einer, wenn auch nicht gerade hohen Fettflosse hinter der Rückenmitte, kleiner Schwanzfinne, schmalen Brustflossen, fast gerader Schnauze und zahlreichen, tiefen Furchen, welche von dem Unterkiefer an bis zum Nabel längs des Bauches verlaufen. Im Vergleich zum Walfisch ist hauptsächlich die Größe und Schlankheit der Finnfische bemerkenswerth. Das Geripp besteht aus 7 Halswirbeln, welche selten mit einander verwachsen; darauf folgen 15 Rücken-, 14 Lenden- und 24 Schwanzwirbel.



Der Finnfisch (Balaenoptera boops).

Der Finnfisch, nordische Schnabelwal, Norwal oder Norqual, auch Jubarte, Gibbar und Jupitersfisch genannt (Balaenoptera boops), ist verhältnißmäßig der schlankeste aller Wale und das längste aller Thiere der Erde; denn er kann eine Länge von mehr als 100 Fuß erreichen. Zwei Finnfische, welche an der Ostküste Nordamerikas und zwar in der Nähe des Columbiaflusses und bezüglich in der Davisstraße strandeten, maßen sogar 105 Fuß in der Länge. Der kegelförmig gestaltete Kopf nimmt etwa den vierten Theil des Riesenleibes ein und geht ohne Unterbrechung in denselben über. Der Leib ist am stärksten unter den Brustfinnen, nimmt nach vorn zu nur wenig an Dicke ab, verdünnt sich aber von den Brustflossen an allmählich gegen die verhältnißmäßig sehr kleine Schwanzflosse zu und drückt sich

vor ihr seitlich zusammen. Die Brustflossen, welche dicht hinter dem Kopfe liegen, haben etwa $1/10$ der Leibeslänge; die von Fett strotzende, kegelförmig gestaltete, mit der stumpfen Spitze sich nach rückwärts neigende und am hinteren Rande ausgeschnittene Rückenflosse steht ungefähr im letzten Fünftel der Leibeslänge; die Schwanzfinne ist vollkommen flach gedrückt, in der Mitte tief ausgeschnitten und deutlich in zwei Lappen geschieden; ihre Breite kommt dem Fünftel der Leibeslänge ziemlich gleich. Die Augen liegen unmittelbar hinter und über dem Winkel der fast geraden Schnauze, die außerordentlich kleinen Ohröffnungen zwischen Auge und Brustflossen, die Spritzlöcher auf der Oberseite der Schnauze und zwar auf einer Erhöhung vor den Augen; sie sind durch eine Scheidewand in zwei gleich gekrümmte Oeffnungen getheilt und schräg gerichtet, sodaß ihre vorderen Enden höher als die hinteren stehen. Eine erhabene, rundliche Leiste umgibt sie und bildet zugleich den Rand für eine seichte Vertiefung, welche auf jener Erhöhung sich einsenkt. Der Leib ist vollkommen nackt, mit alleiniger Ausnahme einiger wenigen Haare oder besser groben, büschelweise vertheilten, an der Spitze in sehr feine Theile zerschlissenen Hornfäden, welche am oberen Ende des Oberkiefers sich befinden, manchmal 3 Fuß lang werden, sich aber auch gänzlich abschleifen. Auf der Oberseite ist die glänzende Haut tiefschwarz, unten reinweiß, porzellanartig, in den tieferen Furchen bläulichschwarz. Diese Furchen beginnen am Rande des Unterkiefers und verlaufen von da aus längs der ganzen Unterseite bis gegen den Nabel hin, d. h. bis über den halben Leib weg. Die untersten sind die längsten, die obersten die kürzesten. Jede dieser flachen Falten ist etwa einen Zoll breit und durch vertiefte Furchen von einander getrennt, welche jedoch hier und da verschwinden und somit die strenge Regelmäßigkeit des Verlaufs der Falten aufheben. Die zahnlosen Kiefern tragen jederseits etwa 350 bis 375 Bartenreihen, die vorn am engsten zusammenliegen und hinten am weitesten von einander entfernt stehen. Der Seitenrand des Oberkiefers ist unten sanft ausgeschweift und zieht sich nach hinten bogenförmig nach dem Auge hin. Der Unterkiefer ist wenig gebogen, und deshalb klaffen die Kiefern etwas aus einander. Die Unterlippe bewirkt den Schluß des Maules; er nimmt die Barten gänzlich in sich auf.

Der nördlichste Theil des atlantischen Weltmeers und das Eismeer sind die Heimat des Finnfisches. Besonders häufig zeigt er sich in der Nähe der Bäreninsel, Novaja Semljas und Spitzbergens; aber auch in der Nähe des Nordkaps ist er nicht selten. Auf einer drei Tage dauernden Reise von Vadsö nach Hammerfest sah ich fünf Finnfische, darunter einen außerordentlich großen, welcher sich im Porsangerfjord herumtrieb. Zu gewissen Zeiten steigt das Thier in südlichere Gewässer herab, und somit findet man es auch in den gemäßigten und tropischen Meeren; ja, es soll sogar im südlichen Eismeer umherschweifen. Wie es scheint, finden diese Wanderungen im Frühjahre und im Herbste statt; wahrscheinlich geht es im Herbst südlich, im Frühjahr nördlich. In früheren Zeiten fand man es in großer Menge in der Nähe der Falklandsinseln; gegenwärtig ist es weit seltener geworden.

Wie man schon aus der schlanken Gestalt schließen kann, ist der Finnfisch in allen seinen Bewegungen ein rasches, gewandtes Thier. Er ist der schnellste aller Wale; denn er läßt, wenn er mit voller Kraft durch die Wogen schießt, jedes Dampfschiff hinter sich. Er schwimmt in gerader Richtung und kommt sehr oft an die Oberfläche, um zu athmen. Nach meinen eigenen Beobachtungen erschien er durchschnittlich alle 90 Sekunden, um Luft zu schöpfen. Das brausende Geräusch beim Ausathmen und bezüglich Auswerfen des Wassers vernahmen wir schon in einer Entfernung von einer guten halben Stunde; von dem widrigen Geruch dagegen, welcher dem ausgestoßenen Wasser anhaften soll, haben wir Nichts verspürt. Bisweilen liegt er auf der Oberfläche des Wassers auf der Seite und schlägt mit den Brustfinnen auf die Wellen, dreht und wendet sich, legt sich auf den Rücken, taucht unter und scherzt überhaupt gar lustig im Wasser umher, ja er soll selbst, wie ein kleiner Fisch, den ganzen gewaltigen Leib durch einen mächtigen Schlag der Schwanzflosse über das Meer emporschleudern und dann mit donnerähnlichem Gepolter in der Tiefe versinken. Er ist ein höchst muthiger Gesell und übertrifft den eigentlichen Walfisch in allen geistigen Fähigkeiten bei weitem.

Die Berichte stimmen darin überein, daß er an Wildheit und Kühnheit kaum hinter dem bösartigsten aller Wale zurücksteht. Nicht blos die Mutterliebe ist bei ihm außerordentlich groß, sondern auch die Liebe zu seinen Genossen, welche er bei Gefahr nach Kräften zu vertheidigen sucht.

Der Finnfisch liebt eine kräftigere Nahrung, als der Wal. Sie besteht größtentheils aus kleinen Fischen, welche er oft scharenweise vor sich hertreibt und in dem weiten Rachen schockweise auf ein Mal fängt; nebenbei werden auch schalenlose Weichthiere und andere kleine Meeresbewohner mit aufgenommen, ja, er soll sich selbst von Tangen nähren und zwar nicht blos von solchen, welche zufällig ihm in das Maul gerathen, er soll vielmehr diese Wasserpflanzen förmlich abweiden. Es ist thatsächlich erwiesen, daß er sich auf seinen Zügen nur solange in ein und derselben Gegend aufhält, als noch Tange in ihr vorhanden sind, dann aber andere pflanzenreichere Orte aufsucht. Freilich ist hierbei immer festzuhalten, daß die Tange es sind, welche auch seine Nahrung herbeiziehen, und deshalb noch nicht zweifellos erwiesen, daß die Pflanzen den Hauptbestand seiner Nahrung ausmachten. Dagegen läßt sich nun wieder einwenden, daß kein anderer Wal freiwillig so nahe an die gefährlichen Küsten herankommt, als gerade der Finnfisch. Er allein ist es, welcher sich in den engen Fjorden Norwegens umhertreibt und die übrigen schmalen Buchten des Meeres besucht; er ist es aber auch, welcher am häufigsten strandet. Man kennt allein vom Jahre 1819 an mehr als zwanzig Beispiele, daß Finnfische auf den Strand europäischer Küsten geworfen wurden und elendiglich umkamen.

Ueber die Zeit der Paarung und die Dauer der Trächtigkeit weiß man nichts Gewisses. Man nimmt an, daß jene im Sommer stattfindet und diese etwa 9 bis 10 Monate in Anspruch nimmt. Auch über die Anzahl der Jungen sind die Angaben nicht übereinstimmend. Die Meisten sagen, daß der Finnfisch nur ein Junges werfe, während Andere von zweien reden. Die Mutter liebt ihren Sprossen ungemein. Er schwimmt stets an ihrer Seite, und wenn er säugt, erfaßt er die Zitze und läßt sich von der Mutter ruhig nachschleifen. Bei Gefahr sucht sie ihn auf alle mögliche Weise zu schützen. Sie fährt wüthend unter die Bote ihrer Verfolger, schlägt mit dem Schwanze und den Brustfinnen um sich und achtet keine Wunde, wenn es gilt, ihr Theuerstes zu schützen.

Die Jagd des Finnfisches ist wegen der großen Schnelligkeit und Heftigkeit des Thieres schwieriger, und der Nutzen, welchen das erlegte Thier gewährt, weit geringer, als bei dem eigentlichen Walfisch. Deshalb stellt man ihm auch nicht regelmäßig nach, wie diesem. Man sucht zwar jedes Finnfisches, den man bemerkt, habhaft zu werden, aber doch nur dann, wenn keine Walfische in der Nähe sind. Jagd und Fang sind genau dieselben, wie bei den übrigen Walen, aber mit größerer Gefahr verbunden, als beim Wal. Wenn der Finnfisch die Harpune erhält, fährt er mit rasender Heftigkeit zur Tiefe hinab, so daß gar nicht selten das Bot unter das Wasser gezogen wird. Falls er längs der Oberfläche fortschwimmt, sind die Fänger schon zufrieden, obgleich er sie oft sieben bis acht Meilen hinter sich nachschleppt, ehe er ermüdet. Uebrigens ist die Gefahr, durch ihn das Bot zu verlieren, nicht die geringste; denn nicht selten kommt es vor, daß er sich plötzlich gegen seine Angreifer wendet und durch einen Schlag mit dem Schwanze Bot und Mannschaft vernichtet. Anderson berichtet, daß andere Finnfische, welche in der Nähe sich befinden, ihrem angegriffenen Gefährten zu Hilfe eilen, und ein alter Seemann erzählt, daß die Verwundeten ein fürchterliches Gebrüll ausstoßen, welches alle Wale im Umkreise herbeilockt. Soviel scheint festzustehen, daß die Anhänglichkeit dieser Thiere an ihre Gefährten groß ist. Wie andere Wale, geht auch der Finnfisch bald zu Grunde, wenn die Harpune so gut geschlendert wurde, daß sie durch den Speck in das Fleisch eindrang; ein edler Theil des Leibes braucht nicht verletzt zu werden: die sehr bald beginnende Eiterung führt den Tod herbei.

Ein Finnfisch, dessen Geripp ich bei einem norwegischen Kaufmann und Naturforscher in Vadsö liegen sah, war auf sonderbare Weise erlegt worden. Er hatte sich beim Besuchen des Varanger Fjords zwischen Scheren festgearbeitet und zuletzt so zwischen die Felsen gezwängt, daß er weder vorwärts, noch rückwärts konnte. Einige lappländische Fischer, welche ihn sahen, eilten herbei und suchten sich nun des Ungeheuers zu bemächtigen. Sie hatten keine andere Waffe, als ihre

großen Messer, säumten aber keinen Augenblick, mit diesen dem Thiere im buchstäblichsten Sinne des Wortes auf den Leib zu rücken. Sie erkletterten mühselig den glatten Rücken unseres Wales und schnitten und stachen solange an ihm herum, bis er seinen Geist aufgegeben hatte. Der Kaufmann Nordvi kaufte ihn für dreißig Thaler Geldes ab; er gewann aber schon aus dem Thran allein das Vierfache seiner Auslage, und hatte außerdem noch das von den Fängern gewöhnlich verachtete Geripp sorgfältig aufbewahrt, in der Absicht, es an eins der Museen zu verkaufen.

Gewöhnlich gibt der Finnfisch wenig Thran, ein Thier von 88 Fuß Länge nicht mehr als 8 bis 10 Tonnen. Der Speck ist dünn, wässerig, bei jungen Thieren gallertartig und fast völlig thranlos. Die Barten sind kurz und brüchig; Fleisch und Knochen werden gewöhnlich gar nicht benutzt, sondern den Thieren des Meeres überlassen. Außer dem Menschen soll der Butskopf oder Schwertfisch der gefährlichste Feind seines gewaltigen Verwandten sein. Man behauptet, daß er scharenweise den vor ihm in eiliger Flucht dahinjagenden Schnabelwal verfolge, denselben mit seinem fürchterlichen Gebiß angreife und nicht eher von ihm ablasse, als bis er getödtet oder aus Angst auf den Strad gerannt sei.

Neben diesem Riesen erscheint der Sild oder Sommerwal (Balaenoptera rostrata), welcher derselben Familie angehört, als ein Zwerg, und wird deshalb auch wohl geradezu Zwergwal genannt. Er erreicht blos 30 Fuß Länge, ähnelt aber sonst dem Finnfisch so, daß er für das Junge desselben angesehen worden ist. Die Oberseite ist dunkel, fast schwarz, die Unterseite licht, ins Röthliche spielend, mit einem rosenfarbigen Anflug an der Kehle und Bauch, welcher durch die röthliche Hautfarbe bewirkt wird. Den Hauptunterschied zwischen beiden Thieren bildet die verschiedene Zahl der Wirbel; denn der Zwergwal hat nur 7 Hals-, 11 Rücken- und 18 Schwanz-, im ganzen also blos 48 Wirbel. Die Barten, von denen man 320 in jeder Reihe zählt, sind weißgelb.

Der Sildwal bewohnt den nördlichen Theil des atlantischen, möglicherweise auch die durch die Behringsstraße mit diesem in Verbindung stehenden Theile des indischen Meeres. Er ist nirgends gerade selten, kommt jedoch immer nur einzeln oder höchstens in kleinen Gesellschaften vor. Wie es scheint, leben beide Geschlechter im Sommer getrennt, und gesellen sich erst zur Zeit der Paarung, welche im November stattfinden soll. Nach 11 bis 12 Monaten wirft das Weibchen ein Junges, welches etwa 9 Fuß lang, schon im ersten Jahre um 3 bis 4 Fuß an Länge zugenommen hat und sehr rasch fortwächst. Die Nahrung des Zwergwales besteht vorzugsweise aus Fischen, und zwar nicht blos aus kleinen, sondern auch aus solchen von Lachsgröße. Sepien und Quallen hat man ebensowenig, als Tange in seinem Magen gefunden.

Man macht auch auf diesen Wal Jagd, aber nur, wenn er der Küste nahe kommt. Die Fischer vereinigen sich, bilden einen Halbkreis und versuchen durch Rufen und Schreien den Wal zu erschrecken und in eine enge Bucht zu treiben, wo er dann gewöhnlich auf den Strand läuft und zusammengestochen wird. Der Speck gilt als sehr wohlschmeckend, und soll sich eingesalzen lange aufbewahren lassen. Der Thran wird als vorzüglich gerühmt, und auch das Fleisch von den Nordländern verwendet, und zwar genossen.

Eine dritte Art der Finnfische ist der Keporkak der Grönländer, der Humpback oder Bunsch der Engländer (Balaenoptera longimana), ein plump gebautes Thier von 80 bis 90 Fuß Länge, durch den verhältnißmäßig sehr großen Kopf und durch die am vorderen und hinteren Ende buchtig gekerbten, rundlich endenden Brustflossen ausgezeichnet: diese messen über ein Viertel der Leibeslänge, d. h. bis 26 Fuß. Die Oberseite ist schwarz, der Bauch graulichweiß gefärbt; die Brustfinnen sind weißlich, die Hauptfurchen am Unterhalse und an der Brust hellroth.

Auch dieser Wal ist Weltbürger. Man hat ihn in allen Meeren gefunden, wenn auch nicht so nahe an den Polen, wie die übrigen Verwandten. Es scheint, daß er wandert. Vom Mai bis

zum November findet man ihn in der Davisstraße, im März und April an den Bermuden, im Winter fern von den Küsten in der hohen See, sowohl im Norden, wie im Süden. Er schwimmt rasch und gewandt, spielt, schnellt sich manchmal in die Luft und frißt Fische und schaleulose Weichthiere. Die Zeit der Paarung und die Dauer der Trächtigkeit sind noch unbekannt. Das Weibchen wirft im Frühjahr ein Junges von etwa 14 Fuß Länge, welches bei der Mutter bleibt, bis es etwa 30 Fuß lang geworden ist. Die Alte vertheidigt es mit großer Aufopferung, ergreift aber die Flucht, wenn sie verwundet wurde.

Die Grönländer machen eifrig Jagd auf den Keporkak; sie wissen alle Theile des Leibes zu benutzen. Speck und Thran sind beinahe von derselben Güte, wie bei dem des Zwergwales. Aus dem Dünngedärme werden Fensterscheiben gefertigt. Die Knochen benutzt man zur Erbauung von Boten.



Der Sild oder Sommerwal (Balaenoptera rostrata).

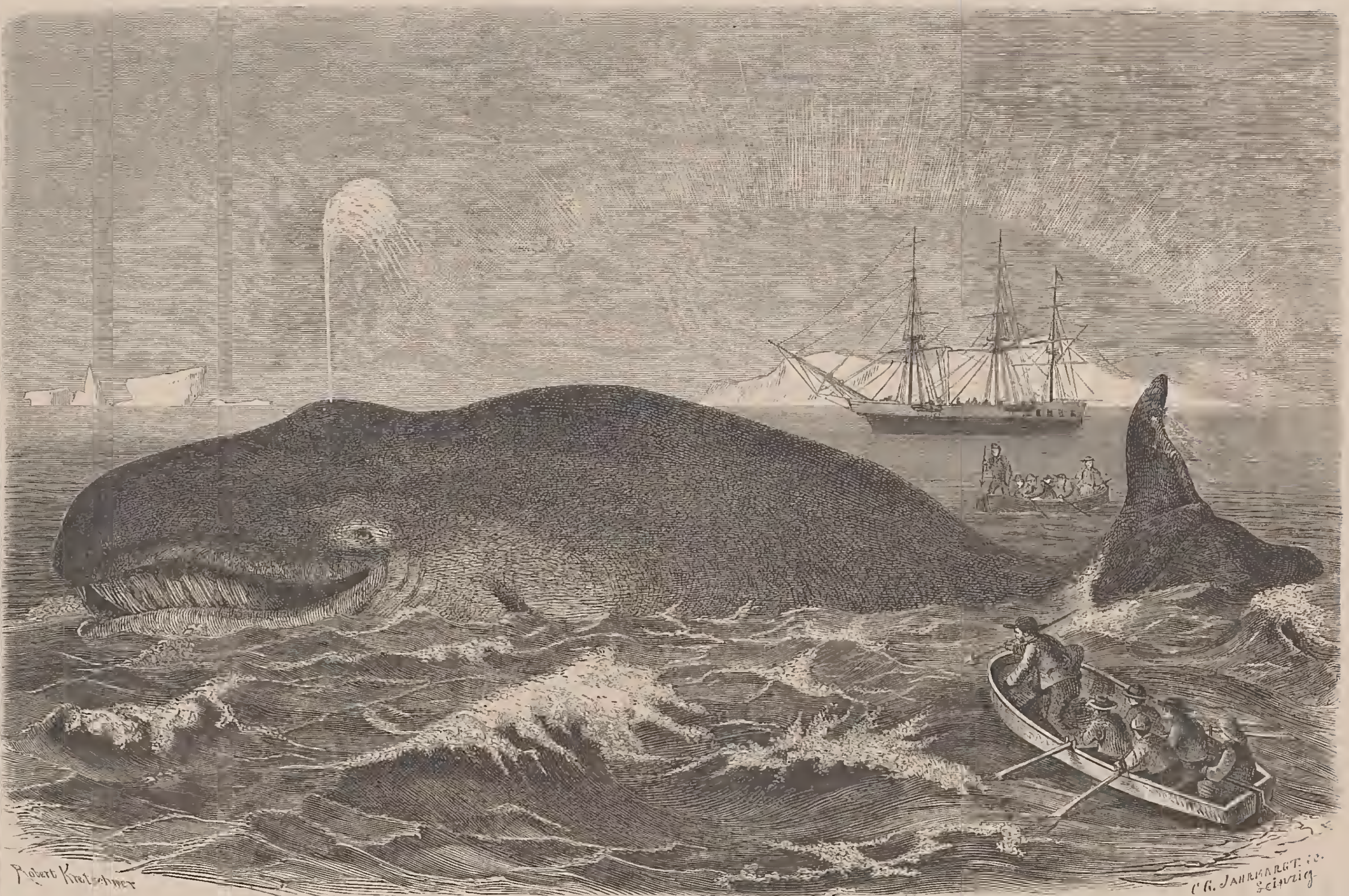
Außer dem Menschen und dem Schwertfisch wird der Bunsch auch noch von vielen Schmarotzern belästigt. Es gilt mit als ein Kennzeichen dieses Wales, daß gewisse Schmarotzer aus der Ordnung der Rankenfüßer nur auf ihm sich ansetzen und auch schon auf den jüngsten Thieren vorhanden sind, während der eigentliche Finnfisch immer frei von dieser lästigen Gesellschaft bleibt.

In der zweiten Sippe vereinigt man die beiden eigentlichen Wale. Sie unterscheiden sich von den vorhergehenden durch den plumpen, gedrungenen Leib, welcher höchstens 70 Fuß Länge erreicht, durch den Mangel an der Fettflosse auf dem Rücken und der Furchen am Bauche, durch eine nach vorn sich verschmälernde, abwärts gekrümmte Schnauze, durch die sehr langen Barten, die kurzen, breiten Brustflossen und die große, tief ausgeschnittene Schwanzfinne.

Mit Sicherheit hat man nur zwei dieser Sippe angehörige Mitglieder unterschieden: den nördlichen und den südlichen Walfisch. Beide sind sich außerordentlich ähnlich; doch bleibt der südliche hinter dem nordischen immer an Größe zurück, hat auch einen kleineren Kopf, eine breitere Schnauze, kürzere Barten, größere Brustflossen, eine weniger tief ausgeschnittene Schwanzfinne und dunklere Färbung, sowie verschiedene Eigenthümlichkeiten im Gerippe, unter anderen zwei Rippenpaare mehr. Wir lernen beide Arten genügend kennen, wenn wir die über den nordischen Wal gemachten Beobachtungen zusammenstellen.

Unzählige Seefahrer und Schriftsteller haben über dieses ebenso auffallende, als nützliche Geschöpf berichtet; unter Allen aber danken wir dem Engländer Scoresby die ausführlichste und genaueste Beschreibung des Walfisches. Der dem Menschen angeborene Hang zur Uebertreibung des Wunderbaren hat sich auch bei dem nordischen Walfische gezeigt. In vielen älteren Schriften und selbst noch in manchen von unwissenden Schriftstellern der Neuzeit zusammengestellten Beschreibungen finden wir die Angabe, daß es in früheren Zeiten Walfische von 150 bis 200 Fuß Länge gegeben habe, und daß nur die unablässige Nachstellung des Menschen die Ursache wäre, wenn die heutigen Wale höchstens 80 bis 100 Schuh lang würden. Diese Angaben sind als völlig aus der Luft gegriffene anzusehen. Scoresby, welcher selbst beim Fang von dreihundertzweiundzwanzig Walen zugegen war, fand unter ihnen keinen von mehr als 60 Fuß Länge; der größte, den er beobachtete, maß blos 58 Fuß. Nur Karl Gisecke berichtet von einem im Jahre 1813 gefangenen Walfisch, welcher 67 Schuh lang war, und im Anfang dieses Jahrhunderts wurde einer bei Spitzbergen harpunirt, welcher ungefähr dieselbe Länge und 15 fußlange Barten besaß. Diese beiden sind die größten, von deren Fang wir überhaupt Kunde haben; denn auch die Seefahrer, welche vor mehr als drei- bis vierhundert Jahren auf den Walfischfang auszogen, sprechen nur von 60 Fuß langen Walen. Und ein solches Thier ist und bleibt auch immer eine wahrhaft ungeheuerliche, staunenerregende Erscheinung! Bei dieser Länge besitzt das Ungethüm einen Umfang hinter den Brustflossen von mehr als 30 bis 40 Fuß und ein Gewicht von gegen 300,000 Pfund: ein Gewicht, welches etwa von 30 Elefanten, 40 Nashörnern oder Flußpferden und 200 Stieren aufgehoben würde.

Der Walfisch (Balaena Mysticetus) ist ein unförmliches Geschöpf, welches in allen seinen Gliedern Mißverhältnisse zeigt. Der ungeheure Kopf nimmt drei bis vier Zehntel oder durchschnittlich ein Drittel der Gesammtlänge des Leibes ein. Das Maul mißt 16 bis 20 Fuß in der Länge und 10 bis 12 Fuß in der Breite: es gibt Raum genug für ein Bot mitsammt seiner Mannschaft. Der vollkommen runde Leib, welcher nicht durch einen sichtbaren Hals vom Kopfe geschieden ist, trägt 7 bis 9 Fuß lange, 4 bis 5 Fuß breite, längliche, eiförmig gestaltete, sehr biegsame und bewegliche Brustflossen und eine ungeheuer große Schwanzfinne von 5 bis 6 Fuß in der Länge und 18 bis 26 Fuß in der Breite — ein Ruder oder Steuer, welches gegen 200 Geviertfuß Fläche besitzt. Die Spritzlöcher liegen bei dem erwachsenen Thiere etwa 10 Fuß von dem Schnauzenende entfernt, auf der höchsten Stelle des Kopfes, und sind etwa 1½ Fuß lange, Sförmig gestaltete, schmale Längsspalten. Die Augen, welche kaum größer sind, als die eines Rindes, stehen seitlich am Kopfe, schräg über und hinter den Mundwinkeln. Der Hörgang ist so eng, daß man kaum den kleinen Finger hineinstecken kann, außerdem aber noch, wie bei den meisten Walen, verschließbar und also dem Wasser unzugänglich. Barten besitzt der Walfisch 316 bis 350 auf jeder Seite des riesigen Rachens. Die längsten stehen in der Mitte des Kiefers; von da an verkürzen sie sich nach beiden Seiten hin. Barten von funfzehn Fuß Länge werden außerordentlich selten getroffen. Bei Walen von 50 Fuß Länge messen sie gewöhnlich 10 bis 11 Fuß, bei einer Breite von ebensoviel Zollen. Die Zunge liegt unbeweglich im Kiefer; sie ist mit ihrer ganzen Unterseite an diesem festgewachsen, sehr groß und so weich, daß der geringste Druck eine tiefe Mulde in ihr hinterläßt, so weich, daß ein Mann, welcher sich auf sie niederlegen wollte, in ihr versinken würde: sie ist



Grönlands-Wal

eigentlich nichts Anderes, als ein zelliger Oelschlauch. Unter der verhältnißmäßig dünnen, zähen Haut liegt eine mächtige, d. h. 8 bis 20 Zoll dicke Specklage, welche den ganzen Leib umgibt; dann erst folgt das bei jungen Thieren rothe und zarte, bei älteren fast schwarze, grobe, faserige Fleisch. Auf der äußeren Seite ist die Haut fett, wie ölgetränktes Leder, und weich wie Sammt. Der Rücken und die Seiten bis gegen den Bauch hin, die beiden Brustfinnen und die Schwanzfinne sind gewöhnlich tiefschwarz, die Lippen, der Unterkiefer und der größte Theil des Bauches weiß, schwach gelblich überflogen. Der hintere Theil des Leibes vor der Schwanzfinne, ein Theil der Gelenkhöhlen unter den Brustfinnen und die Augenlider sind grau; doch gibt es Wale, welche oben ganz schwarz, unten reinweiß sind; es gibt gescheckte, gefleckte und vollkommen weiße. Nur am Vorderende der beiden Lippen stehen einige kurze Borstenhaare; im übrigen ist die ganze Oberhaut vollkommen nackt.

Die Heimat des Walfisches ist auf die hochnordischen Meere beschränkt. Er findet sich nach dem Pole zu soweit das Meer eisfrei ist, nach Süden hin etwa bis zum 60. Grad nördl. Breite. Wie es scheint, zieht er zwischen den Nordküsten Europas, Asiens und Amerikas hin und her und geht zuweilen durch die Behringsstraße in das kamtschatkische Meer über. In den grönländischen Gewässern, in der Davisstraße und Behringsbay ist er noch am häufigsten, an den asiatischen Küsten dagegen sehr selten. Seine bevorzugten Aufenthaltsorte sind die sogenannten Walfischgründe, jene Stellen des Meeres, in denen die letzten Wirkungen des Golfstromes verspürt werden und die, Dank der eben durch den Golfstrom gespendeten Wärme, verhältnißmäßig reich an den kleinen Meerthieren sind, welche die ausschließliche Nahrung des riesigen Säugethieres ausmachen. Besonders nahrungsreiche Stellen im Eise vereinigen manchmal große Gesellschaften von Walfischen; doch kann man nicht behaupten, daß der Walfisch gesellschaftsweise lebt. Es scheint, daß es mehr Männchen, als Weibchen gibt; es fehlen jedoch hierüber zur Zeit noch genauere Berichte.

Ungeachtet seiner gewaltigen Größe ist der Wal doch ein sehr behendes Thier. Seine ungeheure Kraft siegt über die Schwere des Leibes. Der Schwanz ist das eigentliche Bewegungswerkzeug; denn die wagrecht ausgestreckten Brustflossen dienen nur dazu, den Leib im Gleichgewicht zu halten und eine Wendung oder Drehung zu erleichtern. Ihre Wirksamkeit sieht man deutlich beim Tode des Wales; denn mit dem letzten Seufzer fällt er auf die Seite oder auf den Rücken. Von der ungeheuren Kraft des Schwanzes kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wenn man bedenkt, wie ein Bewegungswerkzeug, welches ebensoviel Oberfläche hat als die Schraube eines mittelmäßigen Dampfers, auf das Wasser wirken muß.

„So plump der Leib des Wales auch ist,“ sagt Scoresby, „so rasch und geschickt sind seine Bewegungen. Ein Walfisch, welcher, ohne sich zu rühren, auf der Oberfläche ruht, kann in fünf oder sechs Sekunden außer dem Bereich seiner Verfolger sein. Doch hält so große Schnelligkeit nur wenig Minuten an. Bisweilen fährt er mit solcher Heftigkeit gegen die Oberfläche des Wassers, daß er ganz über dieselbe herausspringt; bisweilen stellt er sich mit dem Kopfe gerade niederwärts, hebt den Schwanz in die Luft und schlägt auf das Wasser mit furchtbarer Gewalt. Das Getöse, welches dabei entsteht, wird bei stillem Wetter bei großer Entfernung gehört, und die Kreise verbreiten sich auf eine ansehnliche Weite. Von einer Harpune getroffen, schießt er, wenn auch nur wenige Minuten lang, wie ein Pfeil fort, mit einer Geschwindigkeit, daß er sich bisweilen die Kinnladen durch das Aufstoßen auf den Boden zerbricht.“ Schon bei gewöhnlichem Schwimmen auf der Oberfläche vermag der Wal neun englische Meilen in der Stunde zurückzulegen; verwundete zwölf bis sechszehn Meilen, eine Schnelligkeit, welche die jedes Dampfers noch übertrifft. „Besäßen die Wale,“ sagt Pöppig, „einen ihrer Kraft und Größe angemessenen Verstand, so würde nicht nur kein Bot, sondern auch keins der größten Schiffe ihren Stößen widerstehen können und sie die einzigen und wahren Beherrscher des Weltmeeres sein.“

Aber die Bartenwale sind ebenso stumpfsinnige als geistesarme und zudem auch feige Geschöpfe. Unter ihren Sinnen scheinen blos Gesicht und Gefühl ziemlich ausgebildet zu sein. Im klaren Wasser

soll der Wal andere seines Gleichen in erstaunlicher Entfernung wahrnehmen können; über Wasser dagegen soll sein Auge nicht weit reichen. Das Gehör ist so stumpf, daß er nach Scoresby einen lauten Schrei, selbst in der Entfernung einer Schiffslänge, nicht vernimmt; dagegen macht ihn bei ruhigem Wetter ein geringes Plätschern im Wasser aufmerksam und spornt ihn zur Flucht an. Ein Vogel, welcher sich ihm auf die Haut setzt, erregt sein Entsetzen; er taucht dann gewöhnlich mit größter Schnelligkeit in die Tiefe. Vögel erscheinen blos deshalb auf ihm, um die Unmassen von Schmarotzerthieren, welche sich in seiner Haut eingefressen haben, abzulesen, und das Hacken und das Ausleeren dieser Thiere vermittelst des Schnabels mag dem Walfisch nicht eben behagen. Die Oberhaut des Thieres scheint überhaupt ziemlich gefühlvoll zu sein. So merkt es eine Witterungsveränderung im voraus; denn vor jedem Sturm oder Gewitter überfällt es eine große Unruhe, und es tobt dann heftig in den Fluthen umher. Unter seinen geistigen Eigenschaften dürfte blos seine Anhänglichkeit an andere und die Mutterliebe erwähnenswerth sein. Andere Anzeigen des Verstandes hat man nicht beobachtet. Der Walfisch rächt sich nicht einmal für die ihm angethane Beleidigung oder die ihm beigebrachten Verwundungen.

Die Nahrung besteht in Weich- und Krustenthieren, zumal Flossenfüßern und vor allen der nördlichen Klio, welche in Unmenge das Eismeer überdeckt. Außerdem verzehrt er noch Ringelwürmer und zwar diejenigen Arten, welche frei im Meere herumschwimmen. Fische scheint er nur zufällig mit aufzunehmen und große kann er, seines engen Schlundes wegen, gar nicht verschlingen.

Wenn der Wal sich vollkommen ungestört weiß, nähert er sich alle zwei bis drei Minuten der Oberfläche, um zu athmen und nimmt dann rasch nach einander vier bis sechs Mal Luft ein. Der Strahl, welchen er auswirft, steigt nicht selten bis vierzig Fuß in die Höhe und kann somit auf eine Entfernung von einer oder anderthalb Seemeile gesehen werden. Seefahrer vergleichen die Strahlen einer Herde von Walfischen mit den rauchenden Schornsteinen einer Fabrikstadt, lassen aber dabei freilich ihrer Einbildungskraft völlig freien Spielraum. Scoresby gibt an, daß der Wal, auch wenn er auf Nahrung ausgeht, funfzehn bis zwanzig Minuten, wenn er verwundet, aber sogar eine halbe bis beinahe eine ganze Stunde unter Wasser verweilen könne. Die Angabe scheint mir zu hoch gegriffen zu sein. Der genannte Beobachter fügt hinzu, daß ein Wal, welcher etwa 40 Minuten lang unter Wasser verweilte, ganz erschöpft wieder an die Oberfläche komme, wahrscheinlich in Folge des ungeheuren Wasserdruckes, den er in der Tiefe des Meeres aushalten mußte, eines Druckes, welcher mehr als 100,000 Centner betragen soll.

Eine Stimme hat man von dem Walfisch noch niemals wahrgenommen, und Scoresby glaubt, daß er gar nicht im Stande wäre, Töne auszustoßen. Der Naturforscher kann dieser Meinung nicht beipflichten, weil der Kehlkopf des Wales wie der des Finnfisches gebaut ist und man von diesem schon mehr als ein Mal ein Gebrüll gehört hat.

Bei recht gutem Wetter hat man den Walfisch auch während seines Schlafes beobachtet. Er liegt dann wie ein Leichnam auf der Oberfläche, ohne sich zu rühren, hält sich aber durch die Brustflossen immer im Gleichgewicht.

In den nordischen Meeren paaren sich Walfische zwischen Anfang Junis und Ende Julis. Um diese Zeit zeigen beide Geschlechter große Erregung und treiben alle die Künste und Spiele, welche ich schon oben beschrieben habe. Nach zehn Monaten, möglicherweise aber auch nach zweiundzwanzig oder gar vierunddreißig, im März und April nämlich, bringt das Weibchen ein einziges Junge, höchst selten auch Zwillinge zur Welt. Dieses ist schon ein recht tüchtiges Thier von zehn bis vierzehn Fuß Länge und entsprechendem Umfang und Gewicht. Die Jungen wachsen außerordentlich rasch; noch als Säuglinge haben sie bereits eine Länge von etwa 20 Fuß, einen Umfang von 15 Fuß und fünf Tonnen oder 11,200 Pfund erreicht. Sie folgen ihrer Mutter über ein Jahr lang, bis die Barten so weit gewachsen sind, daß sie selbst ihre Nahrung sich erwerben können. „Ohngeachtet des Stumpfsinnes der Wale,“ sagt Scoresby, „ist doch die mütterliche Liebe außerordentlich groß.

Man fängt das Junge, welches die Gefahr nicht kennt, mit leichter Mühe hauptsächlich zum Zwecke, die Alte herbeizulocken. Sie kommt dann auch gleich dem verwundeten Kinde zu Hilfe, steigt mit ihm an die Oberfläche, um zu athmen, treibt es an, fortzuschwimmen, sucht ihm auf der Flucht behilflich zu sein, indem sie es unter ihre Flossen nimmt, und verläßt es selten, so lange es noch lebt. Dann ist es gefährlich, sich ihr zu nähern. Aus Angst für die Erhaltung ihres Kindes setzt sie alle Rücksichten bei Seite, fährt mitten in die Feinde und bleibt um ihr Junges, wenn sie schon von mehreren Harpunen getroffen ist."

Eine der genaueren Schilderung würdige Beobachtung führt Fitzinger nach einer mir unbekannten Quelle an. „Bei einem jungen harpunirten Walfisch erschien die Mutter augenblicklich, ohngeachtet der Nähe des Botes, von welchem aus die Harpune geworfen worden war, ergriff das Junge mit einer ihrer Brustflossen und riß es mit ausdauernder Gewalt und Schnelligkeit mit sich fort. Bald kam sie aber wieder empor, schoß wüthend hin und her, hielt inne oder änderte auch plötzlich die Richtung und gab alle Zeichen der höchsten Angst deutlich zu erkennen. So fuhr sie eine Zeit lang fort, beständig von den Boten gedrängt; endlich kam eins von diesen so nahe, daß eine Harpune nach ihr geworfen werden konnte; sie traf zwar, blieb jedoch nicht stecken. Eine zweite wurde geworfen; doch auch diese drang nicht ein und erst die dritte blieb im Leibe fest. Ohngeachtet der erhaltenen Verwundungen, versuchte die Alte nicht, zu entfliehen und ließ auch die anderen Bote nahe kommen und bot somit den übrigen Verfolgern Gelegenheit, ihr drei Harpunen in den Leib zu schleudern. Nach einer Stunde etwa war sie getödtet."

Solche Fälle der edelsten Mutterliebe rühren jedoch den Walfischfänger nicht im geringsten; er hat nur seinen Vortheil im Auge und opfert ihm wie der Robbenschläger jedes menschliche Gefühl auf. Der Fang des Walfisches geschieht ganz in der Weise, welche ich oben kurz angegeben habe. Die eigentlichen Walfische sind bei weitem die werthvollsten aller Seesäugethiere. Ein Walfisch von 60 Fuß Länge und einem Gewicht von 70 Tonnen enthält bei 30 Tonnen Speck, welche etwa 24 Tonnen Thran geben. Ein solches Thier hat 1½ Tonne oder 3360 Pfund Fischbein. Ist die sogenannte Probenplatte oder die größte Barte 7 Pfund schwer, so kann der ganze Betrag auf eine Tonne angeschlagen werden. Eine Tonne Thran kostet gegenwärtig zwischen 3 und 4 Pfund Sterling, eine Tonne Fischbein aber 160 bis 180 Pfund Sterling. Aus diesen Angaben kann man den Nutzen eines getödteten Walfisches berechnen. Einzelne Schiffe haben schon 75,000 Thaler auf einer einzigen Reise verdient, andere aber auch 14,000 Thaler verloren.

Die gesitteten Europäer benutzen nur den Speck und die Barten, die hochnordischen Völkerschaften dagegen wissen auch das Fleisch zu verwerthen. Sie essen den Speck gern und trinken den Thran mit einer Leidenschaft wie ein ausgemachter Säufer geistige Getränke. Den Eskimos ist die rohe Haut ein Leckerbissen. Manche Walfischfahrer nehmen die merkwürdige Unterkinnlade des Walfisches mit, und in holländischen Dörfern sieht man hier und da eine derselben zu einem Thore verwendet. Weit größeren Nutzen ziehen die Nordländer aus den Rippen des Walfisches. Sie bauen aus ihnen ihre Hütten oder benutzen sie zum Schiffsbau.

Der Wal hat außer dem Menschen und dem oben beschriebenen Schwertfisch oder Butskopf noch einige andere Feinde, wenn auch diese ihn mehr belästigen als schaden. Der nördliche Hai verfolgt ihn mit demselben Eifer wie der Schwertfisch und reißt ihm große Stücken aus seinem fettigen Leibe heraus. Man erzählt von diesem Räuber, daß er ebenfalls in Truppen dem Walfisch nachfolgt, sowie sein Rücken über dem Wasser erscheint, in die Luft springt und ihm beim Zurückfallen mit dem Schwanze tüchtige Hiebe beibringt. Mehrere Male will man gesehen haben, daß dieser Hai in Gesellschaft der Schwertfische dem Riesen zu Leibe gehe und während diese ihn von unten zerfetzen, seine Schläge austheilt. Recht lästig werden dem Walfisch auch eine Menge kleiner Schmarotzer, welche sich auf seinem Leibe festsetzen. Die Walfischlaus bürgert sich oft zu Hunderttausenden auf ihm ein und zerfrißt ihm den Rücken so, daß man vermuthen möchte, eine bösartige Krankheit habe den

armen Riesen befallen. Auch Meereicheln bedecken ihn nicht selten in großer Menge und geben wieder mancherlei Seepflanzen die geeigneten Anhaltspunkte her, so daß es Wale gibt, welche eine ganze Welt von Thieren und Pflanzen mit sich herumtragen müssen.

Der südliche Wal (Balaena australis) ist kleiner als sein nordischer Verwandter, kleinköpfiger und spitzschnäuziger. Die Flossen sind größer und spitzer, die Barten kürzer, als bei jenem; die Färbung ist mit Ausnahme einer kleinen weißen Stelle am Unterleibe tiefschwarz. Er liebt mehr gemäßigte Breiten, als die Länder nahe an den Polen. Im Frühjahre sucht er die Buchten an der Westküste Amerikas auf und gibt nun den Fischern Gelegenheit zum Fang. Auch an der Südspitze Afrikas und in Neuholland kommt er vor; man hat ihn aber auch bei Japan und Kamtschatka, ja selbst im nördlichen Eismeere gefangen. In den südlichen Gewässern um Amerika und Neuholland ist er nicht selten, im südlichen Eismeer am häufigsten.

Er scheint regelmäßig und zwar in größeren Gesellschaften zu wandern. Ein Reisender sah einmal gegen 800 Stück nach dem ochotzkischen Meere ziehen.

Merkwürdigerweise sucht dieser Wal zur Fortpflanzungszeit die seichteren Gewässer auf; wenigstens hat man in diesen nur Weibchen und Junge, niemals Männchen gefunden. Am Vorgebirge der guten Hoffnung erscheinen die trächtigen Weibchen im Juni oder Juli regelmäßig, verweilen in der Nähe der Küste bis zum September, und kehren dann mit ihren Jungen in die offene See zurück.

Auch der Fang des südlichen Walfisches ist ergiebig, obwohl er gegen früherhin bedeutend abgenommen hat. In den letzten Jahren haben die Engländer wiederholt gar keine Walfische in der Südsee verfolgt, sondern den Fang einzig und allein den Amerikanern überlassen. Nächst diesen stellen die Japanesen dem südlichen Wale, wenn er in die Nähe ihrer Küsten kommt, eifrig nach. Wahrscheinlich wird auch er das Schicksal seines nordischen Verwandten theilen müssen. Er wird schließlich auch in den abgelegensten und unzugänglichsten Meerestheilen aufgesucht werden und mit der Zeit wahrscheinlich ganz von der Erde verschwinden.



Namenverzeichniß.*)

A.

*) Die Umlaute ä, ö, ü sind wie ae, oe, ue betrachtet und daher zwischen **ad, od, ud** und **af, of, uf** eingeordnet. Eine II vor Seitenzahlen bezeichnet den 2. Band.

C.

D.

E.

F.

G.

L.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

X.

Y.

Z.

Uebersicht des Inhalts.

Erster Band.

Erste Reihe.

Handthiere (Primates).

Zweite Ordnung.

Die Affen (Simiae).

Zweite Reihe.

Krallenthiere (Unguiculata).

Fünfte Ordnung.

Raubthiere (Rapacia).

Dritte Familie: Schleichkatzen (Viverrae) S. 461.

Vierte Familie: Marder (Mustelae) S. 493.

Fünfte Familie: Bären (Ursi) S. 576.

Sechste Familie: Igel (Erinacei) S. 645.

Siebente Familie: Spitzmäuse (Sorices) S. 661.

Achte Familie: Mulle (Talpae) S. 681.

Zweiter Band.

Sechste Ordnung.

Die Beutelthiere (Marsupialia).

Fünfte Familie: Springbeutelthiere (Halmaturi) S. 42.

Sechste Familie: Beutelmäuse (Phascolomyes) S. 57.

Siebente Ordnung.

Die Nager (Rodentia).

Erste Familie: Eichhörnchen (Sciuri) S. 62.

Zweite Familie: Murmelthiere (Arctomyes) S. 82.

Dritte Familie: Erdgräber (Georhychi) S. 96.

Vierte Familie: Bilche (Myoxi) S. 102.

Fünfte Familie: Mäuse (Mures) S. 112.

Sechste Familie: Wühlmäuse (Arvicolini) S. 148.

Siebente Familie: Biber (Castores) S. 168.

Achte Familie: Springmäuse (Dipodes) S. 177.

Neunte Familie: Hasenmäuse (Eriomyes) S. 194.

Zehnte Familie: Schrotmäuse (Psammoryctae) S. 204.

Elfte Familie: Stachelschweine (Hystrices) S. 213.

Zwölfte Familie: Hufpfötler (Caviae) S. 230.

Dritte Reihe.

Zahnarme (Edentata).

Achte Ordnung.

Die Klammerthiere (Tardigrada).

Neunte Ordnung.

Die Scharrthiere (Effodientia).

Zehnte Ordnung.

Die Kloaken- oder Gabelthiere (Monotremata).

Vierte Reihe.

Hufthiere (Ungulata).

Elfte Ordnung.

Die Einhufer (Solidungula).

Zwölfte Ordnung.

Die Wiederkäuer (Ruminantia).

Fünfte Familie: Antilopen (Antilopae) S. 495.

Sechste Familie: Ziegen (Caprae) S. 565.

Siebente Familie: Schafe (Oves) S. 595.

Achte Familie: Rinder (Boves) S. 615.

Dreizehnte Ordnung.

Die Vielhufer (Multungula).

Erste Familie: Rüsselthiere (Proboscidea) S. 685.

Zweite Familie: Tapire (Tapiri) S. 711.

Dritte Familie: Klippschliefer (Hyraces) S. 721.

Vierte Familie: Borstenthiere (Setigera) S. 726.

Fünfte Familie: Plumpe (Obesa) S. 747.

Fünfte Reihe.

Seesäugethiere (Pinnata).

Vierzehnte Ordnung.

Die Flossenfüßer (Pinnipedia).

Erste Familie: Seehunde (Phocae) S. 780.

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

Stimmen der Presse
über Brehm's Illustrirtes Thierleben.

(Im Auszug.)

Wollte ich auf alle Vorzüge des **Illustrirten Thierlebens** von Direktor Dr. Brehm eingehen, so würde ich schon über die 13 ersten Hefte eine Abhandlung schreiben müssen; soll ich aber mein Urtheil kurz fassen, so läßt sich nach den bis jetzt erschienenen 13 Heften mit Grund erwarten,

daß Brehm's Thierleben auf dem Gebiete der populären Naturgeschichte nicht nur eins der interessantesten und gründlichsten, sondern das beste Buch zu werden verspricht, was unsere Literatur über das Leben der gesammten Säugethiere und Vögel besitzt.

Was Blasius für die Säugethiere Mitteleuropa's, was Tschudi für die Thiere der Alpenwelt geleistet hat, das wird Brehm für sämmtliche Säugethiere und Vögel leisten. Mag ich auf die abgerundete, populäre oder leicht faßliche und anziehende Darstellung sehen, mag ich auf die getreuen, meist der Natur selbst entnommenen Abbildungen sehen, die durch den Fleiß des Künstlers lebenswahre Musterbilder, ja eigentliche Thier-Portraits geworden sind — Brehm's Thierleben ist nach allen Seiten hin musterhaft. Seine Schilderung des Hundes, des Löwen oder auch der Fledermäuse, wenn ich Beispiele nennen soll, ist noch von Niemandem übertroffen. Es kann daher das allgemeine und ungetheilt gespendete Lob des Brehm'schen Werkes von unseren gefeiertsten Naturforschern, wie von Karl Vogt, Oskar Schmidt, von unserem berühmten Physiologen Rudolph Wagner, sowie von Owen, Roßmäßler und anderen Männern vom Fache, wohl um so mehr als gerechtfertigt angesehen werden, weil wohl nicht leicht ein anderer Zoolog zu solchem Werke durch seine ganzen Verhältnisse so befähigt ist, wie Direktor Brehm, auch wohl selten Jemand die günstigen Umstände so gut zu benutzen verstand. Schon als Knabe wurde Brehm von seinem Vater, dem bekannten Beobachter der gefiederten Welt, dem Veteranen unserer Ornithologen, zum eignen Beobachten angeleitet und erwarb sich später auf seinen weiten Reisen in und außer Europa durch Beobachtung der Thiere in ihrer Heimat selbst, sowie durch eifriges Studium in den vorzüglichsten zoologischen Gärten Europa's, wie jetzt zu Hamburg, die Befähigung, Thierleben gründlich aufzufassen und durch Wort und Bild zu schildern und dadurch die Leser für seinen Gegenstand zu fesseln. Brehm versteht auch den Stoff sorgfältig zu sichten. Unverdauete Auszüge und leichtgläubige Nacherzählungen einfältiger Reisebeschreiber, wie solche unter andern in Oken's großer Naturgeschichte in Menge stehen, finden sich in Brehm's Werke nicht. Brehm erfreut uns deshalb mit einem Werke, welches allgemein ansprechen muß, mit einem Werke, welches als wahres Bedürfniß bei Alt und Jung, bei Hohen und Niederen, bei Lehrern und Schülern, bei Männern des Faches wie bei Laien, kurz bei Allen, welche in unserer Zeit die hohe Bedeutung der Naturwissenschaften begriffen haben, die freundlichste Aufnahme finden wird und wohl zum Theil schon gefunden hat und so auch zugleich die geschmackvolle und schöne Ausstattung bei billigem Preise dem thätigen Verleger lohnen wird. Wem Förderung und Verbreitung naturhistorischer Kenntnisse in weiten Kreisen am Herzen liegt, der muß pflichtmäßig zur weiteren Verbreitung des Buches beitragen und diese Pflicht suchte ich durch vorstehende kurze Andeutungen zu erfüllen.

Dr. **Leunis**,
Professor der Zoologie in Hildesheim.

Eine auf wahrer Beobachtung des Lebens und Treibens der Thierwelt beruhende Charakteristik derselben, die zugleich den strengen Anforderungen der Wissenschaft und dem Bedürfniß des nach anziehender Unterhaltung und Belehrung verlangenden Laienpublikums entspicht, dürfte nur von wenigen Werken, so wie von dem vorliegenden geboten werden. Niemand dürfte auch zu einer solchen Schilderung des Thierlebens so geeignet sein, als der Verf. ... Ein solcher Forscher allein war im Stande, einem tiefgefühlten Bedürfniß der Gegenwart abzuhelfen, ein Werk zu schaffen, das auf wissenschaftlicher Grundlage ein anschauliches Bild des Thierlebens gewährt, frei von jedem Fabel- und Märchenglauben, frei von Uebertreibung und sentimentaler Ausartung. Wie sehr der Verf. befähigt ist, ein solcher Führer zur Heimstätte der Thiere zu sein, das beweisen die ersten drei Hefte seines Werkes, welche uns die Affen und Halbaffen vorführen. Es existirt nicht leicht eine vollständigere und lebendigere Schilderung der einzelnen Thiergruppen, und überall sehen wir uns unmittelbar in die heimatliche Natur dieser Thiere selbst eingeführt rc.

Dr. **Otto Ule**,
Herausgeber der „Natur."

Mit Vergnügen habe ich in der Fortsetzung dieses Werkes in jeder Beziehung den günstigen Eindruck bestätigt gefunden, welche die ersten Lieferungen mir gewährten. Auch aus weiterem Kreise, und dabei von sehr urtheilsbefähigter Stimme, ist mir die erfreulichste Anerkennung der Vorzüge dieses Werkes ausgesprochen worden.

Dr. **Fr. Schödler** in Mainz.

Von dem „Illustrirten Thierleben" von Dr. Brehm, Direktor des Hamburger zoologischen Gartens, ist jetzt der erste Band beendigt. Ich empfinde fast ein Bißchen Neid, wenn ich den stattlichen Band mit den vielen vortrefflichen Holzschnitten durchblättere — ich möchte das Buch selber geschrieben haben! Aber ich unterdrücke den Neid und lese, betrachte, vergleiche — und stets nehme ich den Band mit neuem Vergnügen zur Hand und lege ihn nie ohne Gewinn zur Seite. Bis jetzt sind uns nur die Affen und Halbaffen, die Flatterthiere und Raubthiere in mehr als siebenhundert Seiten geschildert, diese aber auch mit einer Treue und Ausführlichkeit, mit einer Klarheit und Präcision, welche nichts zu wünschen übrig lassen.

Brehm hat den Schwerpunkt seiner Arbeit in das Leben und Treiben der Thiere gelegt. Die Beschreibungen der äußeren Form und des inneren Baues nehmen den geringeren Raum ein — aber die kleinsten Aeußerungen des geistigen Lebens, das Verhalten bei Tag und bei Nacht, in allen Zuständen, welche das Thierleben bieten kann, sind um so ausführlicher dargelegt, um so heller beleuchtet. Wo der Verfasser selbst gesehen und beobachtet hat (und er hat die alte Welt vom tropischen Afrika bis zum Gürtel des Polarkreises durchstreift), wird die Darstellung mit seltener Frische anschaulich und plastisch; wo er das Thier im wilden Zustande nicht hat beobachten können, ruft er seine reiche Erfahrung aus Thiergärten und Menagerien zu Hülfe; wo auch dieses nicht ausreicht, greift er zu den rechten Quellen, die bei jagenden und reisenden Naturforschern, nicht bei bälgebeflissenen Museumshockern sprudeln. Der Styl ist einfach, faßlich, entbehrt aber weder des Kolorits hübscher Wendungen, noch saftiger Würzen und zuweilen selbst prikelnder Beigaben, die zu weiterem Genusse reizen.

Ganz besonders muß ich noch der meist ausgezeichneten Holzschnitte erwähnen. Die Stellungen sind vortrefflich, dem Leben abgelauscht und doch so gewählt, daß die charakteristischen Kennzeichen lebhaft und ungezwungen hervortreten; die Ausführung meist markig, Schatten und Licht wohl gewahrt und die ganze Behandlung so, daß man aus dem Schwarzen die Farbe erräth. Die größeren bildlichen Gruppen, die ein ganzes Blatt einnehmen, sind meist künstlerisch zusammengestellt und die landschaftliche Staffage mit Treue und Sorgfalt ausgewählt und harmonisch der Thiergruppe angefügt. Brehm mag sich glücklich schätzen, zwei in ihrem Fache so vortreffliche Zeichner wie Kretschmer und Zimmermann als Mitarbeiter seines verdienstlichen, schönen Werkes gewonnen zu haben. Professor **Karl Vogt** in Genf.

[**Leipziger Illustrirte Zeitung.**] Das Werk ist in aller Hände und so vielfältig besprochen, wie kein anderes naturwissenschaftliches seit Oken's jetzt veralteter, aber für ihre Zeit vortreffliche Naturgeschichte. Noch etwas neues über Brehm's Werke zu sagen, ist schwer. Der Fachmann hat den echt wissenschaftlichen Geist und die durchgeführte Methode, der Gebildete im Allgemeinen die Klarheit, den Reichthum, die unwiderstehliche Anziehungskraft desselben anerkannt. Es ist nicht eben schwer, über einen herausgerissenen, wissenschaftlichen Gegenstand eine anziehende Vorlesung zu halten oder eine gute Abhandlung zu schreiben, aber ein ganzes, großes, wissenschaftliches Feld mit systematischer Treue und doch interessant darzustellen, das gelingt nur Wenigen. Brehm ist Meister in der Beobachtung des lebendigen Thieres, und wahrlich, sein Auge hat viel gesehen. Aber obgleich er sich einen Bürger dreier Erdtheile nennen kann, konnte er freilich nicht Alles selbst beobachten. Doch auch diese Lücken weiß er trefflich auszufüllen; er besitzt ein außerordentliches Talent, aus dem massenhaft von Reisenden und Forschern angesammelten Material das Beste auszusuchen, und fast in jedem seiner Thierbilder haben wir eine Geschichte der Kunde der bezüglichen Thierart. Welche Arbeit, nur dieses ungeheure Material zusammenzubringen, dann die Spreu vom Kern zu trennen und nun den letztern zu angenehmer, kräftiger Kost umzuarbeiten! Wäre Brehm selbst kein Beobachter, hätte er nur wie einst der Verfasser der populärsten englischen Naturgeschichte, Goldsmith, kritisch compilirt, er hätte schon ein außerordentliches Verdienst um die Zoologie sich erworben. Allein wohl die Hälfte des Ganzen ist Brehm's eigenste Geistesarbeit, darum schätzen wir das Werk nicht nur, sondern auch den Mann, der es geschaffen. Die Illustrationen, deren übrigens solche Textesschilderungen kaum bedürften, sind vortrefflich; fast ohne Ausnahme wurden sie nach dem Leben gezeichnet und häufig gibt uns Brehm die erste gute Abbildung des betreffenden Thieres. Das Werk hat, so viel wir wissen, seinen Weg durch die gebildete Welt schon gemacht, dieses brauchen wir ihm nicht mehr zu wünschen, wohl aber wünschen wir dem Verfasser und der großen Leserzahl, daß jenem seine jetzige Stellung in Hamburg die Muse und den frischen Muth bewahren möchte, um in bisheriger Weise fortzuarbeiten, bis das große schöne Werk glücklich seinem Ende zugeführt ist.